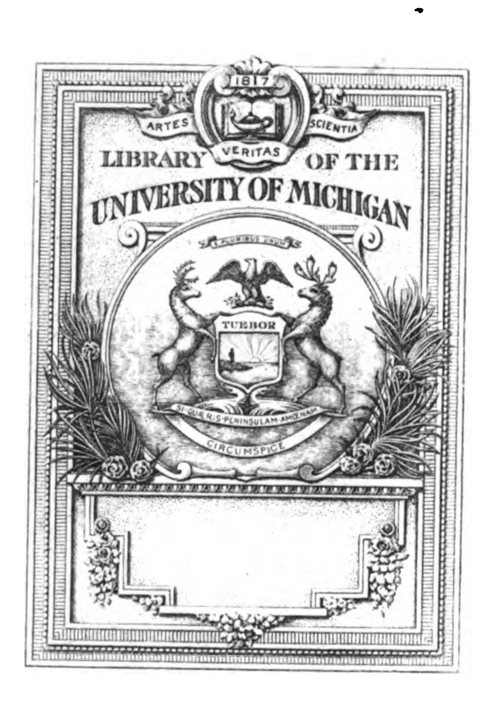
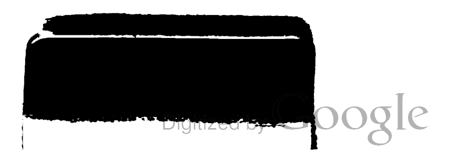

Armenien, einst und jetzt
Ferdinand Friedrich Carl Lehmann-Haupt



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

# ARMENIEN
# Einst und Jetzt

Reisen und Forschungen von

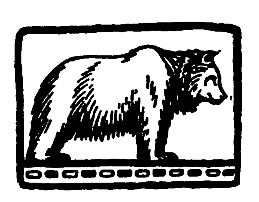
## C. F. Lehmann-Haupt

Herausgegeben mit Unterstützung
des Königlich Preußischen Kultusministeriums,
der Averhoff-Stiftung und der Bürgermeister Kellinghusen-Stiftung zu Hamburg, der Rudolf Virchow-Stiftung
zu Berlin sowie befreundeter Förderer

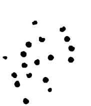
## Erster Band

Vom Kaukasus zum Tigris
und nach Tigranokerta

Mit 117 in den Text gedruckten Abbildungen,
einer Tafel und einer Kartenskizze



B. Behr's Verlag
Berlin
1910



DER TREUESTEN MUTTER EIN DENKMAL
DER TREUSTEN GEFÄHRTIN EIN DANK

# Vorwort.

Später, als mir erwünscht, übergebe ich die Schilderung der armenischen Forschungsreise aus den Jahren 1898/99 und ihrer Ergebnisse der Öffentlichkeit. Mannigfache äußere Hinderungen traten dazwischen, so das neue Lehramt, die Begründung einer Zeitschrift gleich nach der Rückkehr von der Reise, die schwierige Bearbeitung des reichhaltigen Illustrationsmaterials. Der eigentliche Grund der Verzögerung aber liegt tiefer.

Wie die Reise von Zweien ausgeführt wurde, so war auch ihre wissenschaftliche Verwertung in gemeinsamer oder geteilter Arbeit geplant. Davon mußte — aus Gründen, auf die ich S. 26 Abs. 3 und in der Anmerkung dazu auf S. 528 leise hingedeutet habe, — abgesehen werden. Jahrelang war infolgedessen das Verfügungsrecht über das geistige und archäologische Eigentum der Expedition ungeklärt, und die damit verbundenen bitteren und niederdrückenden Erfahrungen wollten erst überwunden sein. Denn nur eine objektive, von diesen schweren nachträglichen Trübungen nicht berührte Reiseschilderung konnte Wert haben und die Mühe lohnen.

Diese notgedrungene Verspätung hat übrigens auch ihre Vorteile. Das Buch greift nun in mancher Hinsicht über den engeren Rahmen der Reiseerlebnisse hinaus. Bedeutsame Beziehungen und wichtige Vorgänge aus jener Zeit kommen in ihren Nachwirkungen bis in die jüngste Zeit hinein zur Geltung. Dahin gehören namentlich die im nordwestlichen Persien gewonnenen oder angebahnten Beobachtungen, die für die gerade jetzt in lebhaftestem Flusse befindliche Entwicklung der persischen Verhältnisse mancherlei Aufschlüsse ergeben. Und ebenso ist die lange Frist naturgemäß der Erweiterung und Vertiefung der Forschungen, namentlich soweit sie vom Eindringen in das Verständnis schwieriger Inschriften abhingen (Kapitel XIII und XIV), zugute gekommen.

Wenn andererseits, wie ich hoffe, die Frische der Eindrücke und der Darstellung durch die Verzögerung keine Einbuße erlitten hat, so

habe ich dies in erster Linie der liebevollen Sorgfalt und der Freudigkeit zu danken, mit der meine vor kurzem von uns gegangene Mutter zu einer für sie besonders schweren Zeit (S. 65) das Amt des Archivars der Expedition übernommen und durchgeführt hat. So liegen die ausführlicheren Briefe und die kürzeren Augenblicksbilder, die die beiden Mitglieder der Expedition gemeinsam oder einzeln in die Heimat sandten, von ihrer Hand wohlgeordnet vor, beleben die Erinnerung und ergänzen die ausführlichen, in die Reisetagebücher aufgezeichneten Beobachtungen.

Vielfache und wesentliche Förderungen verdanken Gestaltung und Drucklegung des Werkes der lebhaften Teilnahme meiner lieben Frau.

Ihr gesellten sich als unermüdliche Helfer bei der Korrektur Oskar Mann und Kurt Regling, als Berater in einzelnen Fragen und Fragengruppen außer ihnen noch Kurt Eckhardt, Ernst Herzfeld, Gustav Kölle, Arthur Leist, Friedrich Sarre.

Herrn P. Wilski, der es gütigst übernommen hat, die größere und genauere Karte zu entwerfen, die die geographischen Ermittlungen der Reise tunlichst verwerten und dem zweiten Bande dieses Werkes beigegeben werden soll (S. 31), ist auch die Kartenskizze zu verdanken, die diesem ersten Bande zur Orientierung der Leser und zur Unterstützung des Verständnisses beigegeben ist. Der zweite Band, der etwa in Jahresfrist folgen soll, wird außer den Routiers auch ein das ganze Werk umfassendes Register enthalten.

Eine besondere, auch die Karte betreffende Schwierigkeit bot die Wiedergabe der Fremdnamen so vieler auch in ihrem Lautbestand gründlich von einander abweichenden Sprachen, in der volle Stetigkeit aus vielen Gründen nicht zu erzielen war. Laute, die dem Deutschen nicht eigen sind, pflegt man in der wissenschaftlichen Umschrift durch sogenannte diakritische Zeichen, Punkte unter und Häkchen an den Buchstaben zu bezeichnen. Es war mein Grundsatz, in dem für einen weiteren Leserkreis bestimmten Haupttext des Buches diese Unterscheidungszeichen, die auf den Fernerstehenden nur störend wirken, möglichst zu vermeiden und die wissenschaftliche Umschrift in die Anmerkungen zu verweisen, zu deren Beginn das Nötigste über die Umschreibung der fremden Laute gesagt ist (S. 525).

An den zahlreichen Abbildungen, die der Band enthält, ist seit der Rückkehr von der Reise so gut wie unausgesetzt gearbeitet worden; zunächst bedurften die photographischen Aufnahmen der Expedition vielfach einer mühevollen Nachbehandlung, der sich mein Schwager Claude du Bois-Reymond, jetzt in Schanghai, mit unermüdlicher Sorgfalt unterzogen hat. Da die künstlerische Zeichnung erheblich

wirksamer ist, als die beste Photographie, so wurde auf Wunsch des Verlegers, Herrn Walther Bloch-Wunschmann, dessen lebhaftes persönliches Interesse dem Buche nicht bloß in dieser Richtung zugute gekommen ist, nur in Ausnahmefällen das photographische Klischee gewählt. So konnten von den Künstlern auch minder vollkommene, als Abbildungen an sich nicht geeignete Vorlagen verwertet werden. Den oft schwierigen Aufgaben haben sich mit großer Liebe die Herren Franz Frohse, Eugen Hanetzog, Max Lübke, Arthur Ratzka, und die Damen Lucy du Bois-Reymond, Helfriede Haupt, Therese Schütz unterzogen.

Durch Bewilligung namhafter Zuschüsse haben außer dem Königlich Preußischen Kultusministerium und den mit ihm auf dem Titel aufgeführten Stiftungen auch mehrere von den auf S. 10f. und 28 genannten Gönnern der Expedition und andere Freunde die Herausgabe des Buches gefördert.

Allen, die auf das Zustandekommen der Reise und dieses Werkes hilfreich hingewirkt haben, sei hier nochmals mein wärmster Dank ausgesprochen.

Berlin, den 29. September 1909.

C. F. Lehmann-Haupt.

# Inhalt.

# Verzeichnis der Abbildungen.

Die Abbildungen sind in der Mehrzahl Strichätzungen nach Zeichnungen, nur in Ausnahmefällen Zinkotypien (Klischees). Wo nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt ist, liegen meine eigenen photographischen Aufnahmen zugrunde. In einigen Fällen standen für ein und dieselbe Zeichnung mehrere, teils von meinem Reisegefährten, teils von mir herrührende Aufnahmen zur Verfügung. Diese sind im Folgenden als „Aufnahmen der Expedition" verzeichnet. Das gleiche gilt für die wenigen Fälle, wo zwar nur eine Aufnahme vorlag, aber nicht mehr mit Sicherheit klarzustellen war, ob sie von meinem Reisegefährten oder von mir herrührt. Die die einzelnen Kapitel beschließenden Vignetten auf S. 56, 115, 165, 180, 199, 222, 241, 261, 306, 323, 358, 380, 500 sind von Herrn Max Lübke nach den auf Toprakkaleh bei Van von der Expedition ausgegrabenen (S. 25) Siegelabdrücken gezeichnet. Für die liberale Überlassung der Klischees auf S. 73—81 gebührt dem Verlage von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) unser bester Dank.



Zur Karte (vgl. S. VI) sei noch bemerkt, daß die Ruinen von Ninive am linken Tigrisufer Mosul unmittelbar gegenüber belegen sind.

# Einleitung.

## Veranlassung und Zustandekommen der Reise.

**Armenien und die Armenier in der landläufigen Vorstellung. — Die geschichtlichen Vorbedingungen der heutigen Zustände. — Die Chalder oder Urartäer. — Hineinragen der vorarmenischen Vergangenheit in die Gegenwart. — Früharmenische Berichte über die ältesten Altertümer des Landes. — Fr. Ed. Schulz' Reisen und Tod 1828/29. — W. Belcks erste Reise 1891. — Geschichte Armeniens im Überblick. — Aufgaben, Mittel und Ergebnisse der deutschen Expedition nach Armenien 1898/99. — Verlauf der Reise. — Einteilung des Werkes.**

Armenien ist, heutzutage wie in früheren Zeiten, ein vielbesprochenes, aber wenig gekanntes Gebiet. Man weiß, daß es ein von unwirtlichen Bergen durchzogenes Hochland ist; aber daß von diesen Bergen weite, anbaufähige und bei einiger Pflege ertragreiche Ebenen eingeschlossen werden, ist der landläufigen Vorstellung unbekannt. Den Armenier trifft man an vielen, vom modernen Reiseverkehr berührten Stätten an — in Konstantinopel, in Smyrna, in Ägypten: man hört und erprobt, daß er ein geriebener Kaufmann, von sprichwörtlicher Schlauheit und nicht selten von entsprechender Gewissenlosigkeit ist, und nach diesen, außer Landes, in der Diaspora, angetroffenen Auswüchsen, bilden Reisende, Journalisten, Archäologen — aber leider nicht bloß diese — ihr schnellfertiges Urteil.

Daß in Armenien selbst die Landbevölkerung durchaus überwiegt, daß der armenische Bauer nüchtern, fleißig und genügsam seine Scholle beackert und, heimatliebend und bodenständig bis zum Äußersten, auch dann an ihr haftet, wenn ihm durch kurdische Raubgier und türkische Willkür alles genommen ist, und sein Leben stündlich in Gefahr ist, das wissen nur die sehr wenigen, die Armenien wirklich und ernstlich bereist haben, und sie haben gegenüber dem eingewurzelten Vorurteil Mühe, sich Glauben zu verschaffen.

Noch weniger sind die historischen Vorgänge und Bedingungen bekannt, auf deren Grundlage die heutigen Zustände erwachsen sind.

Daß die Armenier christlichen Glaubens sind, ist wohl durch die traurigen Berichte über die tatsächlich noch unendlich viel traurigeren Ereignisse der letzten anderthalb Jahrzehnte allgemein kundgeworden. Nur wenigen aber wird gegenwärtig sein, daß Armenien zuerst von allen Ländern das Christentum als Staatsreligion angenommen hat: es geschah im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Erst im vierten ward unter Konstantin das Christentum als eine der im Römischen Reich von Staatswegen zugelassenen Religionen anerkannt.

Daß — um älterer Zeiten zu gedenken — ein armenischer König Tigranes als Verbündeter des großen Mithradates von Pontus den Römern Schwierigkeiten bereitet hat, daß dreieinhalb Jahrhunderte früher die zehntausend Griechen ihren Heimweg aus Babylonien zu winterlicher Zeit durch Armenien genommen haben, bis sie unter den mannigfaltigsten Beschwerden die Gestade des Schwarzen Meeres erreichten, ist jedem Gymnasiasten vertraut. Aber daß es sich bei dem für die politische wie die kulturelle Entwicklung des Altertums so bedeutsamen Kampf zwischen dem Lyderkönig Alyattes und den Medern unter Kyaxares, der durch die Halysschlacht (585 v. Chr.) zugunsten der Meder entschieden wurde, wesentlich um den Besitz Armeniens handelte, wird sich auch mancher von denen kaum klar gemacht haben, denen die Tatsachen selbst und ihre Wirkungen geläufig sind.

Die alte Kultur des Zweistromlandes und ihre Bedeutung für die menschliche Entwicklung steht gegenwärtig in Deutschland, nachdem sie lange Zeit ungebührlich vernachlässigt worden war, im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Ob sich von denen, die ihre Blicke nach Babylon richten, viele die Frage vorlegen, wie es wohl zur Blütezeit dieser Kultur um das Quellgebiet des Euphrat und Tigris, eben das Gebiet, das wir als Armenien bezeichnen, bestellt gewesen sein mag, steht billig zu bezweifeln. Und wenigen auch wird deutlich sein, wie gerade hier älteste Errungenschaften und gegenwärtige neueste Bestrebungen ineinandergreifen. Babylonien, vormals eins der allerfruchtbarsten Gebiete der Erde, möchte man zu neuer Blüte erwecken. Vorbedingung dafür wäre die Wiederbelebung des uralten einheimischen Entwässerungs-, Berieselungs- und Kanalisationssystems, wenn auch die moderne Technik bald über das im Altertum Geleistete hinausgehen würde. Da aber, wie bereits Herodot ganz richtig bemerkt, das Anwachsen der Ströme im Frühjahr durch die Schneeschmelze in den armenischen Gebirgen bedingt wird, so würde dazu die Regelung der Stromverhältnisse des Oberlaufes notwendig sein. Für die Erfüllung der hier gestellten großen Aufgaben würden treffliche

Vorbilder abgeben die Gebirgs-Aquädukte, Kanäle und Grundwasserleitungen eines vor den Armeniern in deren späterer Heimat angesiedelten Volkes, der Chalder, oder wie sie die Assyrer, politisch ihre erbitterten Gegner, kulturell teils ihre Lehrmeister, teils wohl auch ihre Schüler, nannten, der Urartäer, deren Reich um 800 v. Chr. in höchster Blüte stand.

Wer, wie es mir vergönnt war, Armenien auf chaldischer Spur durchreist, dem fügen sich ungesucht und ungewollt älteste Vergangenheit und jüngste Gegenwart zu einem großen Zusammenhange. Es bedarf dort nicht erst der Wiederbelebung ältester Vorzeit, sie ragt vielmehr lebendig in unsere Tage hinein. Im Zweistromland sind die alten Kanäle längst versandet und verschlemmt, jene Wasserbauten der Chalder dienen noch heute ihrem ursprünglichen Zweck, die fruchtbaren Ebenen zu bewässern und den Städten, die ihren Mittelpunkt und ihre Schutzwehr bilden, trinkbares Wasser zuzuführen. Die Städte selbst sind nicht wie im Zweistromland zerstört, verfallen und nur als Trümmerhügel, die der Sand der Wüste begräbt und das Kraut der Steppe überwuchert, kenntlich, sondern bestehen mehrfach noch heute, da, wo sie einst die mächtigen, vorarmenischen Herrscher angelegt haben. Auch die Felsenburgen der Chalder dienen den Zwecken — verhältnismäßig — moderner Verteidigungskunst als Festung oder Fort. Ja selbst die Keilinschriften ihrer Könige sind nicht ausschließlich tote, unverständliche Altertümer, sondern spielen ihre Rolle im Leben und Glauben der heutigen Bewohner. Die Felsinschriften und die Nischen, in denen sie oftmals angebracht sind, gelten als alten, dem Volksglauben noch nicht gestorbenen Göttern geweiht, oder sie bergen verzauberte Schätze. Den chaldischen Denksteinen aber, in der Form der Stele — unseren oben abgerundeten Grabsteinen ähnlich gestaltet — begegnet man ungemein häufig in den christlichen Kirchen; als Schwellen, als Simse, als Ecksteine oder vor dem Altar eingemauert, bilden sie bedeutsame Bestandteile der heutigen armenischen Gotteshäuser. Durch große, — über die Schriftzeichen weg, oft zu deren Schaden eingehauene — Kreuze in der besonderen Gestalt, die das Zeichen Christi bei den Armeniern erhalten hat, ist der ihnen innewohnende Zauber bei der Einmauerung in Segen verwandelt worden. Und wenn sie uns dergestalt Kunde geben, daß, an der Stelle oder in nächster Nachbarschaft des heutigen christlichen Gotteshauses einst eine chaldische Kultstätte sich befunden hat, an der das Monument aufgestellt war, so bestätigen sie für Armenien die allgemeine Beobachtung, daß die Stätten, und selbst die Gegenstände oder die äußeren Zeichen religiöser Verehrung die gleichen bleiben, auch wenn der Glaube —

selbst mehr als einmal — wechselt. Auch alter und neuer Aberglaube umwebt diese, dem schlichten Bauern unverständlichen Zeugen uralter Zeit: als Schwelle in einer durch kurdische Verwüstung zerstörten Kirche in den Boden eingelassen, gilt solch eine Stele als der Talisman, der dem Dorfe das Brot sichert.

Dieses, auf vielen Gebieten erkennbare Hineinragen ältester Zeit in die Gegenwart ist großenteils dem lebendigen, wenn auch unbewußten Verständnis zu verdanken, das die ersten armenischen Einwanderer der einheimischen Kultur, die sie vorfanden und deren Träger sie (um 600 v. Chr.) verdrängten, entgegenbrachten. Die armenische Überlieferung, die uns in Aufzeichnungen frühestens des 6. christlichen Jahrhunderts vorliegt, aber mit ihren Wurzeln natürlich in weit fernere Zeit zurückreicht, leitet die Schöpfungen und Taten der Chalder auf die Stammväter der eigenen Geschlechter zurück. Freilich wird daneben Gestalten des assyrischen Mythus, dem Bel und der Semiramis, eine Rolle zuerteilt: die Erinnerung an die kriegerischen und kulturellen Berührungen, die das Land und seine ältesten Bewohner mit den Assyrern gehabt hatten, ließ sich nicht auslöschen. Wir werden erkennen, daß sie noch bis in Tigranes' „des Großen“ Zeiten lebendig war.

Es erweist sich hier, wie auf anderen Forschungsgebieten aufs neue, daß eine Trennung der altorientalischen und der klassischen Geschichtsperioden weder möglich noch erwünscht ist. Und so sei es auch mir gestattet, von vornherein im allgemeinen zu betonen, was der Inhalt meines Buches, wie ich hoffe, im einzelnen bestätigen wird. Nicht als Spezialist auf orientalistischem Gebiete bin ich gereist, sondern als Historiker, dessen eigentliches Forschungsgebiet das ganze Altertum bis zu seinen späten Ausgängen in spätrömischer und frühbyzantinischer Zeit ist, und der daher den Perioden des klassischen Altertums seine Aufmerksamkeit nicht minder zuwendet wie der früheren Zeit, der die Gegenwart als Ergebnis des geschichtlichen Werdegangs zu begreifen sucht und sich somit auch der Betrachtung mittelalterlicher und neuzeitlicher Geschehnisse und Zustände nicht entziehen kann noch will.

Andererseits wird sich die Wahrheit, daß Armeniens weltgeschichtliche Rolle im Rahmen der historischen Gesamtentwicklung an der äußeren Politik, je weiter man zurückgeht, um so bedeutender erscheint, so wenig verleugnen wie die Tatsache, daß die hier zu schildernde Forschungsreise in erster Linie der Aufhellung der chaldischen Vorzeit, der Voraussetzung alles historischen Lebens auf armenischem Boden galt.

Das Interesse der europäischen Wissenschaft an der „armenischen" Urzeit ist verhältnismäßig früh geweckt worden; die Forschung aber hat nach einem verheißungsvollen Anfang lange gestockt, um erst in unseren Tagen einen weiteren Aufschwung zu nehmen.

Die älteren armenischen Autoren, die sich mit der Geschichte ihres Volkes beschäftigen, gedenken der Schöpfungen ältester Vorzeit wiederholt so, daß sie sie offenbar noch selbst vor Augen gehabt haben, ja aus eigner Anschauung schildern. Die bedeutsamste dieser Stellen aus dem 16. Kapitel des ersten Buches der „Armenischen Geschichte", die den Namen des, im 5. nachchristlichen Jahrhundert, lebenden Moses von Choren trägt, aber wahrscheinlich einige Jahrhunderte später verfaßt ist, setze ich in freier Übertragung hierher:

„An der Ostseite des Salzsees" — das ist der Vansee, wo tatsächlich das heutige Van, die einstige Hauptstadt des chaldischen Reiches, mit ihren wunderbaren, in das lebendige Gestein eines isolierten Rückens aus Marmorkalk gehauenen Felsenbauten belegen ist, — habe Semiramis eine Stadt gegründet und für sie eine Wasserleitung angelegt: „sie ließ zunächst das Bett des Flusses aus großen, durch Mörtel verbundenen Felsblöcken errichten, eine Anlage von bedeutender Ausdehnung und Höhe, die, wie man sagt, noch heute besteht. Durch die Flucht in die Spalten dieses gemauerten Flußbettes schützten sich, wie wir hören, Bewohner des Landes vor den Räubern und Vagabunden, da sie in den Höhlen der Gebirge gesichert sind. Wenn man es versuchen wollte, einen Schleuderstein aus dem Bau der Wasserleitung herauszureißen, so würde es trotz größter Kraftanstrengung nicht gelingen. Und angesichts der vollkommenen Verknüpfung der Steine untereinander gewinnt man den Eindruck, als seien sie durch Wachs miteinander verbunden. Diese viele Stadien lange Wasserleitung führte sie bis zu dem für die Stadtgründung bestimmten Orte." —

Wir werden hören, daß diese Wasserleitung, ein Wunder antiker Technik, noch heute besteht und ihrem ursprünglichen Zwecke, die Ebene von Van zu bewässern, dient. — In dem gleichen Zusammenhange wird der isolierte Felsrücken bei Van im allgemeinen richtig, wenn auch zum Teil etwas unklar, geschildert. Der Felsen „sei so hart, daß niemand mit Eisen darauf eine Furche zu ziehen vermag. Dort errichtete Semiramis Kapellen, Gemächer, Schatzkammern und ausgedehnte Höhlen. Niemand weiß, wie die Ausführung so wunderbarer Werke möglich gewesen ist. Auf der ganzen Oberfläche des Gesteins sind, wie man mit einer Feder in glattes Wachs ritzt, zahlreiche Inschriften angebracht, deren bloßer Anblick jeden in Erstaunen setzt. Damit nicht genug,

ließ Semiramis an vielen anderen Orten des Landes der Armenier Säulen errichten und auch auf diese Säulen mit der gleichen Schrift Worte der Erinnerung an Geschehenes verzeichnen, und an vielen Stellen errichtete sie Grenzsteine mit derselben Schrift." — Wie wir jetzt wissen, entspricht diese Schilderung, wenn man von der Semiramis als vermeintlicher Urheberin absieht, dem wirklichen Tatbestande durchaus.

Diese und andere Stellen aus der altarmenischen Literatur brachten Carl Ritter, den Begründer der modernen historischen Geographie, der speziell für Armenien ein besonderes, später auch bei seinem Schüler und Nachfolger Heinrich Kiepert hervortretendes Interesse hatte, auf den Gedanken, daß diese Felsinschriften, diese Felsenkammern und festgefügten Mauern wohl auch bis auf unsere Tage fortbeständen, und er war es, der einen jungen hessischen Professor, Friedrich Eduard Schulz, auf dieses Forschungsgebiet und seine zu erwartenden Erträge hinwies. Von dem französischen Orientalisten und Armenisten St. Martin, dem Ritter die Angelegenheit auch seinerseits ans Herz gelegt hatte, bestärkt und mit französischen Mitteln ausgerüstet, bereiste Schulz 1828 und 1829 wiederholt Armenien. Und so wurde von einem deutschen Forscher auf deutsche Anregung hin eine reichhaltige Sammlung vorarmenischer Keilinschriften gewonnen, lange ehe in Chorsabad und in Koyundjyk Botta und Layard die Trümmer assyrischer Königspaläste aufdeckten, ja selbst ehe Burnouf und Lassen, auf Grotefends erster Entzifferung (1802) fortbauend, ein volles Verständnis der namentlich durch Carsten Niebuhrs Reisen in Europa bekannt gewordenen altpersischen Keilinschriften gesichert hatten. Dieser Erfolg mußte leider teuer mit dem Tode des jungen Forschers bezahlt werden, der 1829 in der Gegend von Djulamerk der Raubgier eines kurdischen Häuptlings zum Opfer fiel.

Eine Abhandlung, die Schulz im Juni 1828 nach Paris gesandt hatte, wurde 1840 im Journal Asiatique von Julius Mohl veröffentlicht, zugleich mit den Keilschrifttexten, deren Kopien man unter den Papieren, die dem Mörder des unglücklichen jungen Forschers abgenommen worden waren, gefunden hatte. Mohl bekundet gleichzeitig, daß die Société Asiatique eine von Schulz gezeichnete Karte habe lithographieren lassen, diese würde aber erst zusammen mit dem Reisewerke veröffentlicht werden. Karte und Reiseschilderung sind meines Wissens niemals erschienen. Dies nachzuholen wäre für Franzosen und Deutsche eine gemeinsame Ehrenpflicht. Selbst für Gegenden, die später von anderen Reisenden besucht und erforscht worden sind, würden Schulz' in eine so frühe Zeit zurückgehende Aufzeichnungen wichtige Ergänzungen der

späteren Ermittlungen liefern; für andere auch heute noch so gut wie unerforschte Gebiete müßte ihnen Grundlegendes zu entnehmen sein.

Später hat dann H. A. Layard im Jahre 1850 Armenien besucht und besonders in Van die von Schulz gefundenen Inschriften neu kopiert und eine Anzahl anderer hinzugefunden — doch wurden seine Kopien niemals im Originaltext veröffentlicht.

Im übrigen hat eine Vermehrung dieses inschriftlichen Materials jahrzehntelang nur durch zufällige und vereinzelte Funde stattgefunden. Besonders bemerkenswert sind die beiden Inschriften, die ganz im Westen Armeniens gefunden wurden, die eine 1840, von Mühlbach und Moltke als Offizieren in türkischen Diensten unweit Izoly am Euphrat, wenig oberhalb des Knies, das er bei Malatiah macht, die andere etwas weiter östlich von Layard auf der Burg von Palu, am Muradtschai, dem südlicheren der beiden Quellflüsse des Euphrat. Der Hauptanteil an den vereinzelten Funden kam aber auf die Armenier selbst.

Ein Versuch, die Inschriften zu entziffern, konnte erst beginnen, nachdem die Erforschung der ninivitischen Keilinschriften in Fluß gekommen war, mit deren Schriftzeichen, wie leicht zu erkennen war, die vannischen Charaktere die engste, von voller Identität nur wenig entfernte Verwandtschaft zeigten. Die Sprache der Inschriften ist jedoch, wie besonders durch die Arbeiten von Sayce und Guyard festgestellt wurde, weder mit dem semitischen Assyrisch oder überhaupt mit den semitischen Sprachen, noch mit den indogermanischen Sprachen verwandt. Sie gehört zu der durch neue Entdeckungen für uns stets wachsenden Zahl alter vorderasiatischer Idiome, die verhältnismäßig die meiste Ähnlichkeit mit dem Bau der uralaltaischen Sprachen aufweisen, ohne daß eine Zugehörigkeit zu diesem Sprachstamm unmittelbar behauptet werden könnte.

Unter diesen Umständen blieb die Entzifferung zunächst auf die Tatsache angewiesen, daß gewisse Zeichengruppen, sogenannte Ideogramme, die in der babylonisch-assyrischen, ähnlich wie heutzutage in der chinesischen Schrift, einen Gegenstand nicht sowohl nach seiner lautlichen Bezeichnung als vielmehr seinem Begriffe nach und bildlich darstellen, auch in diesen altarmenischen Inschriften wiederkehren. So konnte man, rein nach der äußeren Gestalt des Zeichens, erkennen, wo von einem Gott, einem König die Rede war und die Namen von Göttern und Königen ermitteln, ohne daß man wußte, welches die chaldischen Bezeichnungen für „Gott", „König" seien. So ergab sich auch, daß die Hauptstadt des Reiches, das heutige Van, — von den Armeniern oft als Schamiramakert, die „Semiramis"-Stadt bezeichnet —, in diesen In-

schriften den Namen Tuschpa führte, der bei dem griechischen Geographen Ptolemäus als in der Form Thospia und bei den heutigen Armeniern in der Zusammensetzung Vantosp als Bezeichnung der fruchtbaren Ebene von Van, speziell in ihrem westlichen, nach dem See zu belegenen Teile, vorkommt. Dagegen blieb aus später zu erörternden Gründen unerkannt, daß die Könige ihre Untertanen nach dem von ihnen verehrten Hauptgotte als Chaldis bezeichneten und daß wir somit in ihnen die nördlichen Bergbewohner zu erblicken haben, die von den griechischen Autoren als Chalder, häufiger noch — aber, wie wir sehen werden, irrtümlicherweise — mit dem Namen der bekannten, Südbabylonien bewohnenden semitischen Völkerschaft, als Chaldäer bezeichnet werden.

Dem Scharfblick Guyard's und Sayce's gelang es dann, ebenfalls zunächst nach den vorkommenden Ideogrammen nachzuweisen, daß gewisse Sätze, welche regelmäßig am Schlusse längerer chaldischer Inschriften erscheinen, dem Inhalte nach den Fluchformeln entsprechen, mit welchen am Schluß der assyrischen Königsinschriften vor einer Schädigung der Inschrift selbst oder der Bauten, auf die sie sich bezieht, gewarnt zu werden pflegt. Dadurch wurde ein Einblick in den Bau und den lexikalischen Bestand der Sprache angebahnt, und Sayce konnte den freilich nur sehr unvollkommenen Versuch machen, die bis dahin bekannten „vannischen“ Inschriften zu übersetzen und zu erläutern.

Der Übergang zu einer systematischen Sammlung des Materials der vorarmenischen Keilinschriften wurde angebahnt durch die von Dr. Waldemar Belck im Jahre 1891 ausgeführte Forschungsreise durch Armenien. Von Beruf Chemiker und als solcher drei Jahre lang als Elektrotechniker in dem Siemensschen Kupferbergwerke Kedabeg-Kalakent in Transkaukasien beschäftigt, hatte er für Rudolf Virchow in der Nachbarschaft von Kalakent zahlreiche prähistorische Gräber untersucht und in ihnen die Reste einer einheitlichen und merkwürdigen Kultur entdeckt, deren bedeutsamste Erzeugnisse jene Gürtelbleche waren, an deren Veröffentlichung Rudolf Virchow nachmals (1895) seine bedeutsame akademische Abhandlung über die kulturgeschichtliche Stellung des Kaukasus geknüpft hat. Als Träger dieser hervorragenden Kultur vermutete Belck die ältesten Bewohner Armeniens. Und da auch Virchow für die Aufhellung dieser Frage besonderes Interesse bekundete, so beschloß Belck, sie zu lösen, indem er „die Orte aufsuchte, die durch die Überlieferung als uralte Sitze der ältesten armenischen Bevölkerung bezeichnet wurden und dort etwa vorhandene prähistorische Gräber öffnete, um durch Vergleichung der Funde die Richtigkeit seiner Vermutung zu prüfen.“ Als

solche uralte Plätze galten vor allem die Umgebung des Van-Sees und die Stadt Van selbst, dann aber auch die Gegend von Eriwan" im russischen Armenien, besonders „Armavir, die angeblich älteste armenische Königsstadt".

Mit der Keilschriftforschung war Belck bei Antritt dieser Reise noch nicht in Berührung gekommen und hatte daher auch keinerlei Kunde von der Existenz der vorarmenischen Keilinschriften und ihrer neuerlichen Bearbeitung durch Sayce oder mit den das Reich Urartu und seine Geschichte betreffenden Ergebnissen, die ihnen und den assyrischen Inschriften abgewonnen waren. Er kopierte eine große Anzahl von chaldischen Keilinschriften, von denen ein Teil mit den von Schulz entdeckten identisch war, eine andere bedeutende Anzahl aber sich als gänzlich unbekannt erwies.

Aber selbst die Kopien der bereits bekannten Inschriften waren von Wert, denn sie erwiesen sich, wiewohl Belck den Inschriften genau so fremd gegenüber stand wie Schulz, doch vielfach genauer als dessen Abschriften. Auch war es ihm gelungen, von Inschriften, die Schulz als unleserlich bezeichnet hatte, brauchbare Kopien mitzubringen. Inzwischen hatte Belck schon in Armenien begonnen, sich die bisherigen Ergebnisse der Entzifferung der vorarmenischen Inschriften anzueignen. So konnte er, als ich durch Rudolf Virchow mit ihm zusammengeführt wurde, mir die Königsnamen aus den von ihm kopierten Inschriften richtig vorlesen. Wichtiger war, daß Belck den Standort der von ihm kopierten Inschriften sehr genau beobachtet und verzeichnet hatte. Waren sie, wie häufig, an der Stätte ihrer ursprünglichen Anbringung oder Aufstellung verblieben, so lagen Rückschlüsse auf den Inhalt, auf die baulichen Anlagen, auf die sie sich bezogen, nahe, und daraus konnten sich wertvolle Fingerzeige für das Eindringen in den Sinn der Inschrift ergeben. Von grundlegender Bedeutung in diesem Sinne wurden namentlich die Inschrift vom sog. Semiramis-Kanal (Schamiram-suy) und die der Rusas-Stele. Wenn an der Stützmauer der erstgenannten großartigen, von Belck zuerst näher beschriebenen Wasserleitung, und nur an dieser, in häufiger Wiederholung Inschriften auftreten, die der Hauptsache nach lauten: „Menuas" — der bedeutendste der älteren Chalderkönige, der um 800 v. Chr. lebte, — „hat diesen pili angelegt: Menuas-pili ist sein Name", so war der Schluß unumgänglich, daß unter pili der Kanal oder vielleicht eben die Mauer des heute noch funktionierenden Kanales zu verstehen ist, die tatsächlich das Hauptwerk ist und die auch speziell von den armenischen Schriftstellern als der „Damm des Flusses" bewundernd genannt wird.

In die Bedeutung der von Belck auf dieser Reise entdeckten Stelen-Inschrift des Chalderkönigs Rusas I. (gestorben 714 v. Chr.) einzudringen, wäre nicht gelungen, wenn nicht Belck mit Nachdruck auf die Tatsache hingewiesen hätte, daß sie sich in der Nachbarschaft eines künstlich angelegten Stausees, des Keschisch-göll („Priestersees"), befindet, auf dessen Anlage sie möglicherweise Bezug habe. Unter Verwertung dieser Angaben gelang es mir, bei der Publikation der Belckschen Inschriften die Kanalinschriften und vor allem die Rusas-Stele in den Grundzügen zu entziffern. Sie erwies sich als die Urkunde über die im achten vorchristlichen Jahrhundert durch Rusas I. erfolgte Neugründung des von dem biblischen König Tiglatpileser (IV) 735 v. Chr. zerstörten Hauptstadt des Chalderreiches Tuspa-Van. Einer so alten, bis nahe an das traditionelle Gründungsdatum von Rom (754 v. Chr.) zurückreichenden, im inschriftlichen Original erhaltenen Gründungsurkunde wird sich schwerlich eine der heute noch bewohnten Städte des vorderasiatisch-europäischen Kulturkreises rühmen können.

Diese meine Entzifferung der Rusas-Stele gab den Hauptanstoß zu dem Plane der Reise, deren Verlauf und deren Ergebnisse das vorliegende Buch — allerdings mit gewissen Einschränkungen — schildern will.

Schon im Jahre 1893 machte mir Dr. Belck den Vorschlag, gemeinsam mit ihm Armenien zu bereisen zum Zwecke einer systematischen Durchforschung des gesamten Gebietes des ehemaligen chaldischen Reiches, wobei neue Inschriften aufgesucht und die früher bekannten verglichen werden sollten. Meinem nachmaligen Reisegefährten waren auf seiner ersten Reise mannigfache Nachrichten über das Vorhandensein von Inschriften zugegangen, die er jedoch nicht aufgesucht hatte, weil er auf seine Anfrage von Europa aus die irrtümliche Auskunft erhalten hatte, die vorarmenischen Keilinschriften seien sämtlich bekannt.

So schien der Grundstock von neu zu findenden Inschriften vorgesichert, der reichhaltig genug war, um ein solches Unternehmen zu rechtfertigen.

Es galt nun, die auf 29000 Mk. berechneten Mittel für diese auf acht Monate berechnete Expedition zu gewinnen.

Daß es gelang, ist in erster Linie dem tatkräftigen Interesse und der lebhaften Fürsorge Rudolf Virchows zu danken, der auch als der Erste einen namhaften Beitrag aus der Rudolf Virchow-Stiftung zur Verfügung stellte.

Eine große Anzahl privater, großenteils mir persönlich nahestehender Förderer schlossen sich an. Es waren die Herren Alfred Beit † (London),

Dr. Bürklin Exc. (Karlsruhe), Georg Fromberg (Berlin), Friedrich Lehmann † (London), Heinrich Leo † (Berlin), Dr. Ludwig Lippert (Hamburg), G. Siegle (Stuttgart), Wilhelm und Arnold v. Siemens, Robert und Franz v. Mendelssohn, Robert Warschauer, Alfred und Oskar Wassermann (sämtlich Berlin), die Damen Frl. Elisabeth Kronecker (Berlin) und Frau Marie Oppenheim geb. Lehmann (Hamburg).

Nachdem so eine breite finanzielle Basis gewonnen war, erfolgten beträchtliche Bewilligungen seitens einer Reihe von wissenschaftlichen Gesellschaften und Stiftungen, der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften, der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, der Hamburger Geographischen Gesellschaft, der Averhoff- und der Kellinghusen-Stiftungen in Hamburg und schließlich als Krönung eine Bewilligung von 6000 Mk. aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds durch Seine Majestät den deutschen Kaiser.

In dem Briefe, der mir die Bewilligung der Akademie der Wissenschaften ankündigte, äußerte Theodor Mommsen, daß wir nun reisen könnten, „wenn die Herren Kurden es gestatten".

Durch die Unruhen in den zu bereisenden Gebieten wurde in der Tat das Unternehmen jahrelang verzögert, und als ich am 8. Mai 1898 Berlin verließ, stand es noch durchaus nicht fest, ob wir das Hauptgebiet, das türkische Armenien, überhaupt würden betreten können. Noch viel weniger konnte damals vorausgesehen werden, daß die zunächst auf acht Monate geplante Reise sich infolge der Reichhaltigkeit der keilinschriftlichen Funde und der Erweiterung des Arbeitsgebietes schließlich auf anderthalb Jahre ausdehnen würde.

Die Sammlung neuer und die Vergleichung bereits bekannter chaldischer Inschriften bildete nämlich keineswegs die alleinige Aufgabe, die bei einer Bereisung Armeniens ihrer Lösung näher zu bringen war. Große Teile Armeniens und der angrenzenden Gebiete waren geographisch so gut wie unerforscht. Außerdem harrten aber eine ganze Reihe von geschichtlichen und historisch-geographischen Aufgaben der Untersuchung und Aufhellung durch Forschungen an Ort und Stelle.

Um die der Expedition erwachsenden Gesamtaufgaben würdigen zu können und um Wiederholungen im Verlauf der Schilderung zu vermeiden, empfiehlt es sich, hier einen kurzen Überblick über den heutigen Bestand und die geschichtliche Entwicklung Armeniens vorauszuschicken.

Armenien ist heutzutage kein einheitlicher politischer Begriff: der größte Teil des Gebietes gehört der asiatischen Türkei, kleinere Stücke Rußland und Persien an. Für jeden dieser drei Abschnitte ist ein bedeutender Alpensee charakteristisch: für Russisch-Armenien der

Goktscha-See, für Persisch-Armenien der durch seine Größe und durch seinen bedeutenden Salzgehalt merkwürdige Urmia-See, während dem Osten des türkischen Gesamtgebietes der gleichfalls salzhaltige Van-See das charakteristische Gepräge gibt, dessen Wasser ebensowenig genießbar ist wie das des Urmia-Sees. Alle drei Seen zeigen periodische Niveauschwankungen, auf deren nähere Erforschung Wert zu legen war.

Die Gestalt des Van-Sees ist der der Insel Sizilien nicht unähnlich. Etwa der Lage von Syrakus entsprechend, jedoch, außer beim höchsten Wasserstande des Sees, nicht unmittelbar am südlichen Teile des östlichen Seeufers, liegt die heutige Stadt Van, einst die Hauptstadt des Chalderreiches und später noch einmal ein armenischer Königssitz.

Der Provinzialeinteilung nach gehört das russische Armenien zum Generalgouvernement des Kaukasus, und zwar zu den transkaukasischen Gouvernements Elisabethpol und — teilweise — Tiflis, während das ebenfalls großenteils armenische Gebiet von Kars, das zu Ende des Russisch-Türkischen Krieges 1877 von der Türkei an Rußland abgetreten wurde, noch unter militärischer Verwaltung steht.

Persisch-Armenien bildet den östlicheren Teil der großen Provinz Azerbeidjan, der alten (Media) Atropatene.

Von den Provinzen der asiatischen Türkei gehören Armenien ganz oder doch zum allergrößten Teile an: die Wilajets Van, Bitlis, Erzerum, Ma'mûret el 'Azîz (Charput). Dazu kommen Teile von Diyârbekir und Mosul. Eine solche türkische Provinz steht unter der Verwaltung eines Wali (Generalgouverneurs). Sie zerfällt in mehrere Liwa's oder Sandjak's, denen ein Mutessarif (Untergouverneur) vorsteht, die Liwa's zerfallen ihrerseits wieder in Kaza's, unter Leitung eines Kaimmakams. Doch gibt es auch Kaza's, die direkt vom Wali ressortieren. Außerdem steht dasjenige Kaza, in welchem die Hauptstadt eines Wilajets oder eines Liwa steht (Merkes Kaza), regelmäßig unter der unmittelbaren Leitung je des Wali oder des Mutessarif. Unterabteilungen der Kaza's bilden wiederum die von einem Mudir verwalteten Nahije's (Kreise). Die türkischen Städte haben einen Bürgermeister und zerfallen in einzelne Quartiere — Mahalle genannt — während an der Spitze der Landgemeinden als Dorfschulze der Muchtâr steht.

Die uns geläufige Bezeichnung „Armenien“ ist erst im 6. Jahrhundert in den altpersischen Keilinschriften des Darius Hystaspis nachweisbar, und frühestens im 7., wahrscheinlich erst im Verlauf des 6. vorchristlichen Jahrhunderts, ist das im Kerne indogermanische, aber schon stark mit nichtarischen, kleinasiatischen, Elementen untermischte Volk der

Armenier in das seither nach ihm benannte Gebiet eingewandert. Die Armenier selbst bezeichnen sich freilich nicht mit diesem Namen, sondern als Haikh (Singular Haj).

In der ältesten uns erreichbaren, durch die altassyrischen Königsinschriften spärlich erhellten Zeit finden wir im nachmaligen Armenien die Naïri-Völker, die zunächst ein loses Nebeneinander, einen lockeren Staatenbund bildeten, und mit denen nach unserer Kunde zuerst Salmanassar I. von Assyrien um 1320 v. Chr. und sein Sohn Tukulti-Ninib I. — beide besonders mächtige assyrische Herrscher — in kriegerische Berührung kamen. Das gleiche gilt von Tiglatpileser I. (kurz vor 1000 v. Chr., nach Anderen ein Jahrhundert früher). Die Naïri-Völker wurden wahrscheinlich zu einem geschlossenen Reiche vereinigt unter Sardur I., dem Sohne des Lutipris, der unter anderem auch in Van als der Erste seine noch assyrisch abgefaßten, durch Schulz und Layard bekannten Inschriften hinterlassen hatte. Dieses Reich Naïri hatte seine Blüte anscheinend zur Zeit Assurnasirabals III. von Assyrien (885 bis 860 v. Chr.), dessen Annalen trotz ihrer Ruhmredigkeit erkennen lassen, daß die Naïri-Völker nicht nur seit Salmanassars I. Zeiten, zum Teil vereint mit den semitischen von Westen gegen das Zweistromland andringenden Aramäern erhebliche Fortschritte nach Süden, auf früher assyrisches Gebiet hin gemacht hatten, sondern auch noch während der Regierung Assurnasirabals III. an Boden gewannen. Gerade Assurnasirabals III. Annalen boten, was die Beziehungen zum Norden und die dorthin unternommenen Kriegszüge anlangt, eine Fülle wichtiger der Aufhellung bedürftiger Punkte.

Zur Zeit seines Sohnes Salmanassar II. von Assyrien (860 bis 826 v. Chr.) hat dann unter Arame, den noch die sagenhafte Überlieferung der Armenier als einen der ältesten Helden und Herrscher feiert, der Stamm der Chalder oder Urartäer die Hegemonie übernommen. Die Frage nach dem Ausgangspunkt ihrer Einwanderung in Armenien war bei Antritt der Expedition noch kaum gestellt und auch nicht spruchreif. Von Assurnasirabal III. wird Urartu nur einmal, in einer Variante seiner Prunkinschrift, erwähnt.

Salmanassars Kämpfe gegen Aram und dessen Sohn Sedur-Sardur hatten geringen Erfolg. Ob dieser Sardur ein Sohn des Aram ist oder, was minder wahrscheinlich, dieselbe Persönlichkeit ist, wie jener Sohn des Lutipris, ist bis auf den heutigen Tag unentschieden geblieben. Unter Ispuinis, dem Sohne Sardurs, des Nachfolgers des Aram, haben sich dann die Chalder in Van festgesetzt, und Ispuinis hat schon früh seinen tatkräftigen Sohn Menuas zur Mitregentschaft berufen, der als

eigentlicher Begründer der chaldischen Macht zu betrachten ist. In Krieg und Frieden ein höchst bedeutender Herrscher, war er Zeitgenosse und Gegner Adad-niraris IV. von Assyrien, der durch die Vermählung mit der historischen Semiramis, einer babylonischen Prinzessin, zu seinem assyrischen Königtum die Herrschaft über Babylonien hinzugewann.

Zur Zeit des Menuas und des Gemahles der Sammuramat hielten sich Assyrien und Urartu-Chaldia die Wage; unter Argistis I., dem Sohne des Menuas, gewannen die Chalder die Vorherrschaft in Vorderasien. Er vererbte sie auf seinen Sohn Sardur II. (III.), den der biblische Tiglatpileser (745—727 v. Chr.) — der vierte der uns bekannten Assyrerkönige dieses Namens — besiegte. Die Assyrer drangen bis an den Fuß der Burg von Van vor, und zerstörten die 5 km vom Burgfelsen entfernte, zuerst von Menuas gegründete und durch den Schamyram-suy bewässerte Stadt. Der Sitz des Gottes und des Königs wurden darauf auf den Hügel Toprakkaleh bei Van verlegt und unmittelbar am Fuße desselben, also besser zu verteidigen, die neue Stadt Tuspa, wie wir bereits sahen, durch Rusas I., Sardurs Sohn, den unermüdlichen Gegner Sargons II. von Assyrien (722—708 v. Chr.) neu gegründet. Rusas I. starb 714 v. Chr. nach Sargons Berichten durch Selbstmord. Sein Sohn Argistis II. wird von Sanherib von Assyrien (705—681) erwähnt.

Über die Person und die Chronologie der letzten Herrscher von Chaldia und damit über den Ausgang des Reiches sollte Klarheit erst geschaffen werden. Zwei Könige Rusas, der eine Sohn des Erimenas, und ein Sardur III. (IV.) waren, zum Teil aus den Inschriften Assurarhaddons (681—668) und Assurbanabals (668—626) von Assyrien noch bekannt, nicht aber ihre Reihenfolge und ihre genealogische Verknüpfung. In den Stürmen, die die indogermanische Einwanderung begleiteten, ging, wie das ninivitische Reich (607), so auch Chaldia zugrunde. Eine wesentliche Rolle spielten dabei die Kimmerier, wahrscheinlich eine thrakische Völkerschaft oder ein Bindeglied zwischen Thrakern und Iraniern, die durch den Kaukasus nach Asien eindrangen. Die lydisch-medischen Kämpfe um das Gebiet von Urartu und die ungefähr gleichzeitige Einwanderung der Armenier bedurften — und bedürfen auch heute noch — der Aufhellung.

Armenien hat dann als Bestandteil zweier Satrapien zum persischen Achämenidenreiche gehört und ist nach der Schlacht bei Kunaxa (Herbst 401 v. Chr.) der Hauptschauplatz der Mühen und Kämpfe für die heimwärts ziehenden zehntausend griechischen Söldner gewesen, die mit Spartas Billigung Cyrus den Jüngeren beim Aufstande gegen seinen Bruder, den Großkönig Artaxerxes II., unterstützt hatten. Den Weg, den sie ge-

nommen, nach Xenophons Schilderungen in der „Anabasis“ mit einiger Genauigkeit zu bestimmen, hatte man seit Jahrzehnten wiederholt versucht, ohne bezüglich einer Reihe der wichtigsten Punkte für die Wiedergewinnung der Route eine befriedigende Lösung zu finden.

Als das Perserreich dem Ansturme Alexander des Großen erlag, blieb Armenien unabhängig, und spielte auch in den Kämpfen der Diadochen und Epigonen, soweit ersichtlich, nur eine nebensächliche Rolle. Auch gegenüber den Seleukiden als Beherrschern Syriens und nahezu des ganzen Vorderasiens bestand höchstens ein lockeres Abhängigkeitsverhältnis, das in einer Tributzahlung zum Ausdruck kam.

Erst unter Antiochus III. kam es nach Besiegung eines einheimischen Fürsten namens Xerxes zu einer unmittelbaren Botmäßigkeit. Das Land wurde in zwei Hälften geteilt, die einheimischen Fürsten als Satrapen oder Strategen unterstellt. Die größere östliche Hälfte, das eigentliche Armenien, erhielt Artaxias, das Gebiet westlich des Euphrat, die Landschaft Sophene und die ihr benachbarten Gebiete Zariadres. Als dann aber Antiochus III. von den Römern besiegt und zu einem demütigenden Frieden gezwungen worden war (188 v. Chr.) machten sich die beiden Satrapen unabhängig, und seitdem kennen wir zwei selbständige Reiche Armenien und Sophene unter den Nachkommen des Artaxias und des Zariadres.

An einer Stelle, die ihm, wie es heißt, der vor den Römern flüchtende große karthagische Feldherr Hannibal als besonders günstig bezeichnet hatte, gründete Artaxias im Norden seines Reiches, im Gebiete des großen dem Kaspischen Meere zuströmenden Araxes-Stromes seine Hauptstadt Artaxata.

Bei der Loslösung Armeniens und Sophenes mag das Beispiel der Parther mitgewirkt haben, die sich bereits beim Regierungsantritt Antiochos' III. vom seleukidischen Reiche losgesagt und unter dem Herrscherhause der Arsakiden ein neues iranisches Reich gegründet hatten, dessen Bestehen für die politische und die kulturelle Entwicklung Armeniens von großer und verhängnisvoller Bedeutung werden sollte.

Seltsam genug hat es sich dann gefügt, daß beim Zerfall der Seleukiden-Herrschaft ein armenischer Herrscher aus dem Hause des Artaxias das Erbe der seleukidischen Herrschaft in Vorderasien antreten konnte, Tigranes, dessen Regierung den Höhepunkt der nationalen Entfaltung Armeniens bezeichnete.

In seiner Jugend als Geisel in parthischer Gefangenschaft, wußte er nicht nur den Parthern die armenischen Gebiete, in deren Besitz sie sich gesetzt hatten, abzunehmen, sondern gelangte auch in glücklichen

Kriegen zur Herrschaft über Sophene und Kappadokien und brachte die kleineren Pufferstaaten, die sich an der Grenze zwischen Armenien und dem Partherreiche entwickelt hatten, Gordyene, Adiabene, Atropatene unter armenische Botmäßigkeit. Schließlich fiel ihm, dem Schwiegersohne des mächtigen Römerfeindes Mithradates von Pontus, die Herrschaft über das ganze bisher dem Seleukidenhause gehörige Gebiet zu (83 v. Chr.), dessen letzte Mitglieder sich untereinander in unversöhnlicher und verheerender, durch mehrere Generationen fortgesetzter Bruderfehde bekriegten und zerfleischten. Auch das von den hasmonäischen Herrschern geleitete Judäa stand damals unter armenischer Oberhoheit. So hatte unter Tigranes Armenien die Ausdehnung und die einstige Machthöhe des urartäischen Chalderreiches wiedergewonnen und übertroffen.

Aber die Herrlichkeit war nur von kurzer Dauer. Im Jahre 69 v. Chr. wurde Tigranes als Verbündeter seines, vor den Römern zu ihm geflohenen Schwiegervaters, von diesen angegriffen und von ihrem Feldherrn Lucullus in der Nähe seiner von ihm neugegründeten Hauptstadt Tigranokerta aufs Gründlichste geschlagen, und wenn es auch Lucullus nicht gelang, auch noch Artaxata zu erobern, so brachte es doch die weitere Entwicklung der Dinge mit sich, daß Tigranes zwei Jahre später seine Person und sein Reich dem römischen Feldherrn Pompeius zu Füßen legen mußte. Armenien wurde ihm zwar belassen, aber er mußte alle seine Eroberungen herausgeben und eine ungeheure Buße oder Kontribution zahlen. Als „Freund und Bundesgenosse des römischen Volkes“ bezeichnet, war er in Wahrheit nichts anderes als ein römischer Vasall, und über die Rolle eines zwischen Römern und Parthern strittigen Klientelstaates ist Armenien während des gesamten Altertums nicht wieder hinausgekommen. In den unaufhörlichen Kämpfen zwischen Römern und Parthern ist auch die nach Tigranes benannte Stadt noch wiederholt bedeutsam hervorgetreten.

Die Lage von Tigranokerta aber bildete eines der meistumstrittenen Probleme der historischen Geographie des Altertums, an dessen Lösung mitzuarbeiten für die Expedition als eine gegebene und sehr verlockende Aufgabe erscheinen mußte. Daß uns die endgültige Lösung beschieden sein sollte, war freilich nicht vorauszusehen.

Das westlich des Euphrats belegene sogenannte Kleinarmenien wurde schon von Pompeius bei der Regelung der kleinasiatischen Verhältnisse als ein von Rom abhängiger Klientelstaat abgesondert und, nachdem es mancherlei Herrscher von Roms Gnaden hatte kommen und gehen sehen unter Vespasian dem römischen Reichsgebiete als Bestandteil der Provinz Kappadokien einverleibt.

Von hoher Bedeutung für die weitere Geschichte Großarmeniens war der Dynastienwechsel, der unter Kaiser Nero eintrat. Damals wurde der Schützling der Römer aus dem Hause des Artaxias — er hieß wie ihr einstiger Gegner Tigranes — von dem arsakidischen Parther-Könige Vologeses bekriegt. Trotz der Siege, die der römische Feldherr Corbulo über die Parther erfocht, ließen die Römer den Tigranes fallen und setzten den Bruder des Vologeses, den Tiridates, als König unter römischer Oberhoheit in Armenien ein.

So gelangte in Armenien eine arsakidische Nebenlinie zur Herrschaft, die die persische Hauptlinie erheblich überdauern sollte. Denn als im Jahre 226 n. Chr. in Persien die Arsakiden gestürzt wurden und dem neuen Herrscherhause der Sassaniden weichen mußten, blieben in Armenien die Arsakiden an der Herrschaft, aber sie waren naturgemäß als Verwandte des entthronten Herrscherhauses die Todfeinde der persischen Großkönige. Bereits im Jahre 238 wurde der armenische Arsakiden-König Chosrov auf Anstiften der Perser ermordet. In den darauffolgenden Wirren gelang es den Persern, das Land vorübergehend zu besetzen und ihm die verhaßte Religion des Ormuzd aufzuzwingen, während die Armenier bis dahin einer eigenen heidnischen, wenn auch von iranischen Beimischungen keineswegs freien Religionsübung gehuldigt hatten. Die Perser wurden aber bald darauf von dem mit Rom verbündeten Herrscher Odenathus von Palmyra geschlagen, und es gelang dem auf römisches Gebiet geflohenen Sohne des Chosrov, Trdat, das Reich wiederherzustellen und im engsten Anschluß an Rom und in unaufhörlichen Kämpfen gegen die Perser zu behaupten.

Wichtiger noch als diese nationale war die religiöse Gegenbewegung, die Einführung des Christentums durch Grigor den Erleuchter und seine Erhebung zur Staatsreligion.

Grigor soll nach der Überlieferung der Sohn von Chosrovs Mörder Anak gewesen sein; ob das zutrifft, steht dahin. „Jedenfalls ist er, wie zahlreiche armenische Prinzen und Große, während der persischen Besetzung ihres Heimatlandes in das römische Reich entwichen und hat in Caesarea“ (in Kappadokien, einer Stadt, die für die Geschichte der Armenier vor ihrer Einwanderung in ihre letzten Sitze von besonderer Bedeutung ist), „christliche und griechische Erziehung genossen, was für die gesamte kirchliche und kulturelle Entwicklung Armeniens von höchster Bedeutung wurde“.

Bei der Wiedereroberung und Reorganisation des armenischen Reiches ging Grigor dem Könige eifrig zur Hand. Allein mit der Wiederaufrichtung des Reiches war auch die Herstellung der durch den

persischen Feuerdienst verdrängten nationalen Religion verbunden. Grigor weigerte sich, bei dem glanzvollen, vom Könige angeordneten Nationalfest Blumenkränze auf dem Altar der großen Göttin Anahit zu opfern und bekannte sich als Christ.

Er ward, wie es heißt, von dem ergrimmten König furchtbaren Martern unterworfen; nach der Legende soll er 13 Jahre in einer Grube zugebracht haben und durch eine heimliche Bekennerin des Christentums, die ihm Nahrung brachte, am Leben erhalten worden sein. Endlich wurde der König durch ein Wunder zum Christentum bekehrt und unternahm nun im Verein mit Grigor die planmäßige und nachdrückliche Christianisierung des Landes.

So war Armenien das erste Land, in welchem das Christentum zur Staatsreligion erhoben wurde (S. 2); erst ein Menschenalter später hat Konstantin der Große nach seinem Siege über Maxentius das Christentum unter die im römischen Reiche anerkannten Staatskulte eingereiht. In Armenien dagegen sollte das Christentum als nationale Religion den bisherigen Glauben und die bisherige Religionsübung ersetzen. Bei dieser von oben her zwangsweise ausgeführten Bekehrung kam es mehr noch als ohnehin bei jedem derartigen Wechsel des Bekenntnisses darauf an, dem Volke den Übergang nach Möglichkeit zu erleichtern. Besonders galt es, durch Beibehaltung der bisherigen Kultusstätten und durch Schonung oder auch leichte Umdeutung der altgewohnten und liebgewordenen Bräuche ihm den neuen Glauben annehmbar zu machen, ein Vorgang, dessen Nachwirkungen mir in Armenien vielfach ungesucht bemerkbar werden sollten (S. 3).

Das gefeiertste Heiligtum des Landes befand sich zu Aschtischat, im Lande Taron, der regio Tauranitium des Tacitus, in der heutigen Provinz Musch, es war den drei Göttern Vahagn, Anahit und Astghik geweiht. Ihre drei Tempel wurden zerstört; an ihrer Stelle aber wurde nun ein christliches Heiligtum — die Mutter aller armenischen Kirchen — errichtet, wahrscheinlich auf der Stätte, wo heute das berühmte Kloster Surb Karapet liegt.

Zu Aschtischat war dann auch der Sitz des geistlichen Oberhauptes der armenischen Kirche, des Katholikos, dessen Würde Grigor, nachdem er von dem Erzbischof von Caesarea geweiht worden war, bekleidete und die in seiner Familie erblich blieb.

Der Katholikat — am ehesten (mit Gelzer) dem jüdischen Hohenpriestertum vergleichbar — hat sich stärker erwiesen als das armenische Königtum, in ihm allein kommt heute noch die ehemalige Einheit der armenischen Nation zum Ausdruck. Der Katholikos aber residiert nicht

mehr in Aschtischat, sondern auf nunmehr russischem Gebiete in Etschmiadzin. Als im Jahre 163 n. Chr. unter Antoninus Pius der römische Feldherr Priscus die armenische Hauptstadt Artaxata zerstört hatte, gründete er flußaufwärts in der Araxesebene die neue Stadt *καινὴ πόλις*, armenisch Nor-Kaghak, in der Folge meist Vagharschapat, heute Etschmiadzin (ältere Aussprache Edjmiatsin) genannt. Diese neue Hauptstadt und Residenz sollte auch auf kirchlichem Gebiete vom vierten Jahrhundert an Aschtischat in den Hintergrund drängen. Zu Vagharschapat wurde denn auch (491 n. Chr.) die für die Isolierung der armenischen Kirche entscheidende Synode abgehalten, durch die sich die Armenier endgültig zum „monophysitischen" Dogma von der völligen Einheit der Natur Christi bekannten und sich in Widerspruch setzten zu der für die griechische Kirche maßgebend gebliebenen Lehre des Konzils von Chalcedon (451 n. Chr.), wonach in Christus zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, untrennbar vereinigt waren. Vagharschapat-Etschmiadzin bildet heute mit seinen Kirchen und Klöstern als Sitz des Katholikos und der Akademie, der höchsten Bildungsstätte Armeniens, die geistige Hauptstadt der armenischen Nation.

Dem durch den Dynastienwechsel in Persien seines Rückhaltes beraubten Arsakidenhause hatte nämlich Tiridates in dem Kampfe des Christentums gegen den Parsismus eine neue Grundlage und eine Losung von werbender Kraft geschaffen. Die mit römischer Hilfe erfolgte Wiederherstellung des nationalen armenischen Königtums veranlaßte den sassanidischen Beherrscher Persiens, Narseh, Rom mit Krieg zu überziehen. Von Diokletians Caesar Galerius besiegt, mußte Narseh jedoch um Frieden bitten, der eine für Rom äußerst günstige Regelung der Verhältnisse brachte. Armenien ward unter römischen Schutz gestellt, der Oberlauf des Tigris sollte fortan die Grenze gegen Persien hin bilden, so jedoch, daß über ihn hinaus einige armenische und persische Grenzgebiete, westlich Ingilene und Sophene, östlich Arsanene, Korduene und Moxoene (armenisch Môkkh) sowie die mesopotamische Landschaft Zabdikene den Römern abgetreten werden mußten, — „ein gebirgiges Vorland, das sich zungenartig zwischen Armenien und Mesopotamien bis nach Assyrien hin erstreckte und geeignet war, ebensowohl Persien in Schach zu halten, wie die römische Grenze zu decken".

Diese Grenzgebiete wurden aber nicht einer regelrechten römischen Provinzialverwaltung unterstellt, sondern man ließ es für die Verwaltung bei den vorgefundenen landesüblichen Einrichtungen bewenden. Sie bildeten als Satrapien des römischen Reiches eine eigenartige Merkwürdigkeit der römischen Verwaltung.

Armenien hatte von jeher das Bild eines sehr locker gefügten Feudalstaates, am ehesten der schottischen Clanverfassung vergleichbar, geboten. Entsprechend dem kantonalen Charakter seiner von hohen Gebirgen umschlossenen, oft äußerst fruchtbaren Ebenen, zerfiel das Land in eine Anzahl größerer und kleinerer, durch Stammesverschiedenheit und Dialekte getrennter Gaue. An ihrer Spitze standen die altangesessenen, durch ausgedehnte Besitzungen mächtigen erblichen Stammesfürsten und Geschlechtshäuptlinge, die in ihren Gebieten ziemlich unabhängig und fast unumschränkt herrschten. Die politische Macht lag in Wahrheit weit mehr in den Händen dieser großen Adelsgeschlechter, als in denen des von ihnen vielfach abhängigen Königs, mochte er sich immer, den persischen Herrschern nachahmend, als Großkönig bezeichnen. Aus dieser Clanverfassung erklären sich, wie K. Güterbock, dem wir hier folgen, mit Recht bemerkt, die Schwäche Armeniens nach außen und die häufigen inneren Wirren. Schon in chaldischer Zeit muß man ähnliches voraussetzen; hier wurde aber anscheinend die Festigkeit des Staatswesens durch die theokratische Zentralisation und die Energie der Herrscher gefördert. Die verschiedenen einheimischen Bezeichnungen jener Stammesfürsten wurden von den Griechen und Römern durch das Wort Satrap wiedergegeben, und unter der Verwaltung solcher Satrapen wurden die den Römern im Frieden von 297 abgetretenen Gebiete belassen. Vierzig Jahre lang bestand dieser diokletianische Friede. Aber der Enkel jenes Narseh, der tatkräftige Schapûr II. (306—379 n. Chr.), suchte die seinem Ahnherrn römischerseits angetane Schmach zu tilgen. Der von ihm begonnene Krieg währte ununterbrochen während der Regierung der Söhne Konstantins des Großen fort, und der vom Kaiser Julianus Apostata glänzend eingeleitete Feldzug nahm, da die Kräfte des Gegners unterschätzt und anscheinend auch strategische Fehler begangen wurden, einen sehr unglücklichen Verlauf und erhielt durch den Tod Julians in einem Gefechte die endgültige verhängnisvolle Wendung.

Die Notlage des auf dem Rückzuge befindlichen römischen Heeres veranlaßte Julians Nachfolger, Kaiser Jovian, zum Abschluß eines außerordentlich demütigenden Friedens. Nicht nur mußte der größere Teil jener von Diokletian dem römischen Reiche gewonnenen Grenzbezirke bis auf Ingilene und Sophene, abgetreten werden; die Römer wurden auch gezwungen, Armenien und dessen König Arschak III., ihren Bundesgenossen, dessen Treue allerdings recht zweifelhafter Natur war, preiszugegeben. Er wurde geblendet, in silberne Fesseln gelegt und auf dem „Schlosse der Vergessenheit“ eingekerkert,

wo er nach manchem Jahr, zur Zeit, da sein Sohn Pap in Armenien herrschte, Selbstmord beging. Schapûr wütete mit Feuer und Schwert in Armenien, und zahlreiche Christen, die sich weigerten, seiner Anordnung gemäß die Religion Zoroasters anzunehmen, fanden damals den Märtyrertod. Prinz Pap hatte sich unter römischen Schutz begeben und wurde unter Duldung, wenn nicht gar auf Betreiben des Kaisers Valens, der den schweren Fehler des julianischen Friedens wieder gutzumachen suchte, von armenischen Großen ca. 369 n. Chr. zum Könige ausgerufen (Ammianus Marcellinus XXVII, 12, 9). Bei dieser Wiedereinsetzung des Arsakidenhauses in Armenien war der zweite große Förderer und Träger des Christentums in Armenien, der Katholikos Nerses, bedeutsam beteiligt; er war es auch, der Pap die christliche Weihe gab. Aber da Pap einen in jeder Hinsicht anstößigen Wandel führte, so kam es bald zu immer ernsteren Zwistigkeiten zwischen dem Träger der Krone und dem Katholikos, die damit endeten, daß König Pap zum Mörder des Kirchenoberhauptes wurde. Er reichte ihm mit eigener Hand, scheinbar zum Zeichen der Besserung und der Versöhnung, einen vergifteten Trank, nach dessen Genuß der Katholikos entseelt zu Boden sank.

„Die letzte gute Zeit des Reiches war die Regentschaft des klerikal gesinnten Adelshauptes Manuels des Mamikoniers“. Denn im Jahre 387 n. Chr. teilte Kaiser Theodosius der Große Armenien mit dem Perserkönige Schapûr III., und zwar in der Weise, daß die weit größere östliche Hälfte, etwa vier Fünftel des Ganzen, unter persische Oberhoheit kam, während der kleinere, westliche Teil, mit der Hauptstadt Karin (Theodosiopolis, dem heutigen Erzerum) als römische Einflußsphäre galt; all dies, nachdem Perser wie Römer gewisse Stücke Armeniens direkt annektiert hatten.

In beiden Hälften wurden zunächst arsakidische Schattenkönige eingesetzt. In der östlichen Hälfte, die von da ab als Persarmenien bezeichnet wurde, traten an deren Stelle vom Jahre 428 an persische Grenzgouverneure (Marpane), nicht selten einheimische Adlige, wie überhaupt das Land damals persischerseits mit außergewöhnlicher Rücksicht behandelt wurde. In der römischen Hälfte wurde das arsakidische Scheinkönigtum bereits nach dem Tode des von Theodosius eingesetzten Königs Arschak IV. abgeschafft.

Das römische Großarmenien (Armenia magna) wurde der unmittelbaren Verwaltung des Kaisers unterstellt, die in dessen Namen der Comes Armeniae führte. Von Theodosius wurde dann auch Kleinarmenien, das von Diokletian zu einer eigenen Provinz mit Melitene —

dem heutigen Malatia — als Hauptstadt erhoben worden war, in zwei Teile geteilt, die die Namen Erstes und Zweites Armenien empfingen. Jenes mit den Hauptstädten Sebastea (heute Siwas) und Satala (Satagh) wurde aus dem nördlichen Teile der alten Provinz, dieses mit Melitene aus deren südlichem Teile unter Zuschlagung einiger kappadokischer Gebiete gebildet. Dazu kamen dann noch die ‚Satrapien‘, nämlich einmal die Landschaften Sophene und Ingilene, die im jovianischen Frieden beim römischen Reiche verblieben waren, und sodann vier weitere Gebiete, die Theodosius bei der Teilung von Großarmenien abgezweigt hatte; es waren dies: die Gaue Anzitene, Asthianene, Sophanene mit der Hauptstadt Martyropolis (dem heutigen Maiyâfârikîn) und Balabitene.

Mit Sophene, Sophanene und Martyropolis werden wir uns im Folgenden mehrfach zu beschäftigen haben.

Eine Neuordnung der armenischen Verhältnisse, über die wir durch das Corpus juris genauer unterrichtet sind, nahm alsdann Kaiser Justinian vor. Zunächst wurde Großarmenien seiner Ausnahmestellung entkleidet und zur Provinz gemacht. Alsdann wurde durch die Novelle 31 im März 536 die Satrapienverwaltung aufgehoben, die früheren Satrapien traten als Provinz unter der Bezeichnung „Viertes Armenien“ neben die drei anderen Armenien, deren Benennung gleichzeitig eine Veränderung erlitt. Großarmenien wurde fortan als „Erstes Armenien“ bezeichnet, und aus den bisherigen kleinarmenischen Provinzen „Erstes“ und „zweites“ Armenien wurde nunmehr das „Zweite“ und „Dritte“ Armenien. Gleichzeitig wurde zur Abrundung die bisherige Verteilung der Gebiete auf diese Provinzen teilweise verändert.

Die Teilung Gesamtarmeniens zwischen dem byzantinisch-oströmischen und dem persischen Reiche blieb im übrigen bestehen, wiewohl im persischen Teile mehrere Aufstände zugunsten der Byzantiner erfolgten. Erst als Kaiser Mauritius den vertriebenen Sassaniden Chosrov Parvê wieder in sein Reich eingesetzt hatte, trat dieser im Frieden seinem Versprechen gemäß einen großen Teil des bisherigen Persarmeniens an seinen Beschützer ab, so zwar, daß — annähernd gesprochen — alles, was diesseits einer den Vansee von Südwesten nach Nordosten durchkreuzenden Linie lag, an Ostrom kam. Zwar eroberte Chosrov nach dem Tode des Kaisers Mauritius im Jahre 602 die von ihm abgetretenen Provinzen wieder und neue Länder dazu, aber der Kaiser Heraclius (610—641) warf die Perser in mehreren Feldzügen nieder, nahm ihnen ihre Eroberungen wieder ab und schloß um das Jahr 630 Frieden mit den Persern unter Festsetzung eben der Grenze von 591.

Als aber im Jahre 641 Heraclius gestorben war, begannen die Araber, nachdem sie die Perser besiegt hatten, wiederholt in Armenien einzufallen und den Römern das Land streitig zu machen, bis sie schließlich, von den Armeniern zum Teil selbst gerufen, das ganze Land im Jahre 654 besetzten und nach langen Kämpfen mit den Griechen endlich völlig unterwarfen. „Das erste Jahrhundert der Chalifenherrschaft stellte trotz der verheerenden Kriegszüge eine Periode nationalen und literarischen Aufschwungs dar. Um so härter lastete unter den Abbassiden die Hand der arabischen Statthalter auf dem Lande." Dieser Druck rief eine Gegenbewegung hervor, die eine neue und letzte Blüte zugleich staatlicher und kultureller Entwicklung zeitigte. Einem Angehörigen des vornehmen Geschlechtes der Bagratiden (das sich fälschlich der Abkunft von einem jüdischen Exilfürsten rühmte) gelang es, sich 855 n. Chr. zum „Fürsten der Fürsten" aufzuschwingen und 885 vom Chalifen die Königskrone zu erhalten. Das neu errichtete Königtum griff über Armenien hinaus, es umfaßte auch die Gebiete zwischen dem Araxes und dem Kaukasus (Albanien, mehr im Osten bis zum kaspischen Meere) und Iberien (das Land der Georgier im Westen). Von der Macht und Herrlichkeit der Bagratiden geben heute noch die Ruinen ihrer Königstadt Ani beredte Kunde, die Dr. Belck auf seiner ersten Reise besucht hatte, und die unlängst von Lynch in seinem vortrefflichen, durchweg auf eigener Erkundung beruhenden zweibändigen Werke über Armenien genau beschrieben worden sind. Doch war die Einigung Armeniens unter den Bagratiden nicht von langer Dauer. Der kantonale Charakter des Landes und die durch ihn unterstützte Selbständigkeit der großen Adelsfamilien (S. 20) führten alsbald — um dieselbe Zeit, da die Bagratiden im Jahre 913 die Tributfreiheit und damit die volle Unabhängigkeit Armeniens vom Chalifat erlangt hatten — wieder zur Bildung von Teilherrschaften, die selbständig neben das Bagratidenreich traten; unter ihnen ragen die Artsrunier von Vaspurakan hervor, die in Van residierten, das dergestalt zum zweiten Male der Sitz eines Königtums, diesmal armenischer Nationalität, wurde.

Aus Angst vor den von Osten hereinbrechenden Seldjuken traten dann aber im 11. Jahrhundert erst Senekherim, der letzte Artsrunier, 1021 n. Chr. und dann 1045 n. Chr. Gagik der Bagratunier ihre Reiche an die Oströmer ab. Aber auch diese waren der furchtbaren Gefahr nicht gewachsen. Die systematische grausige Verwüstung des Landes durch die Seldjukenhorden hat dem politischen und dem Kulturleben der Armenier in der Heimat ein Ende gemacht. Und was die Seldjuken übriggelassen hatten, vernichteten die Mongolen.

Während der Seldjukenkämpfe hatten sich zahlreiche Armenier in den Taurus und nach Cilicien zurückgezogen. Dort gründete um 1080 Ruben, wahrscheinlich ein Bagratide, eine kleine Herrschaft mit dem Sitze in Sis. Unter der Dynastie der Rubeniden hat dieses außerarmenische Reich armenischer Nationalität, das mit der Krönung Levons II. 1198 n. Chr. zum Königreiche erhoben wurde, in den Kreuzzügen und im engen Anschluß an die Kreuzfahrerstaaten eine Rolle gespielt. Seiner inneren Organisation nach ein halbfranzösischer Feudalstaat, kam es im Jahre 1342 an die mit den Rubeniden verschwägerten cyprischen Lusignans, erlag aber 1375 dem Ansturm der ägyptischen Mameluken. Sein letzter König Levon VI starb 1391 in Paris. Seitdem hat es nie wieder einen selbständigen Staat Armenien gegeben. Nur auf kirchlichem Gebiete besteht im wesentlichen die armenische Einheit noch fort. Dogmatisch nur durch gewisse vielumstrittene Einzelpunkte, vor allem durch die Lehre von der völligen Einheitlichkeit der Natur Christi (S. 19), von der orthodoxen griechischen Kirche geschieden, bildet sie ihrer Organisation nach ein eigenartiges Gebilde.

Von den zum römisch-katholischen Glauben übergetretenen Armeniern müssen wir absehen. Zu ihnen gehören auch die um die Vertiefung der armenischen Bildung und die Veröffentlichung ihrer Literatur so hochverdienten Mechitaristen, in deren Hauptkloster auf der entzückenden Insel San Lazzaro bei Venedig Lord Byron dem Studium des Armenischen obgelegen hat. Die „gregorianischen" Armenier aber erkennen sämtlich den in Etschmiadzin auf russischem Gebiete residierenden Katholikos als ihr kirchliches Oberhaupt an. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint freilich auch hier die Einheitlichkeit zu versagen. Denn sowohl in Sis in Cilicien, wie auf der Insel Aghthamar im Vansee gibt es heute nominell noch ein Katholikat: das erstere stammt offenbar aus den Zeiten der Rubeniden, während das von Aghthamar, das seit 1113 in ununterbrochener Folge bei einem und demselben Hause geblieben sein soll, wohl auf geistlichem Gebiete die Zeiten der vormaligen Selbstständigkeit Vaspurakans unter den Artsruniern (S. 23) widerspiegelt. In Wahrheit sind jedoch diese beiden Katholikate nichts weiter als provinziale Erzbistümer mit dem Titel eines Katholikos; ihr einziges Vorrecht ist, daß auch sie gleich dem Katholikos von Etschmiadzin das heilige Salböl weihen dürfen. Dem Letzteren, als dem Haupte der einheitlichen armenischen Kirche, untersteht jedoch unmittelbar nur die Geistlichkeit von Russisch- und Persisch-Armenien, während für Türkisch-Armenien als vermittelnde Instanz der Patriarch in Konstantinopel dazwischentritt, die auch von unserer Expedition

bei der Lösung ihrer Aufgaben in der Türkei mehrfach mit Erfolg in Anspruch genommen wurde. Freilich gilt der Patriarch im Sinne der armenischen Kirche als Untergebener des Katholikos, wie denn u. A. der vor kurzem neu gewählte Katholikos Ismirlian früher eine Zeitlang Patriarch gewesen ist. Da aber die Bestätigung des Katholikos von der russischen Regierung abhängt, während der Patriarch ein der Hohen Pforte genehmer und in mancher Hinsicht auch verantwortlicher Beamter sein muß, so ergibt sich tatsächlich für das Patriarchat eine recht bedeutende Selbständigkeit. Andererseits aber wurde beispielsweise, als die russische Regierung im Jahre 1903 das armenische Kirchenvermögen einzog, davon nicht bloß die Geistlichkeit und die Bevölkerung Russisch-Armeniens betroffen, sondern es lag darin, eben wegen der zentralen Bedeutung Etschmiadzins, die sich naturgemäß auch auf finanziellem Gebiete geltend macht, eine alle Armenier in ihren Interessen und in ihrem sehr lebhaften nationalen Empfinden aufs tiefste berührende und erregende Maßregel, die ja denn auch nach kurzer Zeit, 1905, zur Zeit des Russisch-Japanischen Friedens, wieder rückgängig gemacht wurde. —

Der Expedition war es vergönnt, einen großen Teil der reichhaltigen Aufgaben zu lösen, die, wie der vorstehende Überblick zeigt, der geschichtlichen und der historisch-geographischen Forschung auf armenischem Boden harren.

Vor allem ergab die Bearbeitung der Hauptaufgabe ein sehr befriedigendes Resultat.

Nahezu sämtliche schon früher bekannte chaldische Keilinschriften — die Ausnahmen sind verschwindend gering — wurden, mit wichtigen Fortschritten in der Lesung, die das Verständnis wesentlich förderten, neu verglichen und so viele neue Inschriften, zum Teil von großer historischer Bedeutung, hinzugefunden, daß das Material dadurch mehr als verdoppelt erscheint. Außer den schriftlichen Kopien wurden Papierabklatsche all dieser chaldischen Inschriften und, in geeigneten Fällen, auch Photographien heimgebracht. Die merkwürdigen Felsenbauten der Chalder wurden erforscht und photographisch und durch Messungen aufgenommen und eine Hauptstätte der chaldischen Kultur, der Königssitz Toprakkaleh bei Van, durch Ausgrabungen freigelegt, deren zum größten Teil in der Heimat geborgene Ergebnisse mannigfaltige Aufschlüsse über die Kultur und die Herkunft der Chalder geliefert haben.

Wichtige Funde sind ferner auf dem Gebiete der assyrischen, aber auch der griechischen und der semitischen Epigraphik ge-

macht, und das gesamte durchreiste Gebiet nach Möglichkeit geographisch aufgehellt worden, wie das den von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften und der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg besonders ausgesprochenen Wünschen entsprach.

Die Erforschung der Route der zehntausend Griechen hat Ergebnisse gezeitigt, die von den bisherigen herrschenden Vorstellungen wesentlich abweichen, aber zu Xenophons Angaben selbst erheblich besser stimmen. Die Frage nach der Lage von Tigranokerta hat ihre Lösung durch die Gleichsetzung mit derjenigen Stätte gefunden, für die sich schon Moltke, freilich nur bei flüchtigem Besuche und in beiläufiger Äußerung, entschieden hatte. Und daß sich bei einem anderthalbjährigen Aufenthalte im Lande für die heutigen Zustände Armeniens mancherlei Einsichten und Eindrücke ergaben, wäre selbstverständlich, selbst wenn nicht in Armenien Altertum und Gegenwart so fest mit einander verknüpft wären (S. 3).

Aus inneren und äußeren Gründen kann sich die folgende Darstellung nicht durchweg an die Zufälligkeiten des zum Teil vielverschlungenen und durch besondere Umstände unregelmäßig gestalteten Verlaufs der einzelnen Routen halten. Auch beansprucht sie — was nachdrückliche Hervorhebung fordert — nicht eine Schilderung der gesamten Reise zu geben, sondern es können und sollen von den Reisewegen im wesentlichen nur diejenigen geschildert werden, an denen ich persönlich beteiligt war, also die gemeinsamen und meine gesonderten Fahrten, nicht aber die von meinem Reisegefährten allein erledigten. Und ferner sollen wegen obwaltender Verschiedenheiten in den Grundanschauungen die Gedanken und Ansichten, die über die Ergebnisse der Reise und deren wissenschaftliche Verwertung hier vorgetragen werden, in der Regel lediglich als in meinem Namen geäußert gelten.

Um jedoch das notwendige unerläßliche Bild von der gesamten Reise in ihrer zeitlichen und inhaltlichen Einheitlichkeit, die auch in den Routiers am Schlusse des zweiten Bandes festgehalten wird und auch auf der Karte zutage treten soll, für den Leser zu verdeutlichen, empfiehlt es sich, einen kurzen chronologischen Überblick ihres Gesamtverlaufes vorauszuschicken.

Nachdem, wie im vorliegenden Bande des näheren geschildert, Russisch-Armenien bereist und der Urmia-See umritten war, begab sich die Expedition nach Überschreitung der persisch-türkischen Grenze über Baschkalah nach Van (Eintreffen am 12. Oktober 1898), wo wir in der amerikanischen Mission, von deren Chef Dr. G. C. Raynolds und seiner

Gemahlin aufs gütigste gefördert, eine sehr erwünschte Unterkunft fanden. Wenn auch Raynolds' höchst segensreiches Wirken besonders für die Witwen und Waisen der in den neunziger Jahren so traurig ums Leben gekommenen Armenier erst im zweiten Bande näher gewürdigt werden kann, so sei es doch schon an dieser Stelle umso nachdrücklicher anerkannt, als leider neuerdings in einer bedeutenden deutschen Zeitung — offenbar auf Grund unzureichender, bei kürzerem Aufenthalte gesammelter Informationen — eine gänzlich unzutreffende Schilderung dieses hochverdienten selbstlosen und opfermutigen Mannes gegeben worden ist. Man mag über die religionspolitische Tätigkeit der Missionen denken wie man will, — wir kommen in dem Urmia betreffenden Kapitel des vorliegenden Bandes darauf zu sprechen, — daß Dr. Raynolds, weit entfernt, „in seinem starren, verbissenen Zelotismus einem Torquemada zu gleichen," sich vielmehr in jeder Hinsicht einer weisen Mäßigung befleißigt, und auf sozialem Gebiete unendlich viel Gutes geschaffen hat und heute noch fördert, das wird von allen Eingeweihten, Türken wie Armeniern, Deutschen wie Amerikanern, einmütig anerkannt.

Von Van wurden wiederholte größere Forschungsausflüge vorgenommen. Während mein Reisegefährte nordwärts einen Rundritt um den Vansee begann, der freilich bald durch den kurdischen Überfall, den er auf dem Sipan-Dagh erlitt, und der ihn fast das Leben gekostet hätte, unterbrochen wurde, wandte ich mich ostwärts zum Keschisch-göll (S. 10) und zum Ertschek-See (9. bis 17. Oktober).

Jener Überfall hatte die Folge, daß uns für alle weiteren Reisen von der türkischen Regierung anstatt oder außer den üblichen Polizeisoldaten (Zaptije's) reguläre Kavallerie zur Bedeckung gegeben wurde, zum ersten Male zur Erforschung des Quellgebietes des Osttigris (Bohtan-su) und die südlich des Vansees belegenen, von den wilden Hertoschi-Kurden bewohnten gebirgigen Gaue Nordûz, Schatag und Môkkh; auf dem Rückweg Erforschung und Verfolgung des Menuas-Kanals von der Quelle bis nach Van (27. Oktober bis 15. November). Nach unserer Rückkehr Entsendung unserers Dieners und Dolmetschers Färädj in die Gebiete nördlich des Vansees zur Aufsuchung und zum Abklatschen der dort gemeldeten Inschriften (26. Oktober bis 19. November) und Beginn der Ausgrabungen auf der Chalderburg Toprakkaleh bei Van mit besonderer finanzieller Unterstützung der Rudolf Virchow-Stiftung.

Im Januar 1899 wären die acht Monate, auf die die Reise berechnet war, verstrichen und die Mittel erschöpft gewesen, während wir allen Grund hatten, eine Ausdehnung der Reise nach Süden und Westen

als nötig und sehr aussichtsvoll zu betrachten. Unter dem 9. Januar erließ daher Rudolf Virchow einen Aufruf, der seinen Zweck, „den für diese Art der Forschung besonders vorbereiteten beiden Gelehrten die Unterstützung des Heimatlandes für eine weitere Arbeitszeit von fünf bis sechs Monaten zu sichern," vollauf erreichte, indem er die Summe von 15 125 Mk. erbrachte.

Diesem Aufrufe ließ dann Virchow, wie hier gleich vorweg erwähnt sei, unter dem 22. Juli einen weiteren folgen, der ebenfalls von Erfolg begleitet war. Auch dann blieben aber noch, da die Reise einschließlich des Transportes der gefundenen und erworbenen Altertümer sowie besonders der Abklatsche (je zwei von ungefähr 200 Inschriften) im ganzen ca. 80 000 Mk. gekostet hatte, bedeutende Beträge aufzubringen. Dazu half wesentlich ein nach der Rückkehr der Expedition von Rudolf Virchow in Gemeinschaft mit beiden Reisenden erlassenes, als „vertraulich" gedrucktes Rundschreiben vom 28. Februar 1900. Der darin erwähnte Plan gemeinsamer Veröffentlichungen mußte später fallen gelassen werden.

Die bedeutsamste Förderung bei der Aufbringung der durch diese drei Sammlungen beschafften Mittel bildete eine erneute, der früheren an Höhe gleiche Bewilligung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers aus dem Dispositionsfonds, der ein namhafter Betrag folgte, den das Königlich Preußische Kultusministerium zur Verfügung stellte. Wiederum beteiligten sich die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften, die Kellinghusen-Stiftung und — auch jetzt mit wiederholten bedeutenden Beiträgen — die Rudolf Virchow-Stiftung, die Averhoff-Stiftung und die Hamburgische Geographische Gesellschaft. Auch das Orient-Komitee unter dem Vorsitz des unlängst verstorbenen Herrn von Kaufmann spendete eine beträchtliche Summe. Die diesmal weit größere Zahl privater Gönner vollständig aufzuzählen, muß ich mir leider, so dankbar ich ihrer aller gedenke, versagen und mich begnügen, der besonders wesentlichen Förderung zu gedenken, die uns zuteil wurde von den Herren Rechtsanwalt Arndt, Dr. Max Bartels †, Delbrück, Leo & Co., denen außerdem für die oft recht schwierige Verwaltung der Expeditionsfinanzen der wärmste Dank gebührt, Dr. Hammacher †, Dr. Höpfner, meiner Mutter Frau Dr. Emil Lehmann †, den Herren Elwin Paetel †, Rautenstrauch (Köln), Karl, Wilhelm, Arnold v. Siemens, James Simon und Generalarzt Dr. W. Stechow.

Nachdem durch jenen ersten Aufruf die Mittel zu einer Erweiterung des Reiseplanes gewonnen waren, erfolgte am 15. Februar 1899 der Aufbruch der Expedition nach Mesopotamien unter Kavalleriebedeckung

(16 Mann und ein Feldwebel) unter dem Kommando des Leutnants (Mulazzim) Djemal Effendi.

Unter den größten Mühseligkeiten bahnten wir uns durch die gänzlich verschneiten Gebirgspfade und Pässe über Tadwan und Sorp den Weg nach Bitlis (22. Februar), von da (28. Februar) nach Söört, der ersten arabischen Stadt im eigentlichen Mesopotamien (2. März). Von Söört, wo ich krank lag, erfolgten Ausflüge meines Reisegefährten nach Redwan und Hassan-Kêf am Westtigris. Alsdann zogen wir über Till-Finik nach Djezîreh (16. März) und zum inschriftlich bedeutsamen Kurdendorfe Babil, alsdann nach Überschreitung des Tigris bei Peschchabûr über Simel und an den Zachobergen vorbei nach Niniveh und Mosul (24. März). Weiter über Djarymdja nach Nimrud, der Stätte des alten Kalach (31. März), dann zum Großen Zab und zum „Ngûb“-Tunnel — einer altassyrischen Anlage, vermittelst deren ein Kanal aus dem Flusse nach Kalach abgeleitet wurde — und nach Überschreitung des Großen Zab über Gwär und, vorbei an dem Hügel Tell Gasir, der die Ruinen des assyrischen Feldlagers Kakzi birgt, nach Arbela (2. April). Von dort über Rovandûz und Sidikan zu der noch heute an ihrem ursprünglichen Aufstellungsorte beim Dorfe Topzauä befindlichen zweisprachigen Stele des Chalderkönigs Rusas I., zugleich der südlichsten aller auf türkischem Gebiete bekannten chaldischen Inschriften, der wir auf dem Kelischinpasse (September 1898) auf drei Stunden nahe gewesen waren, ohne der Kurden wegen die türkische Grenze von Persien her überschreiten und zu ihr gelangen zu können.

Nachdem wir in Topzauä, mit der Entzifferung des chaldischen und des assyrischen Textes der Stele angestrengt beschäftigt, vom 8. bis zum 19. April verweilt hatten, erhielt mein Reisegefährte ein Telegramm des Wali von Van, das ihn dorthin zu den Gerichtsverhandlungen gegen den Urheber des kurdischen Überfalls auf dem Sipan-dagh berief, worauf eine lange andauernde Trennung der beiden Expeditionsmitglieder erfolgte. Mein Reisegefährte kehrte über Dizä, Neeri, Baschkalah nach Van zurück.

Die Fortführung der Reise, wie sie geplant war, fiel mir zu. Ich kehrte nach einem erneuten Besuche der Stele von Topzauä (20. bis 23. April 1899) nach Mosul zurück, wo die von Van mit uns gekommene Eskorte auf besondere Anordnung des Sultans sich mir wieder zur Verfügung stellte. Weitere Route (6. Mai): Chorsabad—Elkosch—Peschchabur—Babil—Midiat—Hassan-Kêf—Almadin—Maiyafarikin—Lidje—Tigristunnel—Palu—Charput—Malatia—Kjemach—Erzingian—Baiburt—Erzerum—Hassankalah und Toprakkaleh in Alaschgert, wo sich am

3. August 1899 die Expedition wiedervereinigte. Alsdann begaben wir uns gemeinsam über Kagysman und Kars wieder nach Tiflis, von wo mein Reisegefährte nochmals nach Van zurückkehrte. Nach weiteren Arbeiten in Georgien verließ ich Tiflis am 26. September und trat zu Schiff von Batum aus über Trapezunt und Konstantinopel die Heimreise an, um am 20. Oktober 1899 nach beinahe anderthalbjähriger Abwesenheit in Berlin wieder einzutreffen. Dorthin folgte mir am 23. Dezember mein Reisegefährte, nachdem er, von Van aufbrechend, zunächst seinerseits Farkin und den Tigristunnel bei Lidje besucht hatte, um sodann über Musch—Karakilissa—Delibaba—Erzerum—Baiburt—Gümüschchana nach Trapezunt zu gelangen.

Wie man sieht, hat die Erforschung des türkischen Ostarmeniens, das als Zentrum des chaldischen Reiches für die Ausbeute an chaldischen Inschriften in erster Linie in Betracht kam, von einem Standquartier, von seiner einstigen Hauptstadt Van aus stattgefunden, während die Forschungen an der Peripherie in sogutwie unausgesetzter Fortbewegung ausgeführt wurden. Beides bedingt eine grundverschiedene Darstellung, namentlich was die Schilderung und Scheidung der täglichen Erlebnisse und der Forschungsergebnisse anlangt. Doch ließ sich dieser Gesichtspunkt allein nicht als Prinzip der Einteilung verwerten. Vielmehr empfahl es sich, mit dem türkischen Ostarmenien — den Wilajets Van, Bitlis und dem westlicheren Teile des Wilajets Erzerum — auch das türkische Osttigrisland — Assyrien im engeren und eigentlichen Sinne — und die nördlich daran grenzenden Gaue des türkischen Gebietes zu verbinden. Dadurch wird historisch und großenteils auch geographisch-historisch eine gewisse Geschlossenheit erzielt: dem Kern des chaldischen Reiches wird die Erforschung und Bereisung desjenigen Gebietes angegliedert, in welchem die mächtigen Gegner der Chalderkönige residierten, und von dem aus die unausgesetzten assyrischen Kriegszüge gegen Urartu ins Werk gesetzt wurden, ein Gebiet, auf dem sich denn auch die entscheidendsten und erbittertsten Kämpfe zwischen den siegreich nach Süden vorgedrungenen chaldischen Herrschern und den Assyrerkönigen abgespielt haben. Da Van und das türkische Armenien erst nach längeren Reisen auf russischem und persischem Gebiete an der Peripherie des einstigen chaldischen und nachmaligen armenischen Reiches erreicht wurde, und die an neuen allgemeinen Erfahrungen reichsten ersten Monate der Reise auch an erster Stelle geschildert werden sollten, so ergab sich die für das türkische Ostarmenien und das türkische Osttigrisland die Verweisung in den zweiten Band. Für diese sprach auch noch die weitere Erwägung, daß gerade diese Ab-

schnitte historisch und epigraphisch in den vorläufigen Publikationen besonders eingehend behandelt worden sind, während für die endgültigen Ergebnisse die in Vorbereitung befindliche Gesamtbearbeitung der chaldischen Inschriften heranzuziehen ist. Auch haben sich, besonders bei dem lange andauernden Aufenthalte in Van, naturgemäß die zahlreichsten und vergleichsweise gründlichsten Einblicke in die heutigen Zustände Armeniens gewinnen lassen. Der zweite Band wird außerdem die Routiers und genaue Register sowie, dank besonders günstiger Fügungen, die erreichbar beste kartographische Darstellung Armeniens enthalten.

Der englische Forscher H. F. B. Lynch hat nämlich die Ergebnisse zweier armenischer Reisen, deren erste vom August 1893 bis zum März 1894 verlief, während die zweite, ohne daß es uns damals bekannt gewesen wäre, mit den ersten fünf Monaten unserer Expedition gleichzeitig war (Mai bis September 1898) in dem schon erwähnten (S. 23) vorzüglichen zweibändigen Werke „Armenia, Travels and Studies“ 1901 veröffentlicht. Diesem Buche ist eine ganz vortreffliche Karte beigegeben, die, die Ergebnisse aller früheren geographischen Ermittlungen verwertend, im wesentlichen auf den eigenen Forschungen des Verfassers und seines Reisegefährten, des Geologen F. Oswald, beruht, welch letzterer neuerdings auch eine geologische Spezialkarte Armeniens herausgegeben hat. Herr Lynch hat nun, unter gütiger Beistimmung von Herrn Stanford, als dem Verleger der Karte, die große Freundlichkeit gehabt, zu gestatten, daß diese Karte meinem Buche beigegeben werde, und zwar so, daß die Routen und die weiteren geographisch neuen Ermittlungen unserer Expedition, soweit sie mir zugänglich sind, in seine Karte eingetragen werden. Beiden Herren möchte ich für dieses ungewöhnliche Entgegenkommen schon an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aussprechen.

Die Verwertung meiner geographischen Aufzeichnungen für die Karte hat in liebenswürdiger Weise Herr P. Wilski, Professor an der Bergakademie in Freiberg i. S., vorzunehmen oder zu überwachen übernommen, dessen Sachkunde u. a. Hiller v. Gaertringens Werke über Thera in so hervorragender Weise zugute gekommen ist. —

Der vorliegende erste Band behandelt im wesentlichen die Reisen und Forschungen an der Peripherie des chaldischen Großreiches und Armeniens in seiner größten Ausdehnung; zunächst im ersten Buche das russische und persische Armenien, sodann im zweiten Buche die Landschaften, die geographisch und historisch als Grenzgebiete zwischen Armenien und Mesopotamien gelten müssen und in ältester wie in späterer Zeit — wie zwischen Chaldern und Assyrern, so

zwischen Römern und Parthern — heiß umstritten worden sind, und daran anschließend den Westen und Nordwesten Armeniens. Für die auf chaldischem Gebiete gefundenen russischen Inschriften liegt Nikolski's im wesentlichen zureichende Gesamtpublikation vor. Es trifft sich, daß in diesen Gebieten die Zeugen und Probleme der Vergangenheit überwiegend in die vorchaldisch-assyrische und in die klassische Periode fallen. Rußland weist freilich eine größere Zahl von chaldischen Keilinschriften auf, die in Nikolski's trefflicher Bearbeitung vorliegen. Im übrigen aber kommen hier nur wenige, wenn auch wichtige chaldische Inschriften in Betracht, während die einschlägigen assyrischen Inschriften bereits in meinen „Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens" (Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen IX No. 3, 1907) ihre wissenschaftliche Herausgabe und Erörterung erfahren haben und so für unsere Darstellung unmittelbar verwertbar sind.

Für die klassische Zeit steht neben gewissen Abschnitten des Zuges der zehntausend Griechen die Lage von Tigranokerta im Vordergrunde des Interesses. So erklärt sich der Untertitel dieses Bandes: „Vom Kaukasus zum Tigris und nach Tigranokerta".

---

ERSTES BUCH.

# DURCH RUSSISCH- UND PERSISCH-ARMENIEN.

## Erstes Kapitel.

# Nach Transkaukasien.

Vorbereitungen und Ausreise. — Über die russische Grenze. — Von Warschau nach Odessa. — Über das Schwarze Meer nach Novo-Rossisk. — Sewastopol, Kertsch und seine Kurgane, Jalta und Livadia. — Die grusinische Heerstraße. — Osseten und Georgier.

Seine Majestät der Kaiser hatte die Bewilligung seines Zuschusses aus dem Dispositionsfonds davon abhängig gemacht, daß die Reise nicht angetreten werde, ehe die Kaiserlich Deutsche Botschaft in Konstantinopel dies mit Rücksicht auf die Unruhen für tunlich erklärte. Für das Frühjahr 1898 waren endlich alle Voraussetzungen erfüllt. Der Kabinettspaß wurde ausgefertigt, die Regierungen Rußlands, Persiens und der Türkei benachrichtigt und die Zusendung der für die einzelnen türkischen Wilajets bestimmten Beglaubigungsschreiben (Teskere's) an das deutsche Konsulat in Tiflis uns zugesagt.

Als ich in dieser Zeit Rudolf Virchow eines Abends aufsuchte und ihn bat, uns gewisse für Persien erwünschte Empfehlungsschreiben zu verschaffen, erwiderte er: „Mein Überzieher ist zwar beim Schneider, ich habe meiner Frau versprochen, nicht ohne ihn auszugehen, aber ich werde doch gleich den persischen Gesandten aufsuchen.“ Sprach's und verließ mit mir gleichzeitig mitten aus der Arbeit heraus und zu vorgerückter Stunde seine Wohnung, und schon am folgenden Tage waren die wertvollen Empfehlungsschreiben in meiner Hand. Das ist nur eines von vielen Beispielen für die nachhaltige Förderung, die der überbeschäftigte Mann unseren Plänen unausgesetzt zuwandte.

Die notgedrungene wiederholte Verschiebung der Reise kam den Vorbereitungen und der Beschaffung der Ausrüstung zugute. Reiten und Photographieren, einst von mir geübte, aber seit längerer Zeit nicht mehr betriebene Künste, wurden wieder aufgefrischt und von Sprachen

zu dem mir bekannten Russischen das Türkische und Armenische in ihren Anfangsgründen gelernt. Einige Vertrautheit mit den wenigen Besonderheiten der chaldischen Schriftzeichen (S. 7), die bisher immer nur unvollkommen wiedergegeben worden waren, gewann ich durch die Vergleichung der zu Paris im Louvre aufbewahrten vortrefflichen Abklatsche, die der französische Forscher Deyrolle u. a. von der größten aller dieser Inschriften, den Annalen Argistis' I. am Felsschloß von Van, genommen hatte. Die photographischen Apparate wurden bei Krügener in Frankfurt a. M., die Objektivsätze bei Zeiß in Jena besorgt. Die Reisekamera und der Apparat für Stereoskopaufnahmen, die uns Herr Krügener empfahl, haben sich zwar im allgemeinen bewährt, waren aber doch beide in verschiedener Hinsicht für eine so lange Reise in unkultivierte Gebiete teils zu zart, teils zu kompliziert gebaut. Auf einen besseren Kodak, als er uns zur Verfügung stand, hätten wir von vornherein mehr Wert legen sollen, ebenso auf einen kleineren handlichen Stativapparat, wie ihn uns nachmals glückliche Umstände im Verlaufe der Reise zuführten. Bei der wissenschaftlichen Ausrüstung für die geographischen Beobachtungen erfreuten wir uns der wirksamen Unterstützung seitens der Reichs- und der königlichen preußischen Institute, namentlich erhielten wir von der Deutschen Seewarte zu Hamburg eine ganze Anzahl wertvoller Instrumente geliehen, u. a. ein sehr genaues Aneroidbarometer, ein Kochbarometer für Höhenbestimmungen, mehrere Visierkompasse, Maximal- und Minimalthermometer und einen Sextanten. Letzteren zog mein Reisegefährte, in dessen Händen die geographischen Beobachtungen hauptsächlich liegen sollten, dem Theodoliten, den uns die Seewarte zur Verfügung stellen wollte, vor; ich habe das, je länger je mehr, bedauert, da ich mich mit dem Sextanten niemals befreunden konnte, während ich in die Anfangsgründe der Beobachtung mit dem Theodoliten durch Paul Güßfeldts Vorträge über geographische Ortsbestimmung im Orientalischen Seminar eingeführt worden war.

Für die eigentliche Forschungsreise mußte das Gepäck so eingerichtet werden, daß es in der landesüblichen Weise in den großen Taschen, die zu beiden Seiten der Pferde oder Maultiere vom Sattel herabhängen, Aufnahme finden konnte. Es mußten daher eine Anzahl starker Holzkoffer von genau bestimmten Dimensionen angefertigt und auch für die photographischen und sonstigen wissenschaftlichen Apparate kräftige Kästen und Hüllen vorgesehen werden.

Die größte Mühe aber machte die Beschaffung eines Gegenstandes, der sich nachher als ein bedenkliches Hindernis für das Fortkommen der Expedition und schließlich als völlig überflüssig erwies. Nach dem

Zeugnisse des Missionspredigers Faber sollte sich auf persischem Gebiete hoch an dem Felsen „el Fakrakar“ (genauer Fachrîqah) eine große vierzigzeilige Keilinschrift befinden. Da Pastor Faber den chaldischen Inschriften auf persischem und russischem Gebiete verschiedentlich eine — freilich nicht in jeder Hinsicht wünschenswerte — Aufmerksamkeit zugewandt hatte, so schien an dieser Angabe kein Zweifel erlaubt. Es galt nun, eine zerlegbare Leiter herzustellen, deren einzelne Teile für den Transport auf Pferden oder Maultieren geeignet waren, und die doch kräftig und hoch genug sein mußte, um den Zugang zu dieser Felsinschrift zu sichern. Nach vielen Erwägungen hin und her wurde uns durch die gütige Vermittlung der Firma Siemens & Halske eine solche Leiter aus starkem Bambus mit Stahlgelenken hergestellt, die all diesen Erfordernissen zu entsprechen schien. Noch ehe wir aber nach Persien gelangten, hatten wir die unendlich mühseligen und zeitraubenden Versuche, die Glieder der Leiter rechts und links in geeigneter Weise den Pferden aufzulasten, aufgeben müssen, um schließlich noch zu finden, daß eine solche Inschrift an der genannten Stätte gar nicht vorhanden war. Besser lohnte es sich, daß wir für einen etwaigen Transport größerer Steinmonumente Drahtseil und Flaschenzug trotz der durch ihre Wucht verursachten Bedenken mit uns führten.

Mit ganz besonderer Dankbarkeit gedenke ich der Förderung, die Herr von Dreyse-Sömmerda der Expedition dadurch angedeihen ließ, daß er ihr den größten Teil der nötigen Waffen — Gewehre und Revolver — mit reichlicher Munition zum Geschenke machte und uns bei der Anschaffung der übrigen sachverständig beraten ließ.

Daß wir diese Waffen möglicherweise zur Verteidigung gegen die Kurden zu verwenden hätten, war uns klar; daß sie, besonders die Mausergewehre und die dreiläufige Jagdflinte, sie uns mehrfach zu Freunden machen würden, ahnte ich nicht. —

Und nun ein Bild aus der Zeit unmittelbar vor der Abreise. Am 8. Mai 1898 sollte ich Berlin verlassen. Mein Reisegefährte und sein Bruder, der Primaner Lothar Belck, der sich der Expedition angeschlossen hatte, waren bereits nach Thorn vorausgereist. Es war wichtig, daß wir die russische Grenze bei Alexandrowo passieren konnten, ohne daß unsere 35 Kolli Gepäck vom Zoll durchsucht und in ihrer sorglichen Verpackung geschädigt wurden. Die vom Auswärtigen Amt nachgesuchte russische Genehmigung stand aber noch aus. Am Nachmittag des 7. Mai glich mein Zimmer einer Pack- und Rumpelkammer, dazu mußten die letzten Briefe geschrieben und Arbeiten abgeschlossen werden. So diktierte ich während des Packens. Zu meiner großen Überraschung erschien

mitten in diesem Trubel Herr Geheimrat Schöll, der Vortragende Rat im Auswärtigen Amte, der unsere Angelegenheit bearbeitete, um mir persönlich die Nachricht von der telegraphisch eingegangenen Zollbefreiung zu überbringen und mir glückliche Fahrt zu wünschen.

So ging denn in der Tat die gefürchtete Zollrevision in Alexandrowo äußerst glatt vonstatten. Wir brauchten lediglich den Inhalt jedes Gepäckstückes zur Aufstellung eines Verzeichnisses anzugeben. Anderen wurde es nicht so gut. Neben uns wurden die Koffer einer Kunstreiterfamilie durchwühlt, natürlich sehr zum Schaden ihrer schönen seidenen Gewänder. Ferner sahen wir einen Mann, der wegen nachträglich entdeckten Zigarrenschmuggels an die Grenzstation zurücktransportiert worden war, was ihn außer dem Zeitverlust etliche Rubel Strafe kostete. Auf der im übrigen ziemlich eintönigen Fahrt nach Warschau wurden wir mit einer englischen Dame bekannt. Als sie hörte, daß wir nach Persien kommen würden, bat sie uns, eine in einer persischen Stadt lebende Bekannte zu besuchen, von der sie uns folgende bemerkenswerte Geschichte erzählte. Der jetzige Gemahl dieser Dame mußte 1863 wegen seiner Beteiligung am polnischen Aufstande fliehen. Er und seine jetzige Frau waren damals etwa 20 Jahre alt und hatten sich verlobt. Nun hatte diese Dame eine Kusine völlig gleichen Vor- und Zunamens. Diese Kusine verheiratete sich einige Jahre später, und der Flüchtling, der nicht nach Rußland zurückkehren durfte, las diese Anzeige im Auslande. Fünfundzwanzig Jahre lebte er in dem Glauben, daß sich seine ehemalige Braut verheiratet habe. Nach Ablauf dieser Frist erfuhren sie schließlich beide die Wahrheit. Und obwohl die Dame ihres Alters wegen den Freund nicht mehr binden wollte, bestand der Flüchtling auf einer baldigen Heirat, die beiden zum Glück ausgeschlagen war.

Im Hinblick auf unser Reiseziel war uns in Warschau interessant das Denkmal des Generals Paskewitsch, der für die Eroberung der transkaukasischen Stadt Erivan im Russisch-Persischen Kriege (1827) den Ehrentitel Erivanski erhalten hatte. Kaiser Nikolaus, der ihm für diese Waffentat zudem einen hohen Orden verliehen hatte, soll später, als er der Stadt und ihrer „Festung" ansichtig wurde, geäußert haben: „Der Topf voll Erde sei eigentlich keinen Orden wert."

Auf der Fahrt durch die russische Steppe von Warschau nach Odessa fiel mir auf, wie wenig sich die Vegetation von der in unserer deutschen Tiefebene unterscheidet. Auch war der Frühling dem unseren gewiß nicht voraus: überall sah man Blüten an den Fruchtbäumen und ganz zarte Blattknospen. So bildete also die russische Steppe in der Tat mit den Ebenen Ungarns und Deutschlands ein im wesentlichen

einheitliches Gebiet, wohl geeignet zur Heimat und zur Ausbreitung eines Nomadenvolkes, wie es die Indogermanen waren, deren erreichbar älteste Sitze die neuere Forschung vielfach gerade in dieses Gebiet verlegt. Jedenfalls aber hatten indogermanische — besonders thrakische und iranische — Völkerschaften diese Gebiete jahrhundertelang bewohnt und durchzogen, und die Ermittlung der Wege, auf denen sie, besonders die Kimmerier (S. 14) und die zum thrakischen Stamme gehörigen Armenier sowie die einen Zweig der Iranier bildenden skolotischen Skythen in Asien eingedrungen waren, gehörte zu unseren Forschungsaufgaben.

Eine erfreuliche Abwechslung in der Eintönigkeit der Steppe bot die Stadt Berditschew, südwestlich von Kiew —, vom Zuge aus in einiger Entfernung zu erblicken, auf einer sanft ansteigenden Höhe gelegen, mit bunten weißgrünen Dächern auf den freundlich geweißten oder farbig angestrichenen Häusern und mehreren kuppelförmigen Kirchen — die erste echt russische Stadt, deren wir ansichtig wurden. Die ganze, damals 54000 Einwohner, darunter 42000 Juden, zählende Stadt gehörte dem Grafen Tyskiewitsch. Die Annehmlichkeiten der berühmten russischen Bahnrestaurationen, die sich durch große Sauberkeit und Güte der Speisen auszeichnen, lernten wir um so höher schätzen, als wir, da unser Gepäck für den Schnellzug nicht rechtzeitig abgefertigt werden konnte, in einen Bummelzug geraten waren. Besonders wohltuend berührt die ruhige Aufmerksamkeit der nicht befrackten, sondern in weiße Waschanzüge gekleideten Kellner. Kein Skandal, kein Geklapper, kein ängstliches Rennen nach dem Gelde. Freilich macht der Zug überall mehr als reichlich Station. Besonders stattlich ist die große Rotunde, die in Kasatin die Restauration bildete: der ganze dortige Bahnhof ist ein Prachtbau.

Mehr und mehr zeigten sich typische Volksgestalten: Bauern in dem aus den Abbildungen wohlbekannten Taillenrock, dessen Schöße über die Stulpenstiefel herüberreichen. Er ist aus grobem rotbraunen Wollstoff gefertigt und läßt Brust und Halskragen des buntgestickten Hemdes frei. Die Bauern tragen große Schirmmützen, das Haar in der bekannten Weise rund um den Kopf abgeschoren, was zu dem stumpfsinnigen Gesichtsausdruck passt. Gelegentlich sah man auch Bäuerinnen in hohen Stulpenstiefeln aus safrangelbem Leder.

Nach 44stündiger Eisenbahnfahrt trafen wir am 12. Mai früh 8 Uhr in Odessa ein. Hier war unsere erste Sorge die Expedition unseres Gepäcks, das die Kleinigkeit von 18 Zentnern wog. Wir hatten geglaubt, es als Passagiergepäck auf unseren Dampfer mitnehmen zu müssen und waren freudig überrascht, als wir es mit einem am selben Tage abgehenden

Frachtdampfer für den Spottpreis von $8^1/_2$ Rubel direkt bis nach Batum senden konnten, von wo es mit der Bahn bequem nach Tiflis zu schaffen war, während wir den Umweg durch den Kaukasus zu nehmen gedachten. Wir fanden denn auch später bei der Ankunft in Tiflis das gesamte Gepäck unserer harrend und unversehrt vor.

Besondere Sehenswürdigkeiten bietet Odessa, das erst vor etwas mehr als einem Jahrhundert durch die Kaiserin Katharina gegründet wurde, nicht. Schöne, breite, gutgepflasterte und daher saubere Straßen, zahlreiche elegante Gebäude, der große, parallel mit dem Ufer, aber hoch über ihm verlaufende Boulevard mit herrlicher Aussicht auf den Hafen, das Meer und die Küste, der Alexanderpark, von dem aus sich das Hafenbild noch großartiger zeigte, das wird nahezu alles sein, was von Odessa, abgesehen von seinem sehr bedeutenden Handel, dem es seine mehr als 400000 Einwohner verdankt, zu erwähnen wäre. Ernst v. Stern, den Leiter des Altertumsmuseums, trafen wir leider nicht an und konnten uns so nur einen oberflächlichen Eindruck von den südrussischen Funden griechischer und römischer Zeit verschaffen, die meist aus der Gegend des alten Olbia stammen. Seither haben die unter Sterns Leitung in Südrußland betriebenen Ausgrabungen zu einer an Zahl und Inhalt sehr wesentlichen Bereicherung dieser historisch höchst bedeutsamen Altertümer geführt.

Von der Fahrt mit dem neuen, vortrefflich gebauten russischen Passagierdampfer „Cesarewitsch Georg“, mit dem wir Odessa am Nachmittag verließen, will ich nur einige Augenblicksbilder wiedergeben.

Einen sehr merkwürdigen Eindruck machte der flache Strand von Eupatoria, der neben der sauber gebauten Stadt auf einer ganz kurzen Strecke 27 Kornwindmühlen förmlich auf einen Haufen zusammengedrängt zeigte; die Anlage solcher Mühlen in der Stadt selbst ist nämlich verboten.

An Sewastopol ist wohl das Schönste die Einfahrt in die Hafenbucht, die übrigens allseitig von gewaltigen Befestigungen und feuerbereiten Geschützen eingefaßt und verteidigt ist. In den Straßen zeigten sich neben vielen neuen und im Bau begriffenen Häusern noch eine ziemliche Anzahl von Ruinen, wie sie das Bombardement vor mehr als vierzig Jahren hinterlassen hatte. Zwischen den zerstörten Mauern waren Bäume emporgeschossen, die sie nun weit überragten. Wir ließen uns in die obere Stadt fahren, und von erhöhtem Punkte aus sahen wir nach einer Seite den Hügel Malakoff — in Wahrheit einen alten thrakischen oder skythischen Grabhügel, einen sogenannten Kurgan —, durch dessen Eroberung, die den Franzosen schließlich glückte, der Fall

von Sewastopol besiegelt wurde; nach der anderen Richtung den großen „Bruderkirchhof“, wo 43000 Opfer des Krimkrieges, Freund und Feind, beieinander gebettet sind. Dann hielten wir vor einer Kirche, die uns der Kutscher als die der „vier Admirale“ bezeichnete, einem reich mit Malereien und Marmor ausgestatteten Bau im byzantinischen Stil. Man steigt auf einer Treppe in die weite helle Krypta hinunter. In ihrer Mitte liegt ein großes schwarzes gleichschenkliges Marmorkreuz; die Kreuzarme bilden die Grabsteine, auf deren jedem der Name eines der vier russischen Admirale, die im Krimkriege gefallen sind und Ort und Zeit ihrer Verwundung und ihres Todes steht. Das Ganze macht in seiner schlichten Würde einen ergreifenden Eindruck. Die Krypta scheint eine Art Ehrenbegräbnisstätte für die russische Marine zu werden. Es lagen dort bereits damals zwei weitere, seit dem Krimkriege gestorbene russische Admirale unter schwarzen Marmorsteinen begraben.

Das Museum der Verteidigung Sewastopols birgt zahlreiche Erinnerungen an den Krieg: Waffen, Pläne, Bilder.

Von einigen der sieben Schiffe, die man in der Bucht von Sewastopol versenkt hatte, um sie zu sperren, sind genaue Modelle ausgestellt, die Sperre selbst erläutert ein genauer Plan. Die Befestigung des Malakoffhügels wurde bekanntlich in dem Augenblick, als die Franzosen ihn erstürmten, von einem russischen Helden, dessen Namen unbekannt geblieben ist, in die Luft gesprengt. Man sieht den Vorgang mehrfach im Bilde dargestellt. Die Mütze des Admirals Nachimoff, des größten der vier Verteidiger der Stadt, liegt da mit dem Loch, das die Todeskugel gerissen hat, daneben ein Kreuzlein aus einem Splitter der Schädelwunde.

Die Fahrt ging dann weiter, auf blauem Südmeer, bei herrlichsten Wetter eines schönen „ersten Mai“ nach russischer Rechnung. Die Ufer gemahnten an die englische Südküste im Kanal: weißgelbe, ziemlich steil abfallende, nicht allzu hohe Gestade, aber Sandstein, nicht Kreide. Bald jedoch erhöhen sich die Ufer. Das ältere Gestein, auf dem der sedimentäre Sandstein aufgelagert ist, tritt zutage. Schließlich sieht man sich stattlichen Ufern und Vorgebirgen gegenüber, etwa als fahre man an der italienischen Küste zwischen Amalfi und Sorrent entlang.

Die enge Einfahrt von Balaklawa, die die Engländer seinerzeit trotz großer Schwierigkeiten erzwangen, bemühten wir uns vergebens zu erspähen. Um so deutlicher sahen wir hoch oben auf der Höhe eines Plateaus mit steilem Abfall zum Meere das an Gebäulichkeiten reiche Kloster St. Georg. Vorher passierten wir und sahen später noch lange den charakteristischen Vorsprung, auf den man Parthenion

verlegt, die Stätte wo Iphigenie auf Tauris schmachtete, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“. Endlich taucht Jalta auf, wir fahren in die halbkreisförmige Bucht ein, die den Ort amphitheatralisch, am Ufer und an den Bergen ansteigend, umgibt, und deren Hintergrund Gebirge von sehr bedeutender Höhe bilden. Am Landungsplatz des Schiffes ist das Gewühl und Durcheinander noch größer als in Sewastopol. Unter allerhand fragwürdigen Gestalten steht ein Kerl mit feuerrotem Schnurrbart und Haar, so wie sich bei uns die Clowns zu verschimpfieren pflegen — Tatarenbrauch, wie mich mein Reisegefährte belehrte.

Gleich am Kai nehmen wir einen Zweispänner und, bedeutet, daß er nach Livadia fahren soll, setzt der Jamschtschik im blauen Faltenrock, Silbergürtel und Stutzzylinder, vergnüglich grinsend, die Pferde in Trab. Ob der Weg steigt oder steil abfällt, so daß die Pferde den bremsenlosen Wagen kaum halten können, gilt ihm gleich. Auch hier ist es nur eben Vorfrühling und Frühlingsanfang geworden, von Saison noch keine Rede. Oben fanden wir die Tore des kaiserlichen Palastes Livadia noch offen und fuhren hinein, zunächst zwischen reichlichen Weinpflanzungen hindurch, die ihrer vortrefflichen Lage nach gewiß eine besonders feine Sorte des ausgezeichneten krimschen Weines liefern. Der eigentliche Park zeigt teils wildere Partien teils, in der Nähe des kaiserlichen Lustschlosses, schöne Anlagen mit Beeten und reichlichen Zierblumen. Überall aber — das ist die Hauptsache — fällt der Blick meerwärts auf die stille abendliche Bucht hernieder, landeinwärts hinauf zum Kranz der Berghöhen. Dazu flötete in jedem Busch die Nachtigall, deren bezaubernder Sang freilich vielfach durch unsere Räder übertönt ward. Aber auf den Ruf „solowjei“ fuhr der Kutscher langsam und lächelte dazu verständnisinnig.

Das Schloß mit dem Sterbezimmer Alexanders III. durfte, da es zu spät war, nicht mehr betreten werden. Dagegen besuchten wir auf Vorschlag des Kutschers noch den entfernter gelegenen Park Oreanda, der, durchweg noch etwas natürlicher angelegt, viele fremdartige Bäume — oft ganz von Efeu übersponnen — und, namentlich in der Nähe eines Teiches und eines rieselnden Bächleins, womöglich noch mehr Nachtigallen barg. Zurück fuhren wir dann auf einem höher gelegenen Wege, von wo wir die Schönheiten der Landschaft, Meeresbucht und Berge, unausgesetzt genießen konnten. Ganz unvergleichlich war dann nach Dunkelwerden der Anblick Jaltas vom Schiffe aus. Das Uferrund, bis hoch hinauf wie illuminiert, erinnerte lebhaft an den Anblick Neapels von Sorrent oder Capri aus, wenn auch einerseits in verkleinertem

Maßstabe, anderseits aus größerer Nähe gesehen. Bei der Weiterfahrt wurde die Küste hinter Feodosia, an der wir sehr nahe entlangfuhren, wieder niedrig und einförmig, bis ihr vorgelagert vier sehr merkwürdige Felsenklippen erschienen, die teils an die Faraglioni bei Capri und teils an die Zyklopenfelsen in der Gegend von Catania gemahnten.

Unsere nächste, archäologisch besonders interessante Station war Kertsch. Während man vor zehn Jahren noch unmittelbar an der Stadt hatte anlegen können, wobei man freilich immer Gefahr lief, stundenlang auf einer Sandbank festzusitzen, hatte jetzt die Versandung solche Fortschritte gemacht, daß die großen Dampfer nicht mehr an den Kai herankonnten. Ein kleiner Raddampfer brachte uns zur Stadt, wo wir von Herrn Wiedemann, an den mich sein Sohn, der Epigraphiker Friedrich Wiedemann, damals mein Hörer, empfohlen hatte, höchst liebenswürdig empfangen wurden. Unter seiner Führung besuchten wir zwei der berühmten Kurgane in der die Stadt umgebenden Steppe. Während die große Mehrzahl der Kurgane wirklich nur Grabhügel sind, die zwar zum Teil eine regelmäßige und für die Bestimmung ihrer Herkunft bedeutsame Schichtung aber keine eigentlichen Baulichkeiten zeigen, ist es um die Kurgane bei Kertsch ganz anders bestellt. Die beiden Kurgane, die wir besuchten, zeigten zu meiner Überraschung alle wesentlichen Züge der mykenischen Kuppelgräber.

In den Hügel hinein führt zunächst ein schmaler Gang, der bei dem zweiten jener Kurgane, dem sogenanten ‚Königskurgan' größtenteils noch wohlerhalten und bei einer Breite von 2 m ca. 20 m lang ist. Die Überdachung des Ganges wird dadurch erreicht, daß die nächst höhere Steinlage immer etwas über die vorhergehende seitlich hervorragt, bis beide Wände einander so nahe gerückt sind, daß eine Schlußplatte darüber gelegt werden kann.

Nach demselben Prinzip waren auch die Grabkammern im Innern des Hügels gebaut, die Schichten springen je höher um so mehr vor, bis schließlich ein Deckstein für den Abschluß genügt, nur machte die gewaltige Grabkammer des Königskurgans den Eindruck eines vollendeten Rundbaues, während die des kleineren Melek-Tcheimenski-Kurgans durchweg quadratisch gebaut war.

So zeigte der Königskurgan nicht nur die beiden Hauptbestandteile der mykenischen Kuppelgräber, den in den Hügel führenden Gang (Dromos) und den bienenkorbartigen Kuppelbau im Innern (den Tholos), sondern auch im wesentlichen die gleiche Bauart: die Bildung eines falschen Gewölbes durch vorkragende Schichten freilich mit dem Unterschiede, daß in den mykenischen Kuppelgräbern — besonders

deren größtem, dem früher sogenannten „Schatzhause des Atreus" —, durch Abschneiden der vorspringenden Teile der Eindruck einer einheitlichen, nicht durch Abstufungen unterbrochenen Wölbungslinie erreicht wird.

Eine weitere Bestätigung für die Richtigkeit meiner Beobachtung würde sich mir ergeben haben, wenn wir noch den dritten der pantikapäischen Hauptkurgane, den sogenannten „Mont d'or", hätten besuchen können. Denn dieser stimmt wirklich in der Anlage des Tholos insofern völlig mit dem Schatzhause des Atreus überein, als der Grundriß von vornherein kreisrund ist und so auch die sämtlichen aufsteigenden und sich verengernden Schichten von unten auf die Kreisgestalt zeigen.

Bei dem Königskurgan dagegen ist — wie vor kurzem Josef Durm in seiner Abhandlung über die Kuppelgräber von Pantikapaion gezeigt hat — der Grundriß viereckig, beinahe quadratisch, und der Übergang zur Kreisform der höheren Schichten wird, in einer technisch sehr vorgeschrittenen Weise, durch sphärische Hängekuppeln (Pendentifs) gebildet. Die ersten vier Schichten sind senkrecht emporgeführt, bei der fünften beginnen die Pendentifs und mit der neunten Schicht die regelrechten Kreise, die sich bis zur einundzwanzigsten hinaufziehen, in die dann der kreisrunde Deckstein eingefügt ist. Noch anders ist die Konstruktion bei der quadratischen Grabkammer des Melek-Tscheimenski-Kurgans.

Aber die Verwandtschaft der Grabbauten von Kertsch mit den mykenischen Kuppelgräbern hatte ich richtig erkannt, und damit wurde auch die Frage lebendig, wie diese, unmöglich zufällige, Beziehung zu erklären sei. Ihre Beantwortung war um so schwieriger, als offenbar ein sehr großer Zeitraum die Kertscher Kurgane von den mykenischen Kuppelgräbern trennte. Diese gehören etwa dem 15. Jahrhundert v. Chr. an, die Gräber von Pantikapaion stammen — nach den darin gefundenen Beigaben, Goldschmuck, Vasen, Bronzewaffen usw., wie wir sie vor dem Besuch der Kurgane im Museum von Kertsch besichtigt hatten, — aus der Zeit der Gründung der ionischen Kolonien an den von Skythen und Thrakern bewohnten Nordufern des Schwarzen Meeres. Diese Kolonisation reicht nicht über das 7. vorchristliche Jahrhundert zurück, und nach Sterns Bekundung darf man mit der Datierung der Kurgane „wohl kaum über das 5. Jahrhundert v. Chr. zurückgreifen". Entweder also, es mußten mykenische Kultureinflüsse, sei es in vorionischer Zeit, sei es mit den Ioniern dorthin gelangt sein, oder aber eine der mykenischen verwandte Kultur war bereits in mykenischer oder vormykenischer Zeit an den nördlichen Gestaden des Schwarzen Meeres heimisch gewesen und hatte sich dort, — unberührt von den Veränderungen, die die Griechenwelt, beginnend mit der ‚Dorischen Wanderung' (um 1200 v. Chr.),

betrafen, — in wesentlichen Zügen erhalten und war in Zeiten materiellen Wohlstandes und gesteigerter Kultur zu einer bedeutenden Nachblüte gelangt. Seitdem man mit wachsender Deutlichkeit erkennt, daß ein von Norden kommender, speziell auch von Thrakien ausgehender Kulturstrom, der sich mit den von Kreta ausgehenden Errungenschaften und Einflüssen vermischt, bei der Bildung der mykenischen Kultur wesentlich beteiligt ist, hat diese Anschauung immer mehr an Berechtigung gewonnen. So betrachtet denn auch E. v. Stern, als urteilsfähigster Kenner der alten Kultur Südrußlands, die Kertscher Kuppelgräber „als Fortsetzung mykenischer Tradition", die sich auch in der Technik und Form des Goldschmuckes aus den Gräberfunden des 4. und 5. Jahrhunderts v. Chr. bekunde, und er fügt sie ein in den Gesamtrahmen „einer eigenartigen, trotz lokaler Divergenzen doch ein geschlossenes Ganze darstellenden Kultur, die sich über Beßarabien, Galizien, Rumänien bis nach Thessalien verfolgen läßt". Und zweierlei erscheint ihm unanfechtbar sicher: „diese Kultur darf nicht, wie das vielfach geschehen ist, als Ausstrahlung der mykenischen betrachtet werden, sie geht ihr zeitlich und inhaltlich voraus; und zweitens dürfen wir von einer Kulturströmung, die sich von Norden nach Süden verbreitet, sprechen".

Noch lange nach dem Verlassen der Bucht von Kertsch blieb, obgleich die Stadt selbst nicht mehr sichtbar war, die Reihe der Kurgane unseren Augen erkennbar, während mitten in der See Gemäuer, das auf Sandbänken errichtet war, unsere Blicke auf sich zog — Anlagen zur Salzgewinnung: während der Flut und des Seeganges schlagen die Wellen hinein, das Wasser verdunstet, und das Salz bleibt zurück.

Bisher war das Wetter herrlich gewesen, wir hatten uns oft bei der Klarheit des Wassers an dem Spiel der Delphine und der Springfische, (Hausen, russ. Bjäluga), die aus dem hellblauen Wasser auftauchten und ebenso schnell wieder in die Tiefe schießen, erfreut. Am Abend nach unserem Besuche in Kertsch, Sonnabend, den 14. Mai, stellte sich plötzlich Nebel ein, der immer dichter und dichter wurde und die ganze Nacht über anhielt, so daß wir mit erheblicher Verspätung in Novo-Rossisk eintrafen.

Dieser Nebel hatte das Schiff verhindert, in Anapa anzulaufen, wodurch einem liebenswürdigen Mitreisenden, einem schlichten Bayern aus der dortigen deutschen Kolonie, die Möglichkeit eines wichtigen Geschäftsabschlusses entging, was allseitige Teilnahme erregte. Unter der Schiffsgesellschaft befand sich auch eine Dame, die ihr Töchterchen zum Zwecke der Aufnahme in ein Institut nach Jekaterinodar, der Haupt-

stadt des Distrikts der kubanischen Kosaken, bringen wollte. Ihr Mann war Kosak gewesen, das berechtigte ihre Tochter zur unentgeltlichen Erziehung in diesem Institut. In der dritten Klasse des Schiffes ließen sich mancherlei interessante Studien machen. So konnte ich mich einmal sehr angeregt mit einer Pilgerin unterhalten, einem jungen Mädchen, die von Wladikawkas aus die weite Reise nach Jerusalem gemacht hatte und nun beseligt wieder in die Heimat zurückkehrte.

Novo-Rossisk hatten wir deshalb zum Endpunkt unserer Meerfahrt bestimmt, weil wir im Hinblick auf die Wanderungen der Skythen und der übrigen Iranier, sowie der Kimmerier den Nordrand des Kaukasus und den einzigen, für größere Völkermassen verwendbaren Paß, der durch das Gebirge hindurchführt, aus eigener Anschauung kennen lernen wollten, die verhältnismäßig niedrige Einsattelung nämlich, die durch den Darielpaß über den Kreuzberg führt, und die man heute auf der sogenannten, von Wladikawkas ins Kuratal und nach Tiflis führenden grusinischen Heerstraße überschreitet. Außerdem können Völkermassen östlich um den Kaukasus am Kaspischen Meer entlang beim heutigen Derbent herumkommen. Die Frage, ob die gleichfalls von Wladikawkas ausgehende ossetinische Heerstraße, die durch das Sadontal nach Gori im Kuratal oberhalb Tiflis führt, vor Anlage des modernen Verkehrsweges für größere Völkermassen passierbar gewesen sei, harrte noch ihrer Lösung.

Als die Nebel sich lichteten, sahen wir in der Ferne hinter Novo-Rossisk die niedrigen Vorberge des Kaukasus und bald auch im Südosten das westliche Ende der Hauptkette. Hier zeigte der Augenschein sofort, daß sie so verhältnismäßig hoch und steil zum Schwarzen Meer abfällt, daß größere Heeresmassen hier nicht an dem Gebirge vorbeiziehen — geschweige denn es in der Nähe der Küste überschreiten können. Der Kaukasus bildet also östlich des Schwarzen Meeres eine Völkerbarre. Pässe, die der einzelne zum Teil auf halsbrecherischen Pfaden überschreiten kann, gibt es wohl, aber keine für größere Menschenmassen geeigneten Übergänge, und eben deshalb verzeichnet die Geschichte den Zug, der den König Mithradates von Pontus im Jahre 65 v. Chr. am Westrande des Kaukasus entlang und durch die westlichen Küstenpässe nach dem „bosporanischen“ Nordufer des Schwarzen Meeres führte, als ein so unerhörtes, tollkühnes Unternehmen.

Obgleich Handel und Wandel des Sonntags wegen ruhten, gewannen wir doch — namentlich an den großartigen Hafenanlagen — den Eindruck, daß Novo-Rossisk auf dem Wege sei, eine sehr bedeutende Handelsstadt zu werden. Auch Petroleumtanks und Zementfabriken

waren vorhanden, und die ersten der für den Kaukasus so charakteristischen Petroleumwaggons, die auf der Achse lediglich das riesige zilinderförmige Bassin tragen, in welchem das Erdöl aus den Quellen am Kaspischen Meer, vor allem bei Baku, nach den westlichen Häfen verbracht wird, wurden sichtbar.

Von Novo-Rossisk wandten wir uns zunächst den nordkaukasischen Bädern zu. Die Eisenbahn nach „Mineralnyjä-Wody“ (Mineralbad) steigt langsam durch malerische Täler und über blumengeschmückte Hochebenen bis zu einer Höhe von etwa 4000 Fuß empor. Diese Fahrt und die weitere bis Wladikawkas war deshalb besonders interessant, weil sie zeigte, wie glänzend diese ungeheure dem Kausasus vorgelagerte Hochebene, die in ihrem östlicheren Teile den Namen ‚Kabarda‘ führt, für das Verweilen und das langsame Vorrücken von Völkermassen geeignet ist.

Das Plateau war jetzt fast verödet, weil seine letzten Bewohner, die mohammedanischen Tscherkessen (Kabardiner) und Abchasen, neuerdings aus Rußland nach der Türkei ausgewandert waren. Immerhin konnten wir auch jetzt noch von der Bahn aus große frei weidende Herden von Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen beobachten, während zu beiden Seiten der Bahn Hunderte, ja Tausende von Kurganen — oft in großer Anzahl aufs engste aneinandergereiht — von den einstigen Benutzern dieser Völkerweide beredte Kunde ablegen, die zu einem guten Teile — wie es sich gerade an der Fortsetzung der Kurganenreihe über die grusinische Heerstraße verfolgen läßt — dereinst allmählich durch die „kaukasischen Pforten“ ihren Weg nach Asien genommen haben müssen.

An vielen Stationen war die Bevölkerung im Sonntagsstaat versammelt, die Mädchen sauber und schmuck gekleidet, mit Blumen in den Händen, die sie zu verkaufen geneigt waren, ohne sie jedoch anzubieten.

In Pjatigorsk, wo das Andenken an Lermontow, der hier im Duell fiel, durch ein eindruckvolles Denkmal des sinnend in die Ferne blickenden Dichters wachgehalten wird, konnten wir die große winterlich weißer Doppelpyramide des Elbrus inmitten einer Kette noch schneebedeckter Berge begrüßen, während kurz vor Wladikawkas (18. Mai 1898) der andere Beherrscher des Kaukasus, der mächtige Kasbek, sein silbernes Haupt uns zum ersten Male auf kurze Zeit enthüllte.

In Wladikawkas, das als Stadt nichts Besonderes bietet, hörten wir mannigfache Klagen über die Räubereien der benachbarten Bergvölker, besonders der Inguschen, über die mir später in Tiflis eine religions

geschichtlich recht interessante Beobachtung mitgeteilt wurde. Die Inguschen, die zur tschetschenischen Gruppe der kaukasischen Völker gehören, also ihrer Abstammung nach weder Indogermanen noch Semiten sind, bekannten sich ehedem zum christlichen Glauben, waren aber schon vor längerer Zeit zum Islam übergetreten. Ein Fest, das sie auf dem Inselberge bei Wladikawkas feierten und vielleicht noch jetzt feiern, hatte im Jahre 1868 Herr Staatsrat Hummel mit angesehen, dem ich die folgende Schilderung verdanke. Das Fest findet Anfang Juli statt. Am Vorabend begibt sich die Bevölkerung zu zwei aneinander stoßenden Höhlen, die sich auf halber Bergeshöhe befinden. Rechts schlafen die Männer, links die Weiber; der Priester liegt zwischen beiden Höhlen. Auch die Georgier verbringen die Nacht vor dem Feste des Stifters einer Kirche im Freien bei dem Heiligtum. Am nächsten Morgen entfaltet der Priester eine Fahne und zieht voran, den Berg hinauf. Als mein Gewährsmann, der in Begleitung von Tscherkessen am Morgen auf den Berg gekommen war, sich der Fahne näherte, hielt man ihn fest: wenn er selbst oder auch nur sein Gewand die Fahne berühre, so müsse er einen Ochsen bezahlen. Oben an der Fahnenstange ist ein Bündel Glocken befestigt. So ziehen sie zur Kapelle, die auf dem Gipfel des Berges liegt und innen mit prächtigem Gehörn, Steinbockhörnern und Hirschgeweihen von ungeheurer Größe geschmückt ist. Die Fahne lehnt der Priester außen an die Kapelle und geht hinein, die übrigen Leute nicht. Die Geweihe sah mein Gewährsmann durch die offene Tür. Die Leute gruppierten sich vor der Kapelle mit den Lebensmitteln, die sie mitgebracht hatten. Der Priester kam aus der Kapelle mit einem Glase heraus, hielt es mit beiden Händen hoch, betete und trank es aus. Meinem Gewährsmann gelang es, sich später dem Glas zu nähern und durch den Geruch festzustellen, daß es Branntwein enthielt. Dann begann die Schmauserei.

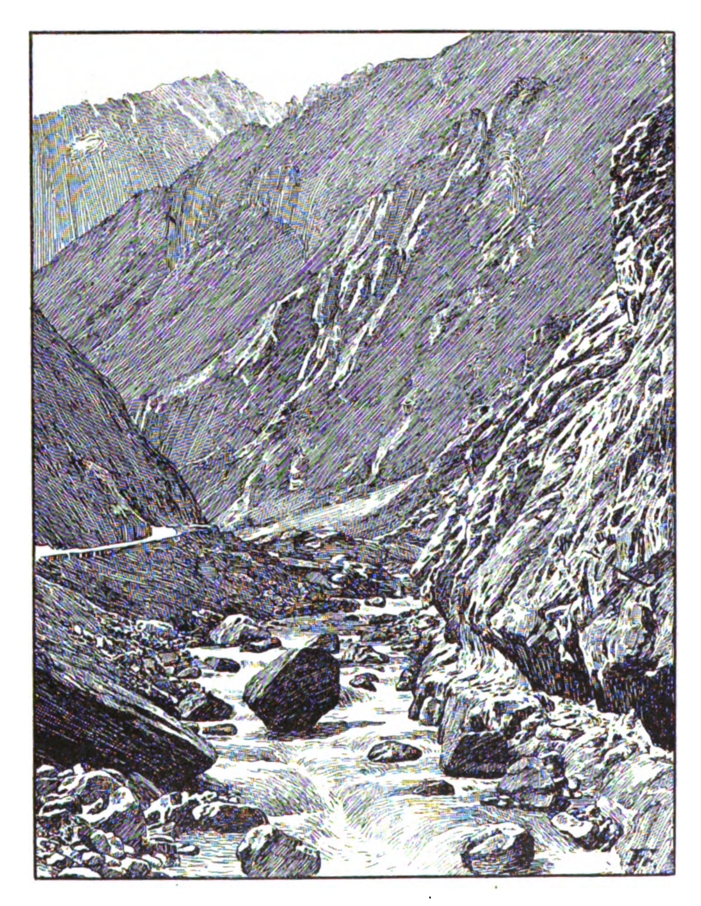
Die Segnung der Lebensmittel ist nun bereits eine Remiszenz aus dem Kultus der griechisch-katholischen Kirche. So tritt z. B. der Pope in der Osternacht, zum Schluß der Fasten, vor die Kirchen hinaus und segnet das Volk und die mitgebrachten Lebensmittel, Fleisch usw. Dies geschieht morgens zwischen 2 bis 3 Uhr, wenn das „Christos voskresse“ (Christ ist erstanden) verklungen ist. Die Feier im Juli deutet wohl auf ein Erntefest hin. Daß wir hier aber bei Mohamedanern ein Fest in ganz christlicher Form vor uns haben, wird namentlich erkennbar an dem Leeren des Kelches durch den Priester. Der Kelch ist mit Branntwein gefüllt, statt des den Mohammedanern verbotenen Weines — Kognak und Liköre werden in der ganzen Türkei auch von

strenggläubigen Muselmanen anstandslos getrunken. Den Beweis für die Richtigkeit der gesamten Beobachtung, daß wir es hier mit der Mohammedanisierung einer christlichen Festfeier zu tun haben, bildet das Kreuz, das sich über der Tür der Kapelle, im Mauerwerk angebracht, findet, also zur ursprünglichen Anlage des Baues gehörte.

Die Fahrt über die grusinische Heerstraße in einer offenen, meist von vier Pferden gezogenen Postkalesche übertraf in landschaftlicher Hinsicht die Erwartungen mehrfach in hohem Maße und bot überhaupt einen der denkbar größten Reisegenüsse. Heute ist er, wie ich vernehme, überhaupt nicht oder nur mit Lebensgefahr zu erreichen. Denn in dem uralten Wettkampfe zwischen dem zentralen Kaukasuspaß und dem von Derbent hat neuerlich der letztere auf lange hinaus den Sieg davongetragen. Von der — auch von uns in ihrem letzten Teile befahrenen — Bahn, die von Rostoff am Don nach Wladikawkas führt, zweigt kurz vor dieser Stadt die Bahn nach Petrowsk am Kaspischen Meere ab, die nunmehr durch die Straße von Derbent bis Baku weitergeführt worden ist. Von dort gelangt der von Norden kommende Reisende, ohne sich den trügerischen Wogen des Schwarzen oder des Kaspischen Meeres anvertraut zu haben, auf der seit lange betriebenen Transkaukasischen Bahn bequem nach Tiflis. So fährt die Post über die Heerstraße nicht mehr, und die russische Regierung lehnt die Gewähr für Sicherheit der Reisenden ab.

Der brausende Terek, an dessen Ufer sich die Straße, eng an die Felsen geschmiegt, ihn mehrfach überschreitend, hinzieht, die schaurig erhabene Darialschlucht, deren steile, himmelhoch anstrebende Felsen schließlich ein gewaltiges Tor, die Portae Sarmaticae der Alten, bilden, das kaum noch vom Tageslicht erhellt wird, und dessen düsterer Eindruck noch durch die dunkle Färbung des gelblichen und braunschwarzen Gesteins gesteigert wird; weiterhin die Dörfer der Osseten, gleich großen Schwalbennestern an die steilen Hänge der Berge geheftet, meist noch in schwindelnder Höhe überragt von den höchst malerischen Ruinen der Türme und Burgen; der erste volle Blick auf den majestätischen Kasbek, der ganz frei, von der Sonne beschienen, daliegt; der Aufenthalt in der vorzüglich eingerichteten Station Kasbek; in Kobi, unserem Nachtquartier, die erste Begegnung mit einem Grusiner, dem stolz bescheidenen Wirte, der meine Versuche zu sprachlichen Studien mit gutmütigem Erstaunen und gönnerhaftem Humor aufnahm; am nächsten Morgen der Anstieg zur Paßhöhe des Kreuzberges, in zahllosen Windungen hindurch zwischen kolossalen Schneemassen, die zu beiden Seiten des erst kurz zuvor dem Frühjahrsverkehr wiedergegebenen Weges aufgetürmt waren, an dem die wie Rohr geknickten Prellsteine die Wucht

der Lawinen bekundeten; die ungestüme Fahrt von der Paßhöhe hinunter, größtenteils hoch über der grausigen Schlucht, in deren Tiefe die weiße Aragwa der Kura zufließt, bis bei der Vereinigung der beiden Ströme, unweit Mzcheta, die Talsohle auf der asiatischen Seite errreicht wurde, — das sind die unvergänglich in der Erinnerung haftenden Hauptabschnitte der Fahrt.



Darialschlucht.

Da die Straße mehrfach die Höhe von 2000 m erreicht und sie überschreitet — auf der Station Kreuzberg, unmittelbar unter der Paßhöhe, gibt eine Obelisk „7694 Fuß" an — so ist sie selbstverständlich nur in der guten Jahreszeit zu benutzen. Als Wegzeichen dienen bei hohem Schnee weiß angestrichene Steinpfeiler von 1 1/2 m Höhe. Auch sind an gefährlichen Stellen Steinmauern zum Schutze gegen

die Lawinen aufgeführt. Ferner sind mehrfach Tunnel in den Felsen gesprengt, die passiert werden können, wenn der Weg selbst von Lawinen verschüttet ist.

Wie sehr die gesamte Umgebung der grusinischen Heerstraße zum allmählichen Durchzug und Aufenthalt nomadischer Hirtenvölker geeignet ist, daran wurden wir andauernd durch die ungeheuren Schafherden, denen wir begegneten, erinnert. Der Krummstab besonders eines der Hirten rief alttestamentliche Erinnerungen lebhaft wach. Weniger patriarchalisch muteten die bissigen Wolfshunde an, mit denen wir hier die erste, später noch oft zu erneuernde Bekanntschaft machten. Zwei dieser Bestien fielen gerade, als die Straße unmittelbar am Terek vorbeiführte, unsere Pferde an, die Miene machten, zu scheuen. Nur durch das energische Eingreifen des ossetischen Hirten und unseres Kutschers, die Stöcke und Peitsche weidlich gebrauchten, wurde ein Unglück verhütet. Zu dem Wesen der alten Völkerstraße stimmten auch hier die Kurgane, die, sobald das Gelände sich weitete, nirgends fehlten und beispielsweise eine halbe Stunde hinter der Station Kasbek, wo das Terektal ca. 600 m breit wird, ungemein zahlreich waren. Hier also — oder auf der benachbarten „ossetinische Heerstraße“ (S. 53) — werden nach dem unverdächtigen und durch den keilinschriftlichen Befund bestätigten Zeugnis des Herodot die Kimmerier (Ende des 8. Jahrhunderts v. Chr.) hindurchgezogen sein, während die iranischen Skythen bei ihrem Einfall in Asien um den Kaukasus herum durch die kaspischen Pforten bei Derbent kamen (Herodot I, 103 und IV, 1). Als später (ca. 514 v. Chr.) Darius sich rüstete, diese Skythen, deren Einfälle die Nordgrenze Persiens fortwährend bedrohten, im eigenen Lande zu bekämpfen, beabsichtigte er, über die Donau nach Südrußland vorzudringen und durch den Kaukasus nach Asien zurückzukehren. Dazu mußte er wie des östlichen, so der zentralen Kaukasuspässe sicher sein. Deshalb wurden zu den Völkern Westmediens und des östlichen Transkaukasiens, die die 18. Satrapie bildeten, auch die Stämme am Südabhange des westlicheren Kaukasus unterworfen und zu einer neuen, der 19. Satrapie, vereinigt (Herodot III, 94), unter ihnen neben den Nachkommen der alten Urartäer, den Alarodiern, vor allem die Moscher, deren Name möglicherweise in dem der Stadt Mzcheta noch fortlebt. Sie müssen die unmittelbaren Hüter der südlichen Paßausgänge gewesen sein. Wie dieser Plan des Perserkönigs zunichte wurde, wie Darius froh sein mußte, bei seiner Umkehr die Brücken über die Donau dank der Umsicht des Milesiers Histiaeus noch unzerstört zu finden, ist bekannt.

Neuerdings hat Rohrbach die Behauptung aufgestellt: „Bei dem früheren Zustande des ganzen Weges, bevor die Russen die grusinische Militärstraße bauten“, hätten „große Menschenmassen, vollends mit Troß, sich dort überhaupt nicht bewegen können, sondern alle großen Völkerzüge im Altertum und im Mittelalter seien durch die kaspischen Pforten, das Tor bei Derbent, gegangen.“

Diese Ansicht hat einen Anschein von Berechtigung nur hinsichtlich der engsten Stelle des gesamten Passes, eben der Darialschlucht, von der es bei Rohrbach heißt: „Unten auf dem Grunde der Schlucht stoßen die Seiten in einem spitzen Winkel so hart zusammen, daß neben dem in förmlichem Sichüberschlagen vorwärtstobenden Terek kein Fußbreit Boden übrigbleibt, sondern aus dem Bett des Flusses steigen die Felsen unmittelbar 1200—1600 m jäh in die Höhe.“

Diese scheinbar so beweiskräftige Einwendung auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, wird der folgende Abschnitt meiner, — hier wie stets während der Fortbewegung, sei es zu Wagen, sei es zu Pferde, — geführten Notizen (19. Mai 1898), genügen.

„Vor uns bis 1600 m hohe Wände. Gleich darauf, 3 Uhr 50 Minuten, Beginn der Darialschlucht: Sperrfort. Auf einem Felsen auf dem linken Terekufer, der senkrecht zum Terek abfällt, Ruinen (Turm und Mauerreste einer alten Ossetiner Burg).

„Die Schlucht im Rückblicke noch großartiger, aber Baedekers Schilderung doch übertrieben. — 5 Uhr 5 Minuten Schutzmauern. Der Terek muß, wenn er sein Bett ausfüllt, furchtbar sein, wie an den kolossalen Steinen, die er mitgeführt, zu ersehen.“

Daraus folgt mit voller Bestimmtheit, daß der Terek sein Bett nicht immer ausfüllt, daß er zu Beginn der zweiten Maihälfte 1898 gerade in der Darialschlucht nicht die Stärke hatte, in der ihn Rohrbach — sei es zur Zeit der eigentlichen Schneeschmelze, sei es infolge von Regengüssen und Gewittern — erblickt hat. Folglich hat auch die Darialschlucht vor der Anlage der grusinischen Heerstraße kein unüberwindliches Hindernis gebildet, sondern es konnten bei niedrigem Wasserstande die trockenen Teile des Terekbettes für den Durchgang benutzt werden. Rohrbachs mit solcher Bestimmtheit ausgesprochene Behauptung widerspricht aber auch einer ganzen Anzahl weiterer wohlbezeugter und wohlbekannter Tatsachen.

Zunächst steht fest, daß schon vor der Anlage der 1861 vollendeten grusinischen Heerstraße der Weg durch den Paß von Darial als regelmäßige Verbindung zwischen Wladikawkas und Tiflis benutzt wurde. Es war freilich eine beschwerliche und langwierige Fahrt. Wenigstens hat

der Schwiegervater unseres Freundes und Förderers, des bekannten Statistikers Herrn K. N. v. Seidlitz, der die Fahrt in umgekehrter Richtung, von Tiflis aus, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zurücklegte, tatsächlich einen ganzen Monat dazu gebraucht.

Sodann trifft man mehrfach im südlicheren Teil der grusinischen Heerstraße, meist auf steiler Höhe belegen, alte viereckige Wachttürme, die von den Türmen der ossetischen Dörfer und Burgen verschieden sind; sie wurden „gegen die Chasaren" angelegt, die hier von Norden her den Kaukasus durchbrachen, wenn die Osseten die sarmatischen Pforten öffneten. Volkstum und Macht der Chasaren, eines Turk-Stammes, der seit dem achten Jahrhundert in Südrußland, einschließlich Kaukasiens, die Vorherrschaft erwarb und ein bedeutendes Reich gründete, haben freilich das elfte Jahrhundert kaum überdauert. Aber als ungenaue Bezeichnung der Südrußland bewohnenden Nomadenstämme ist der Name der Chasaren — ähnlich wie im Altertum der der Skythen — noch jahrhundertelang im Gebrauch geblieben. So zeigen diese Wachttürme zum mindesten, daß im Mittelalter wiederholte Einfälle nördlicher Nomaden durch den zentralen Kaukasuspaß stattgefunden haben.

Aber schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert bezeugt Strabo, was auch Rohrbach nicht entgangen ist (XL, 3, 5, C. 500), in seiner Schilderung der Zugänge zum Lande der Iberer — das sind die heutigen Georgier oder „Grusiner" — daß „von den Nomaden im Norden ein Weg zu ihnen führe, der bestehe aus einem dreitägigen schwierigen Anstieg" und danach aus dem Abstieg entlang an einer von dem Fluß Aragos — der heutigen Aragwa — gebildeten Schlucht, auf den er vier Tage rechnet. Damit ist völlig unzweideutig die Richtung der heutigen grusinischen Heerstraße angegeben.

Jenseits, d. h. im Norden, war der Weg, nach Strabo, durch eine schwer zu berennende Mauer befestigt; offenbar war die Enge der Darialschlucht durch Verteidigungswerke geschützt — eben denen, die im Mittelalter in den Händen der Osseten lagen, und an deren Stelle heute die russischen Sperrforts getreten sind. Daß freilich neben der grusinischen Heerstraße noch ein anderer, im ganzen genommen noch bequemerer Weg, der über die heute so genannte ossetinische Heerstraße, von Wladikawkas ins Tal der Kura, führt und für den Durchzug nomadischer Völkerstämme durch den Kaukasus, — nicht um ihn herum, durch die Straße bei Derbent, — wesentlich in Betracht kommt, wird sich noch zeigen.

Durch den Anblick der heutigen Osseten, der Nachkommen der Alanen, fühlten wir uns fast unmittelbar in jene Urzeiten vor- und frühgeschichtlicher Wanderungen zurückversetzt. Als letzte Nachzügler der iranischen Stämme, die sich voreinst wiederholt, sowohl durch die Hauptpässe des Kaukasus wie besonders weiter östlich, durch die Transkaspien und Turkestan begrenzenden Gebirge, nach Asien ergossen haben, bewahren sie noch heute in Körperbau, Gesichtsschnitt und Kleidung den Typus der einst hier durchgezogenen indogermanischen Nomaden, der Schilderung entsprechend, die der römische Historiker Ammianus Marcellinus im vierten nachchristlichen Jahrhundert von den Alanen gegeben hat: schöne hochgewachsene Gestalten — die zahlreichen Blondhaarigen unter ihnen geradezu an alte Germanen gemahnend. Und mit den germanischen Vandalen und Sueven (Schwaben) vereint, ist ja der weiter nach Westen verschlagene Teil der Alanen während der Völkerwanderung nach Spanien und von da weiter nach Afrika vorgedrungen!

Auf der Südseite der grusinischen Heerstraße mischen sich Grusiner und Osseten, die ehedem keineswegs nur friedlich miteinander ausgekommen sind. Die Namen der größeren Stationen sind georgisch, und die Häuser zeigen vielfach die georgische Bauart. Diese kennzeichnet sich vornehmlich durch die grün und weiß bemalten loggienartigen, aber geradlinig, ohne Verwendung des Bogens, angelegten Vorbauten aus Holz, die sich vor den Häusern in ihrer ganzen Breite und oft in mehreren Stockwerken hinziehen und ihnen ein freundliches und luftiges Ansehen verleihen, das auch dem Stadtbilde von Tiflis zugute kommt.

Bei der Station Mlety (9 Uhr a. m.), nahezu zwei Stunden unterhalb der Paßhöhe, enden die Serpentinen, die uns in rasender Fahrt an der Aragwaschlucht entlanggeführt haben; das Bett der „weißen“ Aragwa ist erreicht, und auf steinerner Brücke geht es auf deren rechtes Ufer. Kurz vor Mlety erinnert eine an senkrechter Felswand angebrachte Gedenktafel an den Erbauer dieses 1857—1861 angelegten schwierigsten Teils der Heerstraße, den Fürsten Bariatinski. Das herrliche Tal der oberen Aragwa erreicht zeitweilig eine Breite von $^1/_2$—$^3/_4$ km, bietet aber verhältnismäßig wenig Weideland, so daß durchziehende Nomaden nicht allzulange verweilen konnten, sondern ziemlich schnell talab ziehen mußten, zunächst wenigstens bis zu der kesselartigen bis 3 km breiten Ausbuchtung des unteren Aragwatales bei der Station Tsalkan (5 Uhr p. m.).

Goldiger Ginster und blühende Apfelbäume beginnen nach und nach das Auge der den Schneeregionen kürzlich Entronnenen zu erfreuen.

Und jetzt flattert als anfänglich vereinzelter und bald immer häufigerer Weggenosse jener Vogel mit der wunderbaren Bläue des Gefieders auf, der mir einst in geweihter Stunde, nach dem Besuch der hehren Tempeltrümmer von Selinunt auf Sizilien, erschienen war — in den Steinbrüchen, wo noch heute die riesigen Säulentrommeln unverändert so stehen, wie sie bei der Zerstörung der Stadt durch die Karthager (409 v. Chr.) verlassen worden waren. Ein Wahrzeichen freudigen Schauens und frohen Erlebens sind mir die blaugefiederten Mandelkrähen auch diesmal geblieben — im Gegensatz zu der schweren Trauerbotschaft, die mich nur allzubald, nachdem ich ihnen wieder begegnet war, in Tiflis erreichen sollte, und durch die über den Frohmut und die Frische der Reisestimmung dauernd ein düsterer Schatten gebreitet wurde.

Außer den Kurganen, die auch hier nicht fehlen, tritt uns bei dem zu Mzchet gehörenden Kloster Samthawro eine andere Bestattungsweise entgegen; am Rande der Straße sehen wir über uns eine große Anzahl sogenannter Steinkistengräber; viele von ihnen sind geöffnet: wir befinden uns in dem Hauptgebiet von Friedrich Bayerns, für die Erforschung der ältesten Bewohnerschaft und Kultur des Kaukasus so bedeutungsvollen Ausgrabungstätigkeit.

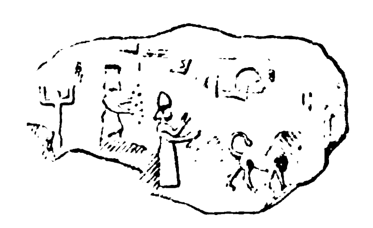
Die Straße wendet sich kurz vor Mzchet zur Kura hinüber, um sie alsbald auf gemauerter Brücke zu überschreiten und an ihrem rechten südwestlichen Ufer abwärts zu führen. Der berühmte Durchbruch der Kura fesselt nun unsere Aufmerksamkeit aufs höchste. Kurz vor ihrer Vereinigung mit der Aragwa nämlich trifft die Kura in tiefer Schlucht gegen eine undurchdringliche Felsenwand. Sie wendet sich nach rechts, um das Hindernis gleichsam in der Flanke zu fassen, und hat in gewaltigem Andrange ungeheure Felsenmassen abgesprengt, die nun als riesige Überbleibsel der einst kompakten Masse mehrere beträchtliche Felseninseln im Flusse bilden.

Strabo berichtet in dem oben erwähnten Zusammenhange, daß kurz vor der Vereinigung des Kyros und des Aragos auf Felsen, die 16 Stadien (gegen 3 km) voneinander entfernt wären, zwei Burgen lägen, und zwar am Kyros Armozike, an dem anderen Flusse Seusamora. Beide georgische Namen, Armatziche und Tsitsamuri, haften noch heute an dieser Gegend, wenn auch vielleicht nicht an den eigentlichen Stätten jener alten Burganlagen. Mzchet gegenüber liegt hoch über der Kura auf schwer ersteigbarem himmelanstrebendem Felsen eine starke Burg. Wie wir nahe an ihrem Fuße vorüberfahren, fällt mir die starke Verwerfung (bis zu 45°) des sedimentär geschichteten Gesteines auf.

Da die vereinigten Gewässer zunächst die Richtung der Aragwa beibehalten, so hat es den Anschein, als sei diese der Hauptstrom. Bald aber bemerkt man, wie das Wasser mehr und mehr die für die Kura charakteristische Lehmfarbe annimmt:

„Gelb rollt mir zu Füßen der brausende Kur!“

Schon grüßt in purpurnem Abendschimmer und Flimmerdunst Tiflis zu uns herüber, und in früher Abendstunde nehmen uns nach vierzehnstündiger Fahrt die gastlichen Räume des deutsch geleiteten „Hotel London“ auf.



Zweites Kapitel.

# In Tiflis und Georgien.

Lebende und verschollene Völker. — Chaldische und assyrische Keilinschriften. — Das Graue Schloß bei Schulaveri. — Russen und Armenier. — Tiflis und sein Völkergewirr. — Die Brettchenweberei. — Die georgischen Felsenstädte Wardzie und Uplistziche. — Die georgische Königsstadt Mzchet. — Fürst Ilya Tschawdsawadse, ein georgischer Dichter und Patriot. — Georgische Sitten und Gebräuche.

Tiflis, die „fruchtreiche Kyrosstadt", vielbesungen und oft geschildert als eine der interessantesten Städte der östlichen Hemisphäre, wird jedem Reisenden aufs neue Worte des Staunens und der freudigen Bewunderung entlocken. Für den Historiker aber, den die Aufgabe, die ältesten Geschicke Armeniens und seiner Nachbargebiete aufzuhellen, an den Fuß des Kaukasus geführt hatte, bot sich hier ein unvergleichliches Feld der Beobachtung, eine unübertreffliche Vorschule für die eigentlichen Forschungen auf unkultiviertem und aufgehelltem Gebiete. Läßt sich doch hier, und hier allein, in beschränktem Rahmen ein Bild von der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Völkerschaften gewinnen, die heute der Kaukasus beherbergt. Der Mehrzahl nach sind sie wahrscheinlich Reste von Stämmen, die nicht ursprünglich im Kaukasus heimisch waren. Teils — und wohl zumeist — sind sie durch die Stöße und Wogen der seit unvordenklichen Zeiten zu beobachtenden Wanderungen europäischer Völkerschaften über die Meerengen nach Kleinasien und der von ihnen gedrängten westkleinasiatischen Völkerschaften nach Nordosten an den Kaukasus angebrandet und haben in seinen Tälern und zu seinen Füßen ihre letzte Wohnstätte gefunden. Andere mögen, wie einst die Kimmerier und später die Alanen, von Norden her gekommen und entweder im Gebirge haften geblieben oder von dort weiter nach Südwesten vorgedrungen sein, um schließlich wieder nach dem Kaukasus zurückgedrängt zu werden.

Einige von ihnen, vor allem die Georgier, können wir geschichtlich bis ins Altertum zurückverfolgen. Für andere versagt die unmittelbare historische Kunde älterer Zeit, während wiederum westkleinasiatische Völker, deren letzte Sitze das Altertum in der südlichen Nachbarschaft des Kaukasus kennt, heute verschwunden sind: nur Verwandte von ihnen wird man mit einiger Wahrscheinlichkeit unter den heutigen Kaukasusstämmen vermuten dürfen. Zu diesen ausgestorbenen Völkerschaften gehören die Tibarener, die Moscher, die Kolcher argonautischen Angedenkens und vor allem, als die ältesten und die geschichtlich bestbezeugten, unsere Chalder oder Urartäer. Wie sie erobernd von Süden her zum Araxes vordrangen, wie Herodot sie noch nach der Einwanderung der Armenier in der Araxesebene unweit des späteren georgischen Gebietes kennt, wie sie möglicherweise den Georgiern stammverwandt sind, so ist es auch nur billig, daß Tiflis, die Hauptstadt Georgiens und ganz Transkaukasiens, chaldischen Inschriften, die auf russischem Gebiete gefunden sind, Aufnahme und Aufbewahrung gewährt.

Freilich steht es hierin bei weitem hinter Etschmiadzin zurück, das als Hochsitz armenischer Geschichtsforschung die Pflege und Bergung vorarmenischer inschriftlicher Altertümer zu seiner nicht minder berechtigten Aufgabe gemacht hat.

Die größte und weitaus wichtigste der in Tiflis vorhandenen chaldischen Keilinschriften trägt die Stele, die im Jahre 1878 bei Sarykamysch unweit Kars gefunden worden war. Sie rührt von Argistis I. her, dem kriegerischen Herrscher, der als Sohn und Nachfolger des Menuas (S. 13f.) die Grenzen des Chalderreiches von Süden her weit über den Araxes hinaus erobernd ausdehnte. Die Inschrift war von meinem Reisegefährten während seines früheren Aufenthaltes in Transkaukasien zuerst „aus dem Staube der Vergessenheit und der behaglichen, von keinem Gelehrten gestörten Ruhe“ hervorgezogen worden, und, von ihm auf die Wichtigkeit des bis dahin ungelesenen Dokumentes aufmerksam gemacht, hatte Dr. Radde, der Schöpfer und Direktor des Museums, die in dessen Garten aufgestellte Stele durch Glas und Rahmen vor Wind und Wetter schützen lassen.

Es galt, die Lesungen, die mein Reisegefährte schon damals ohne nähere Vorkenntnisse (S. 9) gewonnen hatte, in beiderseitigen unabhängigen Studien weiter zu sichern und zu verbessern.

Leider ist der Text nicht nur unvollständig — es fehlt der Oberteil der Stele und damit ein großes Stück vom Anfang der Inschrift —, sondern es haben auch die erhaltenen Teile ganz außerordentlich gelitten. Das schwarzgraue basaltische Gestein der Stele ist stark verwittert, die

Schriftzeichen sind derartig abgerieben, daß von den einst durchweg die Zeilen trennenden, tief eingegrabenen Linien nur an wenigen Stellen Spuren erhalten sind. Dazu kommen als weitere Folgen der Verwitterung Löcher und Brüche im Stein, die auf Schritt und Tritt die Frage nötig machen: „Rest eines Keils oder zufällig und nachträglich entstandene Vertiefung?" Noch heute denke ich besonders gern der Stunden angestrengter Arbeit, die ich im Garten des Tifliser Museums wie im Frühjahr 1898 so im Hochsommer 1899 zubrachte, und die durch die reizvolle Umgebung eine eigenartige Weihe erhielten. Die Farbe und der Duft der dort blühenden Rosen und das Girren der Turteltauben in den Volièren haften mir unvergeßlich in der Erinnerung.

Im Museum wird außerdem eine andere Keilinschrift verwahrt, die Inschrift von Atamchan am Goktscha-See. Ihren Urheber zu bestimmen, war wegen einer Besonderheit in der Schreibung des Namens besonders schwierig gewesen. Doch hatten wir bereits in der Heimat nachgewiesen, daß es der Sohn Argistis' I., Sardur, der Gegner Tiglatpilesers IV., sei. Dieser Text ist im Gegensatz zu der Inschrift des Vaters vortrefflich erhalten und nur geringen Umfangs. Die Lesung des Originals macht keinerlei Schwierigkeiten, und der handliche Stein gab mir bequeme Gelegenheit, die Anfertigung von Abklatschen gleich an einem chaldischen Original zu üben. Wie oft habe ich, als ich im Verlaufe der Reise die Anfertigung von Abklatschen auf Felsenhöhen, in unwirtlichen Schluchten oder im Dunkel armenischer Kirchen auszuführen oder zu beaufsichtigen hatte, des behaglichen Raumes im Tifliser Museum gedacht, der mir für diese Übungen zur Verfügung stand.

Beim Durchstöbern der dortigen Altertümer zogen wir noch eine dritte Keilschrift ans Tageslicht, die aber aus Assyrien, nicht aus Armenien, stammte. Ein Backstein, an dem der im Zweistromlande als Mörtel gebräuchliche Asphalt noch reichlich haftete. Die fünfzeilige, nur in der zweiten Hälfte der Zeilen erhaltene Inschrift nennt Sargon II., den Begründer der letzten assyrischen Dynastie (722—705); sie ist in sumerischer Sprache, dem alten Idiom der südbabylonischen, nichtsemitischen Urbevölkerung abgefasst, das in der assyrischen und in der späterbabylonischen Periode, wie bei uns das Lateinische, noch künstlich gepflegt wurde und in seltenen Fällen auch zu offiziellen Zwecken verwandt wurde. Als Sargon II. (722—705), der Assyrien und Babylonien gleichzeitig beherrschte, beim heutigen Chorsabad, nordöstlich von Ninive, seinen Palast und seine Stadt, die Sargonsburg, erbauen ließ, wurden die Ziegel üblichermaßen mit Inschriften gestempelt, die den König als

Erbauer nannten. Dabei fand man es angezeigt, neben rein assyrischen Texten dafür auch eine Fassung in sumerischer Sprache zu wählen. Von dieser sumerischen Backsteininschrift waren bereits eine Anzahl Exemplare bekannt, die teils im Louvre, teils im Britischen Museum verwahrt werden. Ein weiteres Exemplar habe ich später an Ort und Stelle in Chorsabad erworben. Der Tifliser Text bildet immerhin insofern eine Bereicherung, als er an einer bisher sehr zweifelhaften Stelle die Lesung sichert. Vermutlich hat ein mohammedanischer Bewohner des Kaukasus auf der Wallfahrt nach Kerbela in Babylonien zum Grabe Ali's, die für jeden Anhänger des schiitischen Bekenntnisses das höchste Ziel religiöser Sehnsucht bildet, den Backstein im Zweistromlande erworben, der dann schließlich in das Museum zu Tiflis gelangte.

Daß von Kerbela aus offenbar auf diesem Wege auch sonstige „Altertümer", freilich von höchst zweifelhaftem Werte, nach Tiflis gelangen, hatten wir Veranlassung, zu erkunden. Im Treppenhause des „Hotel London" waren Photographien von Altertümern ausgestellt, darunter auch solche mit Keilinschriften: plumpe Fälschungen, wie dem Kundigen der erste Blick bewies.

Bei einem Besuche der im übrigen sehenswerten Sammlung von Altertümern, die der Photograph Roinoff zusammengebracht hatte, traf ich auf die Originale dieser Altertümer und hatte den Schmerz, ihn, der sie gutgläubig und für schweres Geld erworben hatte, auf sein bestimmtes Befragen über deren Wertlosigkeit aufklären zu müssen. Zweifel an der Echtheit waren ihm schon geäußert, aber von anderer archäologischer Seite wieder hinweggeräumt worden. Als Provenienz gab er Kerbela an. Er nahm die unangenehme Nachricht anscheinend mit Gleichmut auf. Immerhin konnte ich mich einer gewissen Bestürzung nicht erwehren, als mich am folgenden Morgen die Nachricht erreichte, daß Herr Roinoff in der Nacht plötzlich am Herzschlage verstorben war.

Der Aufsuchung einer Keilinschrift, von der die Reisenden Hyvernat und Mueller-Simonis in ihrem Buche „Du Caucase au Golfe Persique" Kunde gegeben hatten, galt, dem Hauptzweck der Expedition gemäß, denn auch unser erster größter Ausflug von Tiflis aus. Nach den genannten Gewährsmännern sollte sich an der Feste Säryzamok („Graues Schloß") im Gebiet des Flüßchens Bortschala unweit Schulaweri eine Keilinschrift befinden, und zwar hoch in die Mauer eingelassen, so daß eine genauere Lesung von unten nicht möglich war. Von dem geräumigen Schlosse selbst berichteten sie, daß sein Inneres verfallen und nur von Füchsen bewohnt sei. Nach alledem mußte angenommen werden, daß man es mit einer aus chaldischer Zeit stammenden Anlage zu tun hätte, an

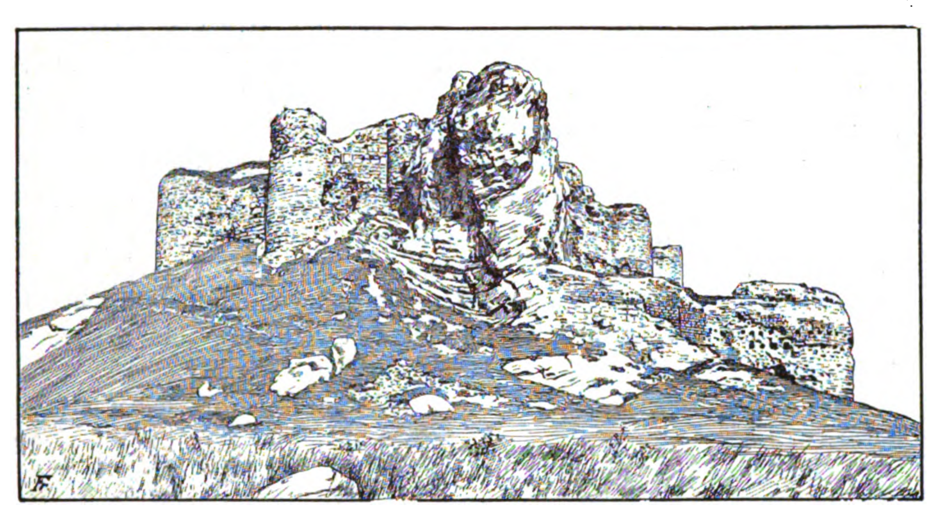
der die Keilinschrift sich noch an der Stelle befände, an der sie ursprünglich angebracht war. Da bisher für ein Vordringen der Chalder über den Araxes keinerlei Zeugnis vorgelegen hatte, so war von dieser nördlichsten aller in ganz Asien je gefundenen Keilinschriften wichtige neue Kunde zu erwarten. So wurde unter Leitung der Familie v. Seidlitz, deren Güte und Gastlichkeit wir während unseres Aufenthaltes in Tiflis und darüber hinaus die mannigfaltigste Förderung verdankten, eine kleine Expedition nach Schulaweri ins Werk gesetzt, die wegen der Verkehrs- und Sicherheitsverhältnisse nicht so ganz einfach war. Schulaweri liegt — unweit der deutschen Kolonie Katharinenfeld — eine Tagereise südwestlich von Tiflis in dem wegen häufiger Räubereien berüchtigten Bortschala-Kreise. War doch im georgischen Kloster Teleti, an dem unser Weg vorbei führte, erst vor kurzem der es behütende Priester oder Mönch von Räubern ermordet worden. Es traf sich gut, daß wir uns unterwegs unter den Schutz einiger mit Remontepferden dieselbe Straße ziehender Artilleristen stellen konnten. Wir zogen an dem großenteils ausgetrockneten und in Wiesenland umgewandelten See von Kodi vorbei, um dann in das Gebiet des rechten Kura-Nebenflusses, Ktzia, zu gelangen. Er selbst wurde auf einer Brücke passiert, aber sein breiter und noch stark angeschwollener rechter Zufluß, der Maschawerk, mußte — für mich eine neue Erfahrung — zu Pferde passiert werden, nachdem wir längere Zeit vergeblich nach einer Furt gesucht hatten. Wir konnten dann noch einer armenischen Familie aus Schulaweri zur Durchfurtung verhelfen. Den Ktzia hörten wir meist Chram nennen, und so ist er auch vielfach auf den Karten verzeichnet. „Chram“ ist aber in Wahrheit ein Gattungs-, kein Eigenname; das Wort ist georgisch und bedeutet „Schlucht“, und zwar bezeichnet es speziell die besondere geologische Formation, für die technisch das spanische Wort „barranca“ üblich ist: unvermittelte, vulkanische, höhlenreiche Spalten in einer vulkanischen Hochebene. Da das Gebiet zwischen Tiflis und Katharinenfeld und westlich des letzteren tatsächlich eine solche vulkanische von „barrancas“ durchbrochene Hochebene ist, so werden in dieser Gegend alle Flüsse und Nebenflüsse als „Chram“ bezeichnet. Für die Georgier mit ihrer ererbten Vorliebe für Höhlen- und Felsenwohnungen war dieses Gebiet also von Haus aus sehr geeignet. Jetzt freilich überwiegen in diesem Teile des Landes die Armenier derart, daß man es als „Armenisch-Grusien“ bezeichnet — auch Schulaweri ist fast ganz armenisch. Die Verhältnisse liegen hier also umgekehrt wie im nördlicheren Georgien, z. B. im Gebiete von Gori, wo die Armenier ihre Sprache völlig verlernt haben und sich nur durch ihr „gregorianisches“ Bekenntnis (S. 17, 19)

von den Georgiern unterscheiden, die Pravoslawen sind, d. h. zur griechisch-orthodoxen Kirche gehören.

In Schulaweri machte ich denn auch die erste Bekanntschaft mit einer armenischen Häuslichkeit. Da der einzige vorhandene Gasthof mit seinem einen Unterkunftsraum für uns alle völlig ungeeignet war, so wurden wir durch den Ujäsdny Natschalnik (d. i. der dem Provinzialgouverneur unterstellte Kreischef, dessen Kompetenzen jedoch wohl eher denen unseres Landrats als eines Regierungspräsidenten entsprechen) als zahlende Gäste einem Armenier zugewiesen, der, fortwährend im Zimmer auf und ab gehend, den Namen des Ujäsdny Natschalnik laut und emphatisch vor sich hinsprach. Sein „Raimond Raimondowitsch Arnold“ klingt mir noch heute in den Ohren.

Am nächsten Morgen brachen wir zu Pferde nach dem „Grauen Schlosse“ auf, das nach ca. drei Stunden erreicht wurde, wobei freilich wieder eine Durchfurtung eine ganze Stunde in Anspruch genommen hatte. Das Schloß liegt, wie Hyvernat und Müller-Simonis es beschrieben hatten, höchst stattlich und geräumig erbaut, die grasige Ebene überragend. Mit einiger Mühe wurde hoch in der Mauer die Inschrift gesichtet. Eine Prüfung war nur möglich, indem oben von der Schloßmauer eine Strickleiter heruntergelassen und von starken Händen gehalten wurde. Als erschwerender Umstand kam noch hinzu, daß die einzige Stelle, wo dies geschehen konnte, sich direkt über der Inschrift befand, so daß diese von der Leiter bedeckt wurde. Auf dieser Leiter begab sich mein Reisegefährte hinunter, während ich ihn beim Setzen der Füße von unten dirigierte, da jeder Fehltritt in dieser halsbrecherischen Lage einen verhängnisvollen Sturz in die Tiefe zur Folge gehabt hätte. Man kann sich denken, wie wenig wir erbaut waren, als es sich herausstellte, daß es sich gar nicht um eine Keilinschrift, sondern um eine kurze, für uns bedeutungslose armenische Inschrift handelte. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die Inschrift, von unten gesehen, den Eindruck einer Keilinschrift erweckte. Aber wenn die französischen Forscher nicht mit solcher Selbstverständlichkeit von dem Vorhandensein einer Keilinschrift gesprochen hätten, so würden wir Zeit und Mühe gespart haben.

Das Schloß, das sich aus der Ferne grau ausnimmt und überwiegend aus rotgrauem Gestein besteht, führt unter anderen Namen auch die Bezeichnung Thrtschûni-berd, die „Vogelburg“, und in der Tat nisteten zahlreiche Stare und Raubvögel dort, während wir von Füchsen nichts bemerkten; dagegen fanden wir auf der Höhe mitten im Schloßbezirk zu unserer Verwunderung eine recht große Schildkröte.



Das Graue Schloß.

Natürlich lag uns viel daran, nunmehr sofort am folgenden Morgen die Rückreise von Schulaweri nach Tiflis anzutreten. Doch schlug uns der Ujäsdny Natschalnik einen Ausflug nach einer Höhe mit Ruinen vor, die sich als uns nicht interessierend erwiesen. Dazu mußte armenischerseits ein Frühstück geliefert werden.

Als ich dem Kreis-Chef dabei von der Vorliebe unseres Wirtes für seinen Namen erzählte, erwiderte er: „Das tat er nur, damit Sie's mir wieder sagten. Ich weiß sehr wohl, was er damit erreichen will, aber es wird ihm nie gelingen.“ Offenbar war irgendeine Anstellung gemeint, und wenn auch hier Persönliches mit im Spiele gewesen sein mag, so ist doch Tatsache, daß der Beamte sich auf eine schon damals seitens der Regierung ausgegebene Parole stützen konnte, die auf tunlichste Ausschließung der Armenier von allen Anstellungen hinauslief.

Da in Rußland Leben und Habe der Armenier geschützt sind oder doch damals waren, so hätte man annehmen sollen, daß die Bewohner Russisch-Armeniens sich freier und verhältnismäßig glücklicher fühlten, als ihre ständig von kurdischen Flinten und Dolchen bedrohten, der Willkür der Behörden preisgegebenen Brüder in der Türkei.

Dies war jedoch keineswegs durchweg oder überwiegend der Fall. Rußland, das die verbrieften Rechte weder der Balten noch der Finnen zu schonen vermocht hat, brachte auch den Armeniern gegenüber schon damals ein — seit 1905 (S. 25) freilich wieder sehr gemildertes — System allmählicher erzwungener Russifizierung zur Anwendung, von dem besonders die armenischen Schulen, denen man möglichst viele Schwierigkeiten in den Weg legte, betroffen wurden.

Daher war der Wahlspruch nicht nur einzelner Hochgesinnter, sondern eines großen Teils der Armenier: „Lieber den leiblichen Tod in der Türkei als den geistigen in Rußland."

Als typisches und besonders charakteristisches Beispiel unter zahlreichen ähnlichen Äußerungen des armenischen Volksempfindens kann ein Gespräch gelten, das ich im Sommer 1899 mit einem einfachen armenischen Handwerker in Tiflis führte.

Er begann mit der ständigen Frage: „Wenn du nach Deutschland kommst, wirst du sagen, wie die Türken und Kurden die Armenier abschlachten?"

Ich: „Ja, sagen werde ich es wohl, aber es wird leider nichts helfen."

Er: „Warum verlassen sie uns alle? Frankreich und Deutschland, England und Rußland wissen es alle, und niemand hilft. Wir sind doch Christen! ... England sagt, es wolle helfen, und dann hilft es doch nicht. England ist an all unserem Unglück schuld ..."

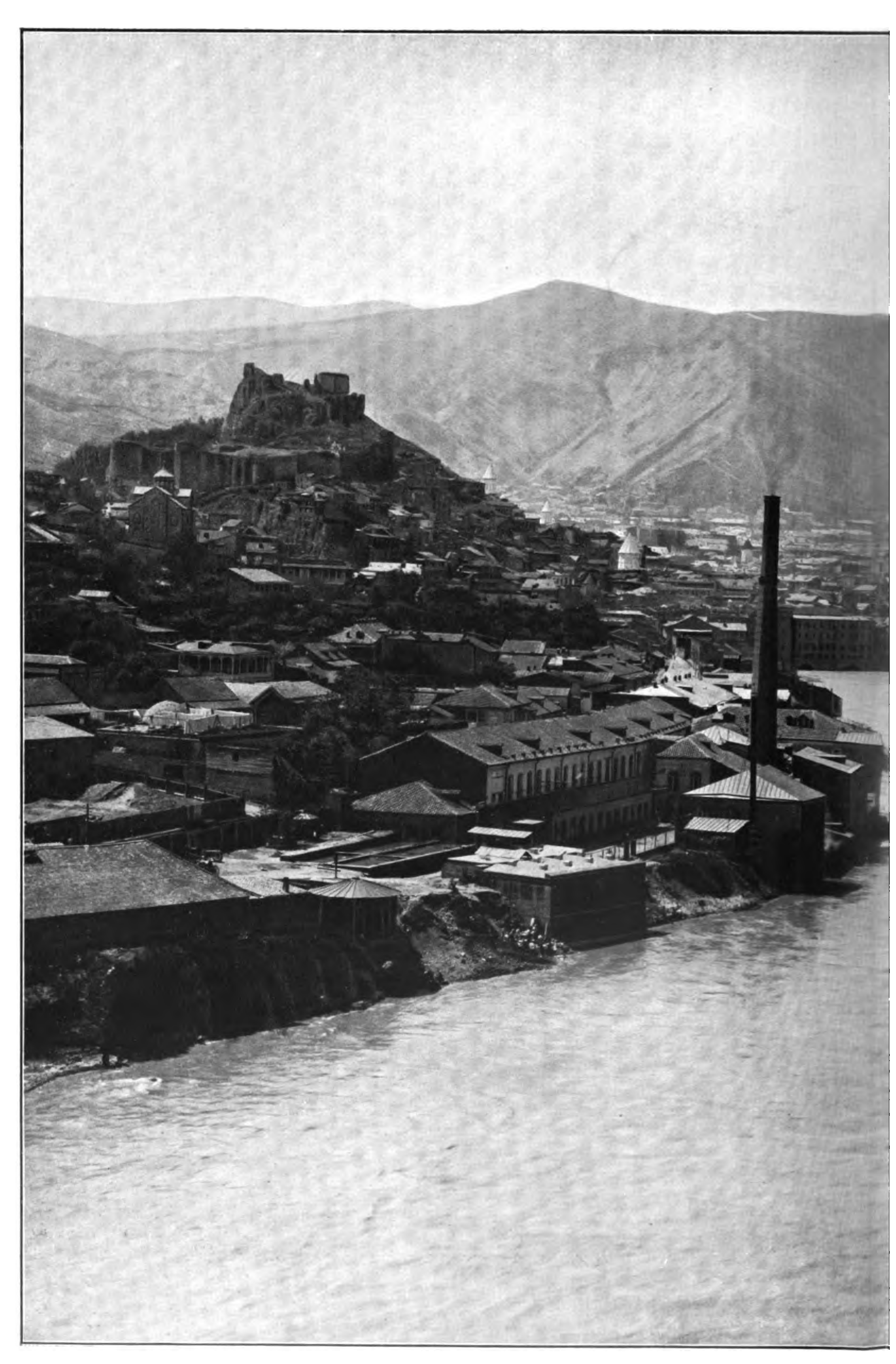
Er sagte mir dann weiter: er wolle jetzt auch nach der Türkei gehen, nicht er allein, sondern viele mit ihm. Das heißt, er wollte sich den von Rußland her in die Türkei eindringenden Revolutionären anschliessen. Als ich ihm begreiflich zu machen suchte, daß diese Eskapaden nichts nützten, erwiderte er:

„Nun, dann sterbe ich wenigstens wie die anderen. Mein Blut ist nicht besser als ihres, und für das Vaterland sein Blut dahingeben, ist recht und gut. Mag's dann keine Armenier mehr geben!"

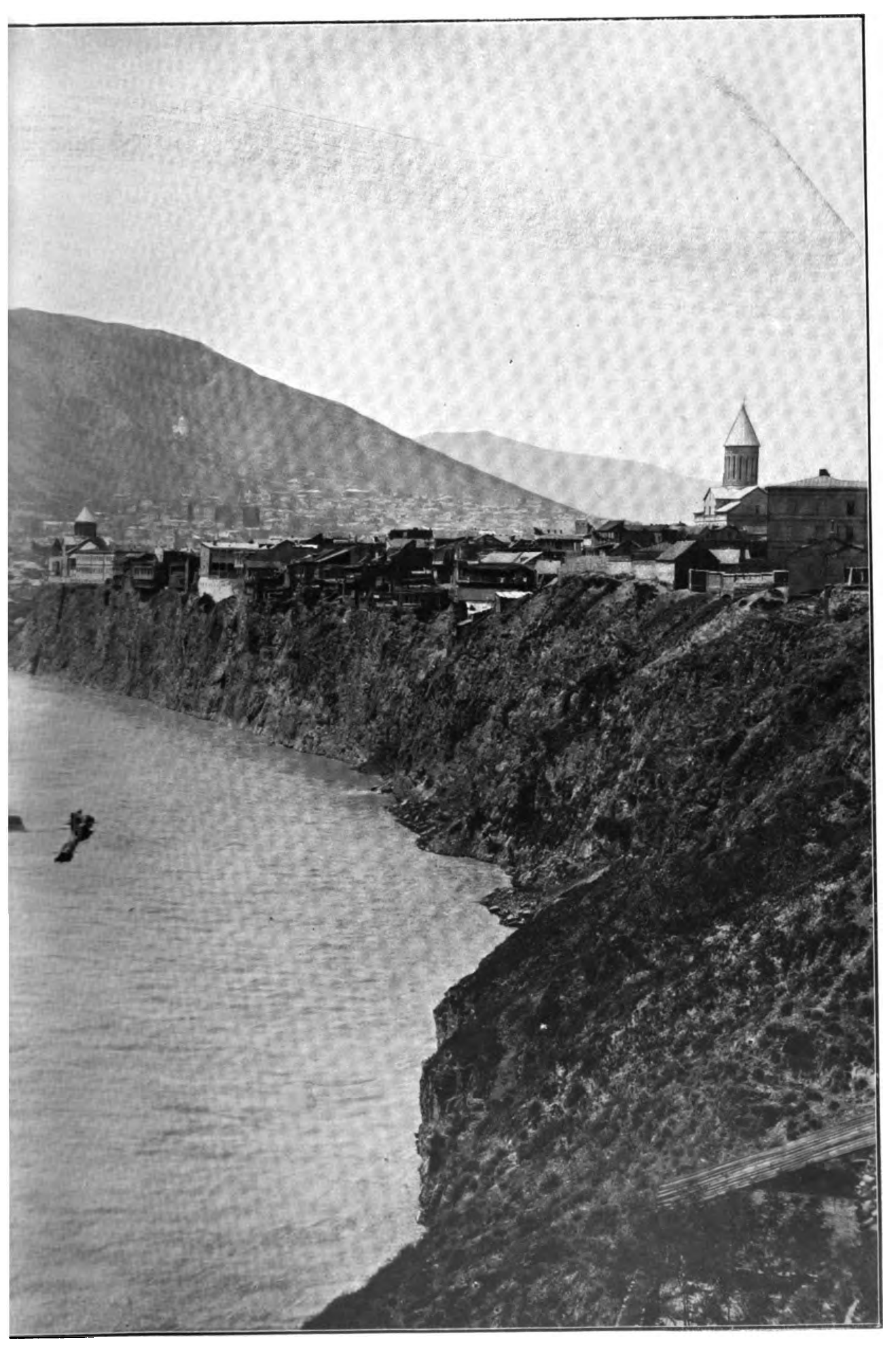
Auf meinen Rat, doch lieber in Rußland zu bleiben, äußerte er: „In Rußland ist's noch schlimmer, als in der Türkei. Unsere Schulen haben sie geschlossen. Früher gab es eine armenische Geschichte, eine armenische Geographie — die solle es nun nicht mehr geben. Die Kinder sollen aufwachsen, ohne von ihrem Vaterland etwas zu wissen ..."

Daß es wenige Jahre später durch künstliches Schüren des Rassenhasses und des religiösen Fanatismus von oben her zu regelrechten Massacres auch auf russischem Gebiete kommen würde, ahnte man damals noch nicht. Die christlichen Armenier und die mohammedanischen Tataren lebten und arbeiteten damals noch friedlich neben- und miteinander.

Aber hoffnungslos grausam war schon damals die Lage derjenigen Armenier, die aus ihrer Heimat auf türkisches Gebiet geflüchtet, vertrieben oder von den Russen, die sie vormals mit offenen Armen aufgenommen hatten, zurückgewiesen wurden. In Trapezunt sollte ich auf



Tif



lis.

der Heimreise hören und sehen, wie Hunderte solcher Armenier, von den Russen abgeschoben und von den türkischen Behörden an der Weiterreise gehindert, ohne Mittel und ohne Arbeit am Verhungern waren. —

In Schulaweri besichtigten wir noch einen armenischen Weinkeller, woselbst in sinnreicher Weise durch Rinnen in dem steinernen Fußboden eine Verbindung zwischen der Kelter und den Weinbehältern, mannsgroßen, in den Boden eingelassenen „georgischen" Tonkrügen, hergestellt war. Auf der Rückreise von diesem der Hauptsache nach mißglückten, aber doch in mancher Hinsicht erfreulichen und lehrreichen Ausfluge wurden wir noch mit deutschen Kolonisten aus Katharinenfeld bekannt und gewannen einen sehr günstigen Eindruck von der kräftigen Eigenart dieser, unserer, nun bald ein Jahrhundert dort angesiedelten schwäbischen Landsleute. Auch sahen wir vor einem Gasthause an dem schönen Frühjahrsnachmittage die Lesginka tanzen und nahmen die nach Landessitte uns dabei angebotene Kost, Lauch und Brot, und einen Trunk entgegen.

In freudiger Stimmung nach Tiflis zurückgekehrt, fand ich dort die niederschmetternde Nachricht von dem am 18. Mai in Tübingen erfolgten unerwarteten Tode meines einzigen Bruders Dr. Heinrich Lehmann, Assistenten am physikalischen Institut der dortigen Universität. Es hätte mir schwerlich verargt werden können, wenn ich zu meiner tiefgebeugten Mutter in die Heimat geeilt wäre. Aber sie selbst sprach, gleichzeitig mit der Todesnachricht, — aufopfernd und von hohem Pflichtbewußtsein, wie sie ihr ganzes Leben hindurch gewesen, — die dringende Bitte aus, mich unter keinen Umständen an der Weiterreise und der Erfüllung der übernommenen wissenschaftlichen Verpflichtungen hindern zu lassen. —

Von der malerischen Lage der Stadt Tiflis, die von der Kura in tiefeingeschnittenem Bette durchströmt wird, gibt unsere Abbildung einen guten Begriff. Sie zeigt auch die steil abfallende Bergwand, an die die Stadt nach Norden angelehnt ist, und die „wohl hauptsächlich schuld daran ist, daß es im Sommer ganz unerträglich heiß in der Stadt ist. Daher besitzt auch jeder Bewohner von Tiflis", wie das Werner von Siemens in seinen Lebenserinnerungen hervorhebt, „für die heiße Zeit eine zweite einige tausend Fuß höher belegene Wohnung in der Nachbarschaft, die er nur verläßt, um Geschäftsbesuche in der Stadt zu machen". Von einigen hochgelegenen Punkten, so vom botanischen Garten (auf der Anhöhe rings um die alte Feste im Vordergrunde unserer Abbildung links) und von der Kirche des heiligen David, auf halber Höhe jener nördlichen Bergwand (rechts im Hintergrunde) entfalten sich wunder-

volle Panoramen. Und wenn man vom Hotel London oder von der benachbarten Brücke in früher Morgenstunde auf die Kura blickt und dann das schneeige Haupt des Kasbek aus weiter Ferne herübergrüßt, während uns zu Füßen der brausende Strom seltsame, im Flusse selbst verankerte „Schiffsmühlen" treibt, so wird man den Eindruck sein Leben lang schwerlich vergessen, ohne doch Duft und Farbenspiel der Landschaft und des Stadtbildes näher schildern zu können.

An die Kirche des heiligen David — bei der auch der junge russische Dramatiker Gribojädoff, der bei Unruhen in Persien ums Leben kam, seine letzte Grabstätte gefunden hat — knüpft sich ein merkwürdiger Brauch. Wer einen Wunsch auf dem Herzen hat, sucht, möglichst an einem Donnerstag, die Kirche auf und drückt einen Stein, so fest er kann, außen an die Kirchenwand. Bleibt dieser haften, bis die Kirche einmal umschritten ward, so geht der Wunsch in Erfüllung.

„Eigentlich besteht Tiflis aus zwei ganz verschiedenen Städten, der oberen, europäischen und der unteren, asiatischen Stadt, die beide durch scharfe Grenzen voneinander geschieden sind."

Schon in der europäischen Stadt aber, deren Hauptverkehrsader und Prunkstraße der Golowinski-Prospekt bildet, zeigt sich eine ungemeine Mannigfaltigkeit menschlicher Gestalten und Züge.

Da schreitet der stolze Grusiner, hochgewachsen, schlank, mit feingeschnittener, mäßig gekrümmter Adlernase in der unübertrefflich malerischen Tscherkeska einher — für ungeübte Augen schwer zu unterscheiden von seinen Brüdern, den Angehörigen der übrigen ihm meist mehr oder weniger nahe verwandten kaukasischen Stämme. Manche von ihnen sind freilich an Eigentümlichkeiten der Tracht erkennbar, so die Gurier an den ganz eigentümlich um den Kopf geschlungenen Baschliks ganz ähnlich der lazischen Kopftracht, wie ich sie später in Baiburt, Erzerum, Batum zu Gesicht bekam. Einen typischen Grusiner, der mir auf der elektrischen Bahn gegenüberstand, gelang es mir heimlicherweise mit dem Kodak zu fixieren (S. 67).

Daneben sah man blonde Russen, Soldaten, Beamte („Tschinowniks") in Schirmmützen und weißen, sommerlich leichten Anzügen mit den Abzeichen ihres Berufes und der Rangklasse. Dann wieder, schwarzhaarig, stark adlernasig, klein, oft breitschulterig, von den Georgiern scharf unterschieden, die Armenier; in ihrer Erscheinung so unarisch wie möglich, während ihre Sprache trotz fremdartiger Beimischungen im Kern und Wesen indogermanisch ist, — als letzte überlebende Vertreterin der thrakischen Idiome. Sie müssen schon bei ihrer Einwanderung aus Kappadozien stark mit dem dort ein-

heimischen kleinasiatisch-hetitischen, nicht-indogermanischen Element vermischt gewesen sein. Von diesem besitzen auch die Juden einen starken Einschlag, weshalb sich die reinen Semiten, namentlich die arabischen Beduinen, von ihnen recht wesentlich unterscheiden. Aus dieser Gemeinsamkeit des kleinasiatisch-hetitischen Elements erklärt es



Ein Grusiner.

sich, daß die ihrer Herkunft nach in keiner Weise semitischen Armenier sehr häufig den jüdischen Typus zeigen — eine Erscheinung, die ihnen selbst schon früh aufgefallen ist (S. 23).

Unter den Frauen bilden das charakteristische Element die Grusinerinnen in ihrer eigentümlichen und kleidsamen Tracht, das schmale diademartige Samtband auf dem Haupte, von dem das Kopftuch, oft auch ein zarter weißer Schleier in den Nacken fällt, während sich das dunkle Haar in Ringellocken auf die Schultern herabschlängelt. Das vormals übliche weiße, den Kopf und den ganzen Oberkörper verhüllende Tuch, wie es

die Tatarinnen noch tragen, die Tschadra, sieht man wohl nur noch in seltenen Fällen auf dem Lande.

Gleichwohl war ich bei meinen photographischen Versuchen oft genug versucht, zu den Grusinerinnen mit Bodenstedt-Mirza Schaffy zu sprechen:

„Schlag die Tschadra zurück! Was verhüllst du dich?“

Die viel gerühmte Schönheit der Georgierinnen suchte ich in Tiflis selbst fast durchweg vergebens. Strenge, wenig anmutige Züge: die Nase in den meist zu breiten und etwas fleischigen Gesichtern stärker gekrümmt, als uns mit edler Frauenschönheit verträglich erscheint, — aber jede ein wandelnder Typus.

Auf dem Lande und in den kleineren Städten, vor allem in Gori, ist dagegen noch die echte georgische Frauenschönheit lebendig. Davon konnte ich mich selbst wiederholt überzeugen, und unvergeßlich ist mir namentlich eine Gruppe georgischer junger Mädchen von bezaubernder Anmut und reinster Schönheit der Züge, die ich eben kurz vor Sonnenuntergang in Gori sah. Leider waren sie viel zu scheu, um sich zu einer Aufnahme zu gruppieren, und zu einer Momentphotographie war es bereits zu spät.

Die Armenierinnen der besseren Klassen zeigen sich entweder in grusinischer Tracht oder kleiden sich modern und dann ziemlich auffallend: meist sieht man kleine Gestalten mit jugendlichen, oft weichen, gewinnenden Zügen und dunklen, sprechenden Augen. Daneben die russische Bäuerin, mit dem Kattunkleid angetan, über dem Kopf das gezipfelte Tuch; vielleicht ist es eine Duchoborzin oder Molokanerin. Und wiederum die russischen eleganten Damen, meist blond, mit dem etwas ins Asiatische spielenden Typus, verhaltene Glut in manchem Gesicht und um manche Lippen erkennbar.

Merkwürdig sind die Lastträger: sie tragen ausnahmslos an den Tragbändern in der Mitte des Rückens eine Art Kissen oder Polster, mit grobem, großmaschigen Netzwerk aus Seil überzogen, das sich nach oben zu verjüngt: auf dieses Polster wird die Last aufgestützt. Mit Interesse wird die Eselskarawane des Kohlenhändlers, — meist sind es Holzkohlen in dünnen Stäben —, mit Freuden der Obsthändler begrüßt: die schönsten Trauben, die herrlichsten Birnen und gute Pfirsiche sind überall feil, in Läden wie bei Wanderhändlern, dazu die Melonen und die Freundin des verdurstenden Wanderers, die wasserreiche Arbuse.

Im Alexanderpark dicht vor dem Hotel London gab es stets eine ziemliche Auswahl aus all diesen Typen. Dort sah ich auch einmal



**Grusinerin.**

einen jungen Armenier auf einer Bank sitzen, der höchst eifrig einer aufmerksamen Zuhörerschaft aus einem armenischen Buche oder Schriftstücke vorlas.

Die Fuhrwerke verdienen eine besondere Erwähnung. Den leichten zweisitzigen Phaetons gesellen sich die Drei- und Viergespanne, namentlich letztere besonders stattlich aussehend. Dann gibt es eine Art Omnibus, unseren Breaks oder Kremsern vergleichbar, nur daß die beiden Reihen der Fahrenden, an eine gemeinsame Zwischenwand gelehnt, sich den Rücken zukehren und so alle nach auswärts schauen. Das, wie bei uns, von einer Leinwand überdachte Gefährt sah bequem und einladend aus. —

Ehe man in das eigentliche Völkergewirr der asiatischen Stadt mit dem Lärm des Handels und dem Getöse der Gewerbe taucht, wird man mit Freuden die lebensgroßen Gruppen betrachten, die die verschiedenen kaukasischen Bergvölker in ihren Typen, Trachten und heimischen Verrichtungen höchst anschaulich und malerisch darstellen und die die hauptsächlichste Eigentümlichkeit und Zierde des Tifliser naturhistorischen Museums bilden. Wenn ich nicht irre, ist diese jetzt vielfach übliche Art und Weise ethnographischer Veranschaulichung eine Erfindung seines berühmten Schöpfers, unseres Landsmannes Dr. Radde. Mit ihm, dem damals noch frischen und lebensvollen, wenn auch von der Gicht geplagten, in steter Forscherarbeit ergrauten Manne, habe ich manche lehrreiche und angeregte Stunde in Tiflis verbringen dürfen, nachdem ich schon früher in der Heimat mit seiner Gemahlin und seiner Tochter bekannt geworden war.

Eine höchst originelle Mischung widersprechender Charakterzüge war diesem alten Danziger eigentümlich. Sentimental und frivol, dabei freimütig zugleich und biegsam, idealistisch und materiell, harmlos heiter und beißend witzig beim Mahl und beim Becher, und vor allem ein unübertrefflicher Erzähler — so steht er mir in der Erinnerung. Und seine markige und knorrige Persönlichkeit hatte namentlich auch den Großfürsten Nikolai Michailowitsch dergestalt gefesselt, daß sich ein langjähriges freundschaftliches, beinahe vertrauliches Verhältnis entspann. Namentlich war Radde ein gern gesehener Gast in Likani, der herrlichen, bei Borshom belegenen Besitzung des Großfürsten.

Veranlassung, die asiatische Stadt wieder aufzusuchen, gab uns zunächst die Ergänzung unserer Reiseausstattung: vor allem will ich dankbar der Burka, des kaukasischen, aus Ziegenhaaren gewebten Radmantels, gedenken, der mein steter Begleiter auf den späteren Fahrten gewesen ist, mich am Tage auf dem Pferde vor der winterlichen Kälte

und im Sommer vor den Schauern der orientalischen Dämmerung bewahrt hat und nachts in mancher kurdischen Hütte und im Zelte meine beste Bedeckung gewesen ist; daneben der grusinischen Stiefel, deren unvergleichlich weiches, schmiegsames Leder — ohnehin bei längeren Ritten eine große Annehmlichkeit — sich für mich unter besonders schwierigen Umständen als ein unentbehrliches Hilfsmittel des Fortkommens erwies.

Außerdem aber führte mich noch eine besondere Aufgabe wiederholt ins Innerste der asiatischen Stadt und zu näherer Berührung mit ihren Bewohnern.

Fräulein Margarete Lehmann-Filhés, einer Kennerin Islands und der älteren wie der späteren nordischen Literatur, waren im zweiten Gudrunliede der poetischen Edda die Worte aufgefallen:

„Hunnische Maide, die mit Brettchen weben“.

Dadurch war sie auf die Kunst, mit Hilfe kleiner quadratischer Täfelchen oder Brettchen Bänder zu weben, gestoßen, die durch sie geradezu wiederentdeckt wurde. In Island ist die Brettchenweberei im Aussterben begriffen. Ein Pfarrer im südlichen Island hatte in seinem Kirchspiel nur noch eine alte Frau gefunden, von der er ein Band herstellen lassen konnte, um es mit den dazu gehörigen 40 hölzernen Brettchen Frl. Lehmann-Filhés zu übersenden. Nach seiner Schilderung war das Weben von Strumpf-, Achsel-, Aufschürz- und Kissenbändern mit Mustern und vielfach auch mit Inschriften, z. B. Glückwunschversen, die von den Dichtern zu diesem Zwecke verfaßt wurden, in seiner Jugend ein beliebtes Sonntagsvergnügen der isländischen Frauen und Mädchen.

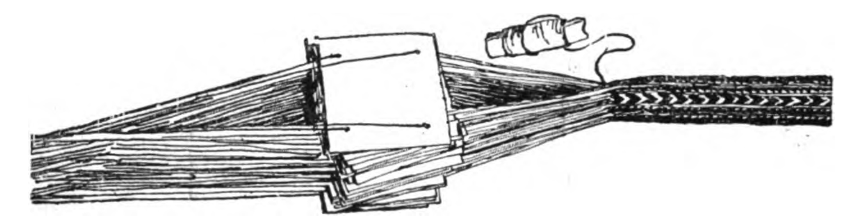
Diese „Brettchenweberei“ stand gerade, als ich die Reise antrat, im Vordergrunde des Interesses. Fräulein Lehmann-Filhés hatte ihr Vorhandensein und ihre Spuren in vielen Gegenden des nördlichen Europas für die neuere wie für die vorgeschichtliche Zeit nachgewiesen und damit das hohe Alter dieser merkwürdigen Technik erkannt.

Ihre ganz selbständig und voraussetzungslos gewonnene Ermittlung sollte auch die Antwort auf eine Frage liefern, die auf Grund ganz andersgearteter Gesichtspunkte gestellt worden war. Die ersten Mitteilungen hierüber wurden zwar öffentlich erst bald nach meiner Abreise, während ich in Tiflis war, kundgegeben; gleichwohl empfiehlt es sich im Interesse des technischen und des historischen Verständnisses, ihren Inhalt vorwegzunehmen. Der seither verstorbene bedeutende Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der Architektur und des Ornaments,

Eduard Jacobsthal, war auf ein antikes Bandornament aufmerksam geworden, über dessen Herstellungstechnik er trotz eifrigen Forschens lange Zeit im unklaren blieb. Hören wir ihn selbst: „Unter den antiken Bandornamenten, welche sich unmittelbar aus der noch heute unveränderten Technik des Flechtens von drei oder mehr Strähnen zu einem Flechtband oder einer Flechtschnur ableiten lassen, nimmt ein in der antiken wie in der modernen Architektur mit Vorliebe benutztes Band eine Sonderstellung ein; nicht äußerlich, insofern es in gleicher Einzelform und Färbung der Bestandteile oft gleichzeitig mit Flechtbändern an einem und demselben Werke auftritt (Mosaikfußboden im Hause des Nero zu Olympia), sondern in bezug auf seine Struktur, welche der Technik des Flechtens im engeren Sinne nicht entspricht. Das Band besteht nicht aus einzelnen, mit einander verflochtenen Strähnen, sondern aus zwei, an sich getrennten, in entgegengesetzter Richtung gedrehten Schnüren, von denen jede aus zwei Strähnen gewunden ist. Die technischen Lehrbücher über Band- und Schnurflechterei erwähnen des Gebildes überhaupt nicht oder nur in Andeutungen, aus welchen weder auf die Herstellung noch auf die praktische Benutzung ausreichende Schlüsse gezogen werden können.

„Auch aus den Denkmälern alter Kunst lassen sich für die Verwendung derartiger Doppelschnüre nur wenig Nachweise finden. Die treffendste ist vielleicht die Nachbildung einer Umschnürung eines von A. H. Layard und nach ihm von Semper mitgeteilten babylonischen Thonsarkophags, sowie ein Hundehalsband auf einem babylonischen kleinen Thonrelief. Eingehendere Untersuchungen der noch heute für die Ausrüstung von Schiffen und Landfuhrwerken gebräuchlichen Seile und Flechtbänder ergaben zwar recht treffende Analogieen zur Erklärung mancher aus der Antike stammenden ornamentalen Schnur- und Flechtgebilde, aber vorläufig keinen Anhalt für die Herleitung der in Rede stehenden Form.“ Nachdem er dann 1897 in Kaukasien derartige Schnurbänder wirklich angetroffen und erworben hatte, war Jacobsthal bei seinem Studium „auf weiten Umwegen dem Ziele“ nahe gekommen, um „schließlich doch vor einer verschlossenen Pforte zu stehen“, bis in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 15. Januar 1898 Herr Sanitätsrat Dr. Bartels „sie öffnete und auf den von Frl. M. Lehmann-Filhés bereits gedeckten Tisch hinwies“. Der um die Anthropologie in allen ihren Zweigen hochverdiente Max Bartels — den ich bereits als speziellen Förderer unserer Expedition nennen durfte — hatte in Kutais, der Hauptstadt von Imeretien, einen Mann mit Brettchen einen silbernen Gürtel weben sehen.

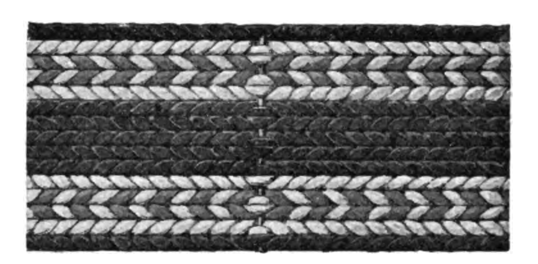
Es stand zu vermuten, daß auch in anderen Gebieten Kaukasiens und der Nachbarschaft die Brettchenweberei noch angetroffen werden könne, und Frl. Lehmann-Filhés ließ bei mir anfragen, ob ich der Sache wohl mein Interesse zuwenden möchte. Bei einem Besuche, den ich ihr daraufhin machte, erklärte ich mich dazu bereit, unter der Voraussetzung, daß mir deutlich gemacht würde, wie ich mit Brettchen gewebte Bänder von gewöhnlichen Webebändern unterscheiden könne. Sie vertraute mir darauf das damals von ihr noch unveröffentlichte Geheimnis eines solchen sicheren Unterscheidungsmerkmals an: Die mit Brettchen gewebten Bänder zeigen nämlich in bestimmten Abständen eine plötzliche Wendung des Musters, dessen Richtung in ihr Gegenteil verkehrt wird. Es liegt dies im Wesen der Technik begründet, deren Grundzüge ich hier nach Margarete Lehmann-Filhés' 1901 erschienenem trefflichem Buche „Über Brettchenweberei" unter Beifügung einer ihrer, die Technik erläuternden Illustrationen wiedergebe.



Angefangene Brettchenweberei.

Die Brettchen können aus Holz oder aus steifer, nicht zu dicker Pappe gefertigt sein. Jedes Brettchen mißt 5—7 cm im Geviert und ist in jeder Ecke mit einem etwa 1 cm vom Rande entfernten kreisrunden Loch versehen. Diese Brettchen sind dazu bestimmt, den Aufzug oder die Kette des Gewebes aufzunehmen, wobei ihre Anzahl von der Breite des zu webenden Bandes abhängt. Die Aufzugfäden werden durch die Löcher der Brettchen gezogen, an beiden Enden zusammengeknotet und festgelegt. Die dreieckige Öffnung zwischen der oberen und der unteren Schicht der Kettfäden ist das Fach. Durch dieses Fach, das stets so straff wie möglich gehalten werden muß, führt man den Schußfaden und schlägt ihn mit dem Zeigefinger oder mit einem Instrument fest an. Sodann gibt man mit einem Handgriff sämtlichen Brettchen eine Vierteldrehung in ihrer Ebene. Hierdurch wickeln sich die Aufzugfäden schnurartig umeinander, wobei zugleich die oberen Fäden nach unten, die unteren nach oben kommen. Nun wird der Schußfaden wieder zurückgeleitet und so fort.

An derjenigen Seite, an welcher der Webende sitzt und arbeitet, werden die Windungen zum Weben gebraucht, d. h. mittels des Schußfadens, den man durch das Fach zieht und dort festschlägt, festgehalten, jenseits des Brettchens aber sind die Drehungen nicht nur unnütz, sondern, da sie sich im Laufe der Arbeit, durch keinen Schußfaden gefesselt, bis dicht an das Brettchen fortpflanzen, sogar hinderlich, denn sie rauben diesem nach und nach den Raum und die Bewegungsfreiheit. Da gibt es dann ein sehr einfaches Mittel, dieses Hindernis zu beseitigen. Man beginnt das Brettchen in der entgegengesetzten Richtung zu drehen, dadurch löst sich die festgedrehte Schnur jenseits des Brettchens allmählich wieder in einzelne Fäden auf. Das Gewebe aber diesseits der Brettchen weist an der Stelle der Umkehr eine kleine Unregelmäßigkeit auf, und seine Schnurdrehungen verhalten sich von da an zu den bisherigen wie deren Spiegelbild.“ Diese Umkehr der Drehung und damit des Musters ist das charakteristische Merkmal, an dem man Bänder, die mit Brettchen gewebt sind, mit voller Bestimmtheit erkennen kann. Im Besitze dieses Schlüssels konnte ich nun Frl. Lehmann-Filhés meine Mitarbeit zusagen und hatte die Freude, diese interessante Technik zunächst in Tiflis in vollem Gebrauche zu finden.



Schnurband aus ägyptischen Grabfunden koptischer Zeit in Achmim mit besonders deutlicher Umkehr.

Sie aufzuspüren war freilich nicht so ganz leicht. Gürtel und Bänder, namentlich solche aus Silber- und Goldfäden, die deutlich das entscheidende Merkmal der Weberei mit Kartenblättchen an sich trugen, hatte ich mehrfach in Tiflis bemerkt. Es konnte sich daher nur fragen, ob diese Bänder an Ort und Stelle gewebt oder etwa aus dem nicht allzuweit entfernten Kutais bezogen oder durch die dortigen Imeretiner in Tiflis in den Handel gebracht waren.

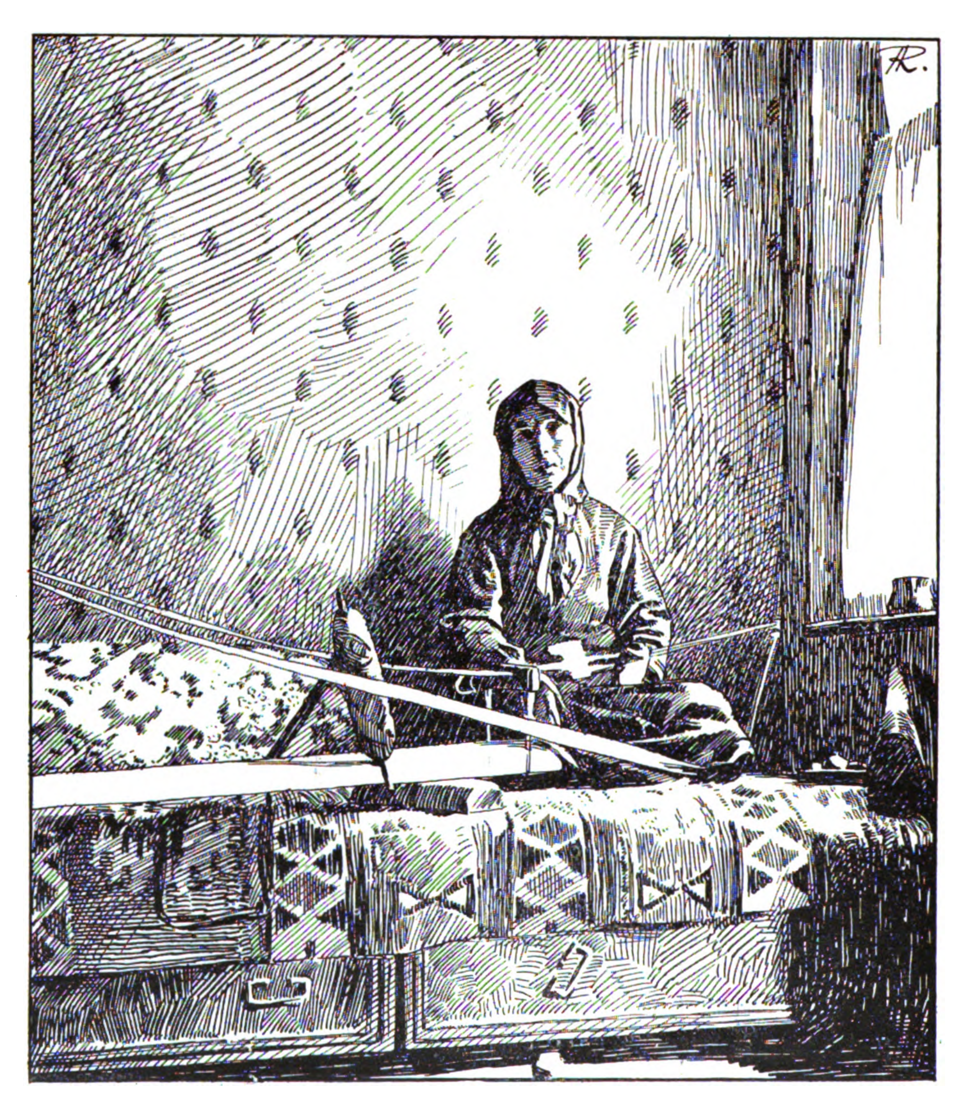
Wenn ich aber die Trägerinnen solcher Gürtel auf die Art und Weise der Herstellung ansprach, fand ich regelmäßig, daß die Brettchenweberei ihnen gänzlich unbekannt war. Befreundete Damen begannen sich für die Sache zu interessieren und sagten mir ihre Unterstützung für meine Nachforschungen zu. So begaben wir uns eines Vormittags in den orientalischen Stadtteil, und bei einem der Lesginer, die dort in offenen kleinen Läden oder Buden ihre Fabrikate herstellen und ihre

Strumpfband aus Tiflis.

Waren feilhalten, fanden wir bald eine Anzahl von Gürteln und Bändern, die sicher mit Kartenblättchen hergestellt waren. Der Lesginer wußte nichts Näheres darüber anzugeben, konnte uns aber seine Bezugsquelle nennen: er hatte sie von einem Händler in den „Tjomnyjä rjady". Diese „dunklen Budenreihen" befinden sich in einem überdeckten passageartigen Gang und führen ihren Namen mit einigem Recht. Von oben dringt nur wenig Licht herein, und der Gang ist viel zu lang, um durch die beiden Ausgänge genügend erleuchtet zu werden. Dort fanden wir denn bald einen armenischen Händler, der einen großen Vorrat von Gold- und Silberbändern und von Strumpf- und Hosenbändern in Baumwolle und Seide hatte, und der nach einigem Hin und Her und nachdem ich durch einige eingestreute armenische Brocken sein Zutrauen gewonnen hatte, bereit war, Proben davon abzugeben. Zunächst wurden von fast sämtlichen Gold- und Silberbändern Stücke abgeschnitten, — soweit es möglich war, alle groß genug, um den Wechsel der Webe-richtung, das Haupterkennungsmerkmal, ein- bis zweimal beobachten zu lassen — und einige von den baumwollenen und seidenen Bändern gekauft. Sie werden von den armenischen Männern getragen, um die Hosen zu befestigen. Die Frauen, soweit sie richtige armenische (nicht, wie hier die meisten Armenierinnen, grusinische) Kleidung haben, tragen sie gleichfalls als Gürtelbänder, wobei sie die Enden an beiden Seiten herabhangen lassen. Von den größeren und breiteren Exemplaren, die teils grusinische, teils armenische Sprüche und Daten eingewebt zeigen, nahm ich bei diesem ersten Ankauf einstweilen Abstand.

Nachdem wir durch diese Einkäufe und die dabei geführten Gespräche mit dem Armenier P. Paschajeff (eigentlich Paschajan) etwas warm geworden waren, ging es an die Hauptsache: „Wo die Sachen hergestellt würden?" (Daß es mit Kartenblättchen geschehe, hatte er schon vorher bejaht.) „Teils in der Nachbarschaft, besonders aber in Avlabar, einem jenseits der Kura belegenen Stadtteil." — „Ob wir es vielleicht zu sehen bekommen könnten?" „Jawohl, am folgenden Tage werde sein Bursche da sein, der werde uns hinführen." — So begaben wir uns denn am nächsten Tage wieder in die „Tjomnyjä rjady". Herr Paschajeff empfing uns sehr freudig und dienstbereit und gab sogleich seinem Burschen die nötigen Instruktionen. Dieser führte uns nun

mitten durch den orientalischen Stadtteil, vorbei an allen möglichen Läden mit fremdartigen und malerischen Hantierungen, z. B. einer Kessel-



Georgierin, auf Diwan, mit Kartenblättchen webend.

schmiede, einer grusinischen und einer davon recht verschiedenen tatarischen Bäckerei, in eine kleine Seitenstraße und in ein Häuschen, in dem wir eine Frau mit ihrem Kinde, einem hübschen Mädchen von 5—6 Jahren, beschäftigt fanden. Auf unsere und des Burschen Auf-

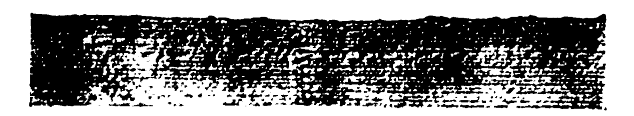


Goldband aus Tiflis (die Umkehr zweimal sichtbar).

forderung nahm sie ihre Webearbeit zur Hand, und als dabei wirklich Kartenblättchen zum Vorschein kamen, atmete ich auf, denn ganz sicher konnte man nicht sein, bis der Augenschein erreicht war. In Wladikawkas hatte man mich z. B. auf meine Fragen von einem Laden aus zu einem Weber geschickt, bei dem mit Kartenblättchen gewebt würde. Als ich aber hinkam, traf ich nur ganz gewöhnliche Webestühle an. Die Frau, Kekel Galustoff, eine Armenierin mit grusinischem Vornamen, fing nun an, die Fäden des angefangenen Gewebes in die Kartenblättchen einzuziehen, die durch ein Versehen aus den Kartenblättchen herausgeglitten oder abgeglitten waren. Hiermit fertig, spannte sie die Fäden auf den Webeschemel und begann ihre Arbeit, die sehr geschwind vonstatten ging. Eine Hauptsache war die Viertelsdrehung (um $90^0$) der Kartenblätter, die mit der einen Hand stets mit großer Geschwindigkeit und Exaktheit ausgeführt wurde. Inzwischen waren zwei Armenierinnen, aber, wie hier fast regelmäßig, in grusinischem Kostüm, zum Besuch gekommen, und die fremden Eindringlinge wurden auch von diesen sehr höflich und freundlich begrüßt. Kekel Galustoff schenkte mir zuerst einige wenige Kartenblätter, dann einen ganzen Haufen und einen Webekamm aus Buchsbaumholz, offenbar für schmälere Bänder bestimmt. Sie webte ein schmales Band mit 30 Blättchen.

Wo möglich noch interessanter war es in dem zweiten Hause, in das wir, nach allseitiger freundlicher Verabschiedung von Kekel Galustoff und ihren Besucherinnen, geführt wurden. Hier fanden wir in einem großen geräumigen Zimmer zwei Weberinnen an der Arbeit: eine junge Frau, Mascho Ter Oskanoff, und ihre Schwiegermutter, Salome Ter Oskanoff. Die junge ganz besonders hübsche Frau saß auf dem Fußboden (wie es Kekel Galustoff ebenfalls gemacht hatte), die Alte nach orientalischer Weise auf einem Diwan und hatte dabei ihr Webebrett vor sich liegen: schräg übereck, so daß die Enden beiderseits in der Luft schweben (S. 76). Beide webten Bänder, die Jüngere mit 18 Kartenblättern ein schmales, die Ältere mit 38 Blättern ein breiteres Band. Von beiden erhielt ich nicht nur Proben, sondern konnte später durch die Vermittlung des Arbeitgebers, Herrn Paschajeff, die gesamte Arbeit der Alten ankaufen und nach Deutschland senden.

Bei den Ter Oskanoffs machte alles den Eindruck einer sehr behaglichen Häuslichkeit. Sowohl sie, wie die Kekel Galustoff, waren



Einfarbig blaues (einem chinesischen Pferdezaum völlig gleiches) Band aus Mosul (der Punkt der Umkehr etwa in der Mitte).

auf die Arbeit nicht angewiesen, sondern verschafften sich dadurch nur einen Nebenverdienst. Mascho Ter Oskanoff hatte zwei sehr hübsche Jungen von 4—5 und 2 Jahren um sich. Sie unterbrach einmal mit der größten Gemütsruhe ihre Weberei, um sotanen zweijährigen (!) Säugling zu nähren, was bei den Kaukasierinnen, wenigstens den Tifliser Armenierinnen und Grusinnerinnen, nichts Besonderes ist; die Kinder werden bis zu 3, ja, bis zu 4 und 5 Jahren genährt.

Das Weben mit Gold- und Silberfäden unterscheidet sich nicht wesentlich von dem mit Seide und Baumwolle, nur daß speziell hier besonders breite Bänder und Gürtel vorkommen, die mit einer sehr großen Anzahl von Brettchen gewebt sein müssen, — die an solchen Geweben von M. Lehmann-Filhés ermittelte Höchstzahl der Bretter oder Blättchen beträgt 121!

So war die Technik, deren Gebrauch im Altertum an der Ornamentik antiker Kunstwerke mit Bestimmtheit dargetan werden konnte, wie das besonders schön an einem Bandornament auf einem römischen Mosaikfußboden zu Nennig (S. 81) hervortritt — zum ersten Male in Vorderasien südlich des Kaukasus nachgewiesen.

Und wenn es schon zu denken gab, daß die ältesten sicheren Belege für diese Technik babylonischen Kunstwerken entnommen waren (S. 72), während gleichzeitig anerkanntermaßen Babylonien die Heimat oder doch eins der allerältesten Zentren der Buntwebekunst bildet, so war es in diesem Sinne äußerst bedeutsam, daß unsere Expedition die Brettchenweberei in Mosul, gegenüber den Ruinen von Ninive, lebendig fand. Ganze Straßen des Basars bestehen dort aus Buden, in denen Männer Schnurbänder mit Kartenbrettchen weben.

Da weitere, besonders von M. Lehmann-Filhés und Jacobthal betriebene Forschungen zeigten, daß sich der Bereich der Brettchenweberei von Island bis nach China und Peru erstreckt, und Babylonien dem Zentrum dieses Verbreitungsgebietes ungefähr entspricht, so stellte ich bald nach meiner Rückkehr die Vermutung auf, daß die Brettchenweberei sich von Babylonien als ihrer Heimat nach Osten und Westen zu verbreitet habe, ähnlich wie die auf dem Sechzigersystem beruhenden Elemente unserer Zeit- und Kreiseinteilung, sowie die Maße und Gewichte des Altertums sich von Babylonien aus über die ganze Kulturwelt verbreitet haben. Jedes Zifferblatt unserer Uhren mit seiner sechzigfachen

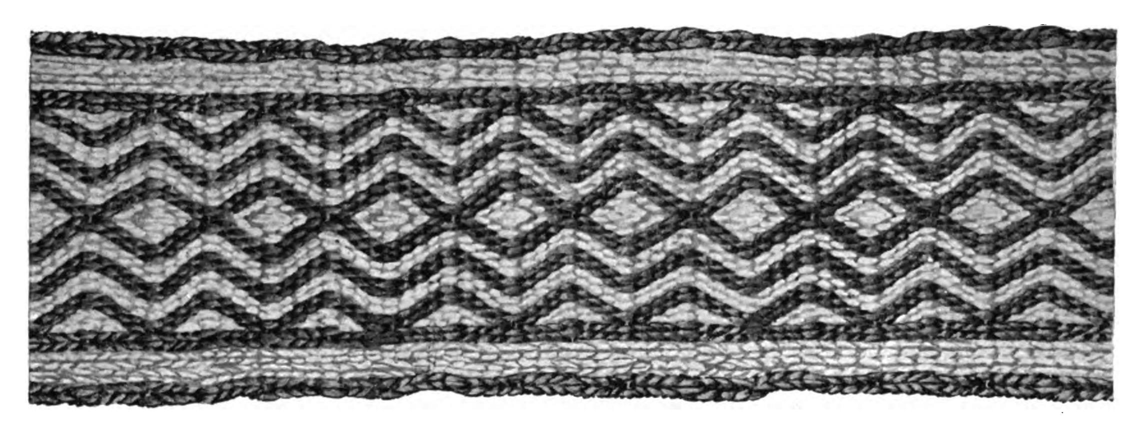
(„sexagesimalen“) Einteilung des Stunden- und Minutenkreises ist ein untrügliches Zeugnis des lebendig bis in die Gegenwart fortwirkenden Einflusses der babylonischen Kultur. Das gleiche gilt von der Teilung des Kreises in 360 Grade, entsprechend den rund 12 × 30 Tagen, in denen die Sonne in ihrer scheinbaren Fortbewegung die Ekliptik, einen größten Himmelskreis, durchmißt.

Meine Erwartung, daß sich auch in Babylonien ein Fortleben der Brettchenweberei bis in unsere Tage werde nachweisen lassen, hat sich denn auch bestätigt. Zwar ist dort meines Wissens noch niemand geradezu bei der Arbeit beobachtet worden, aber der bekannte Orientreisende Herr v. Oppenheim brachte mehrere der im Orient vielverwendeten gürtelartigen orientalischen Geldkatzen heim, die mit Brettchen gewebt und von ihm in Bagdad erworben worden waren. Da diese Geldkatzen im ganzen vorderen Orient gebräuchlich sind, so wird man bis zum Beweise des Gegenteils anzunehmen haben, daß sie am Orte der Erwerbung oder in dessen Umgegend auch angefertigt sind.



Baumwollenes Band aus Mosul (komplizierteres Technik: mit 21 paarweise angeordneten sechseckigen, auch in der Mitte durchbohrten Brettchen gewebt).

Allmählich traten dann auch an verschiedenen Stätten des vorderasiatischeuropäischen Kulturkreises antike Webebrettchen ans Tageslicht. So wurde in dem Grabe der Euphemia auf dem christlichen Friedhofe des alten Antinoë in Ägypten eine Elfenbeinschachtel gefunden. Die quadratischen, in der Nähe der Ecken durchbohrten Täfelchen aus Sykomorenholz, die sie enthielt, hatte man als Spielkarten erklären wollen, bis Reuleaux, der die Brettchenweberei in Indien — schon vor M. Lehmann-Filhés' Veröffentlichungen — beobachtet hatte, und ich sie unabhängig voneinander als Webebrettchen erklärte. Daß die Brettchenweberei auch im alten Ägypten geübt wurde, wies Jacobstal an den Gürteln vieler Königsbilder des alten und mittleren Reiches nach, die von Margarete Lehmann-Filhés nachgewebt wurden. Das Zickzackmuster, das sie zeigen, wird durch eine organische Verwendung jener Um-



Nachgewebter ägyptischer Königsgürtel.

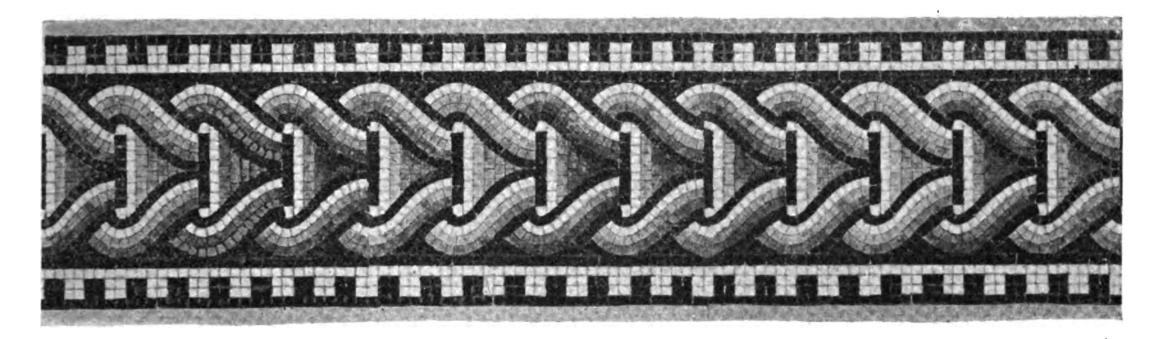
kehr (S. 74) nach jeder vierten oder fünften Vierteldrehung fast automatisch hervorgebracht.

Die Täfelchen der Euphemia ließen erkennen, daß die Brettchenweberei, ohne Zweifel aus ältester Zeit überkommen, noch in der römischen Kaiserzeit geübt wurde.

Daß auch im alten Griechenland Gürtel mit Brettchen gewebt worden sind, läßt, wie M. Lehmann-Filhés betont, das Grabdenkmal des Aristion vermuten. Das gemalte Ornament auf dem Gürtel des Kriegers zeigt eins der eben erwähnten Zickzackmuster, und noch heute werden z. B. auf Euböa Strumpfbänder mit Brettchen gewebt.

Die deutschen Forschungen über die Brettchenweberei erregten historisch und praktisch ein derartiges Interesse, daß nicht lange nach meiner Rückkehr (im November 1902) im Berliner Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung von Erzeugnissen der Brettchenweberei stattfand, „die zum erstenmal eine Übersicht über ihre geographische Verbreitung und überraschende Leistungsfähigkeit“ gab. Sie wurde von mir mit einer historischen Darlegung eröffnet; gleichzeitig fanden täglich Demonstrationen dieser uralten Technik statt, die, wie es im Prospekte hieß, sich eigne, als Liebhaberkunst wieder belebt zu werden. Und in der Tat wurde sie von den Berliner Damen eine Zeitlang mit großem Eifer betrieben.

Die Brettchenweberei wird, vielleicht schon in chaldischer Zeit, von Assyrien und Mesopotamien aus nach Armenien und dann im Laufe der Zeit weiter nach Kaukasien vorgedrungen sein. Von Armenien aus ist auch, wie sich uns zeigen wird, die jetzt als Tulatechnik bekannte Art der Silberbearbeitung nach Rußland gelangt. Bei der Metalltechnik ist die Übertragung durch das Gebirge von vornherein das wahrscheinlichste. Aber auch die Webekunst wird mit Vorliebe gerade bei



Bandornament auf einem römischen Mosaikfußboden in Nennig.

nomadisierenden und primitiven Völkern betrieben. So wird es wahrscheinlich, daß auch die Brettchenweberei, wie sie noch heute am südlichen Fuße des Kaukasus in Tiflis und im Gebirge selbst in Kutais betrieben wird, ihren Weg nach Norden durch den Kaukasus genommen hat. So wird sie auch zu den Alanen, den Vorfahren der Osseten, gelangt sein. Mit der Besiegung der Alanen aber treten die Hunnen in die Geschichte ein; mit ihnen vereint überschritten sie im Jahre 375 den Don, und hunnische Maide sind es, an denen in der Edda die Kunst der Brettchenweberei gerühmt wird.

So liegt die Annahme nahe, daß die Hunnen diese Kunst von den Alanen gelernt und mit sich weiter nach Nordwesten gebracht haben. Dafür daß die Übertragung an die Gestade der Ostsee wirklich erst in dieser Zeit stattgefunden hat, gibt es eine merkwürdige Bestätigung. Auf dem Gräberfelde von Anduln im Kreise Memel sind reiche Funde an Werkzeugen der Brettchenweberei, vor allem von viereckigen, nahe den Ecken durchbohrten Brettchen selbst, ferner von Webeschwertchen und -kämmen, gemacht worden, die sich jetzt größtenteils im Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin befinden und von A. Götze besprochen worden sind.

In der ältesten Gruppe der dortigen Gräber, die ins dritte und vierte vorchristliche Jahrhundert zurückgeht, fehlt jede Spur der Brettchenweberei. Erst in den späteren und weit zahlreicheren Gräbern, deren älteste aus dem fünften Jahrhundert datieren, finden sich die Webegeräte, und zwar sind es meist nicht die wirklich gebrauchten Geräte, von denen man sich nicht so leicht trennte, sondern nach einer auf der ganzen Erde weitverbreiteten Sitte Nachbildungen, die von vornherein als Grabbeigaben, und zwar hier in Bronze, gefertigt waren.

So läßt sich einer der Wege, auf dem die Brettchenweberei vom Orient nach dem nördlichen Europa gelangte, mit einiger Sicherheit bestimmen.

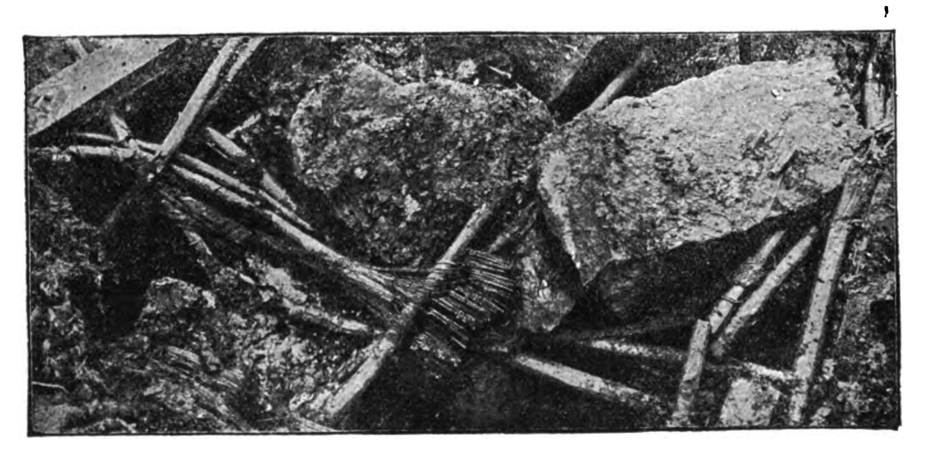




Als Vermittler für das westlichere Mitteleuropa und für Nordwestdeutschland wird man dagegen in erster Linie die Römer anzusprechen haben. Dafür sprechen knöcherne Webebrettchen, die aus den Funden von Planisch im Kreise Alzey, die im St. Paulus-Museum in Worms aufbewahrt werden, und das (S. 78) bereits erwähnte Bandornament auf einem römischen Mosaikfußboden in Nennig (S. 81).

Beide Einströmungen, die römische und die hunnische, — daß noch andere in Betracht kommen, ist natürlich nicht ausgeschlossen, — werden nach Norden weitergewirkt und sich dort schließlich vereinigt haben.

Wenn das, mit einem durch Brettchenweberei hergestellten Schnurband eingefaßte, Hemd von Thorsberg im Kieler Museum und das



Brettchenweberei aus dem Wikingerschiff vom Oseberg.

schmale Bändchen, das in Corselitze auf Falster bei einer weiblichen Moorleiche gefunden wurde, richtig in die Zeit „um 300 n. Chr. oder etwas früher“ gesetzt werden, so sind sie Belege für die Verwendung der Technik auf jetzt dänischem Boden in vorhunnischer Zeit, denen sich weitere skandinavische Fundstücke anschließen.

Der Edda ist der Anstoß zur Wiederentdeckung der Brettchenweberei zu danken. Ihre ältesten Lieder stammen aus dem neunten nachchristlichen Jahrhundert.

Ein höchst überraschendes handgreifliches Zeugnis für ihre lebendige Verwendung in eben jener Zeit hat uns jüngst die Erde wiedergeschenkt.

In dem Oseberg bei Tönsberg südwestlich von Christiana wurde durch Prof. Gustafson ein dem neunten Jahrhundert angehöriges Wikingerschiff ausgegraben, das gleich den übrigen bisher im Binnenlande gefundenen zur Bestattung diente und mit einem mächtigen Erdhügel

überdeckt war. Es war aber nicht wie jene ein Kriegsfahrzeug, sondern „anscheinend die Lustyacht einer Fürstin, denn es war mit Schnitzereien reich verziert und enthielt außer den Überresten weiblicher Skelette zahlreiche Gebrauchsgegenstände für weibliche Beschäftigung, darunter ein angefangenes Schnurband mit den zugehörigen an den Kettenfäden hängenden Brettchen, etwa vierzig an der Zahl". —

Brettchenweberei und Tulatechnik zeigen, daß auch kulturhistorisch der Kaukasus nicht bloß trennend gewirkt, sondern eine Vermittlerrolle gespielt hat. In anderen Fällen des Überganges von asiatischem Kulturgut nach Rußland, so des babylonischen Goldgewichtes, das noch heute im russischen Pfunde (409,39) fortlebt, wird man dagegen wohl in erster Linie an die Verbindung über das Schwarze Meer zu denken haben, ohne daß auch hier der Weg durch das Gebirge ausgeschlossen wäre.

Auch die Erzeugnisse vorgeschrittenerer Buntweberei, die orientalischen Teppiche fesselten in Tiflis meine wie jedes Reisenden Aufmerksamkeit. Herr von Ugron, der österreichisch-ungarische Generalkonsul, an den wir, da das kaiserliche deutsche Konsulat bei unserer Ankunft unbesetzt war, verwiesen worden waren, erwies sich als ein vortrefflicher Kenner auf diesem Gebiete. Seiner Unterstützung verdanke ich, daß die Einkäufe, die mich zum erstenmal näher mit den persischen Tataren in Berührung brachten, günstig und erfreulich ausfielen.

Die aus den nordwestlichen Persien stammenden Tataren, zu den Turkvölkern gehörig und mit den osmanischen Türken nächstverwandt, Mohammedaner gleich ihnen, aber schiitischen Bekenntnisses, bilden bekanntlich ein Hauptelement der Bevölkerung Transkaukasiens, man denke nur an Mirza-Schaffy, den Bodenstedt unsterblich gemacht hat.

Bodenstedts Name begegnete mir einmal im Munde eines alten 78jährigen Tuscheten, dem ich die Elemente seiner zur tschetschenzischen Gruppe gehörigen Sprache abzulauschen suchte. Ivan Davidoff Zikaroff, so hieß er, berichtete mir, daß er es sei, nach dessen Angaben der bekannte Erforscher der kaukasischen Sprache Baron Rosen das Tuschetische aufgezeichnet hatte. Die Niederschrift sei bei einem Schiffsunfall mit anderen Materialien ins Schwarze Meer gefallen und Rosen habe an Bodenstedt geschrieben, sie nochmals herzustellen; das sei denn auch mit seiner Hilfe im Jahre 1845 geschehen.

Von den Vertretern anderer kaukasischer Völkerschaften, mit denen ich im asiatischen Teile von Tiflis in Berührung kam, ist mir besonders erinnerlich: ein Chewsure — der Stamm ist den Georgiern nahverwandt —, dem ich sein stählernes Panzerhemd vom Leibe weg abkaufte (später

trat noch ein kleiner kaukasischer Rundschild aus Flechtwerk, aber mit starken Metallrippen und -buckeln überdeckt, hinzu). Ferner gedenke ich eines Lesginers — das ist die gemeinsame Bezeichnung der nordöstlichen, besonders Dagestan, das „Bergland“, bewohnenden Gruppe der kaukasischen Völker —, von dem ich ein schönes kaukasisches Kurzschwert mit Damaszenerklinge erwarb, mit dem er vor meinen Augen eine Kupfermünze auf dem Ambos glatt entzweigeschlagen hatte. Eine andere derartige Probe ist das Durchhauen einer aufgestellten Burka (S. 70f.), ohne daß sie umfällt. Dagestan war auch die Heimat Schamyls des vielgepriesenen, von der Sage umwobenen Glaubens- und Freiheitshelden, der den Russen jahrzehntelang durch den zähen Widerstand der von ihm fanatisierten und organisierten kaukasischen Bergvölker muhammedanischen Bekenntnisses aufs äußerste zu schaffen machte. Und als durch das energische Vorgehen des Generals Barjatinski, des Erbauers der grusinischen Heerstraße, die Bergvölker schließlich niedergeworfen waren, fand Schamyl in Dagestan auf der Feste Gunib seine letzte Zuflucht; erst nach verzweifelter Gegenwehr ergab er sich Barjatinski im September 1859. Von den Russen rücksichtsvoll behandelt und später mit seinen Nachkommen in den erblichen Adelsstand erhoben, siedelte dieser Prophet und Kämpfer schließlich 1870 nach Mekka über und starb 1891 zu Medina, der Geburtsstadt Muhammeds. Besonders seit Schamyls Niederlage besteht jenes Streben der muhammedanischen Bewohner der Gebirgslandschaften des Kaukasus nach dem glaubensverwandten Türkenreiche. Wie ganze Völker (S. 47) dorthin übersiedelt sind, so finden wir auch Angehörige der verschiedenen, noch im Kaukasus heimischen Stämme in türkischen Diensten verwendet. So war der Führer unserer Kavallerie-Eskorte im Vilajet Mosul ein Tschetschenze — die Verwandtschaft seines Dialektes und des tuschetischen kam mir bei meinen sprachlichen Aufnahmen überraschend zum Bewußtsein —, und in dem Brigadier Ali Pascha in Bitlis sollte ich einen hervorragenden Vertreter des abchasischen Stammes kennen lernen. Dies war mir um so interessanter, als ich etliche Jahre zuvor auf Rudolph Virchows Veranlassung beinahe zum Studium des Abchasischen nach den Hauptsitzen dieses Stammes (in den sumpfigen Niederungen von Suchum-Kaleh nördlich von Batum und in den angrenzenden Bergdistrikten) ausgesandt worden wäre.

„Tiflis war früher nicht nur großfürstliche Residenz, sondern auch Sitz des eingeborenen grusinischen Adels, der namentlich im Winter die Tifliser Geselligkeit beherrschte. Das ist jetzt anders geworden. Es residiert kein Großfürst mehr in Tiflis und auch die vornehmen

Grusiner sind fast ganz daraus verschwunden. Vor einem Vierteljahrhundert war die Stadt noch grusinisch, die bessern Grundstücke sowie auch die Stadtverwaltung waren in grusinischen Händen. Doch fing schon damals das Armeniertum an, sich auszubreiten und ganz allmählich ging der Grund und Boden in armenische Hand über. In früheren kriegerischen Zeiten behaupteten die tapferen kräftigen Grusiner den schlauen und geschäftsgewandten Armeniern gegenüber ihren Besitz und ihre gesellschaftliche Stellung. Das hörte aber auf, als unter russischer Herrschaft dauernder Friede und geordnete Rechtszustände eingetreten waren. Von der Zeit an stieg das armenische Element unaufhaltsam und das grusinische mußte weichen. Jetzt ist so ziemlich der ganze städtische Besitz armenisch, verschwunden sind die stolzen, im Waffenschmuck starrenden Gestalten der Grusiner von den Tifliser Straßen. Der Armenier bewohnt ihre Paläste und regiert heute die Stadt." In diesen Worten faßt Werner v. Siemens die Beobachtungen von seiner dritten kaukasischen Reise im Jahre 1890 zusammen. Wenn auch die Georgier nicht ganz so stark zurückgedrängt sind, wie es nach seiner Schilderung scheinen möchte, wie denn z. B. die Nachkommen des georgischen Königsgeschlechtes als Fürsten Grusinski in den Jahren 1898/99 noch in Tiflis lebten, so ist doch die Veränderung mit ihren Ursachen und Wirkungen im wesentlichen zutreffend beobachtet und vortrefflich geschildert. So ist z. B. der überwiegende Einfluß der armenischen Zeitungen, namentlich des Mschak, d. i. „Der Arbeitsmann" nicht zu verkennen. Aber auch auf dem Gebiete der Presse hat das georgische Volkstum, wie wir noch hören werden, begonnen, sich unter hervorragenden Führern nachdrücklich zu betätigen.

Welche Mühe übrigens die Vielsprachigkeit des kaukasischen Gebietes der russischen Regierung bereitet, ward mir klar, als ich eines Tages den Zensor — wohl eher des Generalgouvernements des Kaukasus, als nur der Provinz Tiflis — kennen lernte, der mir mitteilte, daß er 14 Gehilfen hätte, auf die die Überwachung der verschiedenen Sprachgebiete verteilt würde. Daß die russische Zensur ihre Sache gründlich versteht, zeigten die deutschen Zeitungen, in denen ganze Artikel so völlig geschwärzt waren, daß nicht ein Buchstabe leserlich blieb.

Tiflis, auch heute noch — wenn auch nur in diesem neuerdings noch abgeminderten Sinne — die Hauptstadt des längst nicht mehr selbständigen Georgiens, wurde im Jahre 469 n. Chr. von dem georgischen Könige Wachtang Gurgaslan gegründet. Die hier zutage tretenden warmen und heilkräftigen Schwefelquellen, deren Benutzung noch heute durch

die ausgedehnten Badeanlagen in der asiatischen Stadt vermittelt wird, mögen den ersten Anlaß zur Wahl der Örtlichkeit gegeben haben: darauf deutet auch der Name der Stadt, georgisch Tbilisi, hin, da tbili warm bedeutet.

Ob der Sitz der Könige, der sich bis dahin in Mzcheta befand, gleich damals nach Tiflis verlegt wurde, steht wohl nicht fest. Ein Hauptgrund, warum Mzcheta schließlich zurücktreten mußte, wird in der größeren Entfernung von den Ausgängen der Pässe — der heutigen grusinischen und ossetinischen Heerstraße — zu suchen sein, deren Nachbarschaft für Mzcheta eine zu häufige Belästigung und Bedrängnis seitens der nördlichen Bergvölker, vor allem der Osseten, mit sich brachte.

Wachtang Gurgaslan war ein eifriger Christ, er soll auch die Domkirche von Mzcheta, den georgischen Patriarchensitz, erbaut haben.

Das Evangelium war den bisher der Religion des Zoroaster anhängenden Georgiern (Iberern) durch die heilige Nino gebracht worden, die aus Kappadokien gebürtig und in Jerusalem, wo ihr Mutterbruder Patriarch war, erzogen, im ersten Drittel des vierten vorchristlichen Jahrhunderts nach Georgien gekommen war und den König Mirian mit seiner Umgebung bekehrt hatte.

In ihr und in der Königin Tamar — also merkwürdigerweise in zwei Frauengestalten — gipfelt für die Georgier die Erinnerung an die Vergangenheit.

In der Tat bildet die Regierungszeit der Königin Tamar aus dem Bagratidenhause (1184—1212 n. Chr.), wie auch Arthur Leist, unser in Tiflis lebender Landsmann in seinem Buche „Das georgische Volk“ hervorhebt, den Höhepunkt in der Machtentfaltung und im Kulturaufschwunge Georgiens.

Die unter dem König Wachtang VI. um die Mitte des 18. Jahrhunderts herausgegebene alte georgische Chronik schildert — nach Leist — ihr Wirken folgendermaßen:

„Sie herrschte in ihrem Lande in solcher Ruhe, wie sie vor ihr niemand gekannt hatte. Sie behauptete, sich im Vollbesitz ihres“ (durch David III., den Wiederhersteller [von 1089 n. Chr. ab] wieder geeinigten und gefestigten) „Erblandes, ohne jemals Strenge oder Zorn zu zeigen, ohne Unruhe oder Bedrängnis für sich selbst, bändigte sie trotzige und unbotmäßige Männer und hielt sie in Schranken . . .“ „Ihre Erfolge in der Vergrößerung der Erbschaft ihrer Väter, ihre Fähigkeit zu tatkräftigen Unternehmungen, ihre Kriegstaten bald zu Pferde, bald zu Fuß, ihre Reden, welche Ruhe, Sanftmut und Mäßigung atmeten, ihre weisen Antworten“ werden ebenso gerühmt, wie ihre Schönheit und unwider-

stehliche Weiblichkeit von den zeitgenössischen Dichtern gepriesen werden.

So kommt es, daß alle historisch nicht näher beglaubigten Ereignisse und Bauten in Georgien der Königin Tamar zugeschrieben werden, ähnlich wie in Armenien die Schöpfungen einer freilich erheblich älteren Vorzeit der Semiramis. Einheimische Überreste aus der älteren Vorzeit fehlen in Georgien so gut wie ganz. Nur zwei Anlagen gibt es, bei denen die Möglichkeit, sie in die vorchristliche Zeit, in das eigentliche iberische Altertum, zurückzudatieren besteht: es sind dies die merkwürdigen, oberhalb Tiflis an der Kura belegenen, georgischen Felsen- und Höhlenstädte Uplistziche und Wardzie, wiewohl auch die letzten als eine Schöpfung der Königin Tamar gilt.

Die Anlagen im lebendigen Felsen sind eine Eigentümlichkeit, die den Chaldern mit den Georgiern gemeinsam ist. In Verbindung mit gewissen sprachlichen und historisch-ethnographischen Beziehungen hat gerade diese Übereinstimmung die Vermutung einer Verwandtschaft zwischen Chaldern und Georgiern nahegelegt. Nachdem der Ausflug nach Schulaweri uns gezeigt hatte, daß Funde von chaldischen Keilinschriften im Gouvernement Tiflis nicht zu erwarten seien, erschien der Besuch vornehmlich des heutigen „Klosters" Wardzie, das auch meinem Reisegefährten noch unbekannt war, in erster Linie geboten. Der Antritt des auf vier Tage berechneten Ausfluges nach Wardzie brachte allerlei Erfahrungen auf dem Gebiete des russischen Eisenbahnwesens. Wir kamen erst im letzten Moment zum Zuge, ohne Kleingeld: zum Wechseln gebrach es an Zeit, und so fuhren wir fast die ganze Strecke nach Borshom ohne Billet, freilich nicht doloser Weise und nur provisorisch, aber das konnten weder die Schaffner, die ihr Trinkgeld vergnüglich einsteckten, noch die Mitreisenden, die auch sämtlich darum wußten, beurteilen, und doch nahm niemand irgend welchen Anstoß daran. Die Bekanntmachungen in den Eisenbahnwagen waren in vier Sprachen, deren jede ihr gänzlich gesondertes Schriftsystem hat, abgefaßt: russisch, georgisch, armenisch, tatarisch.

Auf der Fahrt konnten wir in der Nähe von Gori einen ersten Blick auf Uplistziche werfen. Später enthüllte sich uns bei der Annäherung Borshoms die grüne Frische der georgischen Wälder, die sich in Borshom selbst in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbart, das — rings von bewaldeten Höhen umschlossen und von der etwa 100 m breiten Kura, durchströmt — mit vollem Recht als der erquickendste Sommeraufenthalt in der weiteren Umgebung von Tiflis gerühmt wird. Hier liegt auch Likani, das Besitztum des Großfürsten Nikolai Michailowitsch, ein stattliches Landhaus inmitten

eines ausgedehnten wiesenreichen Parkes, der allerlei Getier birgt — darunter auch abgerichtete Reiher, die Tänze von unvergleichlicher Drolligkeit aufführten. Die Besucher des Parkes haben an sich nicht das Recht, die Wohnräume des Großfürsten zu besichtigen, dieser hatte aber, als wir ihm einmal im Hotel London in Tiflis vorgestellt wurden, seinen Namen in das Notizbuch meines Reisegefährten eingeschrieben; das genügte, uns den Eintritt und die Kenntnis der vornehm ausgestatteten Räume des Schlosses zu verschaffen.

Eine späte Fahrt im offenen Wagen mit Relaispferden brachte uns nach Achaltziche. Es war Mondschein und der Weg ging durch eine ganz einzigartige Landschaft immer im Tal der auch hier noch ungeheuer breiten und reißenden Kura entlang, oft hoch über dem Fluß, der vielfach überraschende Krümmungen macht, die dann zu sehr romantischen Bildungen und Formen der begleitenden Gebirgszüge Anlaß geben. Überall dann alte Burgen und verfallene Befestigungen. Um zwei Uhr eingetroffen, verbrachten wir den Rest der Nacht im Poststationshause. Achaltziche ist eine große Kreisstadt mit meist kleinen an die Bergwände geklebten Häuserchen und einer mächtigen alten Burgfestung. Vom Kreischef mußten wir die nötigen Empfehlungen und Weisungen an die Unterbehörden für Beförderung und Unterkunft auf der weiteren Reise nach Wardzie zu erlangen suchen. Da dieser sich sehr wenig zuvorkommend erwies, so ging am Morgen viel kostbare Zeit verloren, und leider dachte ich nicht rechtzeitig daran, daß in dieser spezifisch armenischen Stadt die Geistlichkeit, an die uns die Redakteure des Mschak, Herr Alexander Kalantharian und seine Kollegen, empfohlen hatten, sehr förderlich hätte wirken können. —

Erst bei Achaltziche nimmt die Kura ihre westöstliche Hauptrichtung an, während sie bis dahin von Süden nach Norden fließt, und so wendete sich nunmehr unsere, ihrem Oberlauf folgende, bisher westliche Route nach Süden.

Der Abend dieses Tages (21. Mai 1898) sah uns nach einer, auch geologisch interessanten Fahrt als Gäste eines Türken in der von einer malerischen Feste überragten Ortschaft Chertwis, bei der die Kura, die in diesem Teile ihres Laufes den Namen Ardagan-tschai führt, den Fluß von Achalkalake aufnimmt.

Es war das erstemal, daß ich die Wohnung eines Mohammedaners betrat, und so berührte mich alles fremdartig und überraschend, von der Ausstattung mit den Teppichen, zu deren Schonung wir uns unserer Stiefel entledigten, und dem Fehlen fast jeden weiteren Mobiliars bis zur Darreichung der Mahlzeit, bei der das landesübliche, mir besonders

willkommene Reisgericht, der Pilaff, nicht fehlte und bis zur Nachtruhe auf Decken und Betten, die auf dem Boden des Gemaches ausgebreitet wurden. Chertwis war früher eine georgische Ortschaft; daß die osmanischen Türken — nicht etwa Tataren! —, die jetzt den Hauptteil der Bevölkerung bilden, verhältnismäßig junge Ankömmlinge seien, wurde uns ohne weiteres mitgeteilt. Die Niederlassung der Türken erinnert an die traurigen Zeiten des Verfalles, da Georgien seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts keine Einheit mehr bildete, sondern in eine ganze Anzahl von Herrschaften zerfiel — im Osten Kachetien und Kartlien, im Nordwesten Imeretien und Mingrelien. Damals wurden namentlich die ostgeorgischen Gebiete unaufhörlich von den Türken, wie von den Persern bedrängt, was dann zu der ersten Annäherung an Rußland auf weltlichem wie auf kirchlichem Gebiete führte, bis schließlich Georgien ein russisches Gebiet wurde und die georgische Kirche sich mit dem russischen orthodoxen Bekenntnis unter Hintansetzung der etwa vorhandenen geringfügigen Unterschiede vereinigte.

Zu jener Zeit setzten sich im Gebiete von Achaltziche, dem alten Meschien, die Türken fest, sie drangen aus der benachbarten, bis 1877 ja noch türkischen Provinz Kars ein. „Diese Grenzmark wurde zunächst bis 1635 als türkische Lehnsprovinz von einem durch den Sultan aus den georgischen Edelleuten gewählten Statthalter oder Atabegen verwaltet, und so drangen der Islam, und mit ihm die türkische Sprache dort ein und untergruben das nationalgeorgische Wesen.“ Chertwis, ganz nahe an der nördlichen Grenze der Provinz Kars belegen, erhielt so seine türkische Bevölkerung, während die Georgier zwar ihre Nationalität nicht ganz aufgaben, aber mohammedanisiert wurden — ein merkwürdiges Gegenstück zu den Armeniern (S. 61) und den Juden in der Umgegend von Gori, die lediglich Georgisch sprechen, freilich ohne ihr Bekenntnis zu ändern. Unter den Schwiegersöhnen unseres Wirtes führte einer noch einen echten georgischen Namen, er hieß (Galib Beg) Waschinadse, sein Oheim Agali Komradse, außerdem waren nur noch wenige georgische Familiennamen in Chertwis vertreten.

Leider war der Besuch von Wardzie, den wir von hier aus am folgenden Tage (den 21. Mai 1898) unternahmen, sehr wenig vom Wetter begünstigt, mehrfach goß es in Strömen, und so ruht über Wardzie und seiner Umgebung ein grauer Schleier, statt des goldigen, noch die Erinnerung verklärenden Schimmers, mit dem Sonnenschein und südlicher Himmelsbläue gerade die kahlen Felsen und Riffe asiatischer Gebirge zu umkleiden pflegen. Ich muß deshalb noch nachdrücklicher, als es ohnehin geschehen wäre, auf die eingehenden Schilderungen von

du Bois de Montpéreux, Brosset, Abich und Lynch verweisen, die es darin glücklicher getroffen hatten.

Die Fahrt ging am rechten Ufer der Kura aufwärts durch ein geologisch sehr merkwürdiges Gebiet. Einem Konglomerat folgten bald deutliche Zeugen vulkanischer Tätigkeit. Ein großer Basaltstrom, der anderes Gestein durchschnitten hat, ist im Niveau der Straße erkennbar: die Bergwand trägt Zinnen, die von den in ungleicher Höhe aufragenden Köpfen der fünfeckigen Basaltsäulen gebildet werden — eine sehr eigenmütlich natürliche Formation. Hoch über der Kura entlangfahrend, erblicken wir etwa 15 m unter uns einen kleinen See: der etwa 250—300 m lange und 50—75 m breite Tsundani-Göll stellt die Öffnung eines jetzt erloschenen Kraters dar. Solchen nicht selten ganz kreisrunden Kraterseen sollten wir in der Folge in den armenischen Gebirgen noch öfters begegnen.

Schon ehe wir uns Wardzie nähern, zeigen die Felswände zu beiden Ufern der Kura verschiedentlich natürliche Höhlen, die, zum Teil durch Gemäuer geschützt, also zur Unterkunft für Menschen oder Vieh dienten. Beim Dorfe Margastan wurden die Pferde bestiegen, die freilich auf den steinigen Wegen oft geführt werden mußten. Schließlich sahen wir uns einer ganz von Höhlen, gleich großen Schwalbennestern, durchsetzten hohen Felswand gegenüber, der Stätte des heutigen Klosters Wardzie. Nachdem wir die Kura durchfurtet hatten und jenseits auf einem Felsenpfade etwa 60—70 m emporgestiegen waren, langten wir an der Eingangspforte des Klosters an, dessen sämtliche Wohnungen, Wirtschaftsräume und Stallungen dem lebendigen Felsen abgewonnen sind, und zwar befinden sie sich, wie Lynch bemerkt, in einem Lager leicht fleischfarbenen vulkanischen Gesteins von ungewöhnlicher Weichheit. Ob mit der rötlichen Farbe der Name ‚Rosenfeste' — das soll Wardzie bedeuten — zusammenhängt? Den ersten Anlaß zur Entstehung der ganzen Anlage bildeten offenbar — hier wie überall in troglodytischen Gebieten — natürliche Höhlungen im Gestein, die sich als Unterschlupf eigneten. Ihnen wurde zunächst durch Menschenhand nachgeholfen und erst dann nach Bedarf dem kompakten Gestein ganz neue Kammern abgewonnen. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß unser deutsches Wort „Kammer" ursprünglich wirklich solche Felsenräume bezeichnet. Es gehört der Sprache der kleinasiatischen Karer an, die mit ihren nächsten Verwandten, besonders den Lykern, eine so wichtige Rolle in der kretisch-mykenischen, wie in der späteren griechischen Geschichte und Kultur spielen und mit denen vielleicht auch die Georgier und unsere Chalder entfernt verwandt sind. Das karische Wort „kamara" wurde von den

Griechen übernommen und ist von ihnen zu den Römern und durch deren Vermittlung in die modernen europäischen Kultursprachen gedrungen.

Das Empfangszimmer, in das wir geführt wurden, war geräumig und wohnlich eingerichtet. Es war etwa $2^1/_2$ m hoch, 6 m lang und $3^1/_2$ m breit, hatte eine zweiflügelige Tür, zwei Fach Fenster und einen gedielten Fußboden.

Das Kloster wurde damals von drei Priestern oder Mönchen bewohnt, die nur georgisch sprachen.

Vielleicht sind die Einkünfte, die von den zum Kloster gehörigen Dörfern und von den zu gewissen Zeiten zahlreichen Pilgern erlegt werden, ein Ersatz für die Trostlosigkeit des Lebens in solcher Einöde, in das bei der von Lynch grell beleuchteten Unwissenheit dieser Priester schwerlich durch wissenschaftliche Beschäftigung eine Abwechslung gebracht wird. Ja, es mag aus diesen finanziellen Gründen dieser unbeobachtete Posten sogar zu den begehrten gehören. Unter Führung des einen dieser Mönche, mit dem wir uns durch einen russischen Dolmetscher verständigten, durchwanderten oder vielmehr durchkletterten wir nun die verlassenen Räume der einstigen Höhlenstadt, des nunmehrigen Klosters Wardzie.

Die Felsenkammern umfassen in unregelmäßiger Folge mehrere Stockwerke, die durch Treppen teils an der Oberfläche, teils unterirdisch miteinander verbunden sind.

Auch sie waren ursprünglich wohl alle aus dem lebendigen Felsen in größerer oder geringerer Breite herausgearbeitet; später kamen dann, besonders, wo die Felsentreppen schadhaft geworden waren, aufgelegte Steinstufen, durch Mörtel verkittet, hinzu. Die Felsenarchitektur von Wardzie ist von der denkbar größten Einfachheit, im Gegensatz zu Uplistiche, wo das dekorative Element eine bedeutende Rolle spielte. Die kleinen und größeren gerundeten Nischen, die man in den Gemächern findet, dienen wohl alle dem praktischen Gebrauch als Ablage und Aufbewahrung von Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken, es sind gleichsam steinerne Wandschränke, die auch wohl, z. B. durch Holzverschläge, verschlossen werden konnten. Ebenso laufen rings an den Wänden mancher Wohnräume steinerne aus dem Felsen gehauene Ruhebänke entlang. Die großen Nischen, z. B. in die unter anderen in den Gemächern, in denen die Königin Tamar gewohnt haben soll und vieleicht auch zeitweilig Aufenthalt genommen haben mag, waren an sich natürlich auch zur Aufnahme von Skulpturen geeignet, aber es fehlt dafür an jedem weiteren Anhalt. Nur an einem Steinfragment, das

ich in Wardzie vom Boden auflas, bemerkte ich Spuren ornamentaler Bearbeitung.

An dieser architektonischen Schmucklosigkeit ist auch der größte Felsenraum in Wardzie, die hochgewölbte und sehr geräumige Kirche beteiligt, aber sie ist durch einen Vorbau, einen aus Hausteinen gefertigten Portikus, ausgezeichnet, und ihre Wände sind mit Fresken geschmückt.

Von einem ihrer Nebenräume führt ein unterirdisch gestufter Gang ganz hinauf bis auf die Höhe des Berges, wie Boris v. Seidlitz ihn hinaufkriechend, feststellte. Es ist wohl derselbe Gang, dessen auch du Bois de Montpéreux (II, 319) gedenkt — freilich spricht er dabei von einem oberen Geschoß der Kirche, zu dem er hinleite. In demselben Nebenraum befindet sich an der Decke eine Öffnung, das Ende eines von oben herkommenden Schachtes — den wir von seinem weit nach oben gelegenen Ausgangspunkte durchleuchten ließen.

Die Räume eines Stockwerkes gehen häufig in der Art ineinander, daß in die sehr dicke Verbindungswand mehrere große Türöffnungen hineingearbeitet sind, zwischen denen alsdann nur große viereckige Stützen gleich riesigen Pfeilern stehen geblieben sind. Eine von den die Stockwerke außen verbindenden moderneren, mehrfach gegabelten Treppen führte mich bis auf die Höhe des Felsens, von der ich einen herrlichen Blick auf das Tal der infolge des reichlichen Regens beinahe braungelben Kura, die hier mehrere Inseln bildet, genoß und von wo sich auch die unter mir gelegenen Vorsprünge mit den Höhlen und Felsenkammern sehr eigenartig darstellten. Auch hier oben gab es gewaltige, mit großen Wandnischen versehene Kammern. Wo einmal die Felswand gar zu steil vor einer der ins Freie führenden, zugleich als Tür und Fenster verwendbaren Höhlenöffnungen abfällt, ist diese zum großen Teil, und offenbar nicht in allerjüngster Zeit, mit großen Quadern und Bruchsteinen verschlossen.

Daß Wardzie nicht als Kloster, ja nicht einmal erst in christlicher Zeit angelegt wurde, wird der Vergleich mit Uplistziche erweisen.

Die Tatsache, daß ältere Höhlenbauten dem christlichen Gottesdienst dienstbar gemacht wurden, sollten wir noch oft beobachten. Zu der Zeit, als das Christentum nur im verborgenen gepflegt werden durfte, boten die Felsenbauten, ähnlich wie in Rom die Katakomben, dem christlichen Gottesdienst und seinen Bekennern besonders geeignete Schlupfwinkel, und daß diese dann auch nach der Anerkennung der christlichen Religion Stätten der Gottesverehrung blieben, ist durchaus erklärlich.

Im strömenden Regen kehrten wir nach Durchfurtung der Kura zu Fuß nach Margastan zurück. Dabei bemerkten wir, daß zu den Höhlen an den Felsen gleich gegenüber Wardzie eine breite Felsentreppe hinaufführte, daß also auch sie zeitweilig bewohnt gewesen sein müssen. Auch kamen wir wiederholt vorbei an Felsen, die Gletscherschliffe und Auswaschungen durch Wasser zeigten; Gletscher und Fluß müssen die Richtung auf die Kura zu gehabt haben. Bei der Rückfahrt nach Achaltziche, die am folgenden Tage angetreten wurde, fiel mir besonders auf, wie ganze große Partien, besonders des jenseitigen linken Ufers, in ihrer vulkanischen Zerklüftung mit dem roten, zum Teil geradezu violetten Gestein und den kleinen, sanftgewellten Erhebungen, der Umgebung des Ätna aufs nächste glichen.

Die abendliche Weiterfahrt nach Borshom, durch Gegenden, deren Romantik durch den mildhellen Schimmer des Mondes noch gesteigert wurde, hätte beinahe ein böses Ende genommen. Ermüdet von den mannigfachen Eindrücken und der Kletterei des Vortages waren wir nach und nach alle im Wagen eingenickt, als wir plötzlich durch ein Scheuen und Zurückprallen der Pferde unsanft aufgerüttelt wurden. Der wohl nicht ganz nüchterne Kutscher hatte an einer Stelle, wo die Straße durch die tiefe Schlucht eines Berggewässers gekreuzt wird, die Brücke verfehlt und nur dem Instinkt der Pferde war es zu danken, daß wir nicht wirklich sämtlich in die Tiefe stürzten. —

An den Ausflug nach Wardzie knüpft sich das Bewußtsein der ersten größeren Versäumnis, die unserer Expedition zur Last fällt: einige solche dunkle Punkte wird wohl jedes größere Unternehmen dieser Art aufzuweisen haben.

Durch ganz Armenien hin findet sich in verschiedenen lautlich leicht erklärlichen Abänderungen ein Landschaftsname Kaldir, Kaldiran (mit Vokalharmonie und Mouillierung des Anlautes T s c h a l d y r, T s c h y l d y r), in dem sich der Name der Chalder als früherer Bewohner der betreffenden Gebiete erhalten zu haben scheint. Am deutlichsten ist dies im Hinterlande von Trapezunt, wo sich der Name C h a l d i a, wie ihn die vorarmenischen Keilinschriften für das Gebiet des Chaldervolkes verwenden, als griechische Bezeichnung einer Provinz, eines sogenannten Thema bis in die byzantinische Zeit und als Name einer Kirchendiözese mit dem Sitze in Gümüschchana bis in unsere Tage erhalten hat. Beim Eindringen der Armenier wird ein Teil der Chalder vor ihnen nach Norden in die Gebirge ausgewichen oder, falls sie sie schon besetzt hatten, in ihnen haften geblieben sein. Auch wird in der Sprache der heute dort ansässigen Griechen der Name Chaldia im weiteren Sinne für das ganze Vilajet Trapezunt

angewendet. Die armenischen Autoren älterer und neuerer Zeit sprechen vielfach von den Chaltikh, den Chaldern in dieser Gegend, türkisch aber heißt der betreffende Distrikt des Vilajets Trapezunt Kaldir oder Keldir. Wie hier, so wird man auch an anderen Stellen den Landschaftsnamen Kaldir und seine Nebenformen als Anzeichen einer in verhältnismäßig späte Zeit herabreichenden Besiedlung durch chaldische Volksbestandteile betrachten dürfen.

Ein solches Gebiet namens Tschyldyr oder Tschaldyr mit einem gleichnamigen Gebirge und See, dem Tschyldyr-dagh und dem Tschyldyr-göll war uns als nördlich von Kars belegen wohl bekannt. In Chertwis aber und noch mehr in Wardzie waren wir, wie bemerkt, der Nordgrenze der Militärprovinz (S. 12) Kars äußerst nahe und hätten besser getan, den Besuch des Sees und seiner Umgebung und die Nachforschungen nach etwaigen verkümmerten Resten chaldischer Sprache und chaldischen Volkstums gleich anzuschließen. Denn als ich später ganz zu Ende der Reise im Sommer 1899 auf dem Rückwege nach Tiflis Kars berührte, versagten Zeit und Mittel zu jeglicher Abweichung von der Hauptroute.

Ich hatte allen Anlaß, diese Versäumnis besonders zu bedauern. In Choi, nordwestlich des Urmiasees, auf persischem Gebiete, wirkte als Missionsprediger Herr Pastor Eduard v. Bergmann, an den mir sein Bruder, unser berühmter Chirurg, dem er mehrere Jahre im Tode vorausgehen sollte, empfehlende Zeilen mitgegeben hatte. Da uns der Weg schließlich nicht nach Choi führte, so trafen wir erst in Berlin im Jahre 1900 zusammen. Damals machte er mir eine Mitteilung, die mir so wichtig erschien, daß ich ihn bat, sie schriftlich zu wiederholen, und die ich in seinen Worten hierher setze:

„Als ich in Batum lebte (1892—95), erschien alljährlich im Frühling ein wandernder Volksstamm, der den Türken daselbst die Felder bestellte, während die Frauen Milch in der Stadt verkauften. Sein Lager hatte dieser Stamm gewöhnlich zwischen der Stadt und dem Tschoroch. Die Leute nannten sie Kurden, sie selbst wiesen diese Bezeichnung zurück. Die Männer waren schlank und viele auch hoch gewachsen, die Frauen trugen das Antlitz unverhüllt und hinten an der Jacke lange, herunterhängende buntfarbige Bänder, die fast bis auf die Hacken herabreichten, wohl 20 solcher Bänder jedes Weib. Auf einer Fahrt mit mir zum Tschoroch bemerkte sie Pastor Faber und auf meine Bemerkung, daß es Kurden seien, ließ er anhalten und sprach mit den Leuten, wonach er dann konstatierte, daß ihre Sprache nicht kurdisch sei! — Daß sie nicht kurdisch, auch daß sie nicht lasisch oder sonst georgisch waren, haben mir in Batum lebende Grusier gesagt. Ich erfuhr, daß sie im

Gebiete von Kars am Tschoroch zu Hause seien. Ich habe damals geglaubt, daß es Überreste der Tsannen seien, die einst das byzantinische Lager vor Petra bewachen sollten und plünderten (im 6. Jahrhundert) und deren Wohnsitze für ungefähr dieselbe Gegend angegeben werden."

Der Tschoroch, der weit im Südwesten auf türkischem Gebiet entspringt und den wir später bei Baiburt näher kennen lernen werden, mündet bei Batum ins Schwarze Meer und berührt das Gebiet der Provinz Kars nur in seinem unteren Laufe. Der Volksstamm, den v. Bergmann im Auge hatte, hat also seine jetzigen Sitze erheblich westlich vom Tschyldyrgebiete. Aber diese Spur spricht immerhin dafür, daß im Innern der Provinz Kars noch unbekannte Reste früherer Bevölkerung ihr Dasein fristen. Auch der Schluß auf die Tsannen könnte wohl zutreffen und wiche nicht weit vom Hauptziele unserer Untersuchungen ab, denn Tsannen, Tibarener und Chalder werden in einer auf eine sehr alte Quelle zurückgehenden griechischen Nachricht in einem Atem als einander nahe benachbart genannt. —

Die andere Felsenstadt, Uplistziche, ist von Tiflis aus ungleich bequemer zu erreichen als Wardzie. Da sie meinem Reisegefährten schon von früher her bekannt war, so erfolgte hier zum erstenmal eine Teilung der Expedition. Mein Reisegefährte, den berufliche Pflichten nach Alagir im nördlichen Kaukasus riefen, benutzte die Gelegenheit, um gemeinsam mit seinem Bruder die ossetinische Heerstraße kennen zu lernen. Gemeinsam mit der Familie v. Seydlitz gab ich ihnen das Geleit nach Mzcheta, von wo sie zunächst auf der grusinischen Heerstraße wieder nach Wladikawkas fuhren.

Die Domkirche von Mzchet, im vierten Jahrhundert angelegt, im siebzehnten restauriert, ist das Hauptheiligtum der Georgier. Mzchet blieb alle Zeit, auch nach der Verlegung der Residenz nach Tiflis, der Sitz der Patriarchen (S. 86), der Dom die Krönungskirche und für manche Könige auch die Begräbnisstätte. Im Innern ist außer einem Modell der Grabeskirche in Jerusalem und einer Kapelle für den heiligen Rock, den die heilige Nino aus Jerusalem mitgebracht hatte, der Krönungsthron und der Sitz des Patriarchen bemerkenswert, während es für den Kultus von Interesse ist, daß das Allerheiligste in der Apsis hier, wie in allen georgischen Kirchen, von Frauen niemals betreten werden darf. Hier ruht der tapfere und tatkräftige König Heraklius II. (1762—1798), der als letzter seiner ruhmreichen Vorfahren würdiger Held noch einmal die Kräfte des georgischen Volkes zusammenfaßte „um die Flut einzudämmen, die mit elementarer Gewalt aus Persien, aus der Türkei und dem Lande der Lesgier bis ins Herz Georgiens

hineinwogte". „Die Zerstörung von Tiflis im Jahre 1795 durch die Perser, unter dem furchtbaren Aga Mahomet Chan konnte er jedoch nicht verhindern, und sie warf einen trüben Schatten auf seine letzten Jahre." Bei seinem Tode kam das Bewußtsein, daß es mit Georgien zu Ende gehe, in einem ergreifenden Gedicht zur Geltung, das Arthur Leist verdeutscht hat.

Steh auf, o Held der Helden,
Jetzt ist zum Schlaf nicht Zeit.
Laut dröhnt der Feinde Schreien;
Steh auf, wir sind bereit.
Stell dich an unsere Spitze
Und führ' uns in die Schlacht,
Damit der Feind nicht schaue
Dich in des Todes Macht.

. . . . . . . . . . . . . .

Zerbrecht die Lanzen, Brüder,
Werft eure Schilde hin!
Was taugen denn die Waffen
Uns jetzt noch ohne ihn?
Was nützt uns noch der Panzer,
Der jedes Brust umfaßt?
Ohn' ihn ist alle Rüstung
Nur überflüss'ge Last.

. . . . . . . . . . . . . .

Und es schließt:

Ziehn wir hinweg mit Klagen,
Mit Stöhnen tief und schwer,
Benetzen wir mit Tränen
Die Felsen ringsumher!
Verwaist sind wir nun alle,
Kind, Jüngling, sowie Greis.
Nie wird von unsern Augen
Vergehn der Tränen Schweiß.
Nie die Erinnerung schwinden
An diesen Mann von Erz,
Solange auf der Erde
Schlägt ein Georgier-Herz.

Die Zurückdrängung der persisch-tatarischen Macht, durch die Georgien während der letzten Jahrhunderte am meisten gelitten hatte, konnte nur durch Rußland mit Erfolg ausgeführt werden, und sie hatte auch im achtzehnten Jahrhundert schon begonnen. Angesichts dieser Entwicklung der Dinge blieb Ost-Georgien in seiner bedrängten Lage nichts anderes übrig, als sich an Rußland anzuschließen, und so kam

im Jahre 1801 der Vertrag seiner Vereinigung mit dem russischen Reiche zustande. Das geschah unter Heraklius II. Sohn, Georg XII., der als allerletzter ostgeorgischer König gleichfalls in der Domkirche zu Mzchet ruht, wie eine lange russische Inschrift, eingegraben auf einer mit Lorbeerzweigen geschmückten Kupfertafel, meldet.

Einige Jahre später wurde auch Imeretien eine russische Provinz, und nach dem Krimkriege erfolgte die Einverleibung Mingreliens. „Durch die Besitzergreifung des Gebietes von Batum und von Kars im letzten russisch-türkischen Kriege löste Rußland die an den Islam abgefallenen südwestlichsten georgischen Landesteile von der Türkei los und erwirkte dadurch die Vereinigung aller kartwelischen Stämme unter seinem Szepter.“

In der Domkirche befindet sich ferner eine Tafel mit der einfachen Inschrift: „Hier ruhet der Enkel des Zaren Heraklius II., Heraklius Alexandrowitsch.“ Der hier bestattete war also ein Neffe Georgs XII., Sohn seines Bruders Alexander; er soll als letzter Träger der Anwartschaft auf die Krone Georgiens seinerzeit beiseite gebracht worden sein.

Im Innern der Kirche — dessen architektonische Schmucklosigkeit ein schon in Wardzie beobachtetes gemeinsames Merkmal der georgischen Kirchen bildet — waren bis vor kurzem Fresken georgischer Künstler zu sehen gewesen, die wohl Szenen aus der georgischen heiligen und profanen Geschichte darstellten. Jetzt waren sie weiß übertüncht. Auf mein Befragen erfuhr ich, das sei geschehen, kurz ehe der Zar vor einigen Jahren zum Besuche dort gewesen sei. Hatte ich mich damals nicht genug über diese sonderbare, an Vandalismus streifende Art, den Zarenbesuch zu feiern, verwundern können, so erhielt ich später Einsicht in die Gründe des Vorgehens. Auch sie lagen auf politischem, nicht auf künstlerischem Gebiete. Der Beherrscher aller Reußen sollte in keiner Weise durch greifbare Erinnerungen an die Zeit georgischer Selbständigkeit erinnert werden.

Die Kirche liegt inmitten eines ummauerten Bezirks, der in Zeiten der Gefahr die gesamte Bewohnerschaft der Stadt Mzecht aufnehmen konnte. Die Mauer hat Schießscharten und einen vollständigen inneren Rundgang auf halber Höhe, sodaß man geradezu von einer Kirchenfestung sprechen kann. Sehr merkwürdig stellt sich hier dem Auge die jenseits der Kura, Mzecht gegenüber liegende Burg (S. 55), das heutige georgische Heiligtum Gwari Patiosan (russisch: Swjaty Chrest „Heiliger Christ“), dar; es scheint geradezu auf der Festungsmauer aufzusitzen.

Unweit der Domkirche liegt das Kloster Samthawro (S. 55), heute von Nonnen bewohnt und gleichzeitig eine Erziehungsanstalt für georgische

arme Mädchen aus besseren Ständen. Die Kirche des Klosters, die keine Erneuerung erfahren hat, läßt die Eigentümlichkeiten der georgischen Bauart zunächst deutlicher als die Domkirche erkennen. Wie hier, so besteht auch bei der Domkirche das Charakteristische und die Schönheit lediglich in der äußeren Bauart und in der Ornamentik. Eigentümlich ist die Verwendung verschiedenfarbigen Materials. Mit gelbem wechselt vielfach auch grüner Sandstein. Diese Vielfarbigkeit der Fassaden ist auch den armenischen Kirchen eigentümlich und geht, wie wir später



Domkirche von Mzchet (schräge Untersicht).

sehen werden, in die vorarmenisch-chaldische Zeit zurück, wie sie andererseits wahrscheinlich von Armenien aus zur Zeit der Kreuzzüge nach Italien vorgedrungen ist.

Gemeinsam ist den georgischen und den armenischen Kirchen auch das Hauptmerkmal: der kegelförmige Turm in der Form, wie er auf unserem Bilde von Tiflis mehrfach hervortritt. Im Grunde genommen ist es ein Kuppelturm. Die Kuppel erhebt sich über dem Hauptschiff, dem Mittelbau der georgischen Kirche. Sie besteht aus einem vieleckigen (niemals runden) Unterbau und einem Dach, welches ebenso viele Flächen hat, als der Turm Bauseiten. Dem Streben nach äußerer Ausschmückung wurden schließlich auch die Seitenwände dieser Kuppel

oder Laterne unterzogen, wie gerade auch in Mzchet ersichtlich. Mzchet und seine nächste Umgebung sind äußerst höhlenreich. Auch unmittelbar gegenüber dem Eingang der Kirche befindet sich eine große Höhle — vielleicht selbst eine vorchristliche Verehrungsstätte.

An einem der nächsten Tage (17. Juni 1898) fuhr ich alsdann in Begleitung der Seidlitzschen Damen nach Gori zum Besuch der Felsenfeste Uplistziche. Die damals gemachten Beobachtungen habe ich später am Schluß der Forschungsreise, nachdem ich die armenischen Felsenbauten gründlich kennen gelernt hatte, bei einem weiteren Besuche — in Gemeinschaft mit dem inzwischen in Tiflis eingetroffenen neuen deutschen Konsul Herrn Dr. Oberg — bestätigen und vertiefen können.

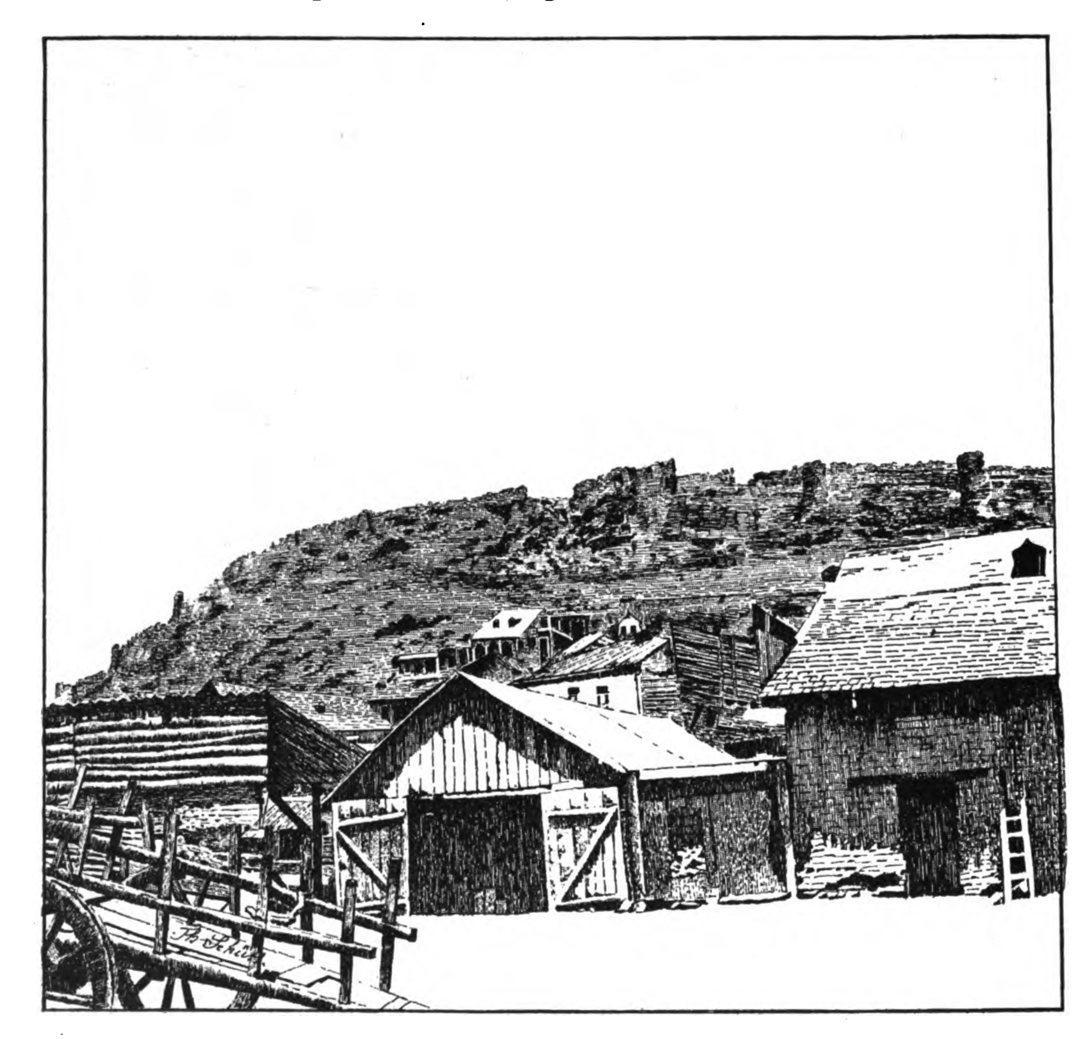
Beide Besuche in Uplistziche erfolgten bei dem strahlenden Sonnenschein und der tiefen Himmelsbläue des kaukasischen Sommers. Meine Schilderung wird dem ersten Besuch folgen und die Beobachtungen des zweiten in der Regel stillschweigend einbeziehen.

Uplistziche liegt näher an Tiflis als Gori, die Station, von der aus der Besuch erfolgen mußte. Beide Ortschaften sind am linken Kura-Ufer belegen, während die Bahn Tiflis-Batum bis Michailowo, wo die Nebenbahn nach Borshom abgeht, sich auf dem rechten Kura-Ufer befindet. Von der Station Gori, wo sich ein wundervoller Blick auf die völlig unverschleierten Schneeberge des Kaukasus und im Vordergrunde auf die malerische Feste von Gori bietet, führt eine prächtige breite Brücke über die Kura hinüber zur gleichnamigen Stadt. Falken und weißköpfige Geier schwebten in der blauen Luft über uns, während der malerische Weg uns an zerklüfteten Hängen vorbei, an der Kura entlang, zum Felsen von Uplistziche führt, wo zunächst wieder Höhlen, in der von Mzchet her bekannten Form sichtbar werden.

Auch die kaukasischen Gewässer haben ihre Nixen, die Russalken. Sie haben lange rote Haare und grünliche Augen und die Seelen der Ertrunkenen. Sie locken die vorüberziehenden Männer an und kitzeln sie dann zu Tode.

Uplistziche stellt sich von vornherein wesentlich anders dar als Wardzie. Während in Wardzie die Räume, roh gesprochen, wagerecht in den senkrechten Abfall einer steilen hohen Felsenwand hineingearbeitet sind, ist Uplistziche im wesentlichen dem Oberteil einer verhältnismäßig niedrigen Felsenkuppe abgewonnen. Zu Füßen des Felsens liegt das heutige gleichnamige recht unbedeutende georgische Dorf. Einen in den Felsen gehauenen Kanal, der diesem Wasser aus der Kura zuführt, bezeichneten die Dorfbewohner als von ihnen

gearbeitet. Dies hielt ich anfänglich für ausgeschlossen, mußte mich aber später überzeugen, daß in der Tat hier die Technik der Felsenbearbeitung bis in die jüngste Zeit fortlebt. Oben auf der



Uplistziche.

Felsenkuppe finden sich neben uralten auch Felsenstufen offenbar ganz jungen Datums, namentlich auf dem Wege zur Kirche, dem einzigen neueren und zeitweilig belebten Gebäude, neben der ausgestorbenen Felsenstadt: sie mag an Stelle eines älteren Heiligtums errichtet sein.

Vom Dorfe aus steigt man durch einen in den Felsen gehauenen, ziemlich breiten und nicht steilen Hohlweg, der tiefe Einschnitte für Wagenräder zeigt, zur Höhe des Felsens hinauf, um sich alsbald sozusagen in der Straße eines Felsenbasars zu befinden; zu beiden Seiten des Weges sieht man aus dem lebendigen Felsen gehauen richtige kleine Verkaufsstände oder Buden. Alsdann betritt man die verschiedenen Wohnräume, die großenteils untereinander zusammen-



Felsaufgang nach Uplistziche.

hängen und sich mit ziemlicher Deutlichkeit als Bestandteile eines Herrensitzes darstellen, wie denn Uplistziche wirklich „Herrenburg“ bedeutet. Im Gegensatz zu Wardzie, wo Dekorationen in den Innenräumen so gut wie gänzlich fehlen, nimmt hier das Ornament einen breiten Raum ein, und von besonderem Interesse war mir die im Rundbogen gewölbte Decke eines der Felsengemächer, die achteckige Kassettierungen zeigte, die denen der Konstantins-Basilika auf dem Forum Romanum, soweit ich sehen konnte, völlig glichen. Damit war der erste Anhalt zu einer chronologischen Bestimmung der Anlagen gegeben. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diesen Raum und die

entsprechend ausgeschmückten in die spätere römische Kaiserzeit verlegt, in die Zeit etwa, da Rom und Persien sich die Oberherrschaft Iberiens streitig machten, um es schließlich im Jahre 371 zur Zeit des Kaisers Valens und des Großkönigs Shâpûr II. zu teilen. Zum gleichen, westliche Einflüsse zeigenden Dekorationsstile gehört unter anderen eine Halle, die Pilaster zwischen Rundbögen zeigt. Ein Stockwerk tiefer lag daneben ein großer Raum mit einer Bank, dessen Decke wiederum durchweg kassettiert war, und zwar bestehen die Kassetten aus drei ineinander gefügten Rechtecken, haben also eine einfachere Form, als die oben geschilderten. In einem anderen Felsenzimmer gehen von der Höhe der Deckenwölbung eigentümlich gestaltete, strahlenförmige Linien aus, die dem Raum gleichfalls einen festlichen Charakter verleihen. Jene Halle ist durch eine Nische mit einem großen Raum, einer Art Thronsaal, verbunden, an dessen Decke rundes Gebälk im lebendigen Felsen nachgebildet war. Eine Übertragung älterer, wirklich in Holz ausgeführter Bauformen, wie sie sich beispielsweise analog an den beiden größten der Kuppelgräber von Mykene findet. Tatsächlich zeigen auch die halb unterirdischen Erdhütten der Kurden (die uns die von Xenophon geschilderten primitiven Wohnungen der alten Bevölkerung Armeniens heute am besten vergegenwärtigen) solche Rundbalken als Träger der Decke des Hauptbaues. Diese zweite, mehr bodenständige Art der Ausschmückung ist gleichfalls mehrfach vertreten. In der Mitte des besprochenen großen Raumes sind zwei viereckige Erhebungen, die man als Altäre oder Tische ansprechen muß, stehen geblieben.

Auch ein großes Badezimmer fehlt hier so wenig, wie in Wardzie und, wie ich schon hier hinzufüge, in manchen chaldischen Felsenburgen und in den Palästen von Kreta und Mykene. Es hat eine eingetiefte Wanne, freien Wasserzulauf und kleine, unmittelbar von der Wanne aus erreichbare Wandnischen, in denen Schmucksachen abgelegt oder etwa ein Licht aufgestellt werden konnte. Hinter einem Felsenkeller mit eingemauerten großen georgischen Weinkrügen erhebt sich eine Felsveranda mit herrlichem Ausblick auf die durch Flöße belebte Kura.

Ganz besonders hervorzuheben ist ein unterirdischer, einmal im Winkel gebogener Tunnel, durch den man auf einer in den Felsen gehauenen stufenreichen Treppe von der Höhe der Stadt bis zum Niveau der Kura gelangt, und zwar floß, wie an einem toten Arme der Kura und an den Wassermarken im Felsen zu beiden Seiten des Tunnelausgangs ersichtlich, der Strom vormals unmittelbar am Ende des Tunnels vorüber.

So ist der Zweck dieses unterirdischen Ganges klar, er sicherte in erster Linie zu Zeiten der Bedrängnis und der Belagerung die ungehinderte und unbemerkte Wasserversorgung für die Felsenstadt.

Wenn nun auch dieses Bedürfnis für jede Festung und jede befestigte Stadt besteht, so wird ihm doch nicht immer durch einen unterirdischen Tunnel mit einer Felsentreppe entsprochen, und so verdient es immerhin Beachtung, daß genau die gleiche Tunnelanlage eine stets wiederkehrende Besonderheit der chaldischen Felsenburgen ist, die sich aber auch in derselben Weise und zu gleichem Zwecke auf der Burg von Mykene findet.

Natürlich fehlten auch in Uplistziche die Treppen nicht, und die ganze Bearbeitung der Felsen, die Treppenwangen, die Stufen erinnerten Dr. Oberg lebhaft an die sonst nur wenigbeachteten in den lebendigen Felsen gearbeiteten Anlagen auf dem Areopag und an der Pnyx, der Stätte der Volksversammlungen in Athen. Durch diese Beobachtung wurden die Felsenbauten des östlichen griechischen Festlandes zuerst in meinen Gesichtskreis gerückt, im Sinne einer vergleichenden Betrachtung, die für die älteste griechische wie die kleinasiatische Geschichte und Ethnologie wichtige Früchte tragen sollte. —

Im allgemeinen macht Uplistziche einen erheblich vorgeschritteneren und daher jüngeren Eindruck als Wardzie, und wenn wir die dekorativen Ausschmückungen in Uplistziche richtig in die spätere römische Kaiserzeit verlegen, so wird man die erste Besiedelung von Wardzie getrost um mehrere Jahrhunderte zurückdatieren können. Aber auch in Uplistziche finden sich trotz der starken Eingriffe, die nötig gewesen sein müssen, um aus dem Felsen die gegenwärtige Anlage zu gestalten und trotz der vielfach erkennbaren, sehr bedeutenden Abwaschungen und Abbröckelungen in dem an manchen Stellen verhältnismäßig weichen Gestein vielfache Spuren erheblich älterer primitiverer Höhlenwohnungen nach Art derer von Wardzie, so daß die älteste Besiedlung beider Stätten ungefähr der gleichen Zeit angehören mag. Auch liegt wenigstens eine möglicherweise historische Angabe vor, wonach um das Jahr 20 v. Chr. Uplistziche, das also damals schon bestand, erweitert worden war.

Wüßte man, woher und wann die Georgier in ihre letzte Heimat eingewandert sind, so wäre damit wohl auch die Frage, wann die älteste Besiedlung stattgefunden hat, beantwortet, denn Höhlenwohnung und Felsenbau sind sicher Eigentümlichkeiten aus der ältesten Zeit des Volkstums, die die Iberer aus ihren früheren Sitzen mitgebracht haben. Die Tatsache, daß die Iberer-Georgier verhältnismäßig spät in Transkaukasien eingewandert sind, ist nicht nur aus ihrer eigenen

Tradition, die sie von Süden kommen läßt (wie sie unter anderem in den älteren Nachrichten, die die im übrigen junge georgische Chronik verwertet, zum Ausdruck kommt), ersichtlich, sondern scheint auch hervorzugehen aus den Berichten des Strabo, bei dem sich die erste Erwähnung der kaukasischen Iberer im Altertum findet. Wir sahen, daß zu Darius' Zeit der südliche Ausgang der Kaukasuspässe in den Händen der Moscher war, und daß vielleicht der Name der Stadt Mzchet noch an sie erinnert. Sicher darf man es von dem ‚meschischen Gebirge' und der Landschaft Meschien annehmen. Nach Strabo's Kunde ist das „moschische Gebiet dreiteilig, den einen Teil bewohnen die Kolcher (XI, 2, 18. C. 499), einen anderen die Iberer, einen dritten die Armenier". Daraus muß man schließen, daß das früher moschische Gebiet durch Einfälle benachbarter oder neu zugewanderter Völker besetzt worden war, und dazu stimmt, daß besonders bei Strabo der Moschername zwar an einem Teil der Gebirge haftet, die an die Südostecke des Schwarzen Meeres heranreichen, und die diesen Namen zum Teil noch heute führen, das Volk der Moscher aber im übrigen auf einen verhältnismäßig engen Bezirk in diesen Gebirgen beschränkt erscheint. An dieser Einengung der früher über ein weit größeres Gebiet verbreiteten Moscher hat also die Einwanderung der Iberer-Georgier ihren Anteil. Für diese Einwanderung kommt, da auch Herodot noch nichts von ihnen weiß, die Zeit zwischen dem fünften und dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, in welchem Strabo lebte, in Betracht.

Wardzie und Uplistziche liegen beide unmittelbar am Felsufer der Kura. Dieses charakteristische Merkmal wird man auch für die früheren Felsensitze des Volkes zu erwarten haben, so daß es günstigenfalls zu deren Wiederauffindung dienlich sein könnte. Der einheimische Name der Georgier ist Kartu, Kartuli, wobei li eine bekannte georgische und kleinasiatische Endung ist. Von den beiden Georgiern, die mir im Sommer 1899 gütigerweise bei dem Versuche, in die Anfangsgründe ihrer Sprache einzudringen, behilflich waren, den Herren Djanaschwili und Dodaschwili, äußerte der erstere, der sich um Sprache und Geschichte seines Volkes sehr verdient gemacht hat, die Ansicht, daß die aus Xenophons Schilderungen bekannten Anwohner des östlichen Tigris, des heutigen Bohtan-su (unten Kap. X), die Karduchen, als die Vorfahren der Georgier zu betrachten seien. Auf derartige Ableitungen orientalischer in der modernen Linguistik ungeschulter Forscher ist freilich an sich wenig zu geben. Doch ist der Namensanklang auffällig, denn Kardûkh — das Vorbild der xenophontischen Form — ist ein Plural armenischer Bildung zum Singular Kardu. Auch ist der Hauptunter-

schied minder bedeutend, als es scheint, weil der betreffende georgische t-Laut Eigentümlichkeiten hat, die ihn einem d-Laut näher bringen. Immmerhin war diese Gleichsetzung unmöglich, solange man in den Karduchen die Vorfahren der heutigen Kurden erblickte, die als Iranier und Indogermanen mit den Georgiern nichts zu tun haben. Aber in der letzten Zeit vor unserer Abreise war gerade von zwei bedeutenden Forschern, Theodor Noeldeke und Martin Hartmann, erkannt worden, daß die Gleichung zwischen den Karduchen und Kurden auf irrtümlichen Voraussetzungen beruhe, weil die Kurden erweislich in die Gebiete am oberen Tigris erst vor wenigen Jahrhunderten von Persien her eingewandert sind (Kap. XI). Und es kommt nun hinzu, daß, wie später geschildert werden wird, das ehemalige karduchische Gebiet voll ist von Höhlenwohnungen, die mit der Anlage von Wardzie die allergrößte Ähnlichkeit haben — unregelmäßige Reihen von Höhlenwohnungen in mehreren Stockwerken übereinander, meist unmittelbar am Ufer des Tigris, hin und wieder auch weiter landeinwärts. Im eigentlichen Chaldergebiete fehlt dieser primitive Typus der Höhlenwohnungen dagegen so gut wie gänzlich, während er sich freilich im Westen, in Klein-Armenien, an der Peripherie des chaldischen Reiches, wiederum findet. Die Frage eines Zusammenhanges zwischen den Iberer-Georgiern und den Karduchen wird also, wenn auch keineswegs bestimmt bejaht, so doch im Auge behalten werden müssen. Auch einen Anlaß für die Auswanderung würde man unter dieser Voraussetzung vermuten können. Nach der Eroberung Asiens durch Alexander den Großen wurde ein Teil des karduchischen Gebietes von Makedoniern mygdonischen Stammes besiedelt (Kap. XI); dadurch können Verschiebungen eingetreten sein, die mittelbar oder unmittelbar die Karduchen betrafen und einen Teil von ihnen zur Auswanderung nach Norden veranlaßten, während ein anderer Teil in der alten Heimat, der Gordyene der späteren Griechen und Römer (Kap. X), ansässig blieb. Der Fall läge dann ähnlich, wie bei den iranischen Alanen und den germanischen Sueven, von denen ein Teil nach Afrika wanderte, während die Übrigen noch heute, die einen im Kaukasus als Osseten, die anderen in Schwaben heimisch sind.

Wenn auch das iberische Altertum dem Gedächtnis des Volkes entschwunden ist, so findet sich doch in den Sitten und Gebräuchen der Georgier mancherlei Altertümliches. Einiges konnte ich selbst beobachten und mir durch Herrn v. Seidlitz und die Seinen erläutern lassen. Bei der Fahrt nach Schulaweri sahen wir unweit Tiflis eine Anzahl georgischer Familien, die nach dem auf einem hohen Berge gelegenen, von der Straße sichtbaren Kloster Teleti (S. 61) wall-

fahrteten. Jede Familie führte ein Opfertier mit sich. Aber nicht allein der Opferbrauch nahm das Interesse hier in Anspruch, auch mit den verschiedenfarbigen Gewändern der Frauen hat es eine besondere Bewandtnis. Wenn nämlich ein Kind oder ein sonstiges Familienglied krank wird, so geloben die Frauen für den Fall der Genesung ein Jahr lang ein Kleid von bestimmter Farbe zu tragen, und zwar richtet sich die Farbe nach der Krankheit: bei Scharlach rot, bei Pocken weiß, bei anderen Leiden wieder anders. Nach Ablauf des Jahres wird dann, was von dem Kleide noch übrig ist, in der Kirche bei der Wallfahrt niedergelegt; ob gerade immer die volle Jahresfrist eingehalten wird, dürfte wohl zweifelhaft sein. Einen anderen, ebenfalls auf die Heilung von Krankheiten abzielenden Brauch der Georgier lernte ich bei einem Ausflug nach einem alten Höhen-Kloster, das verschiedentlich als die Stätte von Armatziche (Armozike S. 55) bezeichnet wird, kennen. In unmittelbarer Nähe einer Kirche oder Kapelle, unweit des Dorfes Martkobi, sah ich dort einzelne lange Fäden, die sich teils durch die Zweige eines Haselstrauches zogen, teils um einen alten Baumstrunk gewickelt waren. Die Fäden stammten, wie man mir sagte, von Kranken her. Der Faden wird aus Watte oder Baumwolle zu Hause gedreht, und eine alte Frau wickelt ihn unter bestimmten Besprechungen um den Kranken. Dabei wird gelobt, man wolle den Faden zu einem gewissen Heiligen bringen, wenn der Kranke gesund wird; es werden fernabgelegene Wallfahrtsorte bevorzugt. Der bei vielen Völkern verbreitete Brauch, Teile der Gewandung von Kranken an geweihter Stätte niederzulegen und überhaupt Teile der Gewandung zu weihen, sollte uns noch oft, namentlich in der Türkei, entgegentreten. Das Besondere des hier berichteten Falles liegt in einer anderen Richtung. Die Fäden werden gewöhnlich, wenn ein kirchliches Gebäude, eine Kapelle, vorhanden ist, um diese gewickelt, um die Bäume nur, wenn es an einem kirchlichen Gebäude fehlt. Hier aber fanden sich die Fäden in der unmittelbaren Nachbarschaft einer Kapelle in die Bäume gelegt. Darin zeigt sich ein Fortleben der uralten, den Bäumen gezollten Verehrung bei den Georgiern. An Versuchen, den Baumkultus in Georgien zu unterdrücken, hat es nicht gefehlt. So findet im christlichen Dorfe Banga in Mingrelien alljährlich im April ein Fest statt, bei dem eine Eiche ausgerissen und um die Kirche herumgetragen wird, um alsdann verbrannt zu werden, all das offenbar zur Erinnerung an die Ausrottung eines Baumkultus durch einen georgischen Bonifacius.

Diese und eine große Anzahl weiterer Beobachtungen und Mitteilungen über die Sitten und Gebräuche der Georgier verdanke ich der Bekanntschaft mit dem Fürsten Ilja (Elias) Tschawtschawadse.

Sie würde durch Arthur Leist (S. 86) vermittelt. Dieser stand dem georgischen Dichter und Patrioten als gründlicher Kenner georgischer Literatur nahe, deren wertvollste Erzeugnisse er uns in wohlgelungener deutscher Wiedergabe zugänglich gemacht hat.

Dahin gehört auch das von Schota Rustaweli, zur Zeit der Königin Tamar gedichtete georgische Nationalepos „Der Mann mit dem Tigerfell", das zu einem richtigen Volksepos geworden ist, aus dem die Leute z. B. beim Dreschen ganze Strophen rezitieren. Ja, es soll vorgekommen sein, daß einer, der aus dem Gedichte vorlas, wiederholt durch den Ausruf unterbrochen wurde: „Ja, das stimmt, da war ich dabei!" Dem Manne war der ihm von Jugend auf vertraute Inhalt der Dichtung derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß er es miterlebt zu haben glaubte und in dem Gedichte eine ihm neue Schilderung dieser seiner Erlebnisse erblickte.

Fürst Tschawtschawadse galt mit Recht als führender Mann der Georgier. Aus dem Titel ‚Fürst' an sich war das nicht zu schließen, dazu begegnet er zu häufig. Als die einst selbständigen Georgier russische Untertanen wurden, erhielten ihre Adligen alle den russischen Fürstentitel. Ilja Tschawtschawadse war Dichter, Politiker und Finanzmann in einer Person. Er stand einem Bankinstitut vor, gab die führende, die Stärkung des georgischen Nationalbewußtseins fördernde (S. 85) Zeitschrift „Iveria" heraus und schaltete gleichzeitig auf seinen großen Besitzungen unweit Tiflis als Landwirt und Patronatsherr. Eine seiner Dichtungen „Der Eremit", die auch in englischer Übersetzung mit einer Einleitung über das Leben des Dichters erschienen ist, behandelt die Geschichte der Versuchungen eines unterhalb des Kasbek in einer Höhle wohnenden, allgemein verehrten Einsiedlers. Die psychologische Darstellung, die grandiosen Naturschilderungen, die Bilder voller Kraft und naturwüchsiger Schönheit und der Schwung der Sprache, der noch in der Übersetzung durchschimmert, künden den echten, in seinem Volke wurzelnden und dessen Anschauungen vertretenden und verklärenden Dichter.

Sowohl in der Stadtwohnung wie auf dem Landgute bin ich bei Ilja Tschawtschawadse zu Gast gewesen und habe später im Jahre 1902 die Freude gehabt, ihn in Berlin zu begrüßen und mit ihm und seinen Damen schöne, erinnerungsreiche Stunden zu verleben. Seine gedrungene kräftige Gestalt, seine offenen, intelligenten Züge und sein äußerst gewinnendes Wesen werden mir allzeit unvergeßlich bleiben.

Die Stadtwohnung des Fürsten zeigte namentlich nach dem Garten zu die oben geschilderte Eigentümlichkeiten georgischer Bauart, besonders

die sehr geräumige Loggia, die im Winter durch eingesetzte Fenster in eine geschlossene Veranda verwandelt werden konnte.

Viel Eigentümliches lernte ich dort bei einem Mahle kennen, das mir zu Ehren möglichst echt georgisch oder doch kaukasisch gehalten war, und bei dem auch die georgische Tracht nicht fehlte, die unseres Wirtes Schwester beibehalten hatte, während er selbst und seine Gemahlin europäisch gekleidet waren. Nach den überall in Rußland üblichen Vorgerichten, den „Sakusken“ und den Likören (Wodki), ward zunächst die Tschichirtma (der Name ist türkisch) aufgetragen, eine säuerliche Suppe aus Hühnerfleisch, mit Safran, Essig, Kraut und



Ilja Tschawtschawadse.

mancherlei sonstigen Ingredienzien bereitet. Es folgt Boian, so heißt die Zubereitung eines besonderen Gemüses mit Sahne und Zimt. Mehr internationales Gepräge trägt der Braten mit Sauerkohlsalat, während der nie fehlende, den Kaukasiern mit den Türken, Tataren, Armeniern und Persern gemeinsame Pilaff von Reis durch eine Beigabe von Kornel- oder Weichselkirschen eine eigentümliche Nuancierung erhält. Hier sei auch einer anderen, sehr wohlschmeckenden Speise, der Tolma, gedacht. Gehacktes Schaffleisch und Reis werden mit verschiedenen Gewürzen zubereitet, in junge Weinblätter gewickelt und mit Salzwasser gekocht. Darüber wird saure Milch durch eine Serviette gegeben und dies mit Zimt und Zucker bestreut.

Der Fürst und mit ihm unser Landsmann, Herr Leist, rauchten bei Tisch, aber mein Wirt belehrte mich ausdrücklich, daß das nicht georgisch sei.

Das Wasser wurde in einem irdenen porösen Krug aufbewahrt, der das Kühlbleiben begünstigt. Wir aber sprachen lieber, nach guter georgischer Sitte, den heimischen Weinen, dem schweren Roten und dem goldenen Weißwein, zu. Dabei wurde das bei den trinkfrohen Georgiern beliebte, den Deutschen lebhaft anheimelnde Zutrinken nicht vergessen und dazu die melodiösen, etwas schwermütigen Weisen der Georgier angestimmt. Bei feierlichen Gelagen wird bei Beginn des Mahles ein Vortrinker, Tolumbaschy, gewählt, dem es obliegt, die Gesundheiten auszubringen. Er darf nie um einen Witz verlegen sein und muß als Zecher, Sänger und Gesellschafter seinen Mann stehen. Nach jedem Trinkspruch werden die Worte „Mrawal djamier“ (Langes Leben) abgesungen. Darauf wiederholen die Sänger den Wunsch mit anderen Worten und danken schließlich im Namen des angesungenen Gastes mit einem „Wmadlobeli“ (Ich danke!). Die Lieder werden im Chor gesungen, die kachetischen aber stimmt ein Einzelsänger an, worauf der Chor einfällt und das Lied wiederholt.

Auch Fürst Tschawtschawadse stammte aus Kachetien, der östlichsten, unmittelbar an den Hängen des Kaukasus gelegenen georgischen Landschaft, der Heimat des besten kaukasischen Weines, und zwar aus Kwarel, dem Dorfe, das sich rühmen kann, den vorzüglichsten kachetischen Rotwein zu liefern. Die Trauben haben weißes Blut, aber schwarze Haut. Die öfter geäußerte Ansicht, in Kachetien gedeihe nur weißer Wein und der andere werde durch Färbung hergestellt, ist nach diesem, gewiß als klassisch zu bezeichnenden, Gewährsmann irrig. Er betonte auch, daß zur Zeit, als Fürst Woronzow-Daschkow den „Kaukasus“, d. h. das alle Provinzen Zis- und Transkaukasiens umfassende Generalgouvernement, verwaltete, viel kachetischer Wein nach Italien gebracht und angepflanzt worden sei.

Erinnert sich der Georgier bei Tisch eines Toten, so gießt er Wein auf ein Stück Brot als Mahl für ihn. Auch auf die Gräber werden Speisen (Pilaff) und alte Kleider gelegt; der uralte Glaube, daß der Tote der Speise und der Kleidung bedürfe, wie er uns in Ägypten und in den aus ältester Zeit stammenden südbabylonischen Städten mit ihren Totenhäusern, ihren Brunnen und ihren Speisebeigaben und -gefäßen für die Toten besonders deutlich entgegentritt, ist so bei den Georgiern trotz ihres altererbten Christentums noch lebendig. Eine andere hierher gehörige Vorstellung ist die, daß ins Jenseits eine aus Haaren geflochtene Brücke führe. —

Als Arthur Leist und ich in Tschawtschawadse's Begleitung nach seiner Besitzung Saguramo, am linken Ufer der Aragwa, in der Nähe

des Weilers Tsitsamuri (Strabo's Seusamora S. 55) fuhren, wurde er von allen Grusinern, denen wir begegneten, ehrerbietig begrüßt. Der georgische Gruß bedeutet „Sieg sei mit dir!" worauf die Antwort „Dir auch!" erfolgt, ein merkwürdiger Gegensatz zum mohammedanischen oder vielmehr altsemitischen „Friede sei mit dir!"

Vor der Werkstätte eines Steinmetzen lagen eine Anzahl fertiger grusinischer, die Gestalt der Särge ziemlich genau nachbildender Grabsteine, sie geben den georgischen Kirchhöfen ein sehr eigentümliches Gepräge. Der düstere Eindruck wird durch die farbige Bemalung dieser Sargsteine nur teilweise ausgeglichen. Irgendwelche Ahnung von dem finsteren Geschicke, das sich wenige Jahre später auf dieser Straße an unserem Führer und Gastgeber vollziehen sollte, blieb uns freilich gänzlich fern.

In Saguramo bot sich vom Altan des Hauses eine prächtige Aussicht auf die schäumende Aragwa mit ihren Sandbänken, die grusinische Heerstraße und die sie rechts begrenzenden Felsen, aber alles erschien in einem Grauweiß, von sonderbarer, fast beängstigender Helle, die durch die sinkende Herbstsonne nur unvollkommen abgetönt und gemildert wird. Gerade vor dem Hause macht die Aragwa eine bedeutende Rechtsbiegung, so daß an dieser Stelle Fluß und Ebene beiderseits eine besondere Breite haben. So kann die Überlieferung, daß hier beim Einfall Tamerlans, des Mongolenherrschers, in Kaukasien ein Scharmützel stattgefunden habe, zutreffen.

Aragwa, heimatlicher Strom,
Du bist mir lieb und bleibst es immer!
Hier strahlte einst in ferner Zeit
Des Vaterlandes Ruhmesschimmer.
Hier über deiner klaren Flut
Ging auf sein Glanz in alten Tagen,
Und dem Georgier hallte oft
Wie Wiegengruß dein Wellenschlagen.
Für ihn war stets bedeutungsvoll
Das Rauschen deiner schnellen Wogen,
Zum Schutze seiner Heimat kam
Er mutig zu dir hergezogen.
Im Strömen floß hier oft sein Blut,
Benetzend deine Uferaue.
Dort, wo du in den trüben Kur
Ergießest deine Flut, die blaue,
Hat unser Leben einst geblüht,
Dort auch die Schlachtenrufe klangen!
Jahrhunderte sind so im Lauf
Wie deine Wogen hingegangen.

Viel Krieger fielen hier im Kampf,
Viel Sagen mit der Zeit entschwanden.
Wie oft habe ich, o Heimatstrom,
Auf dich hinschauend, hier gestanden!
Ich träumte hier von grauer Zeit
Und fragte dich nach alten Tagen,
Doch nur das Blut, das einst hier floß,
Gab Antwort mir auf meine Fragen.

(Ilja Tschawtschawadse, übersetzt
von Arthur Leist.)

Im Garten hinter dem Hause war der Tisch unter einem Nußbaum gedeckt, dessen Zweige die untergehende Sonne durchschimmerte. Dunkles Purpurgold färbte den Westen, und milder rosiger Widerschein erglänzte am östlichen Horizont, um schnell der strahlenden Pracht des südlichen Sternenhimmels zu weichen.

Bei einem Gewitter, das nach kurzem Wetterleuchten ungeheuer schnell heraufzog und einen kolossalen Hagelschlag mit sich führte, wurden wiederholt von den Wächtern in den Weingärten Schüsse abgefeuert: — also auch bei den Georgiern das Hagelschießen in der primitiven Art, wie es z. B. von den Bauern in Steiermark geübt wird. Das Gewitter verzog sich so schnell, wie es gekommen, aber in den wenigen Minuten war für 5—6000 Rubel Wein vernichtet.

Aus Tschawtschawadse's anziehenden Berichten über Sitten und Bräuche, die sich bei den Georgiern in das heutige Leben hinübergerettet haben, sei zunächst das Gesetz erwähnt, daß, wenn es gilt Wasser zuzuleiten, sogar eine Kirche beschädigt und niedergerissen werden darf. Dies war nach meines Gastfreundes Mitteilung nur einer von manchen Belegen dafür, daß die Georgier sich vor der Einwanderung in ihre heutigen Sitze lange Zeit in einer Gegend aufgehalten haben müssen, wo das Wasser wegen seiner Spärlichkeit besonders geschätzt war. Das kann selbst auf Höhlenwohnungen in Felsen hoch über einem Flusse zutreffen, denn eine leichte Sache ist die Beschaffung des Wassers auch da keineswegs.

Noch weit merkwürdiger war aber folgender Zug. Im Dorfe Gergeti nahe der Station Kasbek der grusinischen Heerstraße war einmal ein Streit über das Eigentum an einem Stück Acker ausgebrochen. Schon sollte es dem bisherigen Besitzer und Benutzer abgesprochen werden, als sich ein zwölfjähriger Junge meldete: er sei Zeuge dafür, daß dieser Acker dem bisherigen Besitzer in aller Form Rechtens verkauft und sein Eigentum sei.

„Bei seinen Lebzeiten?“

„Nein!“

Dann könne er doch nicht Zeuge sein, sondern es höchstens von Zeugen gehört haben.“

„Nein, er persönlich sei Zeuge.“

„Das sei doch Unsinn. Wie lange es denn her sei?“

„Das wisse er nicht genau. Aber mehrere hundert Jahre wären es.“

„Ja! dann könne er doch aber nicht Zeuge sein, das sei ja ganz unmöglich.“

Der Junge aber bleibt dabei: er persönlich sei Zeuge für diesen vor mehreren hundert Jahren geschehenen Verkauf.

Man fängt schon an, ihn für verrückt zu halten. Da zeigt er seine Hand: an einem Finger fehlt der Nagel und ein Stück des vorderen Gliedes; sie sind absichtlich weggeschnitten.

Und nun stellt sich folgendes heraus: von Geschlecht zu Geschlecht wird die Zeugenschaft dem Ältesten übergeben und des zum Zeichen diese Verstümmelung vorgenommen. So hatte es einst der erste wirkliche Zeuge mit seinem Sohn gehalten; so hatte diesem Knaben sein Vater die Zeugenschaft vor seinem Tode übergeben. Die Bevölkerung erkannte dieses Zeugnis an, und dem russischen Friedensrichter blieb nichts übrig, als ein gleiches zu tun.

Um aber diesen seltsamen Brauch, sein Alter und die Vorstellungsweise, der er entspringt, richtig zu würdigen, muß man sich erinnern, daß auf den babylonisch-assyrischen, auf Tontafeln verzeichneten Rechtsdokumenten der Abdruck des Fingernagels vielfach die Stelle des Siegels vertritt.

Diese Geschichte hatte mir Tschawtschawadse bei einem Fischzug in der Aragwa und einem damit verbundenen, auf moosigem Boden unter Sträuchern gehaltenen Picknick erzählt, während der Kasbek leuchtend weiß von Norden her herüber grüßte.

Sein Gipfel, der mit ewigem Eis gekrönt,
Erglänzt im goldnen Licht der Sonnenstrahlen,
Und seine Flanken, die der Sturm umdröhnt,
Schau'n drohend nieder zu den stillen Talen,
Als harre des Verhängnistages er,
Um abzusteigen zu der Ebene Grunde,
Dann zu versinken, — alle Welt umher
Und sich vernichtend zu derselben Stunde.

Bei diesem Fischzuge in der Aragwa hatten wir unsere Sachen eine Zeitlang unbewacht liegen lassen. Mit Stolz hatte Tschawtscha-

wadse betont, daß auf dem Lande bei den Georgiern niemals gestohlen werde, wie sich denn in der Tat der Ostgeorgier besseren Schlages im Gegensatz zu dem verschlageneren und leichtsinnigeren Imeretiner durch sein offenes, in jeder Hinsicht freimütiges Wesen auszeichnet. — —

Im September 1907 brachten die deutschen Zeitungen die Schreckensbotschaft, daß Ilja Tschawtschawadse auf dem Wege von seinem Landsitze nach Tiflis, also auf derselben Straße, die wir vor acht Jahren so sorglos zurückgelegt hatten, das Opfer von Raubmördern geworden sei.

Greller können die traurigen Wandlungen nicht beleuchtet werden, die die systematische von oben herab geförderte Verhetzung der damals in Frieden miteinander lebenden Konfessionen und Nationalitäten in Transkaukasien herbeigeführt hat. Die politischen und religiösen Momente, soweit sie überhaupt mitspielten, treten zurück, und eine allgemeine Unsicherheit des Lebens und des Eigentums ist die Folge. Das Räuber- und Bandenwesen, das vor einem Jahrzehnt im südlicheren Transkaukasien zwar noch bestand, aber mit Nachdruck und Erfolg von der russischen Regierung bekämpft wurde, hat sich nach Norden, über Tiflis hinaus, ausgebreitet.

Ob bei Tschawtschawadse's Tod Raubmord allein in Frage kommt, ob politische Motive hineinspielen oder vorherrschen, bleibt fraglich. Auch in Transkaukasien, auch bei den Georgiern hat die revolutionäre Bewegung, durch soziale wie nationale Bestrebungen genährt, Wurzel gefaßt. Als Mitglied des Reichsrates und somit als Vertreter gemäßigter Anschauungen, mag Fürst Ilja Tschawtschawadse das Mißfallen der Heißsporne unter seinen Landleuten erregt und so die Kugel des Meuchelmörders auf sich gelenkt haben. An der Mordtat waren Georgier beteiligt, und daß eigene Landsleute an den allverehrten Führer aus niedriger Habsucht Hand angelegt hätten, möchte man trotz aller neuerlichen Verwahrlosung nur glauben, wenn jede andere Annahme versagte.

Drei der Mörder wurden zum Tode verurteilt, werden aber wohl begnadigt werden, da die Witwe, offenbar in eigener Hochherzigkeit wie im Sinne ihres Mannes, darum gebeten hat. Außerdem steht eine Wiederaufnahme bevor, da man inzwischen den fünften der Mörder gefaßt hat, während der vierte bei der Verfolgung erschossen wurde. Durch wen sie aufgehetzt wurden, konnte bisher noch nicht festgestellt werden.

Ilja Tschawtschawadse aber wird bei seinem Volke und über dessen Kreise hinaus fortleben als einer der begnadeten Charaktere, deren Wandel und deren Betätigung in Leben, Wort und Schrift durch

einen großen, warmen Gedanken, durch die Liebe zur Heimat und zu den Volksgenossen getragen und verklärt werden.

Das trat auch schon bei der Bestattung zutage, einer erhebenden Kundgebung, an der das ganze georgische Volk in einer bisher in Tiflis nicht erlebten Weise teilnahm.

Nach der feierlichen Überführung von Saguramo nach Tiflis, während welcher an der Stelle der Mordtat des Dichters Ewdoschwili eine erschütternde Ansprache gehalten hatte, fand die Bestattung am Sonntag, den 9. September, von der Zionskirche in Tiflis aus statt, unter Beteiligung des Generalgouverneurs des Kaukasus, des Grafen Woronzow-Daschkoff, mit seiner Gemahlin. An der Spitze des Zuges schritten Sänger in altgeorgischer Nationaltracht, dann die Abordnungen der Zünfte und der Kaufmannschaft. Außer der orthodoxen Geistlichkeit nahmen auch der sunnitische und schiitische Schech-ul-Islam mit mehreren Mollahs, einige armenische und ein katholischer Geistlicher an der Feier teil. Ebenso hatte andere Nationalitäten, Russen, Armenier, Osseten, Tataren, ihre Vertreter gesandt.

Auf der Schloßterrasse trat der greise und kranke Dichter Akaki Zereteli auf einen Balkon und nahm mit rührenden Worten Abschied von seinem dahingeschiedenen „Dichterbruder". Er sagte nur wenige Worte, aber allen, die sie hörten, füllten sich die Augen mit Tränen. Auf dem Davidsberge, wo auch Gribojädoff ruht, ist Ilja Tschawtschawadse zur ewigen Ruhe bestattet worden. —

Doch nun zurück zu den Frühlingstagen des Jahres 1898! Die Bereisung der ossetinischen Heerstraße durch meinen Reisegefährten hatte zu dem Ergebnis geführt, „daß diese Route leichter zu forcieren ist, als der Paß von Wladikawkas". „Der Weg führt von Alagir aus im Tale des Ardon recht bequem über Sadon und den Rokipaß hinüber in das Tal der großen Liachwa, um schließlich bei Gori in das Tal der Kura zu münden." Dieses Tal wird ausschließlich von Osseten bewohnt, deren Nationaldenkmal sich auch hier befindet. So kommt offenbar auch diese Straße für den Durchmarsch nomadischer Völker vom Norden her durch den Kaukasus bedeutsam in Betracht (S. 51,53).

Die starke Befestigung der ossetinischen Dörfer, ja, selbst der einzelnen Häuser und Gehöfte war den Reisenden wiederum aufgefallen. Auch hatten sie einer Gerichtsverhandlung beigewohnt, in der es sich um einen Diebstahl dreier großer Bäume handelte, den ein ossetinischer Edelmann von dreien seiner Knechte hatte ausführen lassen. Diese waren dabei von einem Waldhüter getroffen worden und geständig, während der Edelmann alles leugnete und oft zur Ruhe verwiesen

werden mußte, da er den Bericht des Waldhüters unaufhörlich unterbrach. Daß der die Verhandlung leitende Richter gleichzeitig das Protokoll führen mußte, war besonders auffällig.

Hier in Ossetien hatte mein Reisegefährte bei dieser Gelegenheit unser erstes Pferd erworben, ein besonders kräftiges Tier, das nach dem Rokipaß den Namen „Rok" erhielt. Es hat sich während der ganzen Expedition als sehr ausdauernd bewährt und ist lange Zeit auch mein persönliches Reitpferd gewesen. Dieses Pferd hatte Lothar Belck allein von Gori nach Tiflis gebracht, während sein Bruder mit der Eisenbahn vorausfuhr, — ein ziemlich gefährliches Experiment, da unser junger Volontär keine der in Betracht kommenden fremden Sprachen kannte. Er kam denn auch in mannigfache Schwierigkeiten, aus denen ihm aber glücklicherweise erst ein deutscher Landsmann, dann ein französisch sprechender georgischer Friseur glücklich heraushalfen. Daß Wagnisse ähnlichen Schlages nicht immer so glücklich abliefen, wird der weitere Reisebericht zeigen.

Der Ankauf der übrigen Pferde und die Anwerbung der Diener sollte im Siemensschen Kupferbergwerk Kedabeg (S. 8) erfolgen. Nachdem noch reichlich Chinin zu prophylaktischen und zu Heilzwecken dosiert und die Ausstattung und die persönliche Reiseausrüstung durch einen sehr praktischen, ganz aus schwarzem Leder bestehenden Anzug vervollständigt worden war, stand dem Aufbruch nichts mehr im Wege, und so nahm zunächst ich am Freitag, den 24. Juni 1898, Abschied von Tiflis.



Drittes Kapitel.

# Nach Kedabeg und zum Goktscha-See.

Die Steppe Eldar. — Die Rohnaphtha-Leitung nach Kedabeg. — Spatzen- und Heuschreckenplage. — Duchoboren und Molokaner. — Das Hüttenwerk Kedabeg. — Lagerung der Erze und Gewinnung des Kupfers. — Proberitte. — Beim Mollah in Kara-Murad. — Der Baumkultus auf der Anettenwiese. — Kalakent. — Das Schamchortal. — Die Paradiesfestung. — Werner v. Siemens auf der Bärenjagd. — Anwerbung von Dienern. — Über den Satanahatsch zum Goktscha-See. — Tataren auf der „Katschofka". — In Schischkaja. — Sturz und Verletzung. — Rücktransport nach Kedabeg. — Von den Metzeleien in Kedabeg (1906). — W. v. Boltons Erzählungen. — Mit der Bahn und zu Wagen nach Jelenowka am Goktscha-See. — Die Keilinschrift von Ordaklu. — Niveauschwankungen und künstliche Ableitung des Goktscha-Sees.

Von zweien unserer Volontäre, Boris v. Seidlitz und Lothar Belck, begleitet, fuhr ich vormittags 11 Uhr von Tiflis ab.

Die Bahn führt durch die Ebene der Kura in der Richtung, in welcher sie dem Kaspischen Meere und nahe vor ihrer Einmündung der Vereinigung mit dem von Süden kommenden Araxes zustrebt oder vielmehr zustrebte. Denn nach Nachrichten, die zuverlässig erschienen, sollte gerade im Vorjahre (1897) eine Veränderung dahin eingetreten sein, daß der Araxes wie im Altertum sich nicht mehr in die Kura ergieße, sondern getrennt von ihr in das Kaspische Meer falle.

Die Bahn läuft anfänglich auf dem linken Ufer der Kura, um bei Poili, etwa in der Mitte zwischen Tiflis und Dalljar, der Zielstation meiner Fahrt, auf das rechte Ufer überzugehen. Die Ebene des Flusses, anfänglich etwa 3—4 km breit, erweitert sich nach und nach beträchtlich, sie wird von niedrigen, wenig ausgesprochenen Hügelreihen begrenzt. Bald zeigen sich auch die wohlbekannten kurganartigen Erhebungen.

Bunt gemischt die Reisegesellschaft. Zwei Grusiner, der eine mit verbranntem Gesicht, in Burka und brauner Pelzmütze, über den weichen schwarzledernen Stulpenstiefeln gelbe Überschuhe; der andere

von starker, untersetzter Gestalt mit kurzem weißen Haar, blühendem Greisenangesicht trug einen mit Kartenblättern gewebten Gürtel (S. 74) und begann bald mit Behagen rohe Gurken zu schmausen; Perser oder Tataren, in schwarzer persischer Schafpelzmütze mit vielen Habseligkeiten, teils schlafend, teils auf den Bänken hockend; ein russischer Beamter mit zahlreicher Familie, die Frau in georgischer Tracht; dazu ein deutscher Mechaniker aus Chemnitz. Seit 1880 im Kaukasus, den er in Bälde gegen Batavia vertauschen wollte, und von guter Beobachtungsgabe, kannte er Land und Leute gründlich. So bemerkte er unter anderem: „Was so ein Grusiner für Komplimente machen kann! Wie liebenswürdig und vornehm zugleich er sich bewegt! Höflich ist ja auch der Russe, aber bei dem kommt oft alles so sklavisch heraus." Auch von Dr. Raddes Bedeutung und Popularität wußte er lebhaft zu berichten.

Schon bald hinter Tiflis machte sich eine eigentümliche Gestaltung des Bodens bemerkbar. In beträchtlicher Entfernung von der Bahn erhob sich zur Linken eine Terrasse von anscheinend 10—20 m Höhe über dem Boden, oben grün bewachsen, aber nach Süden, also der Bahn zu, in einer steilen Böschung von nacktem rotgelben, regelmäßig gefurchten Gestein abfallend — einer erstarrten Woge vergleichbar. Plateau und Böschung begleiteten die Bahn unausgesetzt bis über Dalljar heraus und setzen sich weithin noch fort. Ich habe nachmals ähnliche Böschungen und Furchungen mehrfach beobachtet, besonders am Ostabhang des Warrak-Gebirges und auf dem Ritte von Maiyafariqin bis nach Lidje, wo das Gestein von dunklerer Färbung war. Auch in der Umgebung des Ätna findet sich ähnliches. In all diesen Fällen handelt es sich wirklich um erstarrte Feuerströme. Eine Böschung von solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit, wie hier am linken Ufer der Kura, ist mir aber nicht wieder vorgekommen, und sie ist neptunischen, nicht vulkanischen Ursprungs. Es sind die Plateauböschungen der Steppe Eldâr, in der der russische Forscher Mlochossjäwitsch am Ufer eines Flusses drei Exemplare der „Meerfichte" (Pinus maritima) wachsend angetroffen hat, Überbleibsel aus einer Zeit, da die Wüste ein Salzmeer und das Kaspische und das Schwarze Meer miteinander verbunden waren. Die Böschungen stellen die alten Meeresufer dar. Auch die Petroleumlager am Kaspischen Meere sind ja als Niederschläge einstiger Meeresfauna zu betrachten.

Dalljar, wo wir kurz nach 4 Uhr eintrafen, gab sich alsbald als Hauptstation für das Bergwerk und die Hütten von Kedabeg zu erkennen. Kupferbarren wurden von den „Fourgons" geladen,

um der Bahn übergeben zu werden, große Stücke Schwefelkies lagen umher. Von Herrn Ludwig, dem inzwischen (1902) verstorbenen Siemensschen Vertreter in Dalljar, empfangen, übergaben wir zunächst einen Teil unseres Gepäcks, namentlich die Sättel und den großen photographischen Apparat, einem Fourgon. Dalljar ist ein heißer Aufenthalt; an der schattigsten Stelle, am Ludwigschen Hause, sind 30 und selbst 32° Reaumur im Sommer keine Seltenheit, 33° waren einmal beobachtet worden, tage- und wochenlang bleibt das Thermometer auf 29°, dabei weht tags ein heißer Wind, und die Nacht bringt nur eine Abkühlung von 3 bis 6°. Zudem herscht Fieber, namentlich im Spätsommer, wenn auf die Hitze der erste Regen folgt. Die von Herrn Ludwig geschilderte Unvernunft der Tataren, die, von Fieberschauern geschüttelt, Arbusen und Melonen essen, den Saft trinken und dann sofort die ausgehöhlte Frucht als Schöpfkelle und Becher für das ungesunde Wasser verwerten, sollten wir bald genug an unseren eigenen Dienern kennen lernen. Viel Not hatten bis vor kurzem die Sperlinge gemacht, die das Getreide auf dem Halme rein ausfraßen. Den Tataren, die sich darüber beklagten, hatte Herr Ludwig erlaubt, die Zäune der ihm unterstellten Grundstücke nach Nestern zu durchsuchen, es fanden sich deren Hunderte und Tausende dicht aneinander, die vernichtet wurden. Dieser vor drei bis vier Jahren beseitigten Spatzenplage war eine anhaltende Heimsuchung durch Heuschrecken um einige Jahre vorausgegangen.

Von Dalljar aus wird das als Heizmaterial für die Kedabeger Öfen verwendete Rohnaphtha nach Kedabeg gepumpt. Das Naphtha kommt aus Baku in den uns aus Tiflis wohlvertrauten Zisternenwaggons und wird durch kleine Röhren in eine direkt neben dem Geleise erhöht angebrachte Holzrinne geleitet, die es ihrerseits einem unterirdischen Reservoir zuführt. Allmonatlich kamen damals etwa 150 Wagen zu je 600 bis 700 Pud. Das Rohnaphtha wird zunächt nach dem 22 Werst entfernten Dorfe Tschardaghly, von dort durch ein zweites Pumpwerk weitere 20 Werst nach Kedabeg hinaufgedrückt. Die Hauptpumpe — mit Dampf — aber ohne Räderbetrieb, System Worthington — hat im untersten Teil der Rohrleitung einen Druck bis zu 108 Atmosphären zu überwinden, dazu kommt eine mit Rädern und Riemen betriebene Hilfspumpe. Täglich werden so gegen 3000 Pud Naphtha in einer vierzölligen Mannesmann-Stahlrohrleitung, mit eingeschobenen Dilatationsschlingen zum Ausgleich der Ausdehnung und Zusammenziehung durch Temperaturwechsel, über eine Höhe von mehr als 1000 m nach Tschardaghly hinaufgepumpt.

Wir sahen das Bassin, das ständig mit der schwärzlich braungelben kühlen, aber doch schäumenden Masse gefüllt bleibt. Im Magazin lag Kupfer

in rhombischen Barren von $^1/_2$ und 1 Pud bereit, um in Waggonladungen zu je 750 Pud verfrachtet zu werden.

Nachdem wir noch unser zweites Pferd, einen Schecken, für 60 Rubel auf Probe gekauft hatten, konnten wir uns einmal wieder an dem herrlichen Farbenspiel und der wundervollen Stimmung des südlicheren Sonnenunterganges erfreuen: der Osten ein helles Purpurmeer, der Westhimmel eitel Gold mit hellgraurosigem Gewölk, die Hügelreihen im Nordwesten von dem bekannten für den Kaukasus charakteristischen violetten Dunste umflimmert, im Süden und Südosten dichte graue Wolken mit leisem rosigen Purpuranhauch.

Die Fahrt nach Kedabeg, die wir, um der Hitze zu entgehen, am nächsten Morgen (Sonnabend, den 25. Juni), schon um 5 Uhr antraten, wurde des schlechten, stetig in südlicher Hauptrichtung ansteigenden Weges wegen in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen zurückgelegt, die größte Mühe hatten, das Gefährt mit seinen vier Insassen — Woldemar von Seidlitz war, von Tiflis zu Pferde kommend, in Dalljar zu uns gestoßen — vorwärts zu bringen.

Der Anstieg ermöglichte schöne Rück- und Seitenblicke in das weite Tal der Kura und auf den blinkenden Strom. Jenes Plateau mit seinen steilen, uferartigen Böschungen (S. 117), die Steppe Eldar, ließ sich eine Strecke weit über Dalljar bis in die Gegend von Elisabethpol verfolgen, von wo aus es sich noch erheblich weiter auf mindestens 100 Werst ostwärts erstreckt. Aus größerer Höhe sah ich dann, wie dieses Plateau sich von seiner südlichen Böschung meilenweit nach Norden hinzieht, und wie sich im Hintergrunde über ihm noch eine weitere Abstufung mit entsprechenden Böschungen erhebt: — die Schiraki-Steppe. Beide Steppen führen Naphtha, das von Siemens erbohrt und bei Zarskoje Kolodze verarbeitet wird. Der Weg, der zwischen kahlen Wiesen und Feldern verlief, wurde durch zahlreiche Lastwagen, die, von Büffeln gezogen, Kupfer aus Kedabeg nach Dalljar herunterbrachten, belebt. Daß der Kleine oder Anti-Kaukasus, auf dessen Nordabhange wir aufwärts strebten, an gemischter Bevölkerung keinen Mangel hatte, zeigten die Dörfer, durch die wir oder in deren Nähe wir vorbeikamen: Annenfeld, die schwäbische, ursprünglich in der ungesunden Ebene der Kura selbst angelegte Kolonie, Tschardaghly, ein Dorf mit tatarischem Namen, aber ausschließlich von Armeniern bewohnt, und Slavjanka, eine Duchoborenansiedlung.

In Tschardaghly machten wir bei Herrn Lenz, dem die dortige Zwischenpumpstation unterstand, kurzen Halt. Es war recht frisch, am Morgen hatte das Thermometer nur $+4^0$ R gezeigt. Das große Dorf Slavjanka

machte mit seinen wohlgebauten, ziegelgedeckten Häusern einen sehr wohlhabenden Eindruck. „Im Kaukasus existieren zahlreiche solche russische Kolonien, die von Sekten gebildet werden, welche aus ganz Rußland dorthin transportiert und in besonderen Kolonien vereinigt sind. Sie haben, gleich den Schwaben, nach mehr als einem halben Jahrhundert,



Eine Duchoborin (auf ihrem Wagen sitzend).

Sprache, Glauben und Sitten noch völlig unverändert beibehalten. Die verbreitetsten dieser Sekten sind die der Duchoboren und Molokaner (von moloko russ. ‚Milch') die sich, wie die der Schwaben, auf bestimmten, eigentümlich ausgelegten biblischen Aussprüchen aufgebaut haben. Es sind lauter tüchtige Arbeiter und ordentliche Leute, wenn sie nicht gerade von ihrem Fanatismus ergriffen sind." „Die Molokaner sind fast ohne Ausnahme Handwerker, vorzugsweise befassen sie sich auch mit Trans-

portarbeiten; die Duchoboren dagegen gute Landwirte und Fuhrleute. Die Nachbarschaft der Duchoborenkolonie Slavjanka ist, wie Werner von Siemens, dessen Schilderung wir soeben gefolgt sind, hervorhebt, für Kedabeg stets von unschätzbarem Werte gewesen. „Nur eine Zeit im Jahre versagten die Leute gänzlich. Dann zog ihre Königin von einer Kolonie zur anderen und feierte mit ihnen religiöse Feste, die aber auf irdische Glückseligkeit recht hohes Gewicht zu legen scheinen, vielleicht nur, um den Gläubigen einen schwachen Begriff von der erhofften unendlich größeren jenseitigen zu geben." —

Die Witwe des früheren Leiters der Duchoborenbewegung, Lukeria Wassiljewna Kalmikowa — eine „Königin" haben die Duchoboren nie wirklich gehabt — war eine geistig sehr hervorragende Frau und genoß bei den Duchoboren ein beispielloses Vertrauen und große Achtung. In ihren Händen lag die gesamte Finanzverwaltung der Gemeinde. Sie leitete in den letzten Jahren ihres Lebens das große dreistöckige Waisenhaus im Dorfe Gorelowka (im Bezirke von Achalkalaki), in welchem sämtliche Waisenkinder und Sieche Aufnahme fanden. — Nach dem Tode der Lukeria Wassiljewna (1887) haben sich die Duchoboren in zwei Teile geteilt. Ihrer Aufforderung, ihrem Adjutanten, Peter Werigin zu huldigen, kam nur ein Teil ihrer Anhänger nach. In Werigins Hände sollte nach ihrer Absicht auch das ganze Gemeindevermögen übergehen. Da aber keine rechtskräftigen Dokumente vorhanden waren, riß der Bruder der Lukeria Wassiljewna, Gubanoff, vermittelst des Friedensgerichtes, das ganze Vermögen an sich.

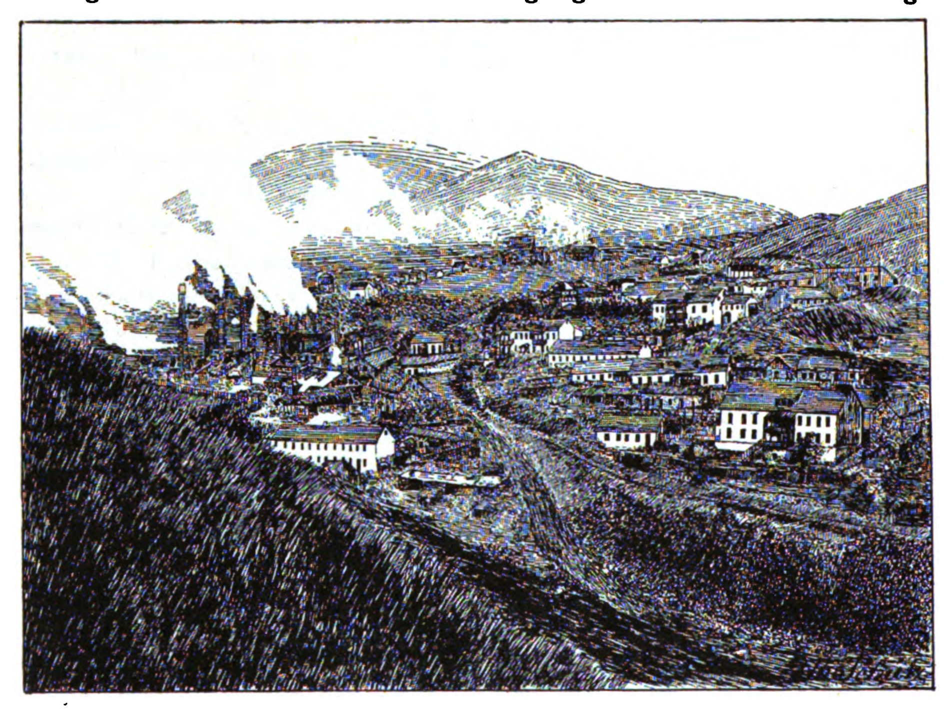
Gleichwohl folgte der erste und größere Teil der Duchoboren dem Werigin, während die anderen führerlos weiterlebten. Die Weriginhälfte ist als die radikalere zu bezeichnen. Sie wollen die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, ebenso wie jedes Blutvergießen, abschaffen. So mußten sie nicht nur jeden Fleischgenuß, sondern auch den Militärdienst verweigern. Sie wollten arm sein, nur eigene Gewebe tragen, nichts besitzen und demgemäß auch keine Steuern zahlen. Ihr Vermögen schenkten sie fort. Da sie so mit der Regierung in einen unvermeidlichen Konflikt gerieten, veranlaßte Graf Leo Tolstoi, daß sie nach Kanada auswanderten, und ließ die Übersiedlung auf ihre eigenen Kosten durch einen seiner Söhne besorgen. Sie erhielten dort Land zugewiesen und scheinen gut fortzukommen.

Werigin freilich selbst — der inzwischen mit seinen Gehilfen zeitweilig auch auf der Kedabeger Hütte gearbeitet hatte — ging nicht mit nach Amerika, sondern wurde wegen der Aufhetzung zur Verweigerung des Militärdienstes nach Sibirien verschickt, erhielt aber später die Er-

laubnis, gleichfalls hinüberzugehen, und fühlt sich jetzt in Kanada sehr wohl.

Die kleinere, führerlose Hälfte lebte ruhig weiter ohne jene Auswüchse, doch neigen die ihr Angehörigen stark dazu, den Brüdern nach Amerika zu folgen, was, da sie äußerst solide, zuverlässig, ehrlich und arbeitsam sind, in Kedabeg sehr bedauert würde. —

Gleich hinter Slavjanka wurden bewaldete Berge sichtbar, und nach wenigen Minuten sah man die höher gelegenen Häuser von Kedabeg



Kedabeg.

und den Rauch der niedriger gelegenen Hütten. Die Bewaldung und die Anmut der Gegend stand in merkwürdigem Gegensatz zu der bisherigen kahlen Baumlosigkeit. Sie ist ein Ergebnis deutscher Kultur. „Seit die Herrschaft der Perser aufgehört hat, deren Kulturspuren man namentlich an den Trümmern ausgedehnter Bewässerungsanlagen noch vielfach erkennt, sind die Waldungen hier, wie in den meisten hochgelegenen Ebenen des Landes schon gänzlich ausgerottet, weil die Hirten der Steppe im heißen Sommer, wenn das Gras verdorrt, und auch im Winter, wenn die Steppe mit Schnee bedeckt ist, ihre Herden auf die Berge treiben, um sie mit Hilfe der Wälder zu ernähren. Sie fällen

zu dem Zwecke einfach Bäume und lassen das Vieh die Knospen und Zweigspitzen fressen. Auf diese Weise vernichtet eine einzige Herde oft Quadratwerste üppigen Waldes." Der Siemensschen „Hüttenverwaltung hat es daher auch stets die größten Schwierigkeiten bereitet, diese verwüstenden Herden an der Zerstörung der Waldungen zu hindern, auf deren Erhaltung der Hüttenbetrieb in Ermangelung von Steinkohlen oder anderem Brennmaterial allein angewiesen war".

„Kedabeg, 4500 engl. Fuß (etwa 1300 m) hoch, bietet beim ersten Anblick das überraschende, ganz europäische Bild einer romantisch gelegenen, kleinen Fabrikstadt mit gewaltigen Öfen und großen Gebäuden, darunter Kirchen und Bethäusern für die verschiedenen Konfessionen, mehreren Schulen und einem europäisch eingerichteten Wirtshaus."

In diesem fanden wir unser Quartier bereit, nachdem wir von dem seither verstorbenen Direktor des Hüttenwerkes Herrn v. Bolton und seinem Schwiegersohn Herrn Kölle, der nunmehr an seine Stelle getreten ist, sehr freundlich empfangen und ihren Damen vorgestellt worden waren. Auch der frühere Diener meines Reisegefährten, Sarkis Iwanoff, der zum Oberdiener und Dolmetscher der Expedition ersehen war, erwartete uns hier.

„Das Hüttenwerk liegt an einem kleinen Gebirgsbache, welcher unterhalb Kedabegs in schroffem Durchbruche den Bergrücken durchschneidet, der Kedabeg von dem paradiesisch schönen Schamchortale trennt. In dem Durchbruchstale liegen die Trümmer einer kleinen armenischen Festung, während das Schamchortal etwa in der Höhe von Kedabeg ein altes armenisches Kloster birgt", das damals noch von einem Mönche — der seither im Jahre 1901 von Räubern ermordet worden ist — bewohnt wurde. „Eine über einen hohen Viadukt führende Eisenbahn verbindet die ungefähr 30 km entfernte Hüttenfiliale Kalakent mit Kedabeg und dem benachbarten Erzberge." —

Die Chalder und die mit ihnen identischen oder nächstverwandten Chalyber, deren Spuren wir folgten, waren Meister der Erzgewinnung und Metallbearbeitung gewesen, deren Ruhm auch das klassische Altertum verkündete. Das Kupferbergwerk Kedabeg aber ist anerkanntermaßen uralt; „es wird sogar behauptet", sagt Werner v. Siemens, „daß es eins der ältesten Bergwerke sei, aus denen bereits in prähistorischer Zeit Kupfer gewonnen wurde. Dafür spricht schon seine Lage in der Nähe des großen Goktschasees und des von dem westlichen Ufer desselben aufsteigenden Berges Ararat, eine Gegend, die ja vielfach als die Wiege der Menschheit betrachtet wird . . ." „Jedenfalls zeugt für das Alter des Bergwerksbetriebes die Unzahl

alter Arbeitsstätten, die den Gipfel des erzführenden Berges krönen, ferner das Vorkommen gediegenen Kupfers und endlich der Umstand, daß in der Nähe Kedabegs ausgedehnte prähistorische Grabfelder liegen, deren Erforschung Rudolf Virchow großes Interesse zugewendet hat."

Am Goktschasee aber finden sich noch heute die inschriftlichen Belege einstiger chaldischer Herrschaft. Eine von diesen Inschriften steht an der Kedabeg nächstbelegenen Südostecke des Sees bei Zaghalu, sie war unser nächstes Forschungsziel. Da die Chalderherrschaft im Westen des Sees weit über dessen Nordwestende bis in die Ebene von Alexandropol vorgedrungen ist, so liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß im Osten des Sees ihnen die in zwei Tagereisen von Zaghalu erreichbaren Erzlager von Kedabeg unbekannt geblieben sein sollten, wenn auch die, von meinem Reisegefährten für Virchow 1901 betriebenen Forschungen in den Gräberfeldern von Kalakent gezeigt hatten, daß eine von der chaldischen ganz verschiedene Kultur und Bevölkerung dort vorhanden war. Die erobernden Herren haben also die Bevölkerung nicht verdrängt, sondern höchstens unterworfen, vielleicht auch sich mit einer Tributleistung aus dem Erträgnis der Berge begnügt.

So gesellte sich zu dem technischen das historische Interesse, und ich nahm die gleich am ersten Tage und später wiederholt gebotene Gelegenheit, Bergwerk, Hütten und das Verfahren bei der Gewinnung des Kupfers kennen zu lernen, dankbar wahr.

Ursprünglich wurden die zutage tretenden Erze durch Löcher von der Oberfläche aus, sogenannte Pingen, gewonnen. „Als dieser uralte Pingenbau nicht weiter fortgesetzt werden konnte, war der Betrieb des Bergwerks in die Hände der Griechen gelangt, deren schräge, treppenförmig niedergetriebenen Schachte, aus denen sie auf dem Rücken Erze und Wasser hinauftrugen", zur Zeit der Übernahme durch Walter Siemens — einen jüngeren Bruder Werners, der später durch einen Unglücksfall ums Leben kam und dem in Kedabeg ein vielsprachiges Denkmal gesetzt ist — noch im Betriebe gewesen waren. Der Bergbau nach modernen Prinzipien war mit großen Schwierigkeiten und unter Aufwendung großer Geldsummen eingeführt worden. „Das ist auch erklärlich, wenn man sich vorstellt, daß das Werk etwa 600 km vom Schwarzen Meere entfernt liegt und mit demselben damals weder durch Eisenbahn noch ordentliche Straßen in Verbindung stand, daß alle für das Bergwerk und die zu erbauende Kupferhütte erforderlichen Materialien bis auf die feuerfesten Steine, die es im Kaukasus noch nicht gab, aus Europa bezogen werden mußten, und daß für das Leben einer europäischen Kolonie in dieser paradiesischen Wüste, in der Erdhöhlen als

menschliche Wohnungen dienten, alle Kulturbedingungen erst zu schaffen waren."

„Durch die Kedabeger Grube wird eine Kieslagerstätte abgebaut, welche in dem sich kegelförmig erhebenden Grubenberge Mis-dagh aufsetzt, der mit dem nahen Kedabeg durch eine Schleppbahn verbunden ist. Dieser Berg bildet einen südöstlichen Ausläufer des Höhenzuges Kizil Djar und erhebt sich bis zu einer Höhe von 1800 m über das Niveau des Schwarzen Meeres.

„Die Kedabeger Kupfererzlagerstätte enthält eine ganze Reihe einzelner Erzstöcke, sowie außerdem noch mehrere Stock kleiner Erznester und stockwerkähnliche Erzvorkommen, die sämtlich in sekundären Quarziten auftreten.

„Sie stellt die Überbleibsel eines mächtigen Vulkans von beträchtlichem Alter dar. Eine ganz besondere Ausdehnung und Entwicklung haben hier Lavaströme erlangt, welche dank ihrem gleichmäßigen Bau einer sedimentären Schichtenreihe täuschend ähnlich sehen. Eine solche Mannigfaltigkeit der Lavaströme ist bisher wohl kaum irgendwo anders beobachtet worden. Es erscheint als durchaus wahrscheinlich, daß die Schwefelmetalle, welche sich ursprünglich im geschmolzenen Magma in gelöstem Zustande befanden, sich aus diesem letzteren ausgeschieden haben und darauf in Form von Erzlösungen in diejenigen Partien des Grubenlagers, d. h. in die sekundären Quarzite, gedrungen sind, wo sie sich gegenwärtig noch befinden. Die diesem Zeitpunkte vorhergegangenen vulkanischen Ausbrüche hatten die sekundären Quarzite bereits vorher, infolge der dabei stattgehabten Zerklüftung, mechanisch für das Eindringen der Lösungen vorgerichtet und leicht zugänglich gemacht.

„Demnach ist das Erz der Kedabeger Lagerstätte jüngeren Ursprungs als das Nebengestein; diese Lagerstätte wäre somit als sekundäre Bildung aufzufassen." Von dieser Lagerung der Erze erhielt ich beim Besuche der Gruben unter sachkundiger Führung einen recht anschaulichen Begriff.

Das Erz wird nun zunächst geröstet, um den Schwefel zu entfernen, dann in großen Öfen unter Verwendung von Rohnaphtha verschmolzen. Das Schmelzprodukt (Rohstein) wird als glühende Masse aus den Öfen in Bassins abgelassen. Sind diese durch Regen feucht, so gibt es kleine Explosionen: die Masse spritzt herum. Diese Masse ist sogenannter Kupferstein, das damals 25—30 % Kupfer enthielt, jetzt infolge verbesserten Verfahrens 30—40 %. So wurden damals in jedem der sechs Öfen besonderer Friedrich Siemensscher Konstruktion täglich bis 2000 Pud Erze verschmolzen.

Durch mehrfache Röstung des Kupfersteins und Schmelzung mit Holzkohlen, deren Bedarf aus den eigenen Forsten unter günstiger Ausnutzung der Eisenbahn des Werkes gedeckt wird, oder Anthrazit wird aus dem Kupferstein das ca. 90%ige Schwarzkupfer gewonnen, welches in besonderen Öfen zu Handelskupfer raffiniert wird.

Der Abguß dieses Handelskupfers vollzieht sich folgendermaßen: Zunächst muß es von Schlacke gereinigt werden. Der Reinigungsprozeß besteht in einer durch ein Gebläse (Preßluft) herbeigeführten Oxydation aller Unreinigkeiten — in erster Linie des Eisens —, welche Schlacke bilden. Die Schlacke, die dann auf der glühenden Masse liegt, wie auf der Suppe der Schaum, wird zugleich durch den Luftzug nach vorn getrieben, wo sie mit einem an einer langen Eisenstange befestigten Stück Holz abgezogen wird. Die Schlacke kommt dann zu erneuter Behandlung in den Schwarzkupferofen, doch wird vor dem Ausguß das Kupfer „gepolt", nachdem die Schlacke abgezogen worden ist; es werden frische, waldgrüne dünne Baumstämme in die Masse gesteckt, deren frischer Saft ein stärkeres Aufsieden und eine Rückbildung des mitentstandenen Kupferoxyduls bewirkt. Durch fortgesetztes Polen wird dann das Kupfer zunächst dicht und danach zähe und ist dann reif zum Abguß. Im Altertum hat man nach sachkundigem Urteil schwerlich verstanden, Kupfer aus geschwefelten Erzen zu gewinnen, sondern sich beschränkt in erster Linie auf das reine Kupfer und in zweiter Linie anscheinend auf die oxydischen Kupfererze, die hier, wie überall, in der Nähe der Tagesoberfläche und namentlich an den Klüften vorkommen. Die Reduktion von oxydischen Erzen ist mit Hilfe von Holzkohle, welche die Urbewohner schon gekannt haben, unschwer zu erreichen gewesen; außerdem auch in kleineren, tiegelartigen Tongefäßen mit Blasebälgen.

Ist nun alles zum Guß bereit, so holen vier Mann das Kupfer in Löffeln aus dem glühenden Höllenrachen; beim Eingießen in die Formen, das große Vorsicht erfordert, zeigt das Kupfer eine geradezu zauberhafte, hellmeergrüne, intensiv leuchtende Farbe. Nach dem Erstarren werden dann die Ziegel aus den Formen rotglühend ins Wasser geworfen.

Dieses Handelskupfer enthält nun noch $^1/_2$% anderer Bestandteile, u. a. Gold und Silber. Chemisch rein wurde es erst durch die jetzt außer Betrieb gesetzte Elektrolyse in Kalakent, bei der mein Reisegefährte seinerzeit angestellt gewesen war. Das elektrolytische Kupfer ward in Gestalt von Kathodenplatten in den Handel gebracht. Auch die Herstellung von Zementkupfer, die Behandlung des Stauberzes, des sogenannten Schlichs, und die Gewinnung des Kupfers aus den armen,

unter 3 % des Metalles enthaltenden Erzen lernte ich mit der Zeit kennen.

Der eigentliche Begründer des Siemensschen Kupferbergwerkes war Walter Siemens. Er war der Leiter der Filiale in Tiflis, die Werner und Karl Siemens, der erst vor kurzem, März 1906, die Augen geschlossen hat, in Tiflis errichtet hatten, als sie schon vor der Ausführung des Indoeuropäischen Telegraphen von der russischen Regierung mit dem Bau und der Remonte mehrerer Telegraphenlinien im kaukasischen Rußland beauftragt worden waren. Als sich Walter Siemens nach Vollendung der Regierungsbauten keine hinreichende Beschäftigung mehr bot, hatte er seinen Brüdern im Jahre 1864 den Ankauf der Kupfermine in Vorschlag gebracht, und da der Bergwerksbetrieb in den Rahmen der geschäftlichen Tätigkeit ihrer Firmen nicht paßte, gaben Werner und Karl Siemens ihm privatim das zum Ankauf und Betriebe ziemlich und, wie sich bald zeigen sollte, zu niedrig veranschlagte Kapital. Walter Siemens hatte durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde im Jahre 1867 ganz plötzlich sein Leben eingebüßt. Seinem Gedächtnis gilt der an der Kedabeger Apotheke aufgestellte Obelisk: „Gewidmet dem Gründer des Kedabeger Berg- und Hüttenwerks, dem Konsul der Norddeutschen Bundesstaaten, Herrn Walter Siemens, von den Meistern und Arbeitern. Errichtet im Jahre 1870 zum bleibenden Andenken“. Die drei anderen Seiten des Steines tragen die russische, armenische und tatarische Übersetzung der Inschrift.

Bald nach mir war mein Reisegefährte in Kedabeg eingetroffen, und alsbald begannen die Vorbereitungen für die eigentliche Ausreise der Expedition. In unseren Zimmern in der Herberge sah es bunt genug aus. Alles Überflüssige — von manchem trennte man sich schwer und erst nach langem Überlegen — wurde in einem großen Koffer nach Tiflis zurückgeschickt. Pferde wurden gekauft und probiert, eines, mit dem wir betrogen waren, mußte auf Grund eines ‚gesetzlichen Fehlers‘ zurückgenommen werden, was natürlich nicht ohne Weiterungen abging; vollzogene Kaufgeschäfte mußten durch einen Trunk in landesüblicher Weise gefeiert werden.

Die Proberitte boten manch Interessantes, so besuchten wir einmal in Kara-Murad, in der Nachbarschaft einer von meinem Reisegefährten erforschten Steinkistengrabe, einen diesem von damals her bekannten Mollah. Der Mollah, den wir vor der Hütte trafen, innerlich gewiß hocherfreut über das Wiedersehen mit dem alten Bekannten, begrüßte ihn mit ruhiger Würde, als ob er ihn gestern zuletzt gesehen hätte, ebenso seine alte Mutter, eine noch jetzt schöne Frau, die un-

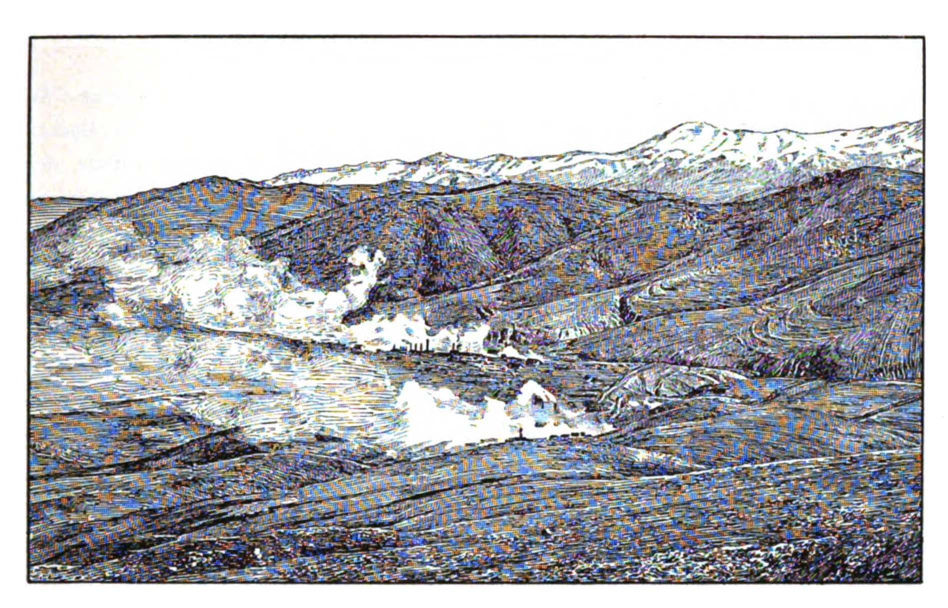
verhüllt blieb, und die auch Boris v. Seidlitz, der als Knabe dort gewesen war, sogleich wiedererkannte. Die Behausung war eine an einen Berghang gelehnte Erdhütte. Solche Erdhöhlen dienen im östlichen „Kaukasien“ und darüber hinaus, in Armenien, fast ausschließlich als Wohnungen. Es sind eigentlich Holzhäuser, die in einer Grube aufgebaut und mit einer Erdschicht überdeckt werden, so daß das Ganze wie ein großer Maulwurfshügel aussieht.

Wir wurden zum Tee hereingenötigt. Ich betrat einen solchen Raum zum ersten Male, denn bei dem Türken in Chatwis hatte es sich doch um ein Haus mit oberirdischen Räumen gehandelt — Teppiche auch hier auf Bettstellen, an den Wänden, Teppiche und Kissen auf dem Erdboden für uns; in der Mitte die Feuerstelle, darüber für Rauchabzug und Lichteintritt eine viereckige Öffnung im Dach. Dieses war gestützt durch mehrere Holzpfeiler, deren Stärke auf Wohlstand deutet. Der Samowar dampft, liegend warten wir des Tees. Inzwischen wird Büffelmilch geboten. Ich frage nach dem Korân, die Mutter bringt mir das Buch, das sie unausgesetzt, und noch während sie es mir darreicht, küßt.

Später wollte der Mollah unsere Namen wissen, brachte Feder, Tinte, Bleistift und war sehr überrascht als ich es selbst übernahm, ihm die Namen in arabischer Schrift aufzuzeichnen. Die schönen Kinder des Mollah, zwei Mädchen und ein Knabe, alle mit großen dunkeln Augen kamen, uns zu begrüßen. Inzwischen war der Tee fertig geworden, und nach einiger Zeit kamen Eier und für uns frischgebackenes tatarisches Brot (Tschurek), dünner als jüdischer Osterkuchen und in seinem Wohlgeschmack mir von Tiflis her schon bekannt. Zuletzt führt die Mutter uns — eine große Ausnahme — zu ihrer Schwiegertochter, einer wirklichen Schönheit, die ihr Jüngstes auf dem Arme trug. —

Im ganzen wurden bei diesem Proberitt 45 Werst, nahezu 50 km, zurückgelegt, ohne daß ich, der an längere Ritte bisher nicht gewöhnt war, eine nennenswerte Ermüdung verspürt hätte; ebenso hatten sich die Pferde bewährt. Da wir darauf rechneten, täglich etwa 50—55 Werst zurückzulegen, so konnten wir mit dem Ergebnis der Probe zufrieden sein.

Unendliche Schwierigkeiten dagegen ergaben sich bei der Anwerbung der Diener. Daran hatten sowohl die Unmöglichkeit, für junge noch militärpflichtige russische Untertanen Auslandspässe zu erhalten, als auch der Wankelmut der Leute ihren Anteil. So war uns zwar Azizbeg Azizbegoff, ein Tatar, als Freund der Flasche bekannt; da es aber in Persien und der Türkei in der Regel nichts Alkoholisches zu trinken gibt, so hatte das nichts zu sagen, und wir hatten ihn, da



Blick auf Kedabeg vom Grubenberg aus.

er sonst gut empfohlen war, gedungen. Sein Bruder hatte dabei mitgewirkt und unsere Frage, ob Azizbeg nicht trinke, nachdrücklich verneint. Am Morgen danach stürzte unser Oberdiener Sarkis Iwanoff zu uns herein: Azizbeg könne nicht mitgehen, seine Frau und sein Bruder erlaubten es nicht. Bald darauf erschien denn auch der Bruder und schilderte ihn — natürlich auf Veranlassung der Frau — in den glühendsten Farben als einen unverbesserlichen Säufer und Tunichtgut, der uns nur schädigen könne, und wir mußten uns wieder einmal nach einem anderen Diener umsehen. Ein gut Teil unserer Schwierigkeiten lag aber offenbar in der Person des Sarkis Iwanoff, dessen Verdienste, Unerschrockenheit und — bis zu einem gewissen Grade — Ehrlichkeit mein Reisegefährte zwar rühmte, der aber klärlich ein großsprecherischer, verschlagener, der Flasche keineswegs abholder Halunke war, der die übrigen Diener mißhandelte und unterdrückte. Wie wir nachträglich erfuhren, hatte er sogar Leute, die man ihm als besonders zuverlässig und passend für uns empfohlen hatte, einfach, ohne uns auch nur ein Wort zu sagen, abgewiesen, offenbar, weil er fürchtete, daß sie sich ihm nicht ohne weiteres unterordnen würden. So mußten wir froh sein, in Kedabeg außer Sarkis Ivanoff nun noch einen jungen persischen Tataren, Färädj mit Namen, zu gewinnen, der uns von Dr. Oehrn, dem er als Heilgehilfe gedient hatte, warm empfohlen war und dessen Anwerbung sich in der Folge als ein äußerst glücklicher Griff erwies.

Daß der eine der Diener ein Armenier, der andere ein Tatar war, bildete keine Schwierigkeit. Denn die Angehörigen beider Völkerschaften lebten damals trotz der Verschiedenheit der Bekenntnisse und trotz der tatarischen Neigung zu Gewalttätigkeiten, von der uns in Kedabeg manche Probe berichtet wurde, zumeist in Frieden miteinander. Erst der von oben her geförderten systematischen Verhetzung ist es in neuester Zeit vorbehalten geblieben, auf russischem Boden blutige Zwietracht zwischen beiden zu säen.

Daß wir außer den Reitpferden auch die Lastpferde käuflich erwarben, hat sich im Laufe der Expedition als ein Fehler erwiesen. Nur allzu häufig waren sie infolge von Überanstrengung oder Durchscheuerung dienstunfähig. Dann mußten wir Lasttiere mit ihren Treibern streckenweise mieten und hatten außerdem die kranken eigenen Pferde zu füttern. „Eigene Reitpferde, gemietete Lasttiere“ würde ich nach meinen Erfahrungen als das richtige Verfahren für derartige Expeditionen empfehlen.

Unter den Kedabeger Herren, die uns durch Rat und tatkräftiger Hilfe förderten — sie alle zu nennen, muß ich mir versagen, so dankbar ich ihrer gedenke — bin ich außer den drei Gebrüdern Oehrn besonderen Dank Herrn Oberförster Sochieff schuldig, der als Ossete von Geburt mir die Möglichkeit gab, eine beträchtliche Menge ossetischen Sprachgutes aus seinem Munde aufzuzeichnen und zur Kontrolle für die Niederschrift der Laute und Lautgruppen alles in der ihm gewohnten und mir vertrauten russischen Schrift nochmals für mich niederschrieb.

Über Kedabeg selbst lagerten ständig der Qualm und die für Nase und Atem beschwerlichen Dämpfe aus den Öfen.

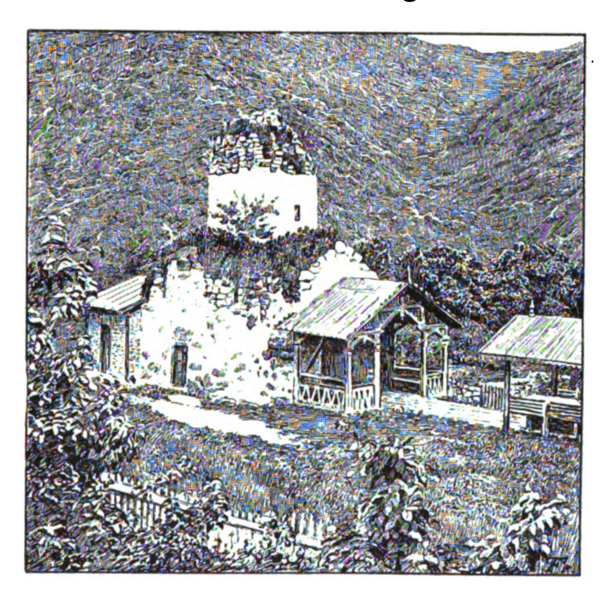
Aber eine Stätte gab es in der Nähe, wo man die reine Luft der Berge ungestört genießen konnte, die Annettenwiese. Von Bergen und Wäldern umgeben liegt sie friedlich da, an ihrer Seite eine kleine recht alte armenische Kapelle. Herzerhebend ist die Stille, die nur der Schrei des Uhus und der melancholische Klang der metallenen tatarischen Hirtenflöte unterbricht, und besonders im Lichte des Sonnenunterganges ist der Blick auf Kedabeg mit seinen rauchenden Schloten schön und eindrucksvoll.

Auf der Annettenwiese hatte bis vor kurzem eine gewaltige Eiche gestanden, die von den umwohnenden Armeniern als heilig verehrt wurde. Als wir in Kedabeg eintrafen, fanden wir den riesigen Baum — er maß 4,26 m im Umfange — am Boden liegend. Er war umgestürzt, nachdem er, wie man uns berichtete, vorher schon drei Jahre dürr und

blätterlos dagestanden hatte. Vor dem Baume lag ein Stein, ganz schwarz von den hier dargebrachten Kerzenopfern. Offenbar ist es ein heidnischer erst durch ein eingeschnittenes Kreuz christianisierter Opferstein, und die Kapelle in der Nachbarschaft ist erbaut worden, weil es sich um eine alte, dem Baumkultus dienende Stätte handelte.

Aber die Verehrung von dem heidnischen Baum zur christlichen Kapelle hinüberzuziehen ist niemals ganz gelungen.

Meist sind es Frauen, Kinder und ältere Leute, die sich dem Steine zuwenden. Dünne Wachslichter werden angezündet und an den Stein



Die Annettenwiese.

angeklebt, und Geld wird jetzt noch auf dem Stamme der umgestürzten Eiche niedergelegt; auch Weihrauch wird verwendet. Nach dreimaligem Umgang wird der Stein geküßt, selbst Schoßkinder werden dazu angehalten. Aber nicht bloß Kerzen, auch wirkliche Tieropfer werden dargebracht, namentlich werden Hühner, zuweilen auch Lämmer dort geschlachtet und verspeist. Mit den Federn und den Köpfen wird dann der Stein garniert. Das geschieht namentlich auch zu Heilzwecken. Einer der beim Rösten des Kupfers beschäftigten Arbeiter, „Röst-Alexander“, hatte ein augenkrankes Kind. Mutter und Kind wanderten barfuß zur Eiche und schlachteten dort ein Huhn, „worauf das Kind gesundete“. Zu Ostern tragen Frauen und Kinder gefärbte Eier zur Eiche, die sie dort verzehren.

Mit der Eiche verknüpft sich eine Sage. Nach dem Tode eines Bischofs, der durch seinen weltlichen Wandel Anstoß erregt hatte, habe man einen Eichbaum verkehrt, mit der Krone nach unten, eingepflanzt. Wenn der Baum weiter wüchse, so käme der Bischof in den Himmel, sonst nicht. Der Baum, eben unsere Eiche, sei wirklich gewachsen. Wir haben es hier klärlich mit dem Tannhäusermotiv zu tun. Die frei vagierende Sage ist offenbar nur nachträglich gerade mit diesem Baum in Verbindung gebracht worden, hat sich an ihn gleichsam ankristallisiert.

Die Äste und Zweige des alten umgestürzten Baumes wurden von den Armeniern sehr bald verschleppt. Der Stamm blieb aber, wie gesagt, an seinem Platze liegen. An Stelle der alten Eiche wurde eine neue gepflanzt, die anfangs nicht gedeihen wollte, seither aber durch einen neuen Baum ersetzt wurde, der sehr gut wächst. Daraufhin haben die Armenier den alten Stamm durchgesägt und den Opferstein, an dem sie auch jetzt noch häufig ihre bescheidenen Opfer darbringen, darauf errichtet. Der Platz gilt nach wie vor für heilig. So setzt sich der offenbar uralte Baumkultus bis in die jüngste Gegenwart fort.

Endlich waren die Ankäufe und Anwerbungen beendet und die Pferdelasten (Wjugs) verteilt und ausprobiert, so daß am Montag, den 11. Juli, der Aufbruch von Kedabeg beginnen konnte. Drei Lastpferde wurden nach Kalakent vorausgesandt; mit ihnen ritten Woldemar und Boris v. Seidlitz und einer von den Dienern, die wir nach unendlichen Schwierigkeiten gefunden hatten. Am Dienstag verließ ich dann, begleitet von unserem jüngsten Volontär, das gastliche Kedabeg. Mit dem Ritte nach Kalakent wurde ein Ausflug in das paradiesisch schöne Schamchortal verbunden, auf dem Herr Förster Oehrn den Führer machte. Es galt, zugleich den kräftigen Schimmel zu erproben, den Herr Oehrn der Expedition zu meinem Gebrauche käuflich überlassen, und den er persönlich nach Kedabeg gebracht hatte. Von der Höhe über der Annettenwiese bot sich der erste herrliche Blick in das Tal des Schamchorflusses, dem wir dann durch eine blühende Wildnis — wilde weiße Rosen, die den Weg sperrten, rosenfarbene Winden, rote Wicken, Wolfsmilch — auf steil in die Tiefe gehendem Wege zustrebten, um schließlich am Kloster vorbei unter wildwachsenden herrlichen Nußbäumen hindurch zum Rastplatz, unterhalb der Schamchor-Festung, zu gelangen, die hochgetürmt auf ummauerter Bergspitze dräuend und malerisch dalag. Nach einem Imbiß wurde der Rückweg angetreten und dabei Tscharekawank, dem ‚Tscharek-Kloster', so benannt nach der früheren Bezeichnung des Schamchor-Oberlaufes, ein Besuch abgestattet.

Wie Wardzie so war auch dieses Kloster verödet: es hauste hier nur noch ein armenischer, des Deutschen kundiger Mönch, der uns durch die ausgedehnten, verödeten Anlagen, auch unterirdische Gewölbe, die zu Zufluchtszwecken vorhanden sind, führte, um uns schließlich in dem wilddurchwachsenen Klostergarten unter einer Linde mit Tee, Butter, Brot und dazu mit selbstbereitetem Lindenhonig zu bewirten, den wir uns nach dem Ritt in den heißesten Mittagstunden vortrefflich munden ließen. Die Bienenzucht war seine Hauptbeschäftigung, in guten Jahren gewann er 50 bis 60 Pud, in geringen nur 10 bis 15 Pud Honig.

Dann ging es weiter, oft recht steile Berghänge hinauf und durch Wald, ganz nah dem Absturz des hohen Schamchorufers entlang. An einer besonders steilen Stelle scheute mein Schimmel, erschreckt durch das Nachschnellen einer Wurzel, zum Glück sprang er nach der der Schlucht entgegengesetzten Seite.

So gelangten wir nach Bairam-Ali, der Mündungsstelle des Kalakent-Flusses oder -Baches in den Schamchor, um dann auf noch steileren Pfaden durch das Paradies — zunächst durch dichten Wald mit Blicken auf die tiefe Schlucht des Baches, dann über eine mit mannshohem Unkraut, dunkelvioletten Blumen, Kletten, Nesseln bewachsene Prärie — nach Kalakent zu gelangen, wo sich, da inzwischen auch mein Reisegefährte direkt von Kedabeg her eingetroffen war, die ganze Expedition vereinigt fand.

Der folgende Halbruhetag galt der Anwerbung eines weiteren Dieners, der Korrespondenz und der Nachprüfung der Pferdelasten, wobei namentlich die große Bambusleiter fortgesetzt die größten Schwierigkeiten verursachte.

Es folgte ein Ritt nach der Paradiesfestung, in deren Nachbarschaft mein Reisegefährte 1891 seine bedeutendsten Gräberfunde gemacht hatte.

Es handelt sich um eine ungeheure prähistorische Festungsanlage. Ein beträchtlicher Hügel, jetzt mit dem dunkelsten Walde und dichtem Gestrüpp bewachsen, ist mit einer siebenfachen zyklopischen Ringmauer aus gewaltigen Steinblöcken umgeben, Felsstücken von solcher Schwere, daß man, wie so oft bei den Riesenwerken vorzeitlicher Baukunst, nicht begreift, wie einer, geschweige denn Hunderte solcher Blöcke hinaufgewälzt und neben- oder übereinander geschichtet werden konnten. Ein beiderseits mit Mauern umgebener Weg führt durch die ganze Anlage von Norden nach Süden als Verlängerung des Hauptzuganges, außerdem ein geheimer, zum Teil unterirdischer Gang von Osten her, wo der

Hügel steiler abfällt, hinauf in die Mitte der Festung. Schon der Hauptzugang war sehr schwer zu finden, die Pferde sanken bis über den Sattel in dem üppigen Grase ein, und gar erst innerhalb des Mauerringes war das Fortkommen äußerst schwierig. Großartig und fast schauerlich war der Eindruck, den wir von dieser Anlage in verwildertem Waldesdickicht empfingen. Auf dem Rückweg führte uns mein Reisegefährte an einer Menge vormals von ihm geöffneter Gräber aus der Bronze- und der beginnenden Eisenzeit vorbei. Ihnen entstammen auch jene mit Tierfiguren und ganzen Jagdszenen bedeckten Bronzegürtel, die Virchow zum Gegenstande einer besonderen akademischen Abhandlung gemacht hatte.

Noch heute ist das „Paradies“ ein berühmtes Jagdrevier. Die kleine, von den Flüssen Schamchor und Kalakent begrenzte Hochebene ist mit vielen Obstbäumen bestanden. Ebendieser Fruchtreichtum, zusammen mit der herrlichen Lage und der nicht allzu entfernten Nachbarschaft des Ararat, an dem nach irriger armenischer Vorstellung die Arche gelandet sein soll (Kap. III), haben Anlaß zu der Sage, hier sei das biblische Paradies zu suchen, und zu der entsprechenden Benennung geführt.

Das reichliche Obst lockte aber auch die Bären der Umgegend dahin, und so werden von den Beamten des Hüttenwerkes im Herbst nicht selten erfolgreiche Bärenjagden veranstaltet.

Aber schwerlich wird sich je wieder eine so erlesene Jagdgesellschaft zusammenfinden, wie die, die ich hier im Bilde vorzuführen in der Lage bin: um Werner Siemens, Karl Siemens und Dr. Hammacher gruppieren sich Angestellte des Werkes Kedabeg, sein jetziger Leiter, G. Kölle, an der Spitze.

Die Jagd selbst schildert Werner v. Siemens:

„Wir übernachteten in der Filialhütte Kalakent und zogen bei Sonnenaufgang zur Jagd in die benachbarten Berge, die schon während der Nacht vom unserem Hüttenförster mit einer Treiberkette umstellt waren. Es war ein wundervoll schöner Morgen, und der lautlose Marsch auf den einsamen Jagdwegen war in steter Erwartung der Bären nicht ohne Reiz. Nach längerer in größter Spannung verbrachter Zeit hörte man ganz in der Ferne den Zuruf der Treiber von der Höhe der Berglehne erschallen, deren Fuß wir besetzt hielten. Sonst vernahm man in der allgemeinen Stille nur das herbstliche Fallen der Blätter, ein Geräusch, das ich bis dahin nur aus Romanen gekannt habe. Ich war auf einem schmalen Bergwege zwischen Bruder Karl und Dr. Hammacher postiert. Mein Gewehr bestand in einer Doppelbüchsflinte, von der ein

Lauf mit Kugel, der andere mit grobem Schrot geladen war. Ähnlich mangelhaft war die Bewaffnung meiner Jagdgenossen. Allmählich kam das Geräusch der Treiber näher, doch von Bären war lange nichts zu sehen und zu hören. Plötzlich machte uns der Förster durch Zeichen auf ein leichtes Geräusch vor uns aufmerksam und gab gleich darauf einen Schuß in der angedeuteten Richtung ab. Der Bär wich links ab, ohne getroffen zu sein. ... Ich glaubte schon keine Aussicht mehr zu haben, noch zu Schuß zu kommen, als auf einmal ganz in meiner



G. Kölle.
Dr. Hammacher. Werner Siemens. Karl Siemens.

Teilnehmer der Bärenjagd.

Nähe eine große braune Bärin, begleitet von einem Jungen, unsere Lichtung kreuzte.

„Ich gab meinen Kugelschuß auf die Bärin ab, wobei das Junge vor Schreck in die Knie fiel, was den Glauben erweckte, ich hätte auf dieses geschossen. Mutter und Kind liefen aber ruhig den Berg hinab ... Auch in dem weiteren Treiben wurde kein Bär erlegt, überhaupt kam nur noch ein einziger zum Vorschein, und zwar dicht vor den Treibern. Diese und der Bär schienen gleichgroßen Schreck zu bekommen und liefen nach entgegengesetzten Richtungen auseinander, wobei die Treiber ein wahres Todesgeschrei ausstießen.“ —

Am Donnerstag, den 14. Juli, erfolgte dann der endgültige Aufbruch der Expedition. Früh um 5 Uhr begann das Aufladen. Auf unserem Sattelplatze sah es bunt genug aus, und es waren nicht gerade Koseworte, die von unseren Lippen erschallten.

Um 10 Uhr gingen dann die drei jüngeren Expeditionsmitglieder mit drei Dienern und fünf Lasttieren, einige Stunden später noch zwei weitere Lasttiere mit Sarkis Ivanoff ab, um über das Gebirge den Goktscha-See (in südlicher, genauer südsüdwestlicher Richtung) zu erreichen. Einmal schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß den Vorausreitenden eigentlich kaum deutlich genug gesagt worden sei, welcher von den verschiedenen vorhandenen Pässen eigentlich genommen werden sollte. Doch verflog er wieder im Drange der Vorbereitungen.

Mein Reisegefährte und ich blieben als die letzten zurück, Geschäftliches zu erledigen. Auch wir trennten uns noch, als es spät zu werden begann.

Am „Fischplatz“ — an der Mündung des auf dem Kodja-Dagh entspringenden, brausenden Magi in den Kalakentfluß — trafen wir nach 4 Uhr wieder zusammen, und hier wurde von den Herren Bischoff, Oehrn und Sochieff, die uns das Geleite gegeben hatten, Abschied genommen. Wir ritten am Kalakentflusse in die romantische Wildnis hinauf. Wie wir den Blicken der Freunde entschwanden, dröhnten feierlich zwei Salutschüsse über den brausenden Bergstrom, der Expedition zum Abschiedsgruß, die Felsen hallten ihn wider, und schweigend sprengten wir davon ...

Das wildbewachsene Hochtal war bald durchmessen. Wir gelangten auf die kahlen Höhen und Almen, hier Katschofka genannt, die von Tataren mit Herden von Rindern, Schafen, Pferden bezogen waren; wir mußten uns eilen, um die Vorausgesandten vor der Paßhöhe zu erreichen. Nicht alle diese Tataren sind Vertrauensmänner. Einmal kamen wir in die Nähe einer verdächtigen Gruppe, unter ihnen Bewaffnete. Da setzten wir unsere Pferde in schnellste Gangart, um sie kurz vor den Kerlen zu parieren. Einige Erkundigungen nach unserem Weg und nach ihrem „Woher?“ und „Wohin?“ wurden eingezogen, worauf wir weiter jagten, bis wir außer Sehweite waren.

Mein Reisegefährte hatte den Weg mehrmals gemacht, aber in sieben Jahren verschiebt sich das Bild auch für ein sehr gutes Ortsgedächtnis. Einige Unsicherheit stellte sich ein. Es empfahl sich, den Weg nach Schischkaja, dem heutigen Ziele jenseits des Passes, zu erfragen. Mein Reisegefährte wandte sich an einen Tatarenjungen, den er, als er keine Lust verspürte, zu antworten, nicht eben sänftlich anließ. Sofort wurde

die Katschofka lebendig. Die gesamten Tataren, Männer, Weiber, voran die heulenden gefährlichen Wolfshunde, kamen auf uns zugestürzt. „Was wollt ihr von unserem Jungen?“ „Ich will den Weg nach Schischkaja wissen.“ Nun begann ein endloses Verhandeln. Sie wußten den Weg, weigerten sich aber trotz aller Vorstellungen, ihn uns zu zeigen, wenn wir nicht basch mana (5 Rubel) zahlten. Es half nichts, daß mein Reisegefährte wiederholte, es sei nur ein Mann nötig (bir adam lasym dyr) und nur auf kurze Strecke. Wir ritten allein weiter in das steinige Gebirge hinein, auf anscheinend unbekanntem Pfade. Das war um so unbehaglicher, als starke Wolken und Nebel hinter uns herzogen und wir unsere Leute weder einholten noch eine Spur von ihnen sahen.

Nach einer Stunde sagte mein Reisegefährte plötzlich: „Wir sind auf dem richtigen Wege, gleich kommt die wirkliche Paßhöhe.“ Wir ritten, schnell dem Nebel vorauseilend, hinan, und vor uns lag im Abendlichte, von schneebekrönten Bergen umgeben, der Goktscha-See in der Tiefe.

Wir sahen nur sein fast amphitheatralisches Südostende. Die berühmte Aussicht vom Schischkaja-Passe ganz frei zu genießen, vergönnen nur der Herbst und der Vorfrühling. Wir mußten sehr zufrieden sein, daß wir überhaupt etwas sahen.

Unterhalb der Paßhöhe bestätigten uns Tataren, daß unsere Leute hier nicht vorbeigekommen seien. Sie mußten also über den eigentlichen Satanahatsch gezogen sein, und von ihrem Standpunkte aus ganz mit Recht, denn es war immer nur vom Satanahatsch schlechthin die Rede gewesen, und sie konnten unmöglich wissen, daß man nicht den speziell so bezeichneten Paß, sondern eine gleichlautende allgemeine Benennung für den gesamten Gebirgsstock im Auge hatte.

Es blieb uns also nur übrig, unseren Weg allein fortzusetzen. Wie ungewöhnlich der Anblick zweier unbegleiteter Europäer in diesen Gegenden war, bekundeten die Tataren dadurch, daß sie sich alle am jähen Abhange ihrer Katschofka versammelten und den in die Tiefe weiter reitenden Reisenden nachstarrten, bis sie ihren Blicken entschwanden.

Es ging zunächst schroff bergab, auf Pfaden, die für andere als die an derartiges gewöhnten kaukasischen Bergpferde ungangbar gewesen wären.

Mit beginnender Dunkelheit langten wir in der Sohle des Tales an, das, eng und steinig, in immer noch beträchtlicher Senkung zur Goktscha-Ebene hinabführt. Es wurde durchbraust von einem kräftigen Bergbache, den wir fortwährend, oft zwei- bis dreimal in der Minute, durchkreuzen

mußten. Schließlich verlief dieses Felsental, dem ich an Öde nur das nach Vulpera führende Scarltal in der Schweiz zu vergleichen wüßte, in eine breitere Ebene, die aber noch von den das Tal begleitenden Bergen eingeschlossen war. Erst nach einiger Zeit kamen wir in die freie, aber völlig finstere Goktscha-Ebene. Ein Weg war nicht zu erblicken und der See noch längst nicht so nah, daß man sich an ihm hätte entlangfinden können. Schließlich half uns ein Kanal. Er mußte irgendwie auf menschliche Wohnungen zuführen, und wir folgten ihm um so lieber, als er ungefähr in unserer bisherigen Wegrichtung verlief.

So ritten wir wieder eine ganze Weile durch Wiesen, vielleicht auch zwischen bebauten Feldern hindurch, bis wir auf eine ansehnliche breite Fahrstraße gelangten, die rechts, d. h. südöstlich, abbog, und die uns unserer Meinung nach nun bald nach Schischkaja führen mußte. Doch die Einsamkeit wollte nicht enden, und als wir schließlich schon eine sternbeglänzte Lache aus der Ferne für das Licht einer menschlichen Wohnung gehalten hatten, setzten wir in allem Dunkel die Pferde in einen scharfen anhaltenden Galopp. Da tauchten denn endlich wirklich Lichter vor uns auf, und mehr, als man von einem asiatischen Dorfe um 9 Uhr abends erwarten kann. So glaubten wir uns geborgen, hatten aber nicht mit den gierigen Wolfshunden gerechnet, denen wir uns bei Tageslicht zu Fuß und zu Roß durch eigene Hundepeitschen, kurzstielig mit Schnüren von Pferdelänge, zu erwehren pflegten. Eine greuliche Meute empfing uns mit ohrenzerreißendem Gebell, das alles bisher Gehörte übertraf, und nötigte uns wirklich, mehr als fünf Minuten zu halten, ohne uns zu rühren. Wir warteten, ob nicht jemand erscheine, der die üblen Gesellen, die ihrem Herrn aufs Wort gehorchen, zum Schweigen brächte. Da das nicht geschah, so mußte die Linie der unsichtbaren Kläffer durchbrochen werden, was denn auch an einer schwächeren Stelle gelang.

Nachdem wir dann vergeblich versucht hatten, von einem Tataren, der kein Wort Russisch konnte, und dem die nächtliche Begegnung offenbar unbehaglich war, das Haus des Dorfschulzen (tat. Muchtar, russ. Starschiná) zu erfragen, hatten wir mit einem russischen Sicherheitsbeamten (Urjädnik, einer Art Gendarm) und seinem Gehilfen besseres Glück. Sie verhalfen Mann und Roß zur Unterkunft, nachdem sie Einsicht in unsere Papiere genommen hatten.

Eine sog. Otkryty-List, einen offenen Befehl vom Generalgouverneur der Kaukasusländer, der alle Unterbehörden angewiesen hätte, uns zu fördern, war nicht zu erlangen gewesen; wohl aber ein Dokument, das jenem an Wert und Wirksamkeit fast gleich kam. Das General-

gouvernement hatte an unser Konsulat in Tiflis ein Schreiben gerichtet des Inhalts, daß sämtliche Behörden Trans- und Ziskaukasiens unter dem soundsovielten Januar 1898 angewiesen worden seien, uns in jeder Beziehung — mit Ausnahme von Ausgrabungen — zu fördern. Von diesem Schriftstück hatten wir eine Kopie, deren Vorweisung alle Türen öffnete.

Wie wir nun unsere Pferde einstellten, erfuhren wir, daß wir uns in dem Dorfe Satanahatsch befanden und in der Dunkelheit an dem, 8 Werst von dort entfernten Schischkaja vorbeigeritten sein mußten. Von unseren Leuten hatte man aber nichts gesehen. Wenn sie über den Satanahatsch-Paß gegangen waren, hätten sie eigentlich hier sein müssen. Vielleicht waren sie aber nun ihrerseits wieder am Dorfe Satanahatsch vorbei nach Schischkaja gezogen, und zwar noch vor Dunkelwerden, so daß wir ihnen auch nicht begegnet zu sein brauchten.

So wollten wir uns gerade zu zweien heimisch einrichten — als plötzlich der Gehilfe des Urjädnik erschien: „Eure Leute sind da.“ Und richtig, da kamen sie alle an, vom Satanahatsch-Paß herunter, später eintreffend als wir, obgleich sie viele Stunden vor uns ausgeritten waren. Zwei leichte Reiter kommen eben ungleich schneller fort, als eine vielköpfige Lasttierkarawane.

Dieses schließliche Zusammentreffen infolge beiderseitigen Irrtums wurde natürlich mit großem Jubel begrüßt und gab dem Abend ein sehr heiteres Gepräge.

Wir wurden in einem großen Zimmer im Hause eines Tataren untergebracht, das offenbar für solche Fälle regelmäßig verwendet wurde. Von den tapezierten Wänden grüßte mich Max Bruchs Bild. Beim näheren Zusehen ergab sich, daß außer Bildern der russischen Kaiserfamilie einige, offenbar aus Kedabeg oder Kalakent herrührende Hefte von „Über Land und Meer“ zur Dekoration werwendet waren.

Unserem Abendessen sah ein großer Teil der Bevölkerung von Satanahatsch zu. Die zusammenlegbaren Bestecke und Reisebecher, die Büchsen mit Proviant in ihren verschiedenen Verpackungen und vor allem das Aufblasen der Kopf- und Rückenkissen aus braunem japanischen Papier erregte ihre höchste Verwunderung und belustigte sie sehr.

Der nächste Tag (Freitag, 15. Juli) sollte uns am südlichen Teile des Nordostufers des Goktscha-Sees entlang nach Zaghalu an dessen Südostecke führen, wo eine von Messop Sembatianz 1883 aufgefundene Keilinschrift besucht und eine weitere, von der uns Kunde geworden war, ermittelt werden sollte. Mit lebhafter Erwartung sah ich dem Beginne der eigentlichen Expeditionsarbeit entgegen.

Es war ein herrlicher Morgen, und der See zeigte sich im günstigsten Lichte. Eine mächtige tiefblaue Wasserfläche am gegenüberliegenden Südwestufer, von den schon vom Schischkaja-Paß her erschauten schneebedeckten Bergen umgeben, aber doch den Schweizer Seen an Schönheit keineswegs vergleichbar. Keine großartigen Formen, kein Schwung in den Berglinien. Eigentlich ist es ein hohes Plateau mit regelmäßig wiederkehrenden, sehr wenig modulierten Erhebungen. Zudem lag Schnee nur nahe dem Gipfel, in dünnen, oft schwarz unterbrochenen Flächen. Die gewaltigen Formen, die hehren Firnen der Berner und Walliser Alpen, des Dent du midi, der Berge um Chamounix fehlen fast ganz. Und dieser Mangel ist für den Antikaukasus, in dem wir uns befanden, charakteristisch und macht sich auch sonst in Armenien mehrfach geltend.

Dieser zur Kennzeichnung der Landschaft notwendige Vergleich konnte uns natürlich die Freude an dem großartigen Bilde, das wir genossen, nicht stören.

Die frohe Erwartung und die Freude an der Natur versetzten uns in gehobene Stimmung, und als endlich alle Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen waren, setzte mein Reisegefährte und der Urjädnik ihre Pferde in Karriere, worauf ich auf meinem Schimmel ihnen folgte. Die glatte, an dem See hinführende Straße und die Frische des Morgens luden in gleicher Weise zu solcher Gangart ein. Auf einmal aber merke ich, wie ich den Halt verliere, wie der ungenügend befestigte Sattel seitwärts wegrutscht. Ich versuche mein Pferd zu zügeln, das war aber unmöglich, solange die Vormänner weiterrasten. Das Halt, das ich ihnen zurufe, verhallt ungehört. Ich weiß nur, daß ich erst nach rechts heruntergleite, mich noch einmal mit dem Sattel wieder ins Gleichgewicht bringe, dann nach links halb abspringe, halb falle. Dann sehe ich mich erst wieder, aus halber Betäubung erwachend, am Boden liegen. Boris v. Seidlitz kommt herangesprengt, ich suche mich zuerst allein, dann mit seiner Hilfe zu erheben. Unmöglich, das rechte Bein versagte — es schien gebrochen. Man rief nach Woldemar v. Seidlitz, dem „Expeditionsarzt", der wegen seines unverträglichen Pferdes die Nachhut genommen hatte. So lag ich wohl ein Viertelstündchen, bis eine oberflächliche Untersuchung vorgenommen werden konnte, mit dem Ergebnis, daß es wahrscheinlich kein Bruch wäre. Man trug mich auf die Wiese neben der Straße, wo kalte Umschläge auf das stark geschwollene Knie gemacht wurden. Ein provisorisches Zelt aus Gewehren und Burken wurde über mir errichtet. Ich blickte über den See nach dem nahen Zaghalu wie auf das gelobte Land, das ich

nicht betreten sollte. Nun wurde das große Expeditionszelt aufgeschlagen und ich hineingetragen, Essen bereitet und beschlossen, einen Kahn herbeizuholen und den Invaliden hinüberzuschaffen nach Zaghalu. Mein Reisegefährte aber und der Diener Hassan bestiegen um $^1/_2$ 2 Uhr die Pferde und eilten über das Gebirge zurück, um Dr. Oehrn aus Kedabeg zu holen.

Da der Kahn erst am späten Abend eintraf, so wurde die Nacht im Zelt verbracht. Heu und Kissen wurden aus Satanahatsch beschafft, und die drei jüngeren Expeditionsmitglieder hielten abwechselnd zweistündige Wacht bei mir und unserem Gepäck. Trotz der Schmerzen und der trüben Gedanken konnte ich mich doch der Schönheit dieser Zeltnacht erfreuen.

Am nächsten Tage wurde ein Teil der berühmten Bambusleiter durch Heu und Decken in eine Tragbahre verwandelt, auf welcher ich zum Strande getragen wurde, um dann im Rückteil des Bootes, das noch unser Gepäck aufnahm, gebettet zu werden.

In vierstündiger, schöner und bequemer Ruderfahrt gelangten wir nach Zaghalu, einem elenden, aber nicht unfreundlichen armenischen Neste, bei dessen reichlicher weiblicher Bevölkerung mein Transport vom Schiff in ein weit abgelegenes Haus großes Interesse und sonderbarerweise vielfache Heiterkeit erregte.

Die Hauptsache war nun: Wann kommt der Arzt? Kann er überhaupt heute noch eintreffen? Und wirklich! Gegen 8 Uhr abends ertönt Pferdegetrappel, und Dr. Oehrn erscheint mit meinem Reisegefährten.

Dieser war dankenswerter Weise mit Aufbietung aller Kräfte tags zuvor bis Kalakent durchgeritten. Hier ließ man ihn, da man sah, wie ermüdet er war, nicht weiter. Ein Bote ging mit einem Briefe von ihm zu Dr. Oehrn. Dieser hatte sich mit dem frühesten in Kedabeg aufgemacht, meinen Reisegefährten in Kalakent abgeholt, und ein Parforceritt hatte sie nach Zaghalu gebracht.

Nun ging's an die Untersuchung! Ein schwerer Moment, denn die starke Schwellung des Knies ließ den Arzt einen Bruch der Kniescheibe vermuten. Unter atemloser Spannung wurde festgestellt, daß sie unbeschädigt sei, daß es sich überhaupt nicht um einen Knochenbruch handelte, wohl aber schien eine der Hauptsehnen zerrissen zu sein, so daß mir bestenfalls ein vier- bis sechswöchiges Krankenlager bevorstand, für welches das Hospital in Kedabeg der geeignete Ort war, und es wurde alsbald alles für den zwei- bis dreitägigen Transport zu Wasser und zu Lande vorbereitet. Herr Dr. Oehrn, der am folgenden Tage, nach erneuter Untersuchung, nach Kedabeg zurückkehrte, sollte dort

alles vorbereiten, Woldemar v. Seidlitz den Transport leiten, und Färädj, der ohnehin früher Hospitaldiener bei Dr. Oehrn gewesen war, wurde zum Krankenpfleger ernannt. Meine Sachen wurden am folgenden Morgen ausgepackt und von dem Gepäck der Expedition gesondert: sehr bitter.

Um 2 Uhr war ein Kahn bereit, Transport dahin wie vorigen Tages. Abschied und Tücherschwenken. „Auf baldiges Wiedersehen." Das Boot stößt ab. —

Das Ziel unserer Fahrt war Tschurdja am Nordostufer des Goktscha-Sees. Sie sollte zugleich der Erledigung einer wissenschaftlichen Aufgabe dienen: der Untersuchung des Ostnordostufers des Goktscha-Sees nach Keilschriften oder doch nach Stellen, die zu ihrer Anbringung geeignet erschienen und deshalb zu näherer Untersuchung aufgefordert hätten.

In die Heimat wurde berichtet, daß sich die Expedition zum Zwecke der Arbeitsteilung gespalten hätte.

So wurde die Möglichkeit gewonnen, den Unfall zunächst für den Anfang zu verheimlichen und den Trauernden daheim diese weitere Sorge zu ersparen.

Die Fahrt nach Tschurdja war auf fünf bis sieben Stunden veranschlagt, so daß wir mit Dunkelwerden dort einzutreffen dachten.

Wir kamen aber bei ungünstigem Winde verzweifelt langsam weiter, und bald ward es uns klar, daß diese Fahrt einen hervorragenden Beleg für die orientalische Unfähigkeit, die Zeit zu schätzen, abgeben würde. Als wir gegen $^1/_2$8 Uhr noch schwerlich ein Viertel des Weges hinter uns hatten, fragten wir, wann wir denn nun anlegen würden! „Tscheres dwa tschassá (in zwei Stunden)". — „Inschallah (wenn Allah will)", dachte ich mir hinzu.

Inzwischen beobachteten wir die Ufer: sanft abfallende, erdige, grasbewachsene Hügel, vollkommen ungeeignet zur Aufnahme von Keilinschriften, und so blieb es durchweg, soweit das Auge reichte, mit wenigen Ausnahmen, wie bei Satanahatsch, wo sich ein paar Felsen zeigten, die aber als Träger von Inschriften längst hätten bekannt sein müssen, und später bei Tschurdja, wo auf deutlich geschichtetem und stark verworfenem Gestein weder Inschriften noch die Spur einer hier besonders notwendigen vorgängigen Glättung zu bemerken war.

Die Schiffer sangen zum Takte der Ruder. Wir bedauerten beide, nicht musikalisch genug zu sein, um das Gehörte aufzuzeichnen. Nicht daß die Gesänge schön oder nur klangreich gewesen wären — im Gegenteil: höchst eintönig. Ein langgezogener Ton, variiert durch Modulationen in kleinsten Intervallen, den Liturgien in unseren Kirchen vergleichbar.

Bei jedem neuen Vers oder Abschnitt oder Lied — das war schwer zu unterscheiden — setzte der Singende, wie mir schien, höher ein. Ob damit eine gewisse Steigerung beabsichtigt wurde? Auch beim Wechselgesang war das gleiche zu beobachten. Im ganzen hatten alle diese Gesänge etwas ungemein Melancholisches, Klagendes. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Armenier kaum eigene Musik haben. Sie singen meist, wenigstens in diesen Gegenden, tatarische Gesänge, und die Eigentümlichkeit, die ich soeben zu schildern versucht habe, trifft man durch den ganzen vorderen Orient hin, bei Türken, Tataren, Kurden in gleicher oder ähnlicher Weise. Das spricht, mit anderen Beobachtungen zusammen, sehr für die Richtigkeit der von A. T. Sinclair vertretenen Ansicht, daß diese orientalische Musik aus einer gemeinsamen Quelle herzuleiten sei: der Musik der Zigeuner, die ja im ganzen Orient und darüber hinaus als die berufsmäßigen Musiker auftreten. In die menschliche Stimme mischte sich das Schreien und Schrillen der Wasservögel, an denen der Goktscha-See ungemein reich ist.

Es dunkelte nun: ein herrlicher Sternenhimmel — die Milchstraße, in schwerlich je gesehener Klarheit, breitete sich über uns. Träumend lag ich im Schiff. Es gemahnte so vieles an uralte Zeiten. Unser Schiff, das einzige auf der weiten Fläche; die Gestalten der drei Schiffer in den zerlumpten Kleidern und mit den Kopftüchern, gegen die sie zeitweilig die Pelzmütze vertauschten; das Fahren an der Küste entlang nicht bloß unserer Zwecke wegen, sondern weil diese Leute es seit Vorzeiten nicht anders gewöhnt sind und wagen: ein friedliches Stückchen Odyssee.

Bald sollten wir nur noch etwas ernster an den Helden und seine Geschicke erinnert werden.

Wir waren eingeschlummert, es war 10 Uhr geworden, und von Tschurdja oder auch nur der Halbinsel, die umfahren werden mußte, um den Ort zu erreichen, noch immer keine Spur. Wir schlummerten ein.

Nach längerer Zeit erwache ich von einem sonderbaren Brausen und Wirbeln. Ich blicke auf: der See ist mächtig erregt, eine sehr starke Brise weht, man glaubt sich auf dem Meere. Und in all diesem Tosen fuhren die drei Bootsleute, zu denen man doch nicht das Zutrauen haben konnte wie zu Helgoländer Schiffern, mit einem für die Barke ohnehin im Grunde zu großen Segel ohne jedes Reff! Woldemar v. Seidlitz, den ich wecke, ist meiner Meinung. Er kriecht unter den Bänken hindurch, um sie zum Reffen aufzufordern. Als Antwort bringt er zurück, es sei nicht nötig. So blieb nur zu hoffen, daß nicht ein stärkerer Stoß das Segel träfe. Denn dann kenterte das Boot, und zwar jetzt beim

Segeln nicht allzunahe der Küste, und an ein Schwimmen war für mich, den Verletzten, nicht zu denken.

Es war eine ungemütliche halbe Stunde. Dann flaute der Wind ab. Schon vorher hatten aber, wie ich aus dem Halbschlafe erwachend sah, die Herren es doch für richtig befunden, kräftig zu reffen.

Mitternacht! „Tschurdja wann?" — „Tscheres minutku! (In einer kleinen Minute!)" Endlich um $^3/_4$ 2 Uhr erblickten wir jene Halbinsel, und eine Stunde darauf legten wir an. „Wo ist denn nun Tschurdja?" — „Eine Werst von hier!" (Landeinwärts, wie wir annahmen.) Da wir nachts um 3 Uhr doch den Starschiná nicht wecken konnten, so blieb nichts übrig, als nach einem tüchtigen Schluck Kognak im „schöngebordeten Schiffe" am „Gestade des Meeres" zu schlafen.

Um 5 Uhr weckte ich den „Expeditionsarzt" und wir bedeuteten den Schiffern: „So, nun nach Tschurdja. Wo liegt's denn?" — „Zwei Werst von hier." — „Landeinwärts?" — „Nein, dort." (Am Ufer nach Norden hin.) — „Was? Dann fahrt uns sofort hin!" — „Nein, das tun wir nicht, unmöglich, kein Wind." — „Dann rudert." — „Nein!" — „Wenn ihr uns nicht auf der Stelle dorthin bringt, wohin ihr gemietet seid, erhaltet ihr keinen Kopeken!"

Das half. Ein Mann zog das Boot vom Ufer aus mit der Leine, einer ruderte, einer steuerte, und so gelangten wir in zwei Stunden zu dem noch mindestens zehn Werst entfernten Tschurdja — 17 Stunden nach der Abfahrt von Zaghalu!

Tschurdja ist ein großes Dorf. Seine Bewohner sind neben einer geringen armenischen Minderheit Molokaner. Beim Starschiná, einem Hünen von Gestalt, wurden wir mit Tee erquickt, nachdem ich sorgsam gebettet war. Die Wohnung ward außer von den unverheirateten Söhnen von der Familie des ältesten geteilt. Fremdartige Laute ertönten, uns unerklärlich, bis Woldemar v. Seidlitz fragt. „Was sprecht ihr denn eigentlich? Russisch ist das doch nicht?" — „Nein, Mordowisch, Herr."

Das war mir nun besonders interessant. Mordowisch oder Mordwinisch ist eine uralaltaische Sprache. Sie hatte bei der von F. Hommel angeregten und erörterten Frage nach der Verwandtschaft des Sumerischen, der uralten Sprache der nichtsemitischen Begründer der babylonischen Kultur, mit den uralaltaischen, speziell den Turksprachen eine Rolle gespielt.

Und nun traten die wohlbekannten Formen, namentlich die Zahlworte „sieben" sisem und „vierzig" nilau, die ich bisher nur als totes Material kannte, mir hier unerwartet im Munde einfacher, russifizierter

Bauern entgegen. Wir fragten ihr eine Menge Wörter ab, die wir notierten. Die Frau gab zögernde, halbmürrische Auskunft. Diese Mordwiner mußten schon vor längerer Zeit zwangsweise oder aus eigener Wahl aus dem asiatischen Innern ins europäische Rußland übersiedelt, dort zum molokanischen Glauben bekehrt und in der Folge mit ihren Glaubensgenossen nach Transkaukasien verpflanzt worden sein.

Die Fahrt im Schiff hatte dem Verletzten keine sonderlichen Beschwerden bereitet, der Landtransport brachte sie in um so reichlicherem Maße. Es wurde ein Fourgon, ein Leiterwagen kleinsten Kalibers, aufgetrieben, dieser mit Heu gefüllt und ich, so gut es ging, schräg hineingelegt, dem Führer wurde behutsames Fahren auf möglichst günstigen Wegen eingeschärft. Dem aber war das alles völlig gleichgültig, sein einziger Gesichtspunkt war, wie er den bedungenen Lohn am schnellsten verdienen könnte. So fuhr er einen Abkürzungsweg, vermied das Dorf Michailowska und fuhr allen Einwänden und Bitten zum Trotz über Stock und Stein, ohne Weg und Steg oder auf den holprigsten Richtpfaden, und jeder Stoß verursachte mir, da ich ohnehin in dem zu engen Gefährt nur gekrümmt daliegen konnte, empfindliche Schmerzen. Am schlimmsten war das letzte Stück der Fahrt. Iwanofka, unser Ziel, liegt in der Tiefe. Auf furchtbar steinigen Pfaden geht es, zum Teil durch Wald und romantische Landschaft, hinunter. Mehrmals drohte, einmal begann der Fourgon umzufallen. Einen solchen Tag hoffe ich nicht wieder zu erleben.

In Iwanofka fand ich Unterkunft bei einer Molokanerin, deren Mann gerade in Kedabeg war, ein niedlicher Junge und jüngere Geschwister des Mannes in großer Zahl waren die Hausgenossen. Mir wird das Bett eingeräumt. Alles schläft in demselben, von springendem Ungeziefer reich belebten Raum, die Kinder auf dem erhöhten Gemäuer hinter dem Ofen, die Frau und ihr Kleines auf dem Boden, ebenda in einer Ecke Färädj, auf einer Bank quer vor meinem Bette Woldemar v. Seidlitz.

Am nächsten Tage ging es dann in besserem Fourgon, auf besseren Wegen, mit besserem Kutscher, ganz erträglich bis Kedabeg.

Die Verletzung erwies sich zum Glück als weniger ernst, als es anfänglich geschienen hatte, aber drei volle Wochen mußte ich doch im Krankenhause zu Kedabeg in der sorgfältigen Behandlung von Dr. Oehrn zubringen, dem ich über das Grab hinaus — er starb 1907 in Batum — ein dankbares Andenken bewahren werde, von Färädj als Krankenpfleger besorgt und von den Herren des Kedabeger Werkes häufig besucht und freundlich mit Lektüre versehen. Zu den körperlichen Unbehaglich-

keiten gesellte sich der seelische Schmerz über die Untätigkeit und den Verlust der kostbaren Zeit.

Dagegen gelang es glücklicherweise, den Angehörigen in der Heimat den Unfall auch ferner zu verbergen, indem die Berichte über die Tätigkeit der übrigen Expeditionsmitglieder an mich gesandt und, von mir unterschrieben, weitergeleitet wurden.

Zunächst wurde von ihnen nach unserer Abfahrt aus Zaghalu die dortige chaldische Keilinschrift kopiert und abgeklatscht. Sie rührt wie die Mehrzahl der chaldischen Inschriften am Goktscha-See und in dessen Nachbarschaft von Argistis I., Menuas Sohne, her, der diese Gebiete als Eroberer von Süden her dem chaldischen Reiche hinzufügte. Sie nennt uns den damaligen Namen des Gebietes von Zaghalu und seines Fürsten, sowie den eines Nachbargebietes. In Zaghalu hat sich übrigens tatsächlich (S. 139), wie mir der armenische Forscher Lalajants vor kurzem mündlich mitteilte, noch eine zweite Inschrift befunden. Sie war zu einem Tränktrog für Pferde umgearbeitet, so daß nur noch ganz geringe Spuren der Inschrift überhaupt vorhanden waren, wovon er sich durch den Augenschein selbst überzeugt hatte. Sodann wurde von dem mobilen Teil der Expedition die Inschrift von Kölani-Girlan oder Alutschalu aufgesucht. Der Stein mit der Inschrift befindet sich dicht am Ufer; während 1891 mein Reisegefährte sie noch trockenen Fußes hatte untersuchen können, mußte das diesmal unter großen Schwierigkeiten vom Boote aus geschehen — eines von zahlreichen Anzeichen dafür, daß der Goktscha-See seit einigen Jahren wieder im Steigen begriffen war. Zur Aufhellung der periodischen Schwankungen der armenischen Alpenseen — über die u. a. mein Reisegefährte schon früher wichtige Beobachtungen gemacht hatte, — tunlichst beizutragen, ließ sich unsere Expedition dauernd angelegen sein.

Die Inschrift von Kölani-Girlan ist von Rusas I., dem Sohne Argistis' I., gesetzt, sie nennt nicht weniger als 23 Gebiete, deren „Könige" Rusas besiegt habe, darunter einige, die bereits von Argistis I. unterworfen worden waren, wie gerade das Gebiet von Zaghalu. Das läßt auf eine Erschütterung des vom Vater hier erworbenen Besitzstandes schließen; sei es, daß beim Thronwechsel die neu eroberten Gebiete aufsässig wurden, sei es, was jedoch unwahrscheinlich, daß der Einfall der Kimerier, der gegen Ende von Rusas' I. Regierung erfolgte, bereits vorausgegangen war. Wäre letzteres der Fall, so könnte es sich jedenfalls nur um einen vorübergehenden Erfolg Rusas' I. handeln, da der Kimerier-Einfall eine dauernde Schwächung und Minderung des Reiches Urartu herbeiführte, die wahrscheinlich den durch die assyrischen Inschriften bezeugten, wenn auch von ihnen anders begründeten Selbst-

mord Rusas' I. zur Folge hatte und erst durch dessen gleichnamigen Enkel, Rusas II., um 680 wieder ausgeglichen wurde.

Später wurden mein Reisegefährte und seine Genossen von seiner Heiligkeit dem Katholikos Mkrditsch Chrimean zu Etschmiadzin in dreiviertelstündiger Audienz empfangen. Der Empfang fand in einem geräumigen Zimmer statt, an dessen rechter Seite fünf Fach Fenster Licht gaben. Der Fußboden war mit prächtigen Teppichen belegt, die Bezüge der zahlreichen an den Wänden stehenden Sofas und Stühle bestanden aus prächtigen persischen Stoffen. Sie waren mit Atlas- und Seidenkissen in Perl- und Seidenstickerei belegt. Unter den Bildern an den Wänden stellte eines den Katholikos auf blauem Atlas gestickt dar, um den Kopf in gelber Seide ein armenischer Spruch. In einem andern schönen Rahmen sah man das Kloster Etschmiadzin, von einer Nonne in Holzrelief geschnitzt. Der Eintrittstür gegenüber, am anderen Ende des Zimmers, stand der Arbeitstisch des Katholikos, mit einer schwarzen, gelbbesetzten Samtdecke belegt. Auf dem Tische eine einfache Weckuhr aus Nickel, ein geschnitztes hölzernes Tintenfaß, einige armenische Zeitungen. Beim Eintritt der Expeditionsmitglieder saß der Katholikos links vom Tische in einem großen Lehnstuhl, aus dem er sich erhob, um ihnen zwei bis drei Schritte entgegenzugehen. Die hohe stattliche Gestalt war in einen langen, bis auf die Füße reichenden, dunkelblauen Rock gehüllt. Mit seinem langen, weißen Bart und dem klaren ruhigen Blick stellte der um die Vertretung der Interessen seines Volkes von jeher hochverdiente Geistliche zwar eine höchst ehrwürdige Erscheinung dar, aber seine 78 Jahre waren ihm nicht anzusehen; man hätte ihn für etwa 60jährig gehalten.

Nach anderthalbtägigem Aufenthalt ging es weiter aufwärts im Tale des Abarantschai über Oschakan nach Karabulaq. Bei Oschakan stieß man auf ein sehr altes Monument, eine einfache, etwa 5 m hohe Steinsäule auf gewaltigem Fels; nach der Vermutung meines Reisegefährten vielleicht die Stelle bezeichnend, an der vor etwa 1400 Jahren die armenischen Satrapen die aus den Königsgräbern von Kjemach überführten Gebeine der ältesten armenischen Könige begraben haben. Vor Karabulaq wurde in zwei Tagen der mehr als 4000 m hohe Alagöz bestiegen. Sowohl der Aufstieg, wie der Abstieg, der nach der Hochebene von Schirag zu erfolgte — die sich von Alexandropol südwärts bis zum Araxes ausdehnt —, erwiesen sich als mühsam und schwierig. Bei Kulidjan unweit Alexandropol wurde die Felsinschrift Argistis' I., die von der Eroberung dieses, damals Quliani genannten Gebietes mit der Stadt Durubani berichtet, kopiert, abgeklatscht

und photographiert. Hier sowohl, wie in Talisch wurde das Vorhandensein zahlreicher prähistorischer Gräber festgestellt. Die diesen Gräbern entstammenden Fundstücke wurden von meinem Reisegefährten als den von ihm in den Kalakenter Gräber aufgefundenen Gegenständen in Form und Ausführung entsprechend erkannt. Wie im zweiten Bande an der Hand der Ausgrabungsfunde von Toprakkaleh bei Van (oben S. 25) näher dargetan wird, fehlt es bei der chaldischen Kultur an jeder erkennbaren Beziehung zu den charakteristischen Zügen dieser „Kalakenter" transkaukasischen Kultur, vor allem zu den Darstellungen der Gürtelbleche (S. 8) mit ihrer, wie Rudolf Virchow nachgewiesen hat, nach dem inneren Asien weisenden Fauna. So trennt denn auch eine scharfe Grenze jenes transkaukasische von dem chaldischen Kulturgebiet; sie verläuft im wesentlichen längs der die Araxesebene im Norden begrenzenden Gebirge. Südlich dieser Grenze finden sich keinerlei „Kalakenter" Steinkistengräber. Daraus folgt, daß die Chalder, soweit sie ihre Herrschaft über die Araxesebene hinaus zum Goktscha-See und bis wenig südlich von Alexandropol ausdehnten, als von Süden vordringende Eroberer zu überwiegend stammfremden Völkern kamen. Das ist einer der Gründe, weswegen der anfänglich naheliegende Gedanke, daß die Chalder, als sie ihr nachmaliges Herrschaftsgebiet zuerst etwa zu Ende des 10. Jahrhunderts v. Chr. besetzten (vgl. S. 13), von Nordosten oder von den Südabhängen des Kaukasus in Armenien eingedrungen seien, als unhaltbar hat aufgegeben werden müssen.

Diese Tätigkeit der Expedition konnte ich von meinem Krankenlager in Kedabeg nur mit meinen Wünschen und mit meiner Sehnsucht begleiten. Einen gewissen Ersatz boten mir nur die Berichte meiner freundlichen Besucher über Land und Leute, vor allem die des Direktors Bolton selbst, der ein vortrefflicher Beobachter und glänzender Erzähler war. Nichts fesselnder, als die Schilderungen seiner Lebensschicksale aus seinem Munde: wie er, Engländer von Geburt, dessen Vater in Rußland nationalisiert war, als junger Lehrer in Petersburg durch glückliche Umstände die Bekanntschaft von Werner Siemens machte, der damals gerade die Konzession zu telegraphischen Anlagen für ganz Rußland erhalten hatte; wie Siemens, als Bolton sich ihm vorstellte, ihm die Frage vorlegte: „wissen Sie, nach welcher Seite man eine Schraube dreht?"; wie er dann mit einem Rubel täglich den Mechanikern zugewiesen wurde; wie Siemens ihm bald darauf sagte: „schreiben Sie mir mal 'nen Aufsatz: was tun Sie, wenn eine telegraphische Unterbrechung gemeldet wird?"; wie dieser Aufsatz zu Siemens' Zufriedenheit ausfiel und er nun mit 500 Rubeln Gehalt nach Sarskoje Selo, wo sich der Zar

im Frühling 1855 aufhielt, kam; wie dann, nachdem der Zar im Frühsommer nach Peterhof übersiedelt war, Bolton allein dort blieb und durch glückliche Ermittlung und Abstellung einer telegraphischen Unterbrechung sich Siemens' Vertrauen und Freundschaft für immer sicherte.

Besonders interessierten mich auch Boltons Berichte von alten Felsenbauten auf der Krim. Ein an Uplistziche erinnerndes Felsenkloster kannte er unweit Baktschisarai, wo sich das alte, ganz aus Holz aufgebaute Schloß der Krimtataren befindet, die unter Katharina II. unterworfen wurden. Einer der letzten Khane hatte im Kriege mit den Polen eine Gräfin Potocka gefangen genommen und geheiratet. Ihren christlichen Glauben durfte sie behalten. Zwei Werst von dort befindet sich ferner auf einem Felsen die Totenstadt der Karaïmen: Tschufutkaleh. Die Karaïmen sind Juden, Überbleibsel des alten Chasarenvolkes (S. 53), das die jüdische Religion angenommen hatte. Sie haben offenbar die Duldung und Förderung der Krimtataren genossen. Sie finden sich heute noch als Kaufleute in allen Hafenstädten des Schwarzen Meeres und haben noch jetzt ihren eigenen Hohenpriester, der in Tschufutkaleh residiert. Man reitet von Baktschisarai durch eine Schlucht auf den Berg. Jeder reiche Karaïme läßt sich dort beerdigen, davon leben die wenigen Einwohner des dortigen felsigen und unergiebigen Geländes.

Auch wie der Dichter Gribojädoff (S. 66), der Verfasser des berühmten russischen Dramas „Verstand bringt Leiden“, ums Leben gekommen, erfuhr ich so. Die Kolonie Helenendorf war durch die Perser zerstört und deutsche Kolonistinnen geraubt worden. Eine von ihnen, die ihr Räuber zur Heirat gezwungen hatte, flüchtete sich in die russische Gesandtschaft in Teheran. Darauf großer Aufruhr. Die Perser stürmten die russische Gesandtschaft, deren sämtliche Mitglieder, an der Spitze der junge Botschafter Gribojädoff, ermordet wurden (1829). Nur ein verkleideter Tschapar entkam.

Schließlich sei noch einer Episode aus der Zeit Schamyls (S. 84) gedacht, deren Kenntnis ich Herrn v. Bolton verdanke. In Kachetien stand ein Regiment unter einem Fürsten Tschawtschawadse. Schamyl will dessen Frau und Schwester, die Fürstin Orbeliani, aufheben. Die Frauen erhalten davon Nachricht und schreiben rechtzeitig nach Tiflis. Statt aber sofort in die zur rechten Zeit von dort eintreffende Postkutsche zu steigen, verplaudern sie sich, und Schamyls Scharen kommen inzwischen und nehmen sie gefangen. Die Fürstin Orbeliani hatte einen Säugling. Er wurde von den Soldaten, da sein Geschrei sie störte, einfach in einen Abgrund geworfen. Die Damen sind dann später gegen einen Sohn Schamyls ausgetauscht worden. —

Eines Tages wurde mir durch Herrn v. Bolton ein Tatarenchef namens Alajar-Beg Zulgadaroff zugeführt, der mir u. a. mitteilte, er sei ein Abkömmling Alexanders des Großen und könne das dokumentarisch belegen. Nach einer Erklärung brauchte ich nicht lange zu suchen. Alexander der Große führt im Orient allgemein den Namen Zu'lkarnain („der Hörnerträger"), wie man meist annimmt, von den Ammonshörnern, die er als Sohn des Zeus-Ammon auf Münzen am Kopfe oder an der Kopfbedeckung (dem Elefantenfell) trägt. Der entfernte Anklang des Namens Zulgadaroff an Zulkarnain hatte die ganze Geschichte veranlaßt. Besonders merkwürdig aber war, daß der Tatarenchef deutliche Züge der Alexandergeschichte oder des Alexanderromans zur Verfügung hatte, um seine Überzeugung zu begründen. Aus Alexanders schwachsinnigem Bruder (Philippus Arrhidaeus) war ein blödsinniger Sohn geworden. Dieser hat sich mit einer Prinzessin vermählt, und von diesem Paare stammen die Zulgadaroffs ab. Dem Stolz auf diese Abkunft tat die Geistesschwäche des vermeintlichen Ahnherrn keinerlei Abbruch.

Alajar-Beg Zulgadaroff hat nachmals das große Ansehen, dessen er genoß, bei dem leider erfolglosen Bemühen geltend gemacht, die Ausschreitungen, zu denen die Feindseligkeiten zwischen Tataren und Armeniern im Jahre 1906 in Kedabeg führten, zu verhindern.

Die folgenden Mitteilungen darüber darf ich einem aus Kedabeg erstatteten Berichte des Herrn A. Oehrn, der damals die Leitung des Werkes vertrat, entnehmen — einem wichtigen Dokumente zur Geschichte dieser entsetzlichen Bewegung.

Vorausgeschickt sei, daß der im Folgenden mehrfach mit so großer Anerkennung genannte Polizei-Pristaff Museib Alieff ein sehr tätiger und unerschrockener Mann war, der, Tatare von Geburt, durch „seine Strenge und Unparteilichkeit sich in kurzer Zeit das Vertrauen der ganzen Bevölkerung, sowohl der Tataren als auch der Armenier und Russen, erworben hatte". Er hatte gerade in dem Augenblick, als die Krisis begann, einen anderen Posten einnehmen und durch einen äußerst untüchtigen, der Gegend und der tatarischen Sprache unkundigen Nachfolger ersetzt werden sollen. Doch war es glücklicherweise gelungen, ihn einstweilen in Kedabeg zu halten.

Am 18. November (alten Stils) 1906 „war in Elisawetpol ein erbitterter Kampf zwischen Tataren und Armeniern zum Ausbruch gelangt. Infolgedessen bemächtigte sich hier sofort aller Gemüter eine gedrückte Stimmung, war es doch klar, daß es nur eines Funkens bedurfte, um auch hier am Orte, wo doch Armenier und Tataren durcheinander lebten, die Flamme des blinden nationalen Fanatismus zum Auflodern zu bringen. Die unmittelbare Veranlassung zum Ausbruch der armenisch-tatarischen

Metzeleien in Elisawetpol war, wie von zuverlässiger Seite berichtet wird, der Umstand, daß am Morgen des 18. November in der Stadt das Gerücht (welches auch jetzt noch nicht bestätigt ist) verbreitet wurde, es seien in der Nähe der Stadt, sowie unter einer Brücke die Leichen von mehreren ermordeten Tataren aufgefunden worden. Sofort drang ein tatarischer Volkshaufe in die armenischen Buden ein und begann, die armenischen Kaufleute mit Revolvern und Dolchen niederzumachen. Die tatarischen Buden waren infolge des mohammedanischen Ruhetages geschlossen. Darauf wurden die Buden angesteckt, und das gegenseitige Morden und Rauben, worauf es besonders abgesehen war, nahm immer größere Dimensionen an. Leider griff das allerdings in geringer Menge vorhandene Militär nicht gleich energisch mit Artillerie ein, wodurch dem Zuströmen großer Massen von auswärtigen Tataren Vorschub geleistet wurde. Auf diese Weise geschah dem Zerstörungswerke nicht rechtzeitig Einhalt, und der größte Teil der Stadt verwandelte sich innerhalb weniger Tage in einen Trümmerhaufen.

„Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von diesen Ereignissen weiter. Bereits am Abend dieses 18. November wurden die armenischen Buden auf der Station Dalljar von den umwohnenden Tataren geplündert. Dasselbe Schicksal erlitten am folgenden Abend die armenischen Buden der Kolonie Annenfeld. Die Besitzer derselben flüchteten oder versteckten sich, desgleichen die bei den deutschen Kolonisten dienenden armenischen Knechte. Die raubenden Tataren waren in so großer Überzahl vorhanden und verhielten sich so drohend, daß weder der anwesende Polizei-Pristaw mit seinen Schutzleuten, noch die Kolonisten selbst einschreiten durften“ ....

Nach den Friedensverhandlungen, die unter dem Vorsitz von Alajar-Beg Zulgadarow zwischen tatarischen und armenischen Abgeordneten am Sonntag, den 20. November stattgefunden hatten und ergebnislos geblieben waren, verließen am folgenden Tage die meisten auswärtigen Arbeiter und Bediensteten Kedabeg, um sich in ihre Dörfer zu begeben. Am Nachmittag des nächstfolgenden Tages zogen noch die letzten auswärtigen Armenier fort“. Dagegen „verblieben in Kedabeg noch verschiedene armenische Familien, die beständig auf dem Werke lebten und hier ihre Häuser und ganze Habe besaßen. —

„Um $5^1/_4$ Uhr nachmittags“ (22. Nov.), „beim Dunkelwerden, während im Kontor noch gearbeitet wurde, erschallen plötzlich vom Basar und vom alten armenischen Kirchhofe her Schüsse. Das Kontor wird rasch geschlossen. Der Pristaw Aliew mit Suleiman-Beg wollen sich auf den Bazar begeben, kehren aber auf halben Wege um, da das Schießen zunimmt und die Kugeln scheinbar auf sie gerichtet sind.

„Veranlaßt war der Beginn des Schießens durch Hilferufe vom Basar her, woselbst fremde Tataren einem Armenier die Büchse abnahmen. Die auf dem alten armenischen Kirchhofe sich versteckt haltenden Armenier (darunter auch mehrere sog. Humbi, d. h. aus der Türkei herübergekommene Mitglieder des armenischen Komitees, welche mit neuen Drei-Linien-Gewehren bewaffnet waren) begannen sofort ein scharfes

Schießen in der Richtung auf den Bazar, von wo ununterbrochen geantwortet wurde.

„Die beim Denkmal versammelten Nachtwächter und Tschaparen" (Bedeckungsmannschaften) „des Werkes, gegen zehn Mann, in der Meinung, daß Schüsse auch auf sie gerichtet waren, eröffnen plötzlich, ohne daß ihnen der Befehl erteilt worden wäre, ein heftiges Gewehrfeuer auf den armenischen Kirchhof; mit genauer Not gelingt es den versammelten Beamten, sie zu beruhigen, nachdem mindestens 30 Schüsse abgegeben worden waren. . . .

„Das Schießen auf den Basar wird unterdessen fortgesetzt und die Kugeln pfeifen ununterbrochen durch die Gärten des Direktorialgebäudes und der Beamtenwohnungen und schlagen hin und wieder in die Dachstühle der Gebäude ein; das Heraustreten aus den Häusern wird lebensgefährlich. Der Untersuchungsrichter Lipski, welcher um diese Zeit das Gasthaus verläßt und sich auf den Basar begibt, wird hier erschossen. Seine Leiche findet man am anderen Morgen hinter einer zerstörten Bude liegen.

„Mittlerweile sind auf dem Basar gegen 220 Mann berittener Tataren (wie es heißt 180 Mann aus Aipli und 40 Mann aus Hilihanli) erschienen und verdrängen von hier die Armenier, welche aus ihren Häusern schießen und Bomben werfen. Deutlich unterscheiden sich die dadurch verursachten heftigen Detonationen vom Gewehrfeuer. Die Erbitterung wächst.

„Um $7^{1}/_{2}$ Uhr steigt der erste Feuerschein auf dem Basar auf; es brennt zuerst die Bude des Persers Alapker, welche von Armeniern geplündert und angesteckt worden war. Darauf wird von den Armeniern selbst die Bude des Kaufmannes Awetis Ohanesow in Brand gesteckt; dasselbe Schicksal erleiden nacheinander die übrigen armenischen und auch einige tatarische Buden."

„In dieser Schreckensnacht" (22.—23. Nov.) „drang vom Basar her ununterbrochen das Knallen der Gewehre und Bomben, sowie Geschrei und Rufe herüber." „Die Tataren durchsuchen die Quartiere und Kasernen und ermorden alle Armenier, die nicht entfliehen können."

Unter den so ums Leben gekommenen Kaufleuten, Handwerkern mit ihren Familien, Silberschmieden, Hufschmieden, Tischlern war manch einer, den ich in Kedabeg gut gekannt hatte.

„Alle Leichen, gegen 35 Personen, werden in eine Hütte geworfen und hier verbrannt. Die Überbleibsel derselben werden erst nach mehreren Wochen aufgefunden und bestattet. Die Leiche des alten Uhrmachers Alexander Belachianz findet man am anderen Morgen auf dem Wege zur russischen Kirche mit abgeschnittener Hand.

„Von tatarischer Seite sollen gegen 33 Personen, deren Leichen sofort fortgeschafft wurden, gefallen sein; bloß der Leichnam eines Kurden liegt noch am anderen Morgen mitten auf dem Basar.

„Mit dem Tagesgrauen des 23. November erscheinen scharenweise die Tataren aus den umliegenden Dörfern und beginnen ihr Plünderungswerk zuerst an den verlassenen Armenierquartieren, darauf auch an den verlassenen Kasernen" (der Werkarbeiter). „Die persischen Grubenarbeiter flüchten in

die Dörfer Karamurad, Gerger und Miskinli; die Griechen und Türken kommen auf die Hütte und werden hier in der Werkstatt untergebracht.



Ein Armenier auf dem Basar.

„Der Grubenbetrieb wurde schon am vorhergehenden Abend eingestellt. Angesichts der raubenden Tatarenbanden flüchten die beim Tiefen-Werner-Stollen auf der Erzstation lebenden Aufseher

und Arbeiter in die Grube, während ihre Wohnungen ausgeplündert werden.

„Der Wächter beim Dynamitkeller, Awetis Papiew, wird am Morgen früh erschossen. Darauf beginnt das Plündern der Armenierquartiere beim alten Werner-Stollen. Die hier lebenden Tataren und Türken flüchten; ihre Habe wird geraubt. Auf diese Mitteilung hin reitet der Pristaw Aliew mit einigen Schutzleuten auf die Grube, vertreibt die Räuber und setzt zwölf bewaffnete Wächter aus dem benachbarten Tatarendorfe Arochdam ein. . . .

„Unermüdlich steuert der Pristaw Aliew, unter tätiger Beteiligung der Dorfältesten von Miskinli und Karamurat, Mamed und Rahim, dem Plündern und Rauben, schießt mehrere Plünderer nieder und befindet sich dabei beständig in Lebensgefahr.

„An diesem zweiten Tage der Metzelei“ wurden Boten nach Elisabethpol gesandt, um militärische Hilfe zu erbitten. . . .

„In Anbetracht der unsicheren Lage ziehen am Nachmittage sämtliche Beamte mit ihren Familien ins Direktorialgebäude und ins Haus No. 2, während ihre Quartiere dem Schutze der Wächter überlassen bleiben.“ . . .

„Die auf dem Werke zurückgebliebenen und bei den Beamten Schutz suchenden Armenier werden gleichfalls in den beiden bereits erwähnten Häusern und deren Nebengebäuden untergebracht. Unserer dringenden Aufforderung, sich ins Dorf Kasachly zu flüchten, leisteten sie nicht Folge, im Glauben, daß sie bei uns nicht angerührt werden würden. . . .

„Am Morgen des 24. November ziehen ungeheure Scharen berittener Tataren von allen Seiten nach Kedabeg und umlagern das Werk. Die Panik unter der Werkbevölkerung steigert sich, da man nicht weiß, was die Tataren im Sinne haben. Der Pristaw reitet mit seinen Schutzleuten hinter die Erzstation, woselbst am Bergabhange eine große Versammlung stattfindet. Darauf ziehen die Tataren nach Kasachly und machen sich an die Verfolgung der geflüchteten Bewohner dieses Dorfes. Gleichzeitig beginnt hier das Plündern und Rauben, welches bald auch wieder auf der Grube, dem Kedabeger Basar und in den Kasernen in immer unverschämterer Weise fortgesetzt wird; in Fuhren werden die geraubten Gegenstände aus den verlassenen Quartieren weggeschleppt, auch Türen und Fenster werden abgenommen, teils sogar mit dem Beil herausgehauen.

„Nur mit äußerster Mühe und Lebensgefahr gelingt es dem Pristaw Aliew, nachdem er die schon am unteren Naphthareservoir tätigen Diebe schonungslos beschossen hat, das Plündern und Rauben einzuschränken und die Marodeure vom Werke selbst abzuhalten.

„Die auf dem Basar noch stehen gebliebenen Armenierhäuser werden nach dem Plündern eins nach dem andern angesteckt, und brennen, bei ruhigem Wetter, bis auf den Grund nieder. Trotz alledem bleibt das dem Werke gehörige Gasthaus sowohl vom Feuer als auch vom Plündern verschont.

„Der Brotmangel unter der Arbeiterbevölkerung wird immer fühlbarer, da die meisten Bäckereien ausgeplündert und geschlossen worden sind;

das in den Backöfen der Beamtenquartiere gebackene Brot reicht nicht aus. Es wird in Slawjanka Brot bestellt.

„Unterdessen wird die Lage der in unseren Häusern aufgenommenen Armenier schwieriger und schwieriger, da die Tataren immer dringender die Herausgabe derselben fordern. Trotzdem ihnen in der entschiedensten Weise erklärt wird, daß die bei uns Schutz suchenden Armenier unantastbar seien, und daß wir verpflichtet sind, für dieselben mit unserm Leben einzustehen, so wollen die Tataren sich damit doch nicht zufriedengeben und erklären schließlich, uns nicht mehr beschützen zu können, solange wir diese Gefangenen bei uns beherbergen. Die Lage derselben wird eine kritische und die Sorge um dieselben, bei aller übrigen Aufregung, wird immer drückender. Zugleich steigert sich die Unruhe und Besorgnis um die eigene Sicherheit vonseiten der Werkbewohner.

„Nach Beratung mit dem Pristaw kommen wir zu der Überzeugung, daß die einzige Möglichkeit zur Rettung unserer sogenannten Gefangenen darin besteht, dieselben baldmöglichst auf armenisches Gebiet zu schaffen. Der Pristaw Aliew erklärt sich bereit, die gefangenen Armenier unter seinem persönlichen Schutz fortzubringen. Um so dringender geboten erschien eine solche Lösung der Frage, als die beunruhigenden Nachrichten aus Elisabethpol, Tiflis und anderen Punkten des Landes, in Verbindung mit dem ausgebrochenen Streik der Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbeamten, die Hoffnung auf baldige militärische Hilfe nicht aufkommen ließen.

„Da zur Ausführung dieses Planes die Einwilligung der Tataren notwendig war, so wurden am Abend die einflußreicheren Tataren mit dem örtlichen Molla zusammenberufen und ihnen die Bitte sämtlicher Werksbewohner vorgelegt, aus Rücksicht für diese den gefangenen Armeniern freien Abzug zu gewähren. Nach schwerem Verhandeln in Gegenwart des Pristaws wird schließlich den Tataren das feierliche Versprechen abgenommen, der Ausführung dieses Planes nicht entgegenzutreten. Trotzdem erschien es mir ratsam, noch am Abend spät die gefangenen Armenier zu besuchen und den Männern den Vorschlag zu machen, in der Nacht zu entfliehen, da den Frauen und Kindern entschieden weniger Gefahr drohe. Mein Vorschlag wird jedoch abgelehnt, und die Armenier entschließen sich, am nächsten Morgen alle zusammen unter dem Schutze der Polizei abzureisen.

„Am nächsten Morgen in aller Frühe — es war Freitag, der 25. November — werden beim Stalle drei Fourgons zurechtgemacht und die gefangenen Armenier eingesetzt; um $7^1/_2$ Uhr fahren dieselben ab; es sind im ganzen 40 bis 45 Personen, darunter viele Frauen und Kinder; der Pristaw Aliew mit acht Schutzleuten und zwei tatarischen Dorfältesten begleiten diesen Transport; ich selbst geleite denselben zum Hofe hinaus bis auf den Weg. Kaum aber sind die Fuhren bis in die Nähe der russischen Kirche gekommen, als dieselben aus dem Hinterhalt beschossen wurden. In wildem Schrecken springen die Insassen aus den Wagen, um sich durch die Flucht zu retten. Als erster wird der Kutscher Grigor niedergeschossen“ (der mich so manches Mal nach der Annettenwiese und weiter gefahren hatte) „und blieb mit zerschmettertem Schädel

am Boden liegen. Der Pristaw Aliew kämpft heldenmütig gegen die Mörder und erschießt dabei eigenhändig einen Verräter; ein bei ihm Schutz suchender Armenier (Handelsreisender der Komp. Singer) wird in seinen Armen erschossen. Der Aufseher Ambarzum Tumanow, der Tischler Petras Chatschaturow und der alte Schlosser Sarkis Schachnasarow werden auf der Flucht niedergeschossen; desgleichen auch noch auf dem Hofe des Krankenhauses der Heizer Chatschatur Atamow. Eine Frau wird vor der abgeschlossenen Pforte des Direktorialgebäudes in blindem Fanatismus auch niedergemacht. Viele Knaben flüchten in die Schlucht unterhalb des Weges und suchen sich unter der Brücke der Werkstatt zu retten, sie werden von dort herausgeschleppt und erbarmungslos niedergemetzelt. Die jüngste Tochter des alten Schlossers Amirow (ein Mädchen von 16 Jahren) wird auch unter der Brücke hervorgeholt und von Tataren geraubt. Der alte Amirow entkommt, wird aber später, wie verlautet, auf dem Wege nach Barsum ein Opfer der Tataren. Dem Telephonschlosser Melik Schachnasarow und den Tischlern Alexander Altumow und Amirhan gelingt es, zu entfliehen; erst nach drei unter entsetzlichen Entbehrungen verbrachten Tagen retten sie sich ins Dorf Tschardachly.

„Laut schluchzend sammelt der Pristaw Aliew die am Leben gebliebenen Weiber und Kinder, gegen 30 Personen, und bringt sie zum Werkskrankenhause, woselbst sie untergebracht werden. Dr. v. Rosen und seine Schwester übernehmen es, für die Verpflegung derselben Sorge zu tragen. Auch einige verwundete Tataren finden dort gleichzeitig Unterkunft.

„Erst am Sonnabend, den 26. November, gelingt es, dem Plündern endlich Einhalt zu tun und die Bewachung der Kasernen zu organisieren.

„Am Dienstag, den 29. November, nachmittags trafen die Dragoner in Kedabeg ein. Bei der russischen Kirche werden sie von der ganzen Bevölkerung Kedabegs empfangen. Der Anblick der wohldisziplinierten, schmucken Kavallerie wirkt nach allem Ausgestandenen so überwältigend, daß viele Männer schluchzen. —

„Die Arbeit auf dem Werke wurde allmählich wieder aufgenommen, während die benachbarten Dörfer, namentlich Slawjanka, noch vielfach durch berittene Tatarenhorden mit roter Fahne bedrängt wurden.

Bald trafen auch aus Tiflis Briefe mit sehr beunruhigenden Nachrichten ein. Die Verhältnisse spitzten sich täglich zu: die Metzelei zwischen Armeniern und Tataren war auch dort zum Ausbruch gelangt: Staatsbankerott, Aufstand und allgemeiner Streik standen in Aussicht. Am 6. Dezember 1906 brach der allgemeine Bahnstreik aus. Die Genehmigung zur Benutzung der Bahn hing ab von dem Streikbureau der russischen „sozialdemokratischen Arbeiterpartei". Erst in den letzten Tagen des alten Jahres wurden einzelne Passagierzüge wieder abgelassen.

Eine völlige Beruhigung trat auch in Kedabeg keineswegs sogleich ein. Das bewies u. a. „die traurige Tatsache, daß in der Neujahrsnacht von armenischer Seite ein bewaffneter Überfall auf das benachbarte Dorf

Sogutli (4 Werst von Kedabeg) ausgeführt worden ist. Dank dem raschen Einschreiten der zufällig hier fast vollzählig übernachtenden Dragoner wurde der Angriff bald zurückgewiesen. Trotzdem gab es von tatarischer Seite 30 Tote (darunter 17 Frauen und kleine Kinder); auch fast alles Vieh wurde fortgetrieben. Die Armenier, welche über das Duchoborendorf Nowo-Gorelowka gekommen waren, haben gegen 17 Tote gehabt.

„Da außerdem Kedabeg und die benachbarten Russendörfer, u. a. Slawjanka und Nowo-Gorelowka, gerade zwischen den Armeniergebieten der Elisawetpoler und Nowo-Bajazetschen Kreise liegen, war ein Vorgehen der Armenier gegen die im Wege liegenden Tatarendörfer vorauszusehen; andererseits behinderte das Armenierdorf Tschardachly die Tataren der Ebene, die Bergweideplätze zu erreichen. Daher war gerade hier ein erneuter Kampf der feindlichen Nationen zu befürchten, welcher nur durch ständige, genügende Militärmacht glücklich verhindert werden konnte." —

Nachdem meine ersten Gehversuche am Stock und dann ein Reitversuch zufriedenstellend ausgefallen waren, konnte die Abreise auf Montag, den 8. August, festgesetzt werden. Noch wochenlang freilich war ich, namentlich beim Besteigen des Pferdes und beim Reiten, behindert, und mußte Farädj seine Tätigkeit als Masseur fortsetzen.

Früh um 5 Uhr, der Halbmond stand hell am Himmel, verließ ich nun zum zweiten Male Kedabeg. Erivan, mein Ziel, sollte lediglich als Wiedervereinigungspunkt gelten; denn die in der Araxesebene herrschende Hitze, bis 62° C in der Stadt und auf den schattenlosen Landstraßen, machte den möglichst schnellen Aufbruch nach Persien, nach dem hochgelegenen und daher kühleren Azarbaidjan, notwendig. Natürlich mußte vorderhand der bequemste und wegen der Eisenbahn auch kürzeste, in entgegengesetzter Richtung bereits geschilderte Weg (S. 117 ff.) über Dalljar und Akstafa gewählt werden. Auf der Wagenfahrt nach Dalljar begegneten uns vor Slawjanka (S. 119) Duchoborinnen, die radförmige rote weiß punktierte und mit großen künstlichen Blumen garnierte Sommerhüte trugen. In der Nähe einer Katschofka begegnete uns eine Tatarin, rittlings auf einem Esel reitend, während, am Straßenrande sitzend, sich ein Tatar den Kopf rasieren ließ. Färädj traf hier seinen Oheim, nicht wenig stolz auf dessen weißen Turban, der anzeigte, daß er nicht nur nach Kerbela, sondern auch nach Mesched gepilgert war.

Die Bahn benutzten wir von Dalljar bis Akstafa. Hier begann die Postfahrt. Und zwar „perekladnoi", d. h. in der federlosen, offenen, grüngestrichenen, meist zweispännigen Postkutsche, die auf jeder Poststation gewechselt wird. Die Straße von Akstafa nach Delishan ist heute wie in alten Zeiten die Hauptverbindung von der Kura zum Goktscha-See und zum Araxes. Das Mündungsgebiet des Akstafa-Flusses in die Kura bildet eine weite natürliche Ausbuchtung, durch welche Völkerscharen, die auf

ihrem Wege vom Kaukasus und der Gegend von Tiflis her zunächst der Kura folgen, zum Aufenthalt und weiter zum Ausbiegen nach Süden geradezu eingeladen wurden. Uferebene und Tal der Akstafa erweisen sich alsbald als verhältnismäßig sehr bequeme, natürliche Durchgangspforte durch die Gebirge des Kleinen Kaukasus, der sich zwischen der Kuraebene einerseits und zwischen Goktscha-See und Araxasebene andererseits entlangzieht und zwischen beiden die Wasserscheide bildet. Über Delishan setzt sich dann diese natürliche Straße in zwei verschiedenen Richtungen fort, südlich nach Erivan, westlich nach Alexandropol.

Zunächst war bei meiner Fahrt in dem breiten Tal der Wasserlauf kaum bemerkbar, erst später wird der Akstafafluß deutlicher sichtbar, die Straße nähert sich ihm und überschreitet ihn, und die Gegend nimmt mehr und mehr den Charakter eines schönen Mittelgebirgstales an. Die der Ernte harrenden, reichen Getreide- und Maisfelder, die schönen Nußbäume, hin und wieder wundervolle Platanengruppen bezeugen die Fruchtbarkeit des Landes. Mandelkrähen und kleinere Vögel von gleicher blauer Farbe und gelegentlich ein Wiedehopf beleben Bäume und Luft. Bei der schließlichen völligen Dunkelheit dieser Tagesfahrt erwies sich der begleitende „Tschapar“ als sehr erwünschte Bedeckung. An dieser wie an anderen bedeutenderen und nicht ganz sicheren Straßen liegen in angemessenen Zwischenräumen Stationen, wo sich diese berittenen Wacht- und Geleitsmannschaften, die der Post und solchen Reisenden, die dazu berechtigt sind, zur Verfügung stehen, in genügender Zahl aufhalten; der Wechsel geht meist schnell vonstatten, indem angesichts einer neuen Station der Abzulösende vorausreitet und seinen Ersatzmann benachrichtigt.

Nach $16^1/_2$ stündiger Reise, die schließlich dem eben geheilten Knie arg fühlbar wurde, kehrten wir um $^1/_2$9 Uhr abends in Karawansarai ein, einem großen, schön gelegenen Gebirgsdorfe, das, wie der Name besagt, der Poststation seine Entstehung verdankte. Auf der weiteren Fahrt (Dienstag, den 9. August) zeigten sich die Felder an den Flußrändern großenteils bereits abgeerntet, und Erntewagen, teils mit Büffeln, teils mit Ochsen, manchmal mit beiden gleichzeitig bespannt, begegneten uns.

Delishan, in weitem fruchtbarem Talkessel belegen, gibt sich durch den Verkehr und das Leben auf der Poststation und in ihrer Nachbarschaft alsbald als wichtiger Knotenpunkt zweier bedeutender Straßen zu erkennen.

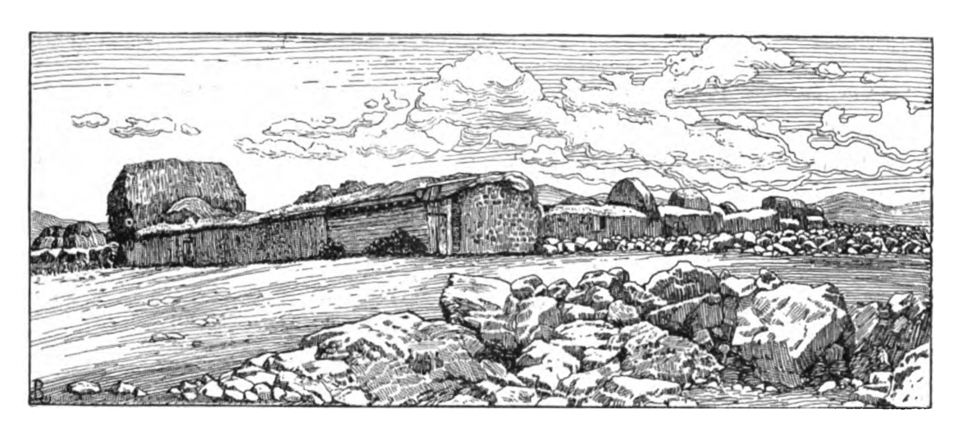
Während ich selbst auf dem in südlicher Hauptrichtung weiter führendem Wege über Jelenowka am Goktscha-See Erivan zustrebte, wollte

ein junger amerikanischer Historiker, der mich beim Mahle, beim Verzehren des schmackhaften Tschi und des unsagbar zähen Fleisches, deutsch anredete, sich über Alexandropol nach Kars begeben. Das waren die beiden Wege, die den von Norden kommenden Nomadenvölkern, u. a. den Kimmeriern für ihre weiteren Wanderungen zur Verfügung standen, und ebenso müssen in diesen Gebieten bedeutendere Wanderungen und Kriegszüge von Westen und von Süden her zu allen Zeiten Delishan berührt haben.

Nachdem auf vorwiegend waldiger Weiterfahrt die kahle Paßhöhe bei Semenowka überschritten ist, wird bald darauf bei Tschubuchly der Goktscha-See und ein in ihn mündendes Flüßchen sichtbar; der Seespiegel (ca. 6000 Fuß über Meereshöhe) liegt nicht erheblich tiefer als die Paßhöhe. Von Tschubuchly führt die Straße weiter am Goktscha-See entlang, zunächst nahe an, später erheblich über seinem Ufer: sie ist durchweg sehr sorgfältig behandelt und wird hier von roten Pfählen mit der Jahreszahl 1894 und 1896 begrenzt.

Mit einer starken Ausbiegung der Straße nach Westen, die durch eine Bucht des Goktscha-Sees veranlaßt wird, gelangten wir dann nach dem Molokanerdorfe Jelenowka, an dessen Eingang sich das militärische Lager einer Batterie Artillerie befand.

Die begleitenden „Tschaparen“ waren in dieser überwiegend armenischen Gegend fast alle Armenier, die meine Bemühungen, Fortschritte im Armenischen zu machen, verständnisvoll unterstützten. Manchmal war freilich das Gegenteil der Fall, und bei einem ossetischen Tschaparen, dem ich die Zahlwörter seiner Sprache abfragen wollte, gelang es mir niemals, über zwanzig herauszukommen. Die dreißig schien für ihn nicht zu existieren. Für Jelenowka selbst und die aus der Mitte des Sees herübergrüßende Klosterinsel Sevan hatte ich zuerst keine Augen. Es lag mir daran, bei guter Tageszeit das nahe gelegene Dorf Ordaklu mit seiner Keilinschrift zu erreichen. Ausnahmsweise wurde mir für diese Teilstrecke eine Postkutsche bewilligt, und in Ordaklu angekommen, suchte ich den Priester des Ortes auf, damit er mich zu der ziemlich verborgen am Seeufer befindlichen Inschrift geleite. Ter Muchsi Krikor Kahana Ter Markarian, ein 75jähriger, rüstiger Greis, der einst als Jüngling die Pilgerfahrt nach Jerusalem ausgeführt hatte (darauf deutet die Bezeichnung Muchsi), erwies sich zu meiner Überraschung als der eigentliche Entdecker der Inschrift. Vom Bischof Mesrop Sempadianths in Etschmiadzin, dem bekannten armenischen Sammler und Erforscher der vorarmenischen Keilinschriften, war er ersucht worden, ihm, wenn er derartige Inschriften (Peverakir = Keilschrift) fände, darüber



Heuschober auf Hausdächern.

zu berichten. Ter Krikor Markarian badete nun eines Tages im See und zog sich zum Ankleiden unter die Felsen zurück. Dabei zufällig aufblickend, sah er die Schriftzeichen und berichtete darüber an Mesrop. So traf es sich, daß ich diejenige Inschrift, mit der ich im Jahre 1892, auf Grund der Kopie meines nunmehrigen Reisegefährten, meine chaldischen Studien und Veröffentlichungen begonnen hatte, nunmehr als die erste, an ihrer ursprünglichen Stelle befindliche, chaldische Keilinschrift an der Hand ihres ersten Entdeckers aufsuchen sollte. Die Inschrift steht auf einem rotfarbigen Felsstücke, das vermutlich seine Stellung, infolge Verwitterung seiner Umgebung verändert hat. Denn wenn auch eine gewisse Vorwärtsneigung der Inschriftfläche gegebenenfalls von den Chaldern absichtlich angestrebt worden sein mag (S. 168), so ist schwerlich anzunehmen, daß die jetzige Zeilenrichtung, — fast senkrecht statt wagerecht zum Auge des Lesers — die ursprüngliche gewesen sei. Argistis I. (S. 14), der Urheber der Inschrift, nennt darin zwei Städte, deren von ihm erobertes Gebiet in der unmittelbaren Nachbarschaft von Ordaklu zu suchen sein wird.

In den Dörfern hier an der Nordwestecke des Goktscha-Sees wird nicht nur in der allgemein üblichen Weise der Mist, der das Brennmaterial abgibt, vor den Häusern in — besonders stattlichen — Pyramiden und Doppelpyramiden aufgehäuft, sondern es erheben sich außerdem, wie unsere Abbildung zeigt, auf den flachen Dächern der Häuser die großen Heuschober, was den Ortschaften ein eigentümliches Aussehen verleiht. Nachdem mich schon von Ordaklu aus die in schöner Abendbeleuchtung vom jenseitigen Nordostufer herübergrüßenden Berge erfreut hatten, erlebte ich, nach Jelenowka zurückgekehrt, einen herrlichen Sonnenuntergang. In grauem Purpur brennt der Himmel über den niedrigen Hügel- und Bergreihen im Westen, während drüben im Osten violette Schatten und flimmernder

Dunst die Berge umwebt, deren fernere Reihen zum Teil mit Schnee gekrönt waren.

Den mich persönlich in mancher Hinsicht sehr interessierenden Besuch des Inselklosters Sewan (10. August) mit seinen beiden Kirchen, den Wohnungen der Priester und einer neugegründeten Schule, zu deren Besichtigung gerade an dem Nachmittage der Katholikos erwartet wurde, hier näher zu schildern, muß ich mir versagen. Nur auf einen geographisch bedeutsamen Punkt möchte ich hier eingehen. Es handelt sich um die Niveauschwankungen des Goktscha-Sees (S. 12, S. 146).

Auf sie war mein Reisegefährte während seiner ersten Reise durch eine merkwürdige Beobachtung zuerst aufmerksam geworden. Im Juli 1890 besuchte er zum ersten Male den Goktscha-See, und zwar — von Kedabeg herkommend — den südöstlichen Teil in der Gegend von Zaghalu. „Nur wenig östlicher liegt ein kleiner See, Gilli-See genannt, von meist sehr geringer Wassertiefe und deshalb fast durchweg mit Schilf und Röhricht besetzt, das ungezählten Scharen von Wasservögeln zum Aufenthalte dient. Die Landzunge, welche die beiden Seen voneinander scheidet, ist an ihrer schmalsten Stelle kaum mehr als 50 m breit und wird in einer Breite von etwa 7 m von einem schräg, d. h. von Nordost nach Südwest, laufenden, etwa 0,7 m tiefen Flüßchen durchbrochen, das den Gilli-See durchfließt — wobei sich infolge der enormen Oberfläche und der großen Sommerhitze das Wasser desselben zu jeder Zeit auf etwa 33—35 $^0$ C erwärmt — und dann in den Goktscha-See mündet. Das unangenehm warme, intensiv gelb gefärbte Wasser dieses Baches“ — des bedeutendsten von den 24 von meinem Reisegefährten festgestellten Zuflüssen des Goktscha-Sees, — „welches zahlreiche Blutegel mit sich führt, kontrastiert stark mit den bedeutend kälteren, tiefblauen Wasser des Goktscha-Sees. In der Nähe der Gillimündung können die Badenden ganz nach Belieben die ihnen angenehme Wasser-Temperatur wählen.“ Dieser Gilli-See kann bei seiner nahen Verbindung mit dem Goktscha-See einfach als „eine östliche Ausbuchtung“ des letzteren betrachtet werden. „Ganz in der Nähe des erwähnten Abflusses bemerkte“ nun W. Belck „damals unter dem Wasserspiegel zahlreiche mit Inschriften versehene armenische Grabsteine,“ die in ihm sofort die Vermutung wachriefen, der Seespiegel müsse zur Zeit der Anlegung dieses Friedhofes bedeutend niedriger gelegen haben. Ende August 1891 lagen die Grabsteine freilich trocken, gerade am Rande des Wassers. Daß aber „die dortigen armenischen Dörfer ihre Toten an einem Orte begraben hätten, der alljährlich einige Monate unter Wasser steht, war natürlich ausgeschlossen, und so blieb nur „die Schlußfolgerung übrig, daß seinerzeit

das Niveau des Goktscha-Sees noch ein weit niedrigeres als in den Jahren 1890/91 gewesen sei.“ Die so begonnenen Beobachtungen hatte dann mein Reisegefährte damals durch weitere Erkundungen ergänzt und eine der wichtigsten Ermittelungen im Kloster Sevan gewonnen.

Dort lernte er den „damals 80jährigen Archimandriten Karapet Wartapet Bulbulianths kennen“, welcher sich seit dem Jahre 1842 ununterbrochen dort aufgehalten hatte. Dieser erzählte ihm, „daß er vor dreißig Jahren (also 1861) eigenhändig eine größere Anzahl von Bäumen unmittelbar am Strande der Insel gepflanzt, und daß seitdem der Wasserstand ununterbrochen abgenommen habe“. Diese Bäume standen 1891 etwa 15 m vom Strande entfernt und etwa $2^1/_2$—3 m höher als der Wasserspiegel. Der Archimandrit erzählte ihm weiter, daß auch nach der Klosterchronik schon früher einmal das Wasser eine Reihe von Jahren hindurch anhaltend gestiegen sei, und daß die Mönche, welche befürchteten, der See würde vielleicht ihre ganze nicht sehr hoch gelegene Ansiedlung überfluten, sich nach Etschmiadzin gewandt hätten mit der Frage, was sie gegebenenfalls zu tun hätten. „Der Katholikos aber hatte ihnen antworten lassen, sie möchten nur unbesorgt sein, das Wasser werde wieder fallen, und diese Prophezeiung sei auch richtig eingetroffen.“ Offenbar finden sich in Etschmiadzin „zahlreiche Aufzeichnungen über das periodische Steigen und Fallen des Goktschaspiegels vor, auf Grund deren jene Auskunft erteilt werden konnte“. Damit stimmte es, daß bei Jelenowka „in den Jahren 1881—1890 zahlreiche kleine felsige Inseln aus dem See aufgetaucht waren, und daß die Felsblöcke, deren einer die Inschrift von Ordaklu trägt, die 1891 etwa 20 m vom Strande entfernt und reichlich 2—$2^1/_2$ m über dem Niveau des Sees standen, vor 25—30 Jahren (etwa 1856—1861) an ihrem Fuße vom Wasser bespült waren. Aus dieser und einigen weiteren Beobachtungen hatte W. Belck 1891 geschlossen, daß der See seit etwa 1861 im Fallen begriffen sei. Damit war eine mindestens 30jährige Periode der Abnahme festgestellt.

Ließ sich nun das vorherige Minimum bestimmen, so war man über die Dauer der Perioden des Ansteigens und des Abnehmens einigermaßen im klaren. Das erwies sich in der Tat als möglich. Bei der ersten Kopie der Inschrift von Kölani-Girlan (S. 146) hörte mein Reisegefährte damals von dem Priester des Dorfes, dass vor etwa 30 Jahren der Seespiegel um etwa drei russische Ellen höher gestanden habe als 1892. Sein Vater und Vorgänger im Amte aber habe ihm mitgeteilt, daß vor etwa 60 Jahren (also etwa 1831) noch viel weniger Wasser im

See gewesen sei als jetzt, so daß man an der Keilschrift vorbei einen guten trockenen Weg gehabt habe, der jetzt über den die Keilschrift an seiner Vorderseite tragenden Felsenvorsprung führt. Daraus ergab sich die Zeit um 1830 für das vorausgehende Minimum und eine ca. 30jährige Periode des Ansteigens bis zum Maximum von 1861. Und wenn die Periode der Abnahme der der Zunahme ungefähr gleich war, mußte gerade im Jahre 1891 wieder der Punkt des Tiefstandes oder richtiger — da ja 1831 das Wasser erheblich niedriger gestanden hatte als 1891 — eines Tiefstandes erreicht sein.

War all dies richtig, so mußte sich ein Steigen des Wassers seit 1891 wieder beobachten lassen. Mit einiger Spannung hatte die Expedition dieser Probe auf das Exempel entgegengesehen. Und in der Tat, die von dem Archimandriten Bulbulianz in Sewan gepflanzten Bäume standen jetzt wieder im Wasser des Sees, der also sehr wesentlich gestiegen sein mußte, und nunmehr braucht es auch nicht als zufällig betrachtet zu werden, daß die Felsgruppe mit der Inschrift von Ordaklu dem Wasser erheblich näher war als 1891, so daß nur ein schmaler Landstreifen sie bei meinem Besuche von dem Rande des Sees trennte.

Man kann also in der Tat beim Goktscha-See von einer ungefähr 60jährigen Schwankungsperiode mit je 30jähriger Zunahme und 30jähriger Abnahme sprechen, und daß sich nicht nur der Van-See und der Urmia-See, sondern auch kleinere armenische Alpenseen entsprechend verhalten, wird sich noch erweisen.

Diese Schwankungen des Goktschaspiegels kommen nun für eine weitere hydrographische Beobachtung bedeutsam in Betracht. Wenige Minuten nördlich von Jelenowka zweigt vom Goktscha-See das Bett eines Wasserlaufes ab, der vielfach als ein natürlicher Abfluß des Goktscha-Sees oder als einer der Quellflüsse der Zanga, eines linken — auch Hrastan genannten — Nebenflusses des Araxes, der nahe bei Erivan vorbeifließt, betrachtet und auf den Karten verzeichnet wird. Nach den genauen Untersuchungen, die mein Reisegefährte 1891 dort angestellt hatte, war aber deutlich, daß es sich um einen künstlich angelegten Kanal handelte, und zwar um einen solchen, der seinem Zweck, die Wasserfülle der Zanga zu Kanalisationszwecken zu verstärken, nur bei hohem Niveaustande ernstlich genügen kann. Zur Zeit des niedrigen Niveaustandes (1891), in welche die Untersuchung meines Reisegefährten fiel, konnte der Kanal im August nur als Rinnsal bezeichnet werden und lag am 1. September bei Windstille völlig trocken, während bei östlichem Winde die Wellen noch etwas Wasser hineinwarfen. Im Frühjahr dagegen, wo die 24 perennierenden Zuflüsse bei der Schneeschmelze

den Seespiegel um 1 m erhöhen, wurde schon unter diesen Verhältnissen ein stattlicher Bach bezeugt. Aber für die Bewässerungszwecke kommt hauptsächlich der Juni und Juli in Betracht, und da wird ein genügender Wasserreichtum des Kanals nur bei höherem Niveaustande zu erreichen sein.

Nun hat dieser „Abfluß“ des Goktscha-Sees bereits vor dem antiken Geographen Claudius Ptolemäus bestanden. Denn dieser berichtet, daß der Lacus Lychnitis, d. i. der Goktscha-See, mit dem Araxes in Verbindung stehe. Für eine solche Verbindung bietet sich aber, wie mein Reisegefährte hervorgehoben hat, dem sonst überall von sehr hohen Gebirgen eingeschlossenen Alpensee die einzige Möglichkeit durch den zur Zanga führenden Kanal, der demgemäß schon in sehr alter Zeit angelegt worden sein muß, also entweder von den Armeniern oder von den Chaldern. Wir wissen nun bereits und werden noch weiter sehen, daß alle bedeutenderen Wasserbauten in Armenien chaldischen Ursprungs sind. Das wird man von diesem künstlichen Kanal um so eher anzunehmen haben, als chaldische Kanalisationsanlagen, an denen die Gewässer der Zanga hervorragend beteiligt sind (Kap. IV), für Argistis' II. (S. 14) Sohn Rusas II. (um 680 v. Chr.) — einen erst durch unsere Ermittlungen und Funde erwiesenen und in seiner Bedeutung erkannten Herrscher — inschriftlich bezeugt und topographisch nachweisbar sind. Wer sich mit Kanalisationsanlagen an der Zanga befaßte, mußte bald erkennen, daß deren Wasser für diese Zwecke nicht genügte, sondern einer Ergänzung bedurfte, die der Goktscha-See liefern mußte. Es liegt also nahe, gerade Rusas II. als Schöpfer des künstlichen Abflusses zu betrachten. Sind nun die Schwankungen am Goktscha-See beständig geblieben, so war im Jahre 660 v. Chr. eine Periode des Hochstandes, wie sie zur Zeit der Anlage des Kanals notwendig vorauszusetzen ist. Und es ergäbe sich, daß er etwa in der Zeit zwischen 670—650 v. Chr. angelegt sein müßte, was zu der Regierungszeit Rusas' II. sehr wohl stimmt. Andererseits möchte man annehmen, daß die Inschriften am Goktschaufer, besonders die von Koelani-Girlan und von Ordaklu zu einer Zeit eingegraben wurden, da Steinmetz und Leser trockenen Fußes zu ihnen gelangen konnten. Rusas I. ist 714 gestorben und nicht vor 735 zur Regierung gelangt, in welchem Jahre Tiglatpileser IV. seinen Vater besiegte (S. 14). Das Jahr 720 ist aber, wenn unsere Voraussetzungen richtig sind, ein Hochstandsjahr. Gingen diesem im Jahre 750 ein besonders tiefes Minimum voraus, so wäre es denkbar, daß bis etwas über die Mitte der Periode des Steigens hinaus der Weg am Felsenvorsprung von Koelani-Girlan noch benutzbar war. Jedenfalls würden wir mit

der Anbringung der Inschrift und demnach mit Rusas' I. Regierungsantritt soweit wie irgend möglich zurückzugehen haben, und es würde sich damit die Vermutung (S. 146) bestätigen, daß der Thronwechsel damals zu Unruhen im Norden führte, die der junge, energische Rusas I. schnell im Keime erstickte.

Argistis I. — der Urheber der Inschrift von Ordaklu — hinwiederum regierte ca. 780—750 v. Chr.; die Anbringung der Inschrift von Ordaklu werden wir möglichst nahe an das Minimum von 750, also in den letzten Teil der sonach möglichst weit nach unten auszudehnenden Regierung Argistis, zu verlegen haben.

So kann die physikalisch-geographische Erscheinung der Schwankungen des Goktschaspiegels unter günstigen Umständen auch als Hilfsmittel historischer Forschung verwertbar werden.





Viertes Kapitel.

# Zum Ararat und zum Araxes.

**Die Arche ‚auf dem Ararat'. — Elar und seine Keilinschrift. — Argistis I. als Eroberer und Förderer der Gebiete nördlich des Araxes. — Die Anlagen des Menuas am Nordfuße des Ararat und die armenische Überlieferung. — Eriwan. — Die Ausgrabungen in Surb Krikor bei Etschmiadzin und die Standsäule Rusas' II. — Aufbruch nach der persischen Grenze. — Überfall bei Kamarlu. — Die Lage von Artaxata. — Sternschnuppenschwarm. — Gestalt und Beleuchtung des Ararat. — Nachitschewan mit seinen Grabdenkmälern aus der Seldjukenzeit. — Über den Araxes von Rußland nach Persien.**

Am nächsten Morgen (Donnerstag, 11. August) sagte ich den blauen Fluten des Goktscha-Sees Lebewohl, um in südwestlicher Richtung Erivan und der Ebene des Araxes zuzustreben. Daß wir uns in dem vulkanischen Gebiet des Alagöz, der sich in der Ferne zur Rechten der Straße erhob, befanden, zeigten reichliche Lager von Obsidian, der in großen Stücken in weißes Gestein eingebettet erschien. Auch waren vielfach Ergüsse von Lava erkennbar.

Bald nach der Poststation Tsuchofontan, 12 Werst von Jelenowka, werden vor uns in zarten Linien die Berge jenseits des Araxes sichtbar, bald auch, sie alle überragend, der Gebirgsstock des Ararat. Die schneeige Spitze des großen Ararat, die zunächst schwer von den Wolken zu unterscheiden ist, der kleine schneefrei. Die ganze Gruppe erinnert mich durch die schönen Linien zwischen dem Großen und den Kleinen Ararat und die Gestalt des Kleinen Ararat an den Vesuv. Sein Anblick läßt das Herz des genießenden wie des forschenden Reisenden höher schlagen. Erinnert er doch mit seinem Namen an das alte Kulturvolk, dessen Spuren wir folgen. Freilich ist dieser Name nur europäischerseits auf das Gebirge übertragen worden, das die Armenier allezeit nur als Masis bezeichnet haben, während Airarat der alte, bis in unsere Tage fortlebende Name der Landschaft zu beiden Seiten des Araxes ist.

Lange nachdem das Gebiet von Urartu durch die Armenier besetzt war, finden wir die Urartäer als „Alarodier“ noch in der Araxesebene am Fuße des Ararat (Herodot III 94, VII 79). In diese nördlichen Gebiete haben sich also die Chalder vor den eindringenden Armeniern zurückgezogen.

Drangen die Armenier, wie es das Wahrscheinlichste ist, aus Kappadokien, auf der bequemsten und gegebenen Linie Malatia-Diarbekir, in ihre späteren Sitze ein, so konnten sie diese nördlichen Gebiete erst verhältnismäßig spät erreichen.

Das Massiv des Ararat und des hier furtenlosen Araxes werden ihrem Vordringen von Süden Einhalt getan haben, und auch nach Westen hin gegen ein etwaiges Vordringen auf der Linie Erzingian-Erzerum-Harsankalah war dieses Gebiet dank der vorgelagerten Gebirge verhältnismäßig leicht zu verteidigen. Erst allmählich wird dann der weitere Rückzug der Chalder in die nördlichen Gebirge erfolgt sein: liegt doch das Tschyldyrgebiet von Kars (S. 93) nur wenig nordwestlich von Alexandropol, über dessen Umgebung hinaus sich, wie die nördlichste chaldische Inschrift (bei Ganlidja) zeigt, das chaldische Gebiet nie dauernd weit nach Norden gestreckt hat.

Den heutigen Armeniern gilt der Masis, unser Ararat, als der Berg, auf dem Noa's Arche, deren Überreste sie dort gefunden zu haben glauben, sich niederließ.

Auf einem der Berge des Landes Ararat soll nach dem Alten Testament die Arche sich festgesetzt haben. Unter dem Lande Ararat ist aber nicht die Provinz Airarat, sondern Armenien als Ganzes, eben unser Urartu zu verstehen. Und nach der Vorstellung des altbabylonischen Sintflutberichts, dem das Alte Testament in diesem Zuge, wie überhaupt im wesentlichen, folgt, mußte die Arche, von den aus dem Persischen Golf aufsteigenden Fluten nordwärts getrieben, an den die babylonische und mesopotamische Ebene im Norden begrenzenden Randgebirgen des südlichen Armeniens haften bleiben.

Die erst im späteren Mittelalter nachweisbare Übertragung auf die heutige Landschaft Airarat und ihr Hauptgebirge ist also im Grunde veranlaßt durch den Rückzug der Urartäer in dieses nördliche Gebiet und die dadurch bedingte Verengerung des Begriffes Urartu-Airarat.

Schon harrte meiner ein neues Zeugnis aus der vorarmenischen Blütezeit dieser Länder unter der urartäisch-chaldischen Herrschaft, die Inschrift Argistis' I. in unmittelbarer Nähe der Poststation Elar.

Der wohlerhaltene und wohlbekannte Text war schnell kopiert und verglichen. Das Hauptaugenmerk konnte der historischen Stätte selbst

zugewandt werden. Kolossale Felsblöcke sind aufgetürmt, deren einer, sei es absichtlich (S. 160) um die Schriftfläche besser vor Witterungseinflüssen zu schützen, sei es im Laufe der Zeit, vornübergeneigt, die Inschrift trägt. Sie gehören, ob in natürlicher Lage oder künstlich zusammengetragen, offenbar zu einer alten Burg. Die zugehörige Stadt muß jenseit der durch ein Gewässer ausgefüllten Schlucht gelegen haben. Es ist die alte Stadt Da'ani im Lande Etius, von dessen Unterwerfung u. a. diese Inschrift Argistis' I. berichtet. Den erreichbar nördlichsten Punkt der hier durch ihn begründeten chaldischen Herrschaft bezeichnet die Felsinschrift von Ganlidsha bei Alexandropol, die im „Lande Ischqugulus" errichtet wurde. Den Mittelpunkt dieser neuerworbenen, fruchtbaren Lande bildete eine von Argistis I. neu gegründete und mit seinem Namen benannte Stadt Argistichina, das spätere Armavir, deren Ruinen südwestlich und unweit von Etschmiadzin erkennbar sind, und in deren Nachbarschaft mehrere aus der Argistis-Stadt und ihrer Umgebung herrührende Inschriften ihres Begründers und seines Nachfolgers Sardurg gefunden worden sind. Die Besiedlung wurde ermöglicht durch einen Kanal (pili, S. 9), den Argistis aus dem nahen Araxes nach Armavir leitete. Diese Tatsache bekundet eine Felsinschrift, die nicht lange vor unserer Ausreise (1895) gefunden und in der armenischen Zeitschrift Ararat veröffentlicht worden war. Die 1891 begründeten Beziehungen meines Reisegefährten zur armenischen Priesterschaft von Etschmiadzin hatten uns einen genauen Fundbericht und damit die erforderliche Einsicht in die geographischen und historischen Verhältnisse verschafft. Die Inschrift wurde im Mai 1895 durch einen sehr merkwürdigen Zufall entdeckt. Der Araxes durchbricht, ehe er in die Ebene von Erivan eintritt, eine ganze Reihe von allmählich sich verflachenden Bergen und Hügeln, welche den reißend schnellen Fluß auf beiden Seiten einzwängen und um ihn eine Felsenmauer bilden. Diese Felsenmauer ist sehr steil und hoch, namentlich am linken Ufer, gegenüber den Ruinen von Karakala, wo ihre Höhe an manchen Stellen wohl über 100 Fuß beträgt. Sie enthält viele sehr kleine und große Höhlungen mit engen Öffnungen, in denen im Winter die Kurden mit ihren Schafherden leben. Heruntergestürzte und aufeinander getürmte große Felsmassen machen die Gegend unzugänglich; man muß entweder über die Felsblöcke hinwegklettern oder durch sehr enge Stiegen hindurchkriechen.

An Stelle des alten chaldischen Kanals, dessen jetzt trockene Rinne noch vielfach erkennbar ist, ist im Laufe der Zeit einerseits infolge der in dieser Gegend sehr häufigen Veränderungen im Laufe des Araxes und seiner Zuflüsse und andererseits infolge verstärkten Anbaus der Gegend,

namentlich durch Baumwolle, ein neuer Kanal angelegt worden, der an der hier beschriebenen Stelle auf dem linken Ufer des Araxes hingeleitet wird, der sogenannte Kanal von Sardarapat, aus dem die zahlreichen Dörfer der Umgegend das Wasser zum Trinken und Berieseln der Felder entnehmen. Ein besoldeter Wasserverteiler bewacht fortwährend den Kanal, damit die Bewohner dieses oder jenes Dorfes sich keine Ungerechtigkeiten erlauben.

Der erste Entdecker der Inschrift war ein solcher Wasserverteiler. Er hatte sich während eines Regens in einer Felsenschlucht versteckt und dort die merkwürdigen „Verzierungen" bemerkt, wurde aber durch seinen baldigen Tod an der Absicht, seine Entdeckung mitzuteilen, gehindert. Sein Sohn, wiederum ein Wasserverteiler, hatte sich dann zehn Jahre später, bei ganz ähnlicher Veranlassung, unter dasselbe Obdach geflüchtet und so den verlorenen Fund seines Vaters wiederentdeckt. Er hatte die Stelle sogleich dem Priester Ter Howhannes des unmittelbar bei den Ruinen von Armavir belegenen Dorfes Mollahbajazet gezeigt, der seinerseits das älteste Mitglied der Brüderschaft des Klosters Etschmiadzin, den Erzbischof Mesrop Sembatian, benachrichtigte.

Wenn die an dem jetzigen Kanal Beschäftigten die Urkunde über die Anlage des alten entdeckten, so liegt darin mehr als ein bloßer Zufall. Die Tatsache, daß im ganzen heutigen Armenien die wasserbautechnischen Anlagen, von denen die Ertragfähigkeit des Landes abhängt, entweder unmittelbar altchaldische Anlagen sind oder sich an solche, sie ersetzend oder ergänzend, anschließen, wird dadurch aufs schlagendste beleuchtet (S. 3).

Wie der Kanal des Menuas noch heute die Ebene von Van, der Hauptstadt des alten Chalderreichs, befruchtet, so erhalten Armavir und der Kanal, der dort die fruchtbaren Gefilde nördlich des Araxes speist, das Andenken seines Sohnes, des mächtigen Argistis, lebendig. Menuas selbst hatte die Chalderherrschaft nur bis nahe an das südliche Ufer des Araxes ausgebreitet. Dort liegt, am Nordfusse des Ararat, unweit Taschburum, das Dorf Karaköinlu und nahe dabei eine Festung, das in der armenischen Überlieferung wohlbekannte Tsolakert. Zwei Inschriften des Menuas bezeugten bis vor kurzem an Ort und Stelle die Begründung oder Neuanlage dieser Burg in dem von ihm eroberten Gebiete Luchiunis; aber schon vor mehreren Jahren war die größere dieser Inschriften durch Pastor Faber (S. 37) von ihrem Standort am gewachsenen Felsen abgesprengt und nach Deutschland verbracht worden. Nachdem ich sie für ihn in Düsseldorf identifiziert und begutachtet hatte, war sie dann von den Königlichen Museen in Berlin für deren damals in der Bildung

begriffene Vorderasiatische Abteilung erworben worden. Eine zweite kleinere Inschrift von derselben Burgmauer hatte man seither nach Etschmiadzin verbracht.

Aber noch eine dritte Inschrift ist aus dieser Gegend bekannt, und mit der Ermittlung ihres ursprünglichen Standortes, die meinem Reisegefährten im späteren Verlaufe der Expedition gelang, ergab sich die Lösung einer von ihm früher aufgeworfenen Frage von großer prinzipieller Bedeutung. Die bei Moses von Chorene (S. 5) überlieferten Berichte über die Urgeschichte Armeniens erscheinen in durchaus sagenhafter Einkleidung und wurden früher meist als völlig wertlos behandelt, während unsere Forschungen zu der Erkenntnis führten, daß sie vielfach einen guten historischen Kern enthielten, der sich meist ergab, wenn man als Begründer von Städten und baulichen Anlagen statt der dort genannten armenischen Urkönige sowie der Semiramis die vorarmenischen Chalder einsetzte.

Wiewohl die Überzeugung von dem Vorhandensein eines solchen historischen Kerns schon in den Anfängen der urarmenischen Forschung, bei den von Schulz gewonnenen Erträgen (S. 6), so glückliche Ergebnisse gezeitigt und sich dann beim Semiramis-Kanal (S. 9) bewährt hatte, blieb doch auf seiten vieler Geschichtsforscher eine große Bedenklichkeit gegenüber jedweder bei Moses von Chorene erhaltenen Angabe erkennbar.

In diesem Zusammenhange hatte mein Reisegefährte betont, daß wo immer an Stellen, an denen Moses von Chorene Bauten solcher sagenhaften Herkunft kennt, Nachforschungen vorgenommen werden konnten, sich auch Überreste von Bauten vorgefunden haben, die als chaldische erkennbar sind, und deren chaldische Herkunft zumeist direkt inschriftlich belegt ist. Die noch heute als Stätte der Kämpfe zwischen Haik und Bêl (Moses I 11) Haikapert genannte Burg des Haik im, schon bei Moses (I 11) so bezeichneten, „Tal der Armenier“ (Haiôths-dzôr) — das ist das Tal des wenige Meilen südlich von Van von Osten her in den See mündenden Choshâb-Flusses — ist eine chaldische Anlage, ebenso das nach Moses (I 12) von Armaïs, Armenaks Sohn, in Wahrheit von Argistis gegründete Armavir.

Wenn bei Moses I 12 berichtet wird, der armenische Heros Gegham habe das Ufer des Goktscha-Sees bebaut, so war auf die von Rusas I. herrührende Burg von Koelani-Girlan hinzuweisen. Ebenso hat die Nachricht, daß Amasia, einer der sagenhaften armenischen Könige, südlich des Araxes am Fuße des Gebirges für seinen Sohn Thsolak ein Haus erbaut habe, das er nach ihm Thsolakert benannte, ihre tatsächliche Grundlage in der Existenz des Menuaspalastes in unmittelbarer Nähe von Tsolakert (S. 169).

Bei Moses wird aber gleichzeitig berichtet, daß Amasia auch für seinen anderen Sohn, Thsolaks Bruder Pharoch, eine große halbe Tagereise für einen Fußgänger östlich vom Hause Tsolaks, am Ursprunge der Quellen, welche am Fuße des Berges hervorkommen, ein Haus erbaut und nach ihm Pharachot genannt habe. Beruhten nun diese Angaben, wie sonst regelmäßig, auch hier auf irgendwelchen tatsächlichen Grundlagen, so mußten sich dort die Überreste eines chaldischen Bauwerkes finden, — eine gute Stichprobe auf die allgemeine Gültigkeit dieser Beobachtung.

Die Nachforschungen meines Reisegefährten (Sommer 1899) nach der Herkunft jener dritten Inschrift des Menuas aus der Gegend von Taschburun am Nordabhange des Ararat ergaben nun, daß sie von den Mauern der Burgruine Bulaqbasch („Quellhaupt") herstammt, einer großen Burganlage, die deutlich alle Merkmale chaldischer Burgen aufweist und tatsächlich 12—14 km, also eine gute halbe Tagereise zu Fuß östlich von Tsolakert belegen ist, und zwar, wie schon der heutige Name besagt, in der Tat nahe bei den Quellen, aus denen der bedeutende Karatschai, ein Nebenfluß des Araxes, entspringt.

Somit war in Bulaqbasch die Stätte von Pharachot wiedergefunden und gleichzeitig als eine Gründung des Chalderkönigs Menuas erkannt worden. Damit war aber auch die Ortschaft Parakata bestimmt, die die sogenannte Peutingersche Tafel als letzte Station auf einer der verschiedenen nach der armenischen Hauptstadt Artaxata führenden Routen nennt. —

Nach Sonnenuntergang wurde plötzlich an einer Biegung der Straße vor uns in der Tiefe Eriwan sichtbar, von zahlreichen Lichtern erhellt, ein freundlicher und zugleich lehrreicher Anblick, da so Plan und Anlage der Stadt, gleichsam aus der Vogelperspektive, ohne weiteres erkennbar wurden. Am Eingang der Stadt erwartete uns Sarkis Ivanoff und geleitete uns zu Herrn Gillner, dem Kontrolleur des indo-europäischen Telegraphen, in dessen Hause die Expedition freundliche Aufnahme gefunden hatte. Zurzeit war freilich nur noch mein Reisegefährte anwesend; unsere drei Volontäre und das Gros des Gepäcks waren in der Richtung auf Nachitschewan voraus gezogen. So freundlich ich von Herrn Gillner und seiner Gemahlin, einer Armenierin, aufgenommen wurde, so schlimm war die Nacht, besonders wegen der furchtbaren Hitze der Araxesebene, die mir nach dem wochenlangen Verweilen auf der Bergeshöhe doppelt empfindlich wurde.

Für die Reise nach Persien, die jetzt in jeder Hinsicht drängte, — die Umreitung des Urmia-Sees und die weitere Route bis Van —

sollte nur das Allernotwendigste mitgenommen werden. Mit größter Beschleunigung wurde daher am folgenden Tage die Ausscheidung auch an meinem Gepäcke vorgenommen, damit in der Abendkühle die Weiterreise im Wagen angetreten werden konnte. Beiläufig bemerkt, mußte auch die vielberufene mehrgliedrige Leiter in Eriwan bleiben, was wir damals, da sie gerade für Persien angeschafft worden war, überflüssigerweise (S. 36 u. Kap. 7), höchlich bedauerten. Die kühleren Frühstunden des Tages ermöglichten eine Besichtigung der Festung von Eriwan mit den sehr sehenswürdigen Ruinen des Palastes der Sirdare, der einstigen persischen Statthalter dieses jetzt russischen Gebietes, und einer Moschee, beides interessante Werke neuerer islamischer Baukunst; im Palast ist besonders der an Decke und Wänden ganz mit Glas verkleidete und mit Blumen und Früchten in bunter Emaille schön ausgeschmückte Spiegelsaal bemerkbar, während in der etwas älteren und künstlerisch bedeutenderen Moschee namentlich die emaillierten Ziegel von einem wunderbaren satten Hellblau hervortreten. Da das Material der Befestigungen und zum Teil der Bauten aber vielfach nur aus lufttrockenen Lehmziegeln bestand, und „die Feste“ von einer benachbarten höheren Erhebung sehr bequem beschossen werden konnte, so konnte man dem Kaiser Nikolaus mit seiner spöttischen Bemerkung über den Lehmtopf (S. 38) nur Recht geben. Von der Höhe der Feste bot sich eine weite Aussicht südlich zum Ararat, westlich u. a. auf die Zangabrücke, über die die Straße nach dem nahen Etschmiadzin führt. Bis halbwegs nach Etschmiadzin reichen die Gärten von Erivan, in deren gipshaltigem Boden ein feuriger, stark berauschender Wein gedeiht. Gern hätte ich Etschmiadzin besucht, doch erschien eine weitere Verzögerung der Abreise nicht angebracht. Ich hoffte auf später, freilich auch vergebens.

Nahe bei Etschmiadzin, an der Stätte der alten Kirche Surp Grigor, wurden seither (1900) Ausgrabungen vorgenommen, bei denen eine große Stele Rusas' II. als wichtigste von allen chaldischen Keilinschriften, die nach Beendigung unserer Expedition zutage getreten sind, gefunden wurde, die in der Nähe ihren ursprünglichen Standort gehabt haben muß. Sie zeigt, zusammen mit einem Tontafelberichte, den der Fürst von Ischqugulus (in der Ebene von Alexandropol, S. 168) an ihn gerichtet hat, und der von unserer Expedition später auf der Königsburg Toprakkaleh bei Van ausgegraben wurde, wie dieser König sich um die Sicherung der nördlichen Mark seines Reiches und um die Heilung der Wunden, die der Einfall der Kimmrier ihr geschlagen hatte, durch Städtebau, Bewässerungs- und Gartenanlagen bemühte.

Zur Kanalisation wurde namentlich die Zanga herangezogen und wie schon bemerkt, rührt auch jene künstliche Ableitung (S. 164) der Gewässer des Goktscha-Sees in die Zanga möglicherweise von Rusas II. her.

In der Dämmerung erfolgte dann im Phaëton die Abfahrt. Zur Rechten begleitete uns ständig das Bild des Ararat. Neben anderen stillen und erhebenden Eindrücken brachte die nächtliche Fahrt in der Nähe des Dorfes Kamarlu einen sehr bewegten Zwischenfall.

Diebe hatten im Schutze der Dunkelheit versucht, das Gepäck hinten an einem unserer Wagen abzuschneiden, — ein erprobtes Manöver. Durch unseren Tschaparen rechtzeitig daran verhindert, rächten sie sich durch einen Steinwurf, der ihn hinterm Ohr traf und ihn im ersten Moment betäubte. Mit dem Rufe: „Herr, sie haben unsern Tschaparen getötet!" sprangen die Diener, die mit mir im zweiten Wagen saßen, heraus, und es begann eine sehr lebhafte Schießerei, wie ich annehmen mußte, zwischen den Räubern und unseren Dienern. Da von den Gegnern nichts sichtbar war, so blieb ich, durch den Wagen nur wenig gedeckt, im Anschlage, im vollen Bewußtsein der Gefahr, um den Dienern gegebenenfalls zu Hilfe zu kommen, bis mein im vorderen Wagen befindliche Reisegefährte, durch den Lärm der Schüsse herbeigerufen, es wohl mit Recht für verkehrt erklärte, sich hier in dieser Weise zu exponieren. Bald beruhigten sich auch die Diener, da die Räuber, wenn sie überhaupt zu Anfang sichtbar gewesen waren und die Schüsse erwidert hatten, sich bald verzogen hatten. Im nächsten größeren Orte hatte dann dieser nächtliche Uberfall sein Nachspiel mit einer Meldung bei dem Kreischef und einer Untersuchung der Wunde des Tschaparen, die sich zum Glück als ungefährlich erwies.

Dieses kleine nächtliche Scharmützel fand nahe der Stätte berühmter historischer Kämpfe statt. Etwas nördlich von Kamarlu nämlich liegt die Ruinenstätte und das gleichnamige Dorf Ardaschar. Der Name stimmt nach den Entwicklungsgesetzen der armenischen Sprache genau zu Artaxata, der alten von Artaxias, wie es heißt unter Hannibals Beistand, gegründeten Hauptstadt Armeniens (S. 15), die hier in der Nordmark des armenischen Reiches die Wacht gleichzeitig gegen die Parther (im Süden) und die kaukasischen Völker Iberer und Albaner im Nordwesten zu halten bestimmt war. Gemeinsam mit der zu ähnlichem Zwecke und in entsprechender Lage später an der Südgrenze gegründeten jüngeren zweiten Hauptstadt Tigranokerta hat Artaxata (S. 15) in den Kämpfen um Armenien, namentlich als Ziel der römischen Feldzüge, eine bedeutende Rolle gespielt. Die Gleichsetzung der Ruinen beim heutigen Ardaschar

mit der alten gleichnamigen Hauptstadt begegnet allerdings dem Bedenken, daß Artaxata nach Strabo (XI, 14, 6, C. 527) am Araxes belegen war, der heute sehr erheblich weiter südlich fließt. So hat denn auch der Meister wie überhaupt der alten, so besonders der historischen Geographie Armeniens, Heinrich Kiepert, in der jüngsten Auflage seiner großen Karte Vorderasiens die Stätte von Artaxata an die erheblich weiter, etwa 11 km, nach Süden belegene Ortschaft Chorwirab verlegt, die allerdings vom Araxes bespült wird, und als Stätte der tiefen Grube (chor wirap), des Verlieses bekannt ist, in welchem Gregor der Erleuchter 13 Jahre lang geschmachtet hatte (S. 18). Da nun Agathangelus in seiner Geschichte der Regierung des Tiridates angibt, dieses Verlies habe im Lager oder in der Burg von Artaxata gelegen, so ist man allerdings an sich berechtigt, auch Chorwirab bei der Bestimmung der Stätte von Artaxata zu berücksichtigen. Entweder also die Legende irrt, indem sie jenes Verlies an der Stätte der heute nach ihm bezeichneten Ortschaft, vielleicht auf Grund eines volksetymologischen Anklanges in dem älteren Namen der Ortschaft sucht, oder aber, die Benennung Ardaschar ist irrtümlicherweise auf die heute sogenannte Ruinenstätte und das Dorf übertragen, etwa, wie heutzutage Diarbekir von den Armeniern fälschlich als Tigranakert bezeichnet wird (Kap. 12). Doch spricht der örtliche Befund, die ausgedehnten Ruinen bei Ardaschar und die Tatsache, daß die Bezeichnung einer Ruinenstätte, nicht einer heute noch blühenden Stadt oder größeren Ortschaft gilt, mehr für das Erstere. Und die Entfernung vom heutigen Araxes bildet keine entscheidende Gegeninstanz. Wie bei vielen Problemen der historischen Geographie hat man nämlich die spontane Verschiebung der Flußläufe nicht genügend berücksichtigt, deren wir für den Araxes und seine Nebenflüsse bereits zu gedenken hatten. Die großen Mengen aufgelösten Gesteins, die die Flüsse im Frühjahr mit sich führen und dann in Gestalt von Sandbänken und Uferanschwemmungen in dem weiter abwärts gelegenen Teile ihres Bettes ablagern, bringen solche Veränderung desselben fortwährend mit sich, und auch die in der fruchtbaren Araxesebene so wichtigen Anlagen zur Berieselung und Bewässerung der Felder haben ihren Teil daran. Für die Gleichsetzung mit Artaxata spricht auch eine gewisse Analogie mit der Lage von Tigranokerta. Ardaschar wird von einem zu Kanalisationen verwerteten Nebenflusse des Araxes bespült. Bei solcher Sachlage kann — ein Fall, der gerade bei Tigranokerta in Betracht kommt — in den antiken Schilderungen sehr wohl, mit einer leichten Ungenauigkeit, von einer Lage an dem betreffenden großen Flusse, statt in dessen Nähe, die Rede sein.

Immerhin ist auf diesem Wege keine volle Sicherheit zu erlangen. Aber eine weitere Möglichkeit, der Entscheidung näher zu kommen, ist vorhanden. Gelänge es, die Nachbarstationen Artaxatas, wie sie die Peutingersche Tafel nennt, ihrer heutigen Lage nach festzustellen, so würde klar werden, ob Artaxata oder Chorwirab besser zu deren Entfernungsangaben passen, und günstigenfalls könnte, wenn die Entfernungen für eine der beiden Örtlichkeiten nahezu stimmten, eine sichere Gleichsetzung erzielt werden. Daß Parakata, die letzte Station, die die Peutingersche Tafel auf der südlichen der beiden nach Artaxata führenden Routen, in Bulaqbasch zu suchen ist, wurde bereits betont (S. 171). Es soll nach der Peutingerschen Tafel 23 römische Meilen, d. h. 34½ km, von Artaxata entfernt sein. Bulaqbasch liegt in der Luftlinie etwa 30 km von Ardaschar entfernt. Die Entfernung nähert sich also der Angabe der „Tafel". Auch verringert sich das Gewicht der Abweichung noch dadurch, daß die Ziffern der Peutingerschen Tafel auf der Route Artaxata—Ad Confluentes—Satala nach den Beobachtungen Richard Kieperts, der die Station Ad Confluentes („An den Zusammenfließenden") mit der Vereinigung der beiden Araxes-Quellflüsse bei Köpri-köi gleichsetzt, durchgehend zu groß sind und abgemindert werden müssen. Von Chorwirab dagegen ist Bulaqbasch nur 19 römische Meilen (28½ km) entfernt, das spräche also zugunsten von Ardaschar, aber der Unterschied beträgt freilich nur eine römische Meile. Entscheidender ist Folgendes. Als nächste größere Station östlich von Artaxata nennt die Peutingersche Tafel das 44 römische Meilen entfernte S a n o r a. Dort teilt sich die Route. Die südlichere folgt dem Araxes und erreicht ihn bei Laho, das dem heutigen Djulfa entspricht. Auf dem Wege nach Djulfa bildet eine Hauptstation das große Dorf Basch-Noraschên, der Sitz eines Kreischefs, in dem auch wir am nächsten Tage zur Mittagsrast Station machten. Es liegt nahe, mit meinem Reisegefährten in Noraschên Sanora zu vermuten. Freilich nicht so, daß man einen armenischen Namen mit der georgischen Vorsilbe sa darin erblickt; das ist unmöglich. Noraschên „Neudorf" ist vielmehr eine sehr häufige armenische Ortsbezeichnung, aber sie kann sehr wohl im vorliegenden Falle deshalb gewählt sein, weil der ältere, vielleicht georgische Name der Örtlichkeit Sanora durch einen teilweisen Anklang dazu einlud. Tatsächlich beträgt nun die Entfernung zwischen Basch-Noraschên und Ardaschar in der Luftlinie 60 km, das sind 40 römische Meilen, während Chorwirab höchstens 33 römische Meilen (49½ km) von Basch-Noraschên entfernt liegt. Wenn also Sanora in Basch-Noraschên zu suchen ist, so scheidet Chorwirab aus, und Ardaschar ist so gut wie gesichert. Die 6 km = 4 römische Meilen,

um die die heutige tatsächliche Entfernung der Luftlinie von der tabula abweicht, würden durch Wegkrümmungen und zu hohe Berechnung der Entfernungen auch auf der östlichen Route (S. 175) zum Ausgleich kommen. Solange also nicht etwa eine Ruinenstätte aufgefunden wird, die historisch-geographisch den Erfordernissen der Lage von Artaxata ebenso gut oder besser genügt, und die gleichzeitig besser zu den Angaben der Peutingerschen Tafel stimmt als Ardaschar, wird man Artaxata tatsächlich dort zu suchen haben und nicht mehr mit Hübschmann zu erklären brauchen: die genauere Lage der Stadt ist noch nicht ermittelt worden. —

Nach der aufregenden Unterbrechung durch den Überfall wirkte das herrliche Schauspiel unaufhörlicher Sternschnuppen am tiefblauen, sternebesäten Nachthimmel um so erhebender. Erst die erstaunliche Fülle dieser himmlischen Lichtraketen brachte uns zum Bewußtsein, daß unsere Fahrt in der Nacht vom 11. auf den 12. August gerade in die eine der beiden Perioden fiel, die durch die alljährliche Wiederkehr solcher Meteoritenschwärme ausgezeichnet sind. Nach vierstündiger Nachtrast in der Poststation Dabarlu konnte ich am nächsten Morgen, Freitag, den 12. August, im Frühsonnenlicht den Ararat begrüßen, dessen Anblick in die heiße und staubige Fahrt dieses Tages die hauptsächlichste Abwechslung brachte. Der Wechsel der Entfernung und der Fahrtrichtung ergab eine vielfache Verschiebung des Bildes. Zeitweilig wurde im Rückblick der Große Ararat vollständig von seinen kleineren Nachbarn verdeckt; dann wieder erschien, fast wie eine Verlängerung der Kette, der Aladagh, an dessen Fuß Bajazed in Türkisch-Armenien belegen ist, links hinter dem Kleinen Ararat. Der Blick voraus über die ungeheure Araxesebene wird nur zeitweilig durch Höhenrücken, die sie durchziehen, beschränkt. Die Enge, die durch eine dieser Erhebungen führt, erinnerte mich lebhaft an die Porta Westfalica. An dem hier anstehenden Gestein fallen starke, oft wellenförmige Verwerfungen auf. Der für Nachitschewan charakteristische Ilan-Dasch, der Schlangenberg, tritt allmählich deutlich hervor.

Die Hitze des Tages wird durch einen schwachen freundlichen Windhauch aus Südost gemildert, der, eine große Wohltat, ständig talaufwärts durch die Araxesebene weht. Ein persischer Kirchhof zeigt zwei Rundgräber mit Kuppeln, wie wir sie nun immer häufiger erblicken sollten. In Basch-Noraschên (S. 175), unserer Mittagsstation, hören wir von einem Landsmann, der dort als Steuerinspektor lebt, mancherlei Interessantes über seine Erfahrungen in diesem Amte, auch daß die sämtlichen früheren Beamten dieses Kreises wegen Unterschlagung in

Untersuchung sind. Der Kreischef ist abwesend, der Pristaff, der uns an seiner Stelle begrüßt, erzählt, wie schnell die Tataren mit Mord und Totschlag bei der Hand seien. Davon hatten wir bereits an einer früheren Station eine Probe gehabt. Dort war unser sehr lebhafter tatarischer Kutscher mit einem allerdings auch gegen uns höchst unfreundlichen Postmeister armenischer Nationalität in Streit geraten und sehr bald zu Tätlichkeiten übergegangen, die jener erwidert hatte. Unseren Vorhaltungen setzte der Armenier nichts als ein verächtliches „Dieser Tatar!“ entgegen. Gleichzeitig ein Beweis, daß auch die Armenier trotz des damals herrschenden Friedens zwischen den Nationen und den Konfessionen mit ihren nationalen Antipathien nicht immer zurückhielten. — Ein Nebenfluß des Araxes, der Arpatschai, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Flusse, an dem die Bagratidenstadt Ani liegt (S. 23), wird durchfahren. Kanäle und Bewässerungsanlagen sind häufig. Um Zeit zu gewinnen, nimmt der Kutscher gelegentlich den Weg quer durch das Überschwemmungsgebiet der Reis- und Baumwollenfelder, das von zahlreichen Wasservögeln, zum Teil nie gesehener Art, belebt wird.

Sehr eindrucksvoll war an diesem Tage das Farbenspiel des Sonnenuntergangs über dem Ararat. Kurz vor 7 Uhr steht die Sonne gerade über dem Kleinen Ararat, sie scheint auf seinem Gipfel zu ruhen, darüber eine graue Wolke mit wundervoller goldener Umsäumung. „Die Sonne zieht Wasser“, die Strahlenbündel sind jedoch nur oberhalb des Berges, über jene Wolke hinaus verlaufend, sichtbar. Bald wird auch der Aladagh und ein Teil des Großen Ararat vom Golde der Sonne übergossen, während sie selbst hinter dem Kleinen Ararat im Verschwinden ist und eine im Norden der Ebene sichtbare nackte Bergkette in abendlichem Purpur schimmert. Wie das Gold über dem Ararat zu verglimmen beginnt, tritt der Große Ararat ganz frei hervor. Über und hinter ihm Goldwolken, die sich allmählich dunkler, schließlich purpurn färben. Als dann auf dem Berge alles Licht verlischt, zeigt hinter ihm, weiter nach Nordwesten, der Himmel noch einige Minuten lang ein lebendiges Rotgold — dann Dämmerung und bald darauf die Nacht. All das spielte sich in einer halben Stunde ab.

Erst der folgende Tag, Sonnabend, der 13. August, sollte uns nach Nachitschewan bringen, nachdem wir, kurz nach Überschreitung der durch eine Säule bezeichneten Grenze zwischen den Kreisen Basch-Noraschên und Nachitschewan, in der Station Kiwrag übernachtet hatten. In Nachitschewan wurde bei Herrn Gillner Quartier genommen, dem Sohne unseres Gastfreundes in Erivan, der, gleich jenem, Kontrolleur am indoeuropäischen Telegraphen war, und auch den drei

voraufgereisten Volontären der nunmehr wiedervereinigten Expedition freundliche Aufnahme gewährt hatte. Bis Nachitschewan, der letzten größeren Station vor Überschreitung der persischen Grenze, waren wir sehr bequem und schnell mit den alle 2—3 Stunden wechselnden Relaispferden der russischen Post gereist. In Persien war das nicht möglich, und da ich vorderhand noch kein Pferd besteigen konnte, so mußte für Fahrgelegenheit bis nach Täbriz gesorgt werden. Das war der Hauptzweck unseres Aufenthalts in Nachitschewan, der auch nach den üblichen langen Verhandlungen und endlosem Hin und Her erreicht wurde. Schließlich wurden zwei zweispännige Phaëtons gewonnen, deren Kutscher sich verpflichteten, zusammen für 70 Rubel vier Personen und 20 Pud Gepäck nach Täbriz zu befördern.

Nach(i)tschewan gilt der späteren armenischen Vorstellung als Stätte der ersten Niederlassung Noahs nach Landung der Arche am Masis-Ararat, und zwar auf Grund eines volksetymologischen Mißverständnisses, einer Umdeutung des Namens der Stadt in seiner heutigen Gestalt (nâch = „vor, zuvor, voraus"; idjavan = „Herberge, Absteigequartier, Wohnung"). Nâch-Idjavan wäre also „Vor-Absteigequartier, erste Herberge" und könnte so genannt sein im Unterschied von den späteren Stationen, die die Nachkommen Noahs bei ihrer Weiterwanderung und Verbreitung auf der Erde durchliefen. Diese Deutung ist aber, von anderem abgesehen (S. 167), besonders deshalb unzulässig, weil sie sich mit der ursprünglichen Form des Namens „Nachtschavan" nicht verträgt. Fehlt es so der Stadt an ernstlichen Beziehungen zu biblischen Stoffen, und kommt zudem das von Armeniern, Russen, Tataren, Juden vielbesuchte und verehrte Grab Noahs, das sich 1—2 km östlich der Stadt befindet, infolge von Zerstörungen und modernen Restaurationen nicht einmal mehr als Zeugnis mittelalterlicher Baukunst in Betracht, so hat sie dafür in zwei Bauwerken aus seldjukischer Zeit bedeutsame Zeugen einstiger historischer Blüte aufzuweisen und genießt zudem (oder genoß wenigstens damals) als Sitz eines angesehenen Tatarenfürsten, des Rahim Chan Nachitschewanski, noch in der Gegenwart einen gewissen Nimbus. Die Stadt, im Nordosten überragt „von dem bizarr zinnenförmig ausgezackten Gebirgskamme" des Schlangenberges, während in der Ferne, westlich, auf 140 km der Ararat noch sichtbar ist, verdankt wohl ihre Gründung und ihre Blüte den ergiebigen Quellen, welche einem benachbarten Hügel entspringen und die Stadt im Winter und Sommer mit einem Überflusse frischen Wassers von 12° R versehen. Die beiden seldjukischen Bauwerke sind seit den ersten Nachrichten Dubois de Montpéreux' mehrfach geschildert worden, am eingehendsten von E. Jacobsthal, der Nachitschewan 1897 besuchte, und dem F. Sarre seine wenige

Wochen danach genommenen Photographien zur Verfügung stellte, während ihn Martin Hartmann durch die genaue Deutung der arabischen Inschriften wirksam unterstützte.

An der Peripherie der Stadt selbst liegt das schönste der beiden Denkmäler, der sogenannte Chansturm, der sich auf einem „außen zehneckigen, innen kreisrunden Umriß von 10 m zu einer Höhe von etwa 21 m bis zur Oberkante des Hauptgesimses erhebt". Wenn man sich von der etwas höher belegenen Stadt dem herrlichen Denkmal nähert, „so deuten zunächst nur die schönen Verhältnisse und die einfache, aber ungemein wirkungsvolle Gliederung durch tiefe Wandnischen an, daß man es mit einem Monument im wahren Sinne des Wortes zu tun hat. Erst in größerer Nähe beginnen die türkisch-blauen Glasuren der Inschriften des Frieses ihr Farbenspiel auf dem dunklen Ziegelgrund zu entfalten. Dann trennen sich auch hellgraue, kleine Stuckflächen, vom Glanz feinerer Glasurstreifen durchfunkelt, von den das geometrische Maschenwerk der Flächen bildenden weinroten bis gelben Ziegelsteinen, ohne daß bei dem nunmehr den Zuschauer ganz fesselnden Reichtum der Umgestaltung, vielleicht wegen des einfachen Dreiklanges der Farben, auch nur eine Spur der Empfindung des „zu Viel" sich einstellte, welche der Würde der Erscheinung eines Denkmals zu nahe träte". Es ist, wie die Inschriften beweisen, das Grabmal der Dame (Châtûn) Mu'mine. Sie war die Gattin des Prinzen Toghrul und Mutter des nachmaligen Seldjukensultans Arslân Schâh, die dann als Witwe dem großen Atabeken Ildegiz (gestorben 1172/3) die Hand reichte. Da dieser ihr in Nachitschewan das Denkmal errichten ließ, so wird sie in dieser Stadt mit Vorliebe gewohnt haben. „Ildegiz war ein kühner Emporkömmling. Ursprünglich einer der Mameluken des Seldjukidensultans Mas'ûd (1133—1152), wußte er sich während der Wirren nach dessen Tode in den Besitz der Provinz Azarbaidjân zu setzen, zugleich auch in den der Hand" der Mu'mine Châtûn. „Mit scharfem Blick erkannte die ungewöhnlich bedeutende Frau, daß bei der Unfähigkeit der Prätendenten aus dem Hause Seldjuk und dem wüsten Parteitreiben es am besten für das Land sei, wenn ihr eigener Sohn alle Gewalt in die starken Hände ihres Gatten lege und sich mit der Scheinherrschaft begnüge. Und es ist ein großes Verdienst, daß sie ihn mit diesem Zustande auszusöhnen verstand."

Außerhalb der heutigen Stadt erhebt sich ein kleines, fensterloses, achtseitiges Backsteingebäude, mit seiner massiven Spitze an die Türme der georgischen und armenischen Kirchen erinnernd. Es ist das im Jahre 1162/63 errichtete Grabmal des Jûsuf Ibn Kuthaijir, der einer der Großen des Ildegiz gewesen sein wird.

Ihre nächsten Verwandten haben diese Monumente in der einheitlichen, dem ganzen Bauwerk seinen Charakter aufprägenden Verwendung des ornamentalen Überzuges aus vielfach emaillierten Ziegeln und Stuck in den Grabbauten von Marâgha (Kap. VI). —

Am vierten Tage unserer Fahrt (14. August), an dem mir mehrfach große Melonen- und Arbusenfelder und darin die Zartheit der Blätter und Ranken gegenüber den ungeheuren Früchten auffielen, gelangten wir nachmittags mit unseren Phaëtons nach Russisch-Djulfa und konnten hier den Araxes, den wir bisher nur zeitweilig und meist aus der Ferne hatten blinken sehen, als einen stattlichen, etwa 35 m breiten Strom begrüßen. Das Telegramm, in dem wir die bevorstehende Überschreitung der persischen Grenze nach der Heimat meldeten, verursachte einige Schwierigkeiten: da von Russisch-Djulfa aus damals nur drei bis vier Telegramme im Jahre nach Deutschland abgingen, so mußte wegen der Taxe in Nachitschewan telegraphisch angefragt werden. Nachdem die Pferde und Phaëtons durch eine bequeme Furt etwas unterhalb der russischen Zollstation den Araxes überschritten hatten, setzten die fünf Mitglieder der Expedition mittels der Fähre, die aus besonderer Gefälligkeit für uns auch am Sonntag in Bewegung gesetzt wurde, in der Abenddämmerung nach der persischen Seite über.



## Fünftes Kapitel.

# Nach der Hauptstadt von Azärbaidjan.

**Orientalische Musikinstrumente. — Gälinkaja und der harzan'sche Dialekt. — Eine persische Hochzeitsfeier in Marand. — Ankunft in Täbriz. — Beim Emir-i-Nizam. — Die Erlebnisse des Doktor Paschajanths. — Die blaue Moschee. — Von den persischen Frauen. — Die Gärten des Kronprinzen. — Ein persisches Gastmahl. — Der Brotaufstand in Täbriz.**

So stand ich auf persischem Boden, neuer Erlebnisse und fremdartiger Eindrücke gewärtig, und doch vom ersten Augenblicke an von allem, was ich sah und erfuhr, überrascht und wie in eine andere Welt entrückt. Dieses Gefühl hat sich während der ganzen Zeit des Aufenthaltes auf persischem Gebiet eher gesteigert als gemindert. Und im Rückblick wollen mir jene acht Wochen, trotz mancher sehr wirklicher und keineswegs sänftlicher Erfahrungen und mancher zuverlässiger Kunde über die unerfreuliche Lage der persischen Verhältnisse, wie ein Gruß aus einem Traum- und Märchenlande erscheinen.

Eines Mirza Schaffy Sohn, Hadji Husein Chan, war der erste, der uns in Djulfa begrüßte. Er verwaltete die persische Zollstation, an der wir unsere Empfehlungen vom persischen Gesandten in Berlin und vom persischen Konsul in Erivan vorwiesen. Sein Untergebener Mehmed Chan, Verwalter des persischen Telegraphen, nahm uns auf. Wir fanden bei ihm einen Sänger und Musikus, Mirza Ali Akbar mit Namen. Die weiße Filzmütze auf dem nach tatarischer Weise halbwegs geschorenen Haupte, um die Hüften den bei Kaukasiern und Armeniern beliebten vielgliedrigen Silbergürtel spielt er die Tschianuri (tatar. Kämendscheh), ein eigenartiges, ursprünglich georgisches Streichinstrument, mit Metallsaiten, das auf den Knien gehalten und mit dem Bogen gestrichen wird. Es endigt in ein spitz zulaufendes Gefäß, eine Art Kürbis, der mit Schweinsblase, als Resonanz, bespannt ist. Der Kürbis, sowie die Wirbel und der Teil des Instrumentes, in dem sie haften, sind bunt bemalt.

Die untere Spitze ist auf des Barden linkem Bein aufgesetzt, er führt den Bogen wie beim Cello und dreht das Instrument mit der Linken beim Spielen vielfach hin und her.

Dazu singt er eintönig und mit vielen Trillern, und wie er uns als große Gäste und schließlich den Deutschen Kaiser besingt, steigt seine Stimme höher und höher und werden der Triller immer mehr.

Georgisch ist wohl auch das Timpelipetu, eine Art Doppeltrommel. Zwei Tontöpfe, ein größerer, der den tieferen, und ein kleinerer, der den helleren Ton liefert, sind mit Kamelfell oder auch mit Blase überzogen und durch Lederriemen miteinander verbunden. Sie werden jede mit einem nach vorn spitz zulaufenden Schlägel mit beiden Händen bearbeitet, wobei oft eine sehr große Geschicklichkeit entwickelt wird. Der georgische Name sucht den Klang wiederzugeben.

Bei den Armeniern ist zur Begleitung ihrer meist tatarischen Gesänge besonders beliebt die Balaleika, ein vermutlich aus Rußland eingeführtes, gitarrenähnliches Instrument, das aber einen dreieckigen Resonanzbaden hat und im Tone an die Mandoline erinnert.

Spezifisch armenisch dagegen ist das Zusammenspiel der Zurna, einer schrill klingenden, klarinettenartigen Flöte mit einer Trommel (Dehôl), die mit einem Schlägel und gleichzeitig mit den Fingern der Linken geschlagen wird. Ihre unseren Ohren keineswegs liebliche Musik darf bei Hochzeiten und allen anderen Festen nicht fehlen.

Zu erwähnen wären namentlich noch die Daïra, ein großes Tamburin von 40 cm Durchmesser, mit Fischhaut bespannt und oft reich, z. B. mit Perlmuttereinlage verziert; und die Târ, ein unserer Gitarre ähnliches, achtsaitiges Instrument, das ebenfalls zur Begleitung beim Gesange verwendet wird.

Auf dem Tischtuch sammeln sich während des Gesanges, von der Lampe angelockt, unzählige Sandflöhe. Westöstlich wie hier an der Grenze so manches, mutet auch unseres Wirtes Sitzweise an: er hockt mit untergeschlagenen Beinen nicht auf dem Boden oder auf einem Diwan, sondern auf einem europäischen Stuhl.

Der nächste Tag sollte uns aus dem Tal des Araxes auf die Hochfläche führen, die der Provinz Azärbaidjân ihren besonderen Charakter verleiht. Unter dem letzten Perserkönige Darius III. verwaltete Atropates die bedeutende Provinz Medien als Satrap und behielt sein Amt nach der Eroberung des Perserreiches unter Alexander dem Großen, um den er sich durch Unterdrückung eines in Medien ausgebrochenen Aufstandes verdient machte. Als nach des großen Königs Tode die Satrapieen zu Babylon neu verteilt wurden, erhielt die Satrapie Medien der makedonische

Große und Leibwächter Peithon, während Atropates sich mit dem nördlichen Teile des Landes begnügen mußte, das seitdem zur Unterscheidung nach ihm Media Atropatene genannt wurde. Der Zerfall des Alexanderreiches verhalf neben den Großstaaten der Ptolemäer, der Seleukiden, und der Antigoniden einer Reihe von mittleren und von Kleinstaaten zur Entwicklung. Unter den letzteren hat auch die Atropatene zeitweilig als selbständiges Königtum eine gewisse Rolle bis in die Römerzeit hinein gespielt. So finden wir unter den Verbündeten des Königs Tigranes von Armenien, der von den Römern bei Tigranokerta besiegt wurde, auch den König von Atropatene.

Noch heute führt das Gebiet den Namen seines ersten Beherrschers in hellenischer Zeit: aus Atropatene ist nach iranischer lautgesetzlicher Entwicklung und nach der heutigen landläufigen Aussprache Azärbaidjân geworden.

Es sollte früh aufgebrochen werden; so begann ich um $^1/_2$4 Uhr mit den ersten Weckversuchen. Doch ergaben sich zu den üblichen noch außergewöhnliche Schwierigkeiten, denen zufolge uns unser Diener Sarkis Ivanoff verließ; ich bedauerte sein Scheiden, konnte ihm aber nur Recht geben. Im ganzen hat sich sein Fernbleiben als Gewinn erwiesen; unsere jungen Diener, vor allem Färädj, nächst ihm Abrahamoff, konnten sich so selbständiger entwickeln, sie wurden mit der Zeit zu wirklichen, verständnisvollen Helfern, ihr tatkräftiges und intelligentes Verhalten hat nicht unwesentlich zum Erfolg der Expedition beigetragen.

Den auf die erste Stufe der Hochfläche führenden Paß sehen wir vor uns: eine deutliche Einsattlung in einer südsüdöstlich verlaufenden Kette, unter deren Erhebungen eine abgestumpfte Pyramide, gleich dem „Zeltberg“ am Schwarzen Meere, hervortritt.

Lasttiere, Reiter und die Wagen setzen sich getrennt in Bewegung. Auf dem steppenartigen Boden kommen unsere Phaëtons zunächst gut fort. In weniger als einer halben Stunde ist (um $^1/_2$9 Uhr) die Hochfläche erreicht. Dort liegt ein Friedhof, die Gräber nur durch aufgerichtete Steine ohne Inschrift bezeichnet. Auf den Häusern des zugehörigen nahen Dorfes liegt Getreide aufgeschüttet, an und auf seiner Lehmmauer neugierige Tatarinnen. Im Rückblick grüßt uns der Schlangenberg (S. 176, 178), über anderen Bergzügen gewaltig hervorragend. Nur wenig belebt die Steppe: eine Eidechse, ein Lastesel. — Baumwollfelder, die durch eine unterirdische Wasserleitung gespeist werden; an einer der regelmäßigen Öffnungen erproben wir die Tiefe durch Hineinwerfen eines Steines; bis er aufschlägt, vergeht eine ziemliche Weile. Auch über der Erde zeigt sich die Wasserader. Ein Quellbach

bildet am Bergeshang einen kleinen Fall und tritt dann in eine Mühle ein, die er als breites Wildwasser verläßt. Wir befinden uns hier im einstmaligen Kultur-, ja im zeitweiligen Herrschaftsgebiet der alten Chalder, der Meister des Wasserbaues im alten Berggelände, nach deren



Armenak (Van). Hairapet (Van). Hovhannes (Van). Färädj. Moses. Abrahamoff.

Die beiden Hauptdiener und vier nachmalige weitere armenische Diener der Expedition.

Nachfolgern und Schülern, den Armeniern, dieses Gebiet schon frühzeitig den Namen Persisch-Armenien (Parskr-Hayk) geführt hat. Die Mühlen zeigen hier, wie an vielen anderen Stellen, nach den Ermittlungen meines Reisegefährten eine dem Turbinenprinzip in gewisser Hinsicht verwandte Anlage, wie sie nachweislich schon bei den Chaldern für ihre in die Felsen hereingearbeiteten Mühlen üblich war. Die Türken und Tataren haben

sich auf dem Gebiete der Bewässerung und Entwässerung nirgends hervorgetan, vielmehr, wenn's hoch kommt, die alten Anlagen erhalten, meist aber sie verfallen lassen. Der Schluß liegt nahe, daß wenigstens hier im Norden auch die persischen Wasserleitungen aus Armenien nach Persien übernommen worden sind. — Dann wieder die Oede: ein verlassenes Bahngelände, ein Raubvogel auf einer der Stangen des indoeuropäischen Telegraphen, bei unserer Annäherung langsam entschwebend. Im Tatarendorfe Daradüz (11 Uhr) versucht Woldemar v. Seidlitz vergeblich einem schwer fieberkranken Jungen Chinin beizubringen. Dreiviertelstündige Rast. Nun steiniger Boden in bergumschlossenem Hochtal, auf dem unsere Wagen sich nur mühsam fortbewegen. Das eintönige Braungrau der verdorrten Steppe wird nur selten durch eine Mühle und um den Mühlbach ein Stückchen grüner Weide unterbrochen. Beim Durchfahren eines Baches erleidet unser einer Wagen eine schnell geheilte Havarie.

Aber bald naht das Verhängnis in ernsterer Form. Derselbe Wagen stürzt an einer besonders schwierigen Wegstelle um, sein Insasse Lothar kommt unbeschädigt davon, der Kutscher aber hat anscheinend das Bein gebrochen, und Lothar sendet um Hilfe zu uns den Insassen des anderen Gefährts. Bei der Untersuchung des verletzten Gliedes beteiligen sich außer dem „Expeditionsarzte“ auch herzukommende tatarische Sachverständige: zum Glück liegt kein Bruch vor, und nach Anlegung eines Verbandes geht es weiter.

Bald darauf wird dann der Verlust eines aufgeschnallten Koffers entdeckt. So wird es 1/2 4 Uhr, bis die Oberstufe der Hochfläche, und in ihr die eigentliche Paßhöhe erreicht wird, die zu dem weiten, rings von niedrigen Bergen umgebenen, Plateau Zil-i-gädik hinüberleitet. Diesseits bemerkten wir kurz vor der Paßhöhe Befestigungen, u. a. einen von Zinnen gekrönten Turm.

Daß wir der vorgerückten Stunde wegen statt Marand zu erreichen, in dem großen Dorfe Gälin-kaya (kaja tatarisch = Fels) für die Nacht Station machen mußten (5 Uhr), hatten wir nicht zu bereuen.

Denn unser harrte eine interessante Überraschung. Die Worte, die unsere Wirte Mehemed Ali und seine Frau Zeinab, — deren Hände mit einer dunkelblauschwarzen Farbe ‚geschmückt‘ waren, — untereinander und mit ihren stets zahlreicherer herzuströmenden Gästen austauschten oder an uns richteten, waren nicht tatarisch. Und bald fand ich heraus, daß es sich hier um einen iranischen, mit dem Neupersischen verwandten, aber keineswegs identischen, Dialekt handelte. Beispielsweise wurde das Pferd (turko-tatarisch at) osp genannt, in der indogermanischen, also dem Deutschen verwandten Sprache der heutigen Perser asp; zwei

(turko-tatarisch iki) hieß dê, neupersisch du; drei (t.-t. ütsch) härä, neupersisch sĕh. Unmittelbar an die Sprache der einst hier wohnhaften iramischen Meder (spakô, medisch = Hündin, Her. I 110) erinnerte isba der Hund, neupersisch säg.

Es handelte sich nun darum, in der kurzen Zeit, soviel wie möglich von diesem, wie es schien, und wie es sich bestätigt hat, ganz unbekannten Idiom aufzunehmen — die Frauen, wie stets auf dem Lande, unverhüllt —. Die Dorfbewohner kamen uns dabei nach Möglichkeit entgegen. Es beteiligten sich namentlich ein junger hübscher Mensch, eine schöne junge Frau, die ihr Kind auf dem Rücken trug, ein Kranker, der gleich vielen anderen Woldemar v. Seidlitz konsultiert hatte, und ein würdiger Alter. Männer wie Frauen rauchten dabei den Tschibuk, so genannt nach dem dicken runden Pfeifenrohre (aus Ton), an dessen Ende der den Tabak aufnehmende kurze Kopf mit breiter Öffnung senkrecht aufsitzt. Daß, wie sich dabei herausstellte, der Dialekt nicht rein geblieben, sondern aus dem Tatarischen mancherlei, u. a. die Namen der Metalle, entlehnt hat, konnte nicht überraschen. Wir erfuhren nachmals, daß dieser Dialekt tatsächlich nur in Gälinkaja und in einem anderen Dorfe Harzan gesprochen und nach diesem als „Harzanisch" bezeichnet werde.

Wir verhandelten, aßen und schliefen demnächst auf dem freien Platze vor dem Hause unseres Wirtes und beobachteten hier das Zubereiten und das Backen des weichen Gerstenbrotes (tschurek) in einem in die Erde eingelassenen Trog (tannûr, armenisch tonîr).

Bei der am frühen Morgen betriebenen Fortsetzung der sprachlichen Ermittlungen fiel einer der Dorfbewohner durch seinen besonderen Eifer auf; wie sich bald herausstellte, weil er medizinale Belehrung erhoffte. Während Walodja seine ärztliche Praxis in verstärktem Maße ausübt — gestern war ihm von einer Seite ein Huhn dargebracht worden — und sich zuletzt um einen schwerkranken Greis, den sie getragen bringen, bemüht, scherze ich zeitweilig mit kleinen, zehn- bis elfjährigen Dorfmädchen, niedlichen, lustigen Dingern, bis gegen 8 Uhr der Ruf erschallte: ospe bindor, „die Pferde sind ‚gebunden', angeschirrt". Aber die Abfahrt ward durch einen Streit um die Begleichung der Rechnung wesentlich verzögert, bei welchem unser von seiner Beinverletzung schnell genesener Kutscher seinem rabiaten Temperament, von dem er schon vorher Proben gegeben hatte, völlig die Zügel schießen ließ. Nur mit Mühe wurde ihm der Revolver von Walodja entwunden.

Über wenig bebaute, durch Berg und Hügelketten voneinander getrennte öde Hochebenen gelangen wir in vierstündiger Fahrt nach Marand, der ersten Stadt auf persischem Boden.

Europäische Städte kündigen sich durch eine Rauchwolke, Fabrikschornsteine und Kirchtürme an, die Mehrzahl der Städte des Orients, mit denen ich bekannt geworden bin, durch den reichlichen Baumbestand ihrer Gärten und Pflanzungen.

Die Frauen, die uns begegnen, tragen fast alle ein und dasselbe hellblau und weiß gewürfelte Obergewand aus grobem Stoff, sie verhüllen sich aber geschwind, sobald sie uns näher kommen, eine Alte hingegen macht mir eine lustige Fratze.

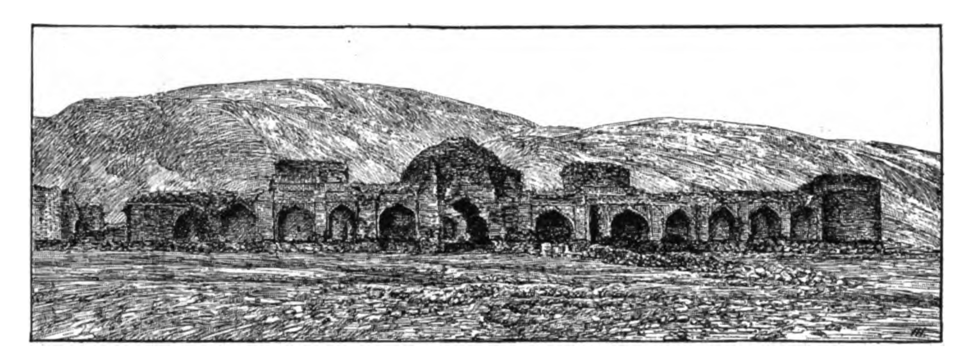
Während wir an einer der Buden des Basars Tee trinken, stoßen die übrigen Mitglieder der Expedition zu uns. Sie waren tags zuvor



Tatarische Brotbäckerinnen.

programmäßig in Marand eingetroffen und kamen vom Chan, dem Untergouverneur, der heute die Hochzeit seines Neffen beging. Ihre Berichte erregen in uns den Wunsch, die Feier oder doch die Bewirtung der Gäste mit eigenen Augen zu sehen. So begeben wir uns allesamt unter Vorantritt des Heroldes und Stabträgers, der sie geleitet hatte, zum Hause des Chans. Im Hofe sitzen die Musiker, die schon den ganzen Morgen über gespielt haben. Durch einen Wald von Schuhen gelangen wir in den geräumigen Empfangsraum. In dessen äußerster Ecke rechts sitzt der Chan, neben ihm an den Wänden entlang die Gäste.

Ein köstliches Getränk wird gereicht: ein Scherbet (geeistes Zuckerwasser), dem nicht, wie meist, ein Fruchtsaft, sondern einige Tropfen Rosenwasser zugesetzt sind. Daß im rosenfreudigen Persien die vielbesungene Krone der Gärten von Schirâz nicht bloß wegen ihrer Farbe und ihres Duftes geschätzt werde, war mir neu.



Karawansärâi aus Schâh ʿAbbâs' Zeiten.

Zur Mahlzeit werden wir in ein kleines, durch einen Vorhang abgetrenntes Seitengemach geführt, wo die Speisen für uns auf einem Tische aufgetragen stehen, und wir nehmen auf Stühlen Platz, während der Gastgeber mit den angesehensten Gästen als kniender Hocker auf dem Boden Platz nimmt.

Auch Löffel werden uns gebracht, während die Einheimischen mit den Händen essen und für Suppe und weiche Speisen Stücke des dünnen weichen Brotes zu Hilfe nehmen. Zum Schluß des Mahles wird ihnen Wasser über die Hände gegossen und damit von der hohlen Hand aus auch der Mund gespült. Alsdann ziehen sich der Chan und seine Gäste zurück, und Festteilnehmer niederen Ansehens oder die Spitzen der Dienerschaft setzen die Mahlzeit fort.

In Marand war der höchste Punkt auf dem Wege nach Täbriz erreicht worden. Die Fahrt geht nun im allgemeinen abwärts. Ein ödes, dürres Einerlei. Gelegentlich eine Siedelung und ein schöner Rückblick auf die Berg- und Hügelketten. Überall auf vormals oder heute noch persischem Gebiete werden bedeutendere verlassene Bauten dem großen Herrscher Schâh ʿAbbâs (1582—1629) — und gewiß vielfach mit Recht — zugeschrieben. Er war auch hier mit den stattlichen, von der untergehenden Sonne vergoldeten Ruinen eines Karawansärâi vertreten.

An einer Stelle erscheint das Gestein derartig verworfen, daß die deutlich erkennbaren, einst horizontalen Schichten nunmehr senkrecht auf ihrer ursprünglichen Lagerungsebene stehen.

Im großen Dorfe Sufian um $^1/_2$8 Uhr eingetroffen, finden wir nach längeren vergeblichen Versuchen endlich eine leidliche Unterkunft.

Den ersten Reitversuch seit meinem Unfall machte ich am folgenden Tage, Mittwoch, den 17. August. Er fiel leidlich aus, was, da von Täbriz ab die Weiterreise nur zu Pferde erfolgen konnte, von großer Wichtigkeit war und uns von einer Sorge befreite. Karawanen und Reisende in immer größerer Zahl verkünden die Nähe der Großstadt.

Von einem mit seltsamen Gewaffen ausgerüsteten wandernden ‚Hadji' (Pilger) sucht Boris v. Seidlitz zunächst eine morgensternartige Waffe zu erhandeln, entscheidet sich aber dann für eine andere Waffe, ein kurzes Dolchschwert mit Korb, wie sie beim schiitischen Husein-Fest zur Selbstverstümmelung benutzt wird.

Allmählich wird in der Ferne Täbriz, d. h. zunächst nur die Bäume seiner Gärten, sichtbar, in langer Linie hingestreckt in einer Niederung, die sich an einen Bergzug von bescheidener Höhe anzulehnen scheint.

Im Karawansärai Sinnis, wo ich das Roß wieder mit dem Phaëton vertauschte, ward uns Durstenden versalzener Tee gereicht. Anderes als salziges Wasser lieferte der nahe Bach eben nicht. In den trockenen Betten der Flüsse und Bäche an den Bergwänden war in dieser Gegend vielfach ein weißlicher, von Salz herrührender Niederschlag erkennbar: Choi, dessen Umgebung ein in ganz Persien berühmtes Steinsalz liefert, ist von Marand nur 2 Tagereisen entfernt.

In meinem Wagen erreichte ich vor den Berittenen Täbriz und langte so als Erster bei dem in einem geräumigen Park belegenen Hause des Generalgouverneurs von Azärbaidjân, des Emîr-i-Nizâm („Fürsten der Truppen") an.

Als ich hörte, daß sein eben begonnener Nachmittagsschlaf zwei Stunden währen würde, ließ ich ihn, da wir außer der Empfehlung an ihn keinerlei Beziehungen und keine Möglichkeiten der Unterkunft hatten, wecken. Daß ich die Ruhe eines Achtzigjährigen störte, ahnte ich nicht. Er beschämte uns durch seine Liebenswürdigkeit: Entschuldigungen wechselten mit gütigen Vorwürfen, daß wir uns nicht vorher angemeldet hätten, man würde dann alles zu unserem Empfange vorbereitet haben.

Täbriz hatten wir aufgesucht, um für unsere Forschungen in der Nachbarschaft des Urmia-Sees möglichst viel zuverlässige Kunde einzuziehen, und um für unsere Reise auf persischem Gebiete alle erreichbare Förderung und Sicherung zu erhalten.

Beides ward uns vom Emîr-i-Nizâm; letzteres in ungeahnt wirksamem Maße.

Der Emîr-i-Nizâm — er ist inzwischen, meines Wissens, gestorben — war Kurde von Geburt. Er stammte aus Gärrus, das etwa in der Mitte einer Linie liegt, die man sich von Sautsch-bulaq senkrecht nach der Straße hin gezogen denken mag, die von Hamadân, dem altem Egbatana, nach Kirmanschah und weiter nach Bagdad führt.

Sautsch-bulaq, südlich des Urmia-Sees belegen, war unser südlichstes Reiseziel. Es liegt bereits auf dem eigentlich kurdischen

Gebiet, in Mukrî-Kurdistân. Vom Verhalten der Kurden hing es ab, ob gewisse Unternehmungen, auf die wir besonderen Wert legten, für uns ausführbar sein würden. Die Statthalterschaft über Kurdistan ist in der Familie des Emîr-i-Nizâm erblich — und zwar, wie er behauptete, ‚seit mehr als tausend Jahren' —, so daß die Kurden ihn als ihren Chef betrachteten. Mochte auch die chronologische Begründung fragwürdig sein, die Tatsache traf zu. Und so waren wir sehr erfreut, als er sich erbot, uns ein Rundschreiben mitzugeben, das uns dem Schutze und der Förderung sämtlicher Kurdenchefs empfehlen sollte. Es ist nachmals mehr als einmal ein Talisman in ernster Gefahr gewesen.



Der Emîr-i-Nizâm.

Der Emîr-i-Nizâm hatte damals die Statthalterschaft von Azärbaidjan zum zweiten Male inne, und zwar seit 17 Monaten. Vorher war er, fünf Jahre lang, teils in Teheran, teils Statthalter von Kurdistan, Kirmanschah und Hamadân gewesen.

Inzwischen wurden die Diener, die den Anruf des Herrn mit dem hier zuerst von mir vernommenen, in ihrem Munde äußerst häßlich klingenden bälä bälä (persisch: ja, ja) erwiderten, angewiesen, einen Imbiß, u. a. Sardinen und Kaviar, zu bringen, während dessen uns der Achtzigjährige in rühriger Frische die für uns wichtigen Routen um den Urmia-See aufzeichnete und an Karten demonstrierte.

Alsbald erschien dann, vom Emîr-i-Nizâm zitiert, ein vornehmer Armenier von Generalsrang, Antoine Chan, der mit der Fürsorge für unsere Unterkunft und Sicherheit betraut wurde — eine Aufgabe, deren er sich in großartiger Zuvorkommenheit entledigte.

Von ihm hörten wir noch viel Lobendes über den Emîr-i-Nizâm. Trotz seines Alters sei er ein kolossaler Arbeiter und von einer großen Energie. Er sei der einzige, der die Stadt bei den häufigen Brotunruhen in Ordnung halte. Ganz anders lautete das Urteil eines europäischen Konsuls, der sich freilich in radikalen und zugespitzten Urteilen besonders gefiel: „Der Emîr-i-Nizâm sei zu alt, energielos, nur auf den eigenen Vorteil bedacht. Seine Urteile gingen ganz nach Gelde, selbst die Konsuln hätten damit zu kämpfen. Er halte ihn sogar für fähig, die häufigen Brotunruhen seinerseits anzustiften (?). Man brauche nicht überrascht zu sein, wenn er plötzlich erschiene und behauptete, er sei gar nicht der Emîr-i-Nizâm, sondern jemand ganz anderes!"

Mir selbst haftet der freundliche Eindruck jener ersten und einzigen Unterredung in der Erinnerung, gestützt und lebendig erhalten durch eine Photographie, die mir wie meinem Reisegefährten der greise Würdenträger mit einer auf die Rückseite des Rahmens geschriebenen persischen Widmung durch Antoine-Chan überreichen ließ.

Auf dem Wege nach dessen etwa $^2/_3$ deutsche Meilen vom Hause des Generalgouverneurs entfernter Wohnung hatten wir eine erste, später häufig erneute Gelegenheit, die Ausdehnung und die Eigentümlichkeiten der Stadtanlage von Täbriz kennen zu lernen. Sehr unerfreulich machen sich mitten in den Straßen die Öffnungen der persischen Wasserleitungen bemerkbar, die Mann und Roß, jenen mit völligem Verschwinden, dieses mit Sturz und Bruch der Fesseln bedrohend.

Die Straßen ziehen sich zwischen hohen Lehmmauern hin, die zur Steigerung der strahlenden Hitze ihr gutes Teil beitragen und ärgerlicherweise die zum Teil sehr schönen Gärten, in denen damals Astern und Oleander blühten, wie auch die aus der Ferne herübergrüßenden Berge dem Auge so gut wie völlig verschließen.

Daß wir bei einem Armenier untergebracht waren, entsprach durchaus unseren Wünschen und dem Hauptzweck unseres Aufenthalts in Täbriz; denn nur von den Armeniern mit ihrem lebhaften Interesse für die Geschichte ihres Landes und ihres Volkes waren Auskunft und Fingerzeige über etwaige bisher unbekannte keilinschriftliche Denkmäler auf persischem Gebiete zu erhoffen, und unser gütiger Wirt förderte unsere Bestrebungen nach Kräften.

So führte er uns bei dem armenischen Erzbischof Hassan Sahak Aiwatian ein, einem stattlichen Mann von gewinnendem Wesen. Da er früher in Van, dann in Etschmiadzin gewesen, so waren seine archäologisch-epigraphischen Mitteilungen, wiewohl sie für Persisch-Armenien wenig Neues boten, doch für den Gesamtzweck unserer Reise sehr

wertvoll. Auf sie und die Bekundungen seines Amanuensis Sagateal Gasparean, der früher erst Lehrer, dann Landwirt im Wilajet Bitlis gewesen war, gehen einige unserer wichtigsten nachmaligen Funde zurück. Am Ende unseres ersten Besuches dankte uns der würdige Geistliche, mit dem ich mich ganz gut armenisch unterhalten konnte, bezeichnenderweise dafür, daß wir gekommen seien, die Geschichte seines Volkes aufzuklären. Und als wir später beim Abschied ihm für seine Förderung dankten, wies er das zurück: das sei seine Pflicht uns gegenüber, die so viele tausend Meilen weit hergekommen seien. In den Stein seines Siegelringes, einem dunkelgrünen Jaspis, war in armenischer Sprache der Spruch eingegraben: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert“ (Matth. 10,38). Kreuzträger fürwahr „in des lastenden Wortes schwerster“ Bedeutung ist das Volk der Armenier, ist jeder einzelne unter ihnen. Das sollte uns der Reise ganzer Verlauf in erschütternder Weise zum Bewußtsein bringen, des wurden wir auch in Täbriz ernstlich inne.

Wir lernten hier den armenischen Arzt Herrn Dr. Paschajanths und seine Gemahlin kennen. Ob ihre Geschichte, wie beabsichtigt war, inzwischen als Roman in armenischer Sprache erschienen ist, weiß ich nicht. Sie wäre dazu wohl geeignet.

Nachdem er wegen Beteiligung an der armenischen Freiheitsbewegung in der Türkei mehrfach verhaftet und durch günstige Fügungen, bei denen ihm seine ärztliche Kunst zugute kam, wieder frei gekommen war, hatte man ihn schließlich in Erzingian gefangengesetzt und mit 24 Genossen im Dezember 1894 zum Tode verurteilt. Seine in Konstantinopel lebende Braut gewann Lady Currie's Interesse, und ihr Gemahl, der englische Botschafter Sir Philip Currie, erbat, gelegentlich einer Audienz beim Sultan, Dr. Paschajanths' Begnadigung. Als der Sultan sie abschlug, da er den Spruch eines regelrechten Gerichtshofes nicht kassieren könne, erklärte Sir Philip, nicht er selbst, sondern Lady Currie wäre die Bittende. Abdul-Hamîd, über diese Wendung überrascht, sagte die Begnadigung zu, unter der Bedingung, daß die Braut persönlich das Gnadengesuch dem Sultan überreichte. Dies geschah, und durch ein Irade vom 21. April 1895 ward Paschayanz begnadigt und lebt nunmehr mit seiner Gemahlin und Lebensretterin auf persischem Boden.

Viel freundliche Förderung, die sich in ihren Folgen weit über unseren Aufenthalt in Täbriz erstrecken und für unsere ganze Reise wesentlich werden sollte, verdanken wir den Mitgliedern der amerikanisch-presbyterianischen Mission in Täbriz, vor allem ihrem Leiter Mr. S. G. Wilson und seiner Gemahlin. Mr. Wilson, ein gründlicher Kenner

persischen Lebens und persischer Gewohnheiten, denen er ein anziehendes Buch gewidmet hat, gab uns mancherlei wertvolle Aufschlüsse, sowohl für unsere Zwecke als über die Ziele und die Tätigkeit der Mission, auf die ich später näher zu sprechen komme. Ihr Wirken beschränkt sich im wesentlichen auf die Anhänger alter christlicher Bekenntnisse des Orients, auf Nestorianer und Armenier. Eine Bekehrung von Mohammedanern zum Christentum wird nicht mehr beabsichtigt.

Täbriz ist eine Stadt durchaus mohammedanischen Charakters.

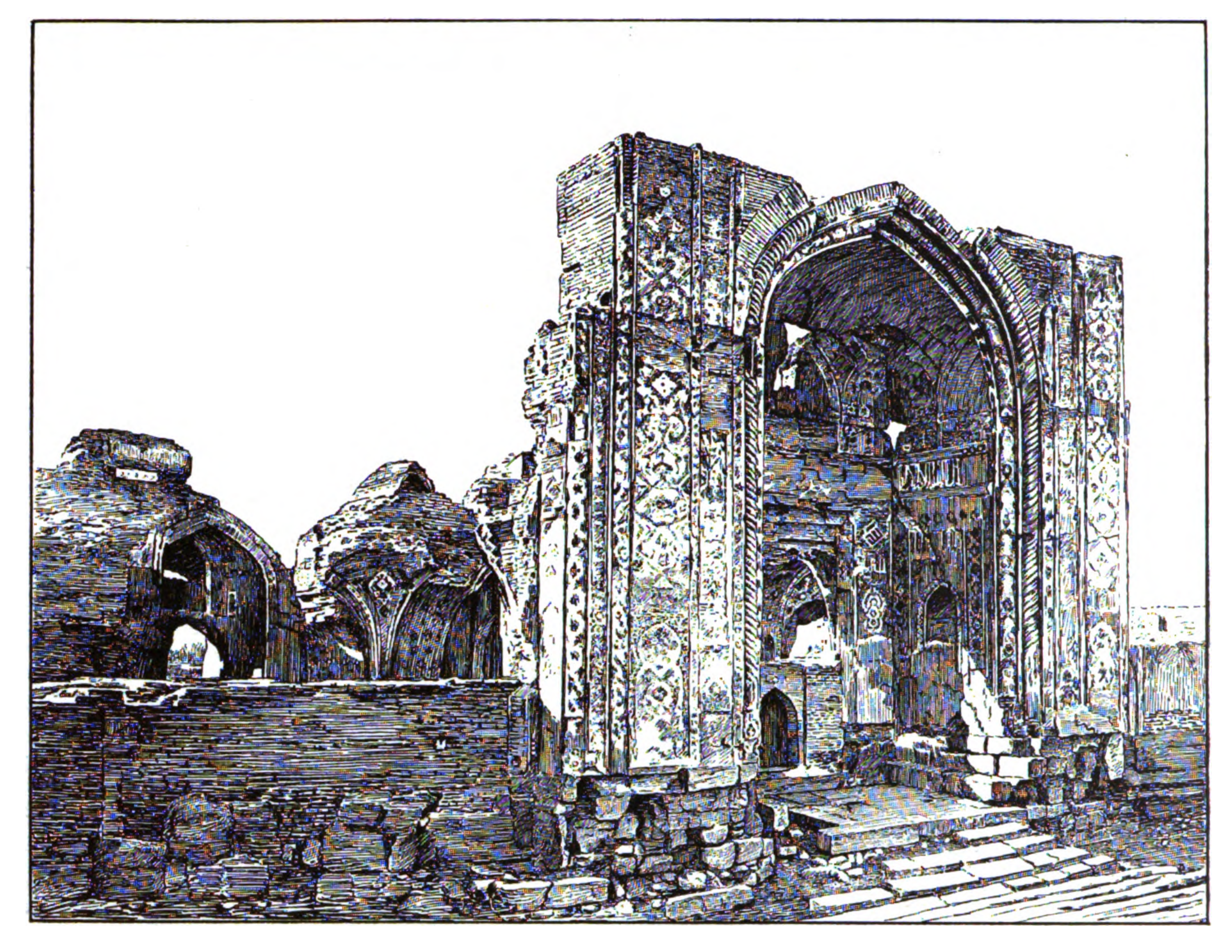
Den weitaus größten Teil der 1898 auf etwa 170000 Seelen geschätzten Bevölkerung bilden Tataren schiitischen Bekenntnisses, dem auch die verhältnismäßig zahlreich vertretenen eigentlichen Perser angehören.

Täbriz' größte Sehenswürdigkeit ist die Blaue Moschee. Leider fanden wir bei unserem Besuche vor dem Portal eine große Volksmenge um einen Zauberer oder Gaukler versammelt. Dadurch wurden wir am Eintritt verhindert und konnten auch die Schönheiten, die die stark beschädigte Außenseite noch heute bietet, nicht recht genießen.

Nach Sarres Ermittlungen ist die Blaue Moschee von Djehan Schah (1437—68), einem der Turkmanen-Fürsten der Schwarzlämmer, die im 15. Jahrhundert in Täbriz residierten, erbaut worden. Sie gehört zu den bedeutendsten Monumenten, die Persien aufzuweisen hat. Infolge von Erdbeben und als Bau eines sunnitischen Herrschers absichtlich vernachlässigt und zerstört, ist die Moschee nur noch in Ruinen erhalten.

„Die Mitte der ursprünglich von zwei Minarets flankierten Fassade bildete das hohe Portal, der bedeutendste und verhältnismäßig am besten erhaltene Teil der ganzen Anlage", an dessen Anblick auch wir uns erfreuen durften, da es zu hoch emporragt, um durch das Menschengewühl den Blicken entzogen zu werden, es „ist im Spitzbogen geschlossen und öffnet sich in einer rechteckigen Nische, in deren oberem Teile der Übergang zur Wölbung durch Stalaktiten bewirkt wird." An dieser Wand des Portals ist leider der größte Teil der Mosaikbildung verschwunden; letztere bedeckte hier die ganze Oberfläche, im Gegensatz zu den übrigen Teilen der Moschee, wo das Fayencemosaik nur füllungsartig zur Verwendung gekommen ist. Teppichen vergleichbar, bilden breite Friesstreifen mit Inschriften, Koranversen und frommen Sprüchen oder ornamentalen Feldern, von Borten eingefaßt, die rechteckige Umrahmung. Die vorherrschende Farbe, die auch stets den Grund bildet, ist ein tiefes Kobaltblau, von dem sich türkisblaue oder gelbe, ursprünglich vergoldete Arabesken und Ranken mit weißen Blumen und grüner Einlage abheben."

Die Kunst des Brennens emaillierter Tonware ist babylonisches Erbteil, von den Arabern des Islam, die im Zweistromland ihre politisch



Die blaue Moschee.

und kulturell bedeutendste Herrschaft errichteten und viele der dort noch verborgenen und verkümmernden einheimischen Kulturelemente zu neuer Blüte entwickelten, wurde diese Kunst nach Spanien verbracht und hat sich von dort über Westeuropa verbreitet.

Persien ist in alter wie in neuerer Zeit eine hervorragende Pflanzstätte dieser herrlichen Kunstübung gewesen, wie die figurenreichen herrlichen Friese des Artaxerxes-Palastes in Susa, die seit einigen Jahren die Zierde des Louvre bilden, zeigen. Die erlesene Ornamentik des Sirdar-Palastes in Erivan, der Gräber von Nachitschevan, der Blauen Moschee zu Täbriz und der Grabmonumente von Maragha bilden bedeutungsvolle Belege für ihre Entwicklung in neuerer Zeit.

Hätten wir an der Blauen Moschee auf die allzu lebhafte Betätigung der Volksseele mit Freuden verzichtet, so gewährten die Basare einen höchst lebensvollen und belehrenden Einblick in das Treiben und die Bedürfnisse der Bevölkerung. Fast überall sind es gedeckte, spärlich erleuchtete Gänge, den ‚düsteren Reihen' in Tiflis vergleichbar. In den offenen Buden wird alles Mögliche gearbeitet und verkauft.

Eine Hauptrolle spielten die Früchte: die erquickenden Arbusen, die Melonen, die als fieberfördernd — schwerlich mit Recht — von uns gemieden wurden, herrliche Trauben in 22, Verkäufern wie Käufern wohlbekannten Arten und köstliche Pfirsiche — der Name birgt bekanntlich Persien, das Heimatland der Frucht, in leichter Verhüllung in sich. Hier sieht man eine Teebude, dort werden Wiegen gezimmert. An einer andern Stelle sitzen verhüllte Frauen vor einem Verkaufstand, sie feilschen um Stoffe, klatschen wohl auch, daneben werden hohe persische Mützen aus Schaffell fabriziert, oder ein Schmied hantiert mit Blasebalg, Hammer und Amboß, und gleich hier, dem Obstladen gegenüber, erblickt man die Schule, eine Menge Kinder verschiedenen Alters, meist Knaben, ein paar Mädchen, vor dem Mollah in Reihen auf dem Boden sitzend. Einige hocken in seiner Nähe vor einer Kiste, aus Büchern vorlesend oder auswendig deklamierend.

In den Straßen sieht man neben der schwarzen persischen Mütze als der regelmäßigen Kopfbedeckung weiße, grüne, blaue Turbane, den zu Fuß oder zu Esel sich fortbewegenden Mollahs, Säyyiden und Pilgern angehörig.

Frauen sahen wir in großer Zahl, aber so stark verhüllt, wie bisher in keiner Ortschaft. Nur einmal begegnete es mir, daß sich zwei schwarze schöne Augen grüßend entschleierten. Ein anderes Mal wurde ich bei einem Altertumshändler durch einen zum Harem gehörigen Hofraum — in der Mitte das übliche Wasserbassin — geführt. Dort sah ich

eine alte häßliche Frau mit einem Kinde, einem kläglichen, gefärbten und geschminkten Würmchen, während eines kurzen Augenblicks unverhüllt.

Von den persischen Frauen wußten die europäischen Damen mancherlei zu erzählen. Das einfache dunkelblaue Übergewand, das die besser Gestellten auf der Straße tragen, verhüllt die eigentliche, außerordentlich reiche und kostbare Toilette. Für jeden Besuch lege die persische Dame ein anderes Gewand an und suche ihre Mitschwestern zu überbieten und — zu ärgern.

„Dein Mann gibt dir keinen Schmuck, und ich weiß, er hat sehr viel Geld; er verdient soundso viel.“ Die Nachwirkungen solcher Stichelei im eigenen Heim der also Angeredeten bedürfen keiner Ausmalung. —

Dem lebhaften Wunsch, von den vielgerühmten persischen Gärten etwas mehr zu sehen als die umschließenden Lehmmauern, ward seine Erfüllung durch die Güte des französischen Konsuls Herrn Bergeron, dem wir auch über die Verhältnisse des eigentlichen Armeniens, die er als Konsul in Erzerum kennen gelernt hatte, mancherlei wertvolle Belehrung verdankten.

Er ritt mit uns eines Vormittags zu den Gärten des in Täbriz residierenden Kronprinzen. Durch schöne Weinpflanzungen — die Pflanzen kriechen auf dem Boden, und ihrer Ausdehnung wird durch Vertiefungen und Aufhöhungen der nötige Spielraum geschaffen —, Aprikosen- und Blumenanlagen, an dem luftig und lustig gebauten Sommerschlößchen vorbei, gelangten wir zum eigentlichen Palais, von dem aus wir das Panorama der Stadt zu genießen hofften, aber keinen Zutritt fanden.

So begaben wir uns, diesmal den Phaëton der Frau Konsul Bergeron zu Pferde begleitend, nach dem Süden der Stadt, zum Garten des ʿAin-ed-Dauläh („Auge des Reichs“), eines damals nach Teheran gereisten Großen. Den Frucht- und Baumpflanzungen des etwa 1 qkm großen Gartens wurde mindere Aufmerksamkeit geschenkt, als der prächtigen Aussicht, die sich vom Balkon und besonders von dem flachen Dache des Gartenhauses aus darbot. Lang gedehnt lag, zum Teil umzogen vom Kranz der Berge, Täbriz vor uns mit seinen rötlichen Häusern, den Bäumen der Gärten, den Minarets und dem ‚Ark‘, einem hochgetürmten Kastell, das neben der Blauen Moschee als zweites Wahrzeichen von Täbris zu gelten hat, — in der Ferne blinkt hellschimmernd die Nordostecke des Urmia-Sees. Während Scherbet, herrliche Früchte und Tee gereicht wurden, entflammt vor unseren beglückten Augen die untergehende Sonne ein wundervolles Farbenspiel: gleißendes flüssiges Gold der Westhimmel. Die ohnehin durch ein lebhaftes Rot ausgezeichneten Höhen im Norden und Nordosten, unter denen ein bisher

unsichtbarer Berg auftaucht, schimmern im Purpurflimmerglanz, auch die farblosen, kahlen, etwas niedrigeren Berge im Osten erscheinen in purpurnem Grau, das sich bald darauf — noch ehe all die „Azur- und Purpurtinten" verblaßt sind, in ein fahleres Graugrün verwandelt.

Der Heimritt im Halbdunkel war wegen der geschilderten Durchlöcherung der Straße minder erbaulich.

Freudig aber wird man mir in das geschmackvoll und prächtig ausgestattete Haus Kazim Chans, des Vizedragomans des französischen Konsulats, folgen, wo sich am Abend dieses an neuen Eindrücken reichen Tages uns zu Ehren eine erlesene Gesellschaft zusammenfand: Mr. Bergeron, dem wir diese Einladung zu verdanken hatten, Seine Exzellenz der Sohn des Gouverneurs von Ardebil, der, in St.-Cyr erzogen, sehr gut Französisch sprach und, jung wie er war, bereits Generalsrang hatte, der Bruder des Gastgebers und unser Wirt Antoine Chan. Besonders lebhaft ist meine Erinnerung an den Speisesaal mit seinen nischenförmigen Ausbuchtungen, den persischen Malereien, den Teppichen, den Wandverkleidungen und dem Deckenschmuck aus bunter Fayence und farbigem Glas, das einen stimmungsvollen Rahmen zu dem im besten orientalischen Geschmack bereiteten und unter angeregten Gesprächen genossenen Mahle bildete.

Hatte so der eigene Zauber orientalischen Lebens harmonisch auf uns gewirkt, so sollte uns auch ein nachdrücklicher Einblick in seine Schäden und sein Elend nicht erspart bleiben.

Am folgenden Tage — es war der 23. August, ein Dienstag — hieß es plötzlich: der Basar ist geschlossen, es ist „Schuluch", Brotaufstand. Bald hallt von ferne mancherlei Geschrei, am zweiten Tage gibt's Flintenschüsse; man hört von erstürmten Häusern, zertrümmerten und verbrannten Phaethons, von 17, 25, mehr als 60 Toten. Auf den Straßen schleppt man ungeniert die Beutestücke aus den geplünderten Häusern umher, und unter den uns zum Ankauf angebotenen Teppichen fehlte es in der Folge nicht an solchen, die dort geraubt waren. Wir mußten zwei Tage lang — auf dringenden Wunsch unseres Wirtes, der dem Emîr-i-Nizâm für unsere Sicherheit verantwortlich war — ganz zu Hause bleiben, und man suchte, als die Sache sich in die Länge zog, den aus der Ferne zu uns dringenden Lärm und die Flintenschüsse auf den Jubel und die Freudenschüsse von Pilgerkarawanen, die aus Mekka oder Kerbela heimkehrten, zurückzuführen. Wir selbst kamen dergestalt mit den Ereignissen, die sich aus anderen — politischen — Gründen und in so viel größerem Umfange gerade jetzt, im Sommer 1909, in Täbriz wiederholen, in keinerlei Berührung. Unser Färädj aber, der sich offen-

bar trotz unseres Verbotes als Einheimischer tätig beteiligt hatte, brachte eines Tages triumphierend Splitter verschiedener Phaetons mit, die er uns als Erinnerungszeichen übergab.

Diese Brotunruhen bilden in den größeren Städten des westlichen Persien — und wohl nicht bloß dort — eine regelmäßig wiederkehrende Erscheinung. Die Reichen — unter ihnen besonders die mit der Priesterschaft eng verbundenen Säyyiden, ‚Nachkommen des Propheten' — halten das vorhandene Getreide zurück, um die Preise zu steigern. Die Provinzialregierungen tun, freilich nicht immer in uneigennützigem Sinne, ihr Möglichstes, um einen Zwangsverkauf zu bestimmten vorgeschriebenen Preisen durchzuführen. Aber ihre Bemühungen werden fortwährend vom Schah durchkreuzt, der einzelne Reiche auf Verwendung ihrer in Teheran lebenden Verwandten diesen Anordnungen gegenüber privilegiert. Ähnliches war auch diesmal geschehen, und das Gerücht ging, der Emîr-i-Nizâm habe deshalb seine Demission gegeben. Alle Fremden, der türkische Konsul nicht ausgeschlossen, sympathisierten mit dem Volke und begrüßten die Brotunruhen als die einzig mögliche, wenn auch nicht ordnungsmäßige Regulierung der wirtschaftlichen Zustände. Wir werden später sehen, wie auch in Urmia ein Schuluch geradezu erhofft wurde.

Hier in Täbriz richtete sich, wie wir allmählich erfuhren, der Unwille des Volkes berechtigtermaßen gegen einen vornehmen Säyyiden, den Nizâm-el-Ulema und seine beiden Brüder, deren einer damals persischer Botschafter in Konstantinopel war. Ihre Häuser und ein Café, das sie gemeinsam besaßen, und das zunächst für ihre Dienerschaft bestimmt, dann aber auch für das weitere Publikum geöffnet war, wurden zerstört. Einen Parteigänger des Nizâm-el-Ulema im Quartier Sochâb hatte man getötet und sein Haus zerstört, ebenso mindestens noch das eines Säyyiden in einem anderen Quartier der Stadt. Als das Haus des Nizâm-el-Ulema nach förmlicher Belagerung endlich erstürmt wurde, sollen im Brunnen des Hofes neun Leichen gefunden worden sein. Das waren Eingedrungene, die man im Hofe getötet hatte. Im Hause selbst, so berichtete Dr. Paschayanths, seien 60 Tote gefunden worden. Man habe die Leute hereingelassen, dann das Tor geschlossen und sie abgeschlachtet.

So seien im ganzen fünf Häuser zerstört und, von den Verwundeten abgesehen, 80 Menschenleben verloren gegangen.

Woldemar v. Seidlitz, der am Abend des zweiten und hauptsächlichen Schuluch-Tages, um seinen und seines Bruders Paß für die Heimreise visieren zu lassen, den weit außerhalb der Stadt residierenden russischen Konsul aufgesucht und bei ihm übernachtet hatte, begegnete,

als er in aller Morgenfrühe zurückritt, einem von Berittenen begleiteten und nach Möglichkeit verhüllten Phaëton, der Täbriz nächtlicherweile verlassen haben mußte. Es barg, wie sich nachträglich herausstellte, den Nizâm-el-Ulema, der sich und die Seinen durch die Flucht in Sicherheit brachte.

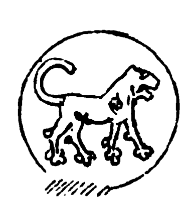
Statt mit dem herrschenden System zu brechen, begnügte man sich wieder einmal mit einem Wechsel der Personen, der diesmal das Amt des Polizeimeisters (Beglerbeg) betraf.

Am Morgen des 25. August verließen uns dann Woldemar und Boris v. Seydlitz. Wir anderen mußten auch diesen dritten Tag noch ungenutzt verstreichen lassen, da die Basare noch geschlossen und auch kein Geld von der Bank zu bekommen war. Das hatte wohl seinen guten Grund; denn man sprach von einer beabsichtigten Reaktion der 300—400 Säyyiden, die auf die Zerstörung aller Basare und ein Attentat auf die Bank hinauslaufen sollte.

Erst am folgenden Tage konnten alle Vorbereitungen zur Weiterreise der Expedition getroffen werden, die am Sonnabend, den 27. August, erfolgte; vorher holte ich noch in Antoine Chans Begleitung den durch den Schuluch verhinderten Besuch einer Seidenteppichknüpferei nach.

Die nunmehr wieder geöffneten Basare, durch die wir hindurchschritten, hatten ganz ihr altes Ansehen.

Im ersten Stock eines der Basargebäude saßen Knaben an langen Gestellen. Sie knüpften um je zwei dicht nebeneinander liegende Fäden des aufgespannten farblosen Aufzuges einen Knoten aus der betreffenden vom Muster geforderten farbigen Seide und schnitten die Querfäden mit einem leicht gekrümmten kurzen Messer ab. Das Muster lag neben dem am weitesten rechts oder links Sitzenden, manchmal auch in der Mitte. Einzelne sangen ihren Gefährten vor, welche Fäden sie nehmen oder nicht nehmen sollten. Zu näherem Studium der interessanten Technik gebrach es mir leider an Zeit.



## Sechstes Kapitel.

# Am Ostufer des Urmia-Sees.

**Charakter der Landschaft. — Erster Anblick des Urmia-Sees. — Daschkessan und die marmorbildenden Quellen. — Sonnenuntergang am Urmia-See. — Nachtlager in Dechargan. — Maragha. — Beim Gouverneur. — Eine Gerichtsszene. — Die Bastonade. — Abrichtung von Falken zur Jagd. — Das Tal der Quellen. — Ein syrisches Fräulein Doktor. — Die Bauten aus der mongolischen Blütezeit Maragha's. — Pferdeniesen als Reisehindernis. — Nach Mianduab. — Die Felsinschrift von Taschtäpä. — Menuas und das Mannäerland.**

Es galt nunmehr, den Urmia-See zu umreiten, um nach Spuren der an seinen westlichen und südlichen Gestaden sicher nachweisbaren Herrschaft der Chalder zu forschen. Solchen Spuren auch auf dem zunächst von uns zu bereisenden östlichen Ufergebiete zu begegnen, erschien zwar nicht wahrscheinlich, aber doch keineswegs ausgeschlossen.

Unser nächstes Ziel war Marâgha, die Hauptstadt dieses östlichen Gebietes. Dorthin brach die Expedition von Täbriz in zwei Abteilungen auf.

Mein Reisegefährte nahm den Weg über das Sahänd-Gebirge, um mit der Besteigung eines der Hauptgipfel die Bestimmung der Höhe über dem Meeresspiegel und sonstige geographische Beobachtungen zu verbinden. Ich selbst und unser Volontär schlugen die nahe dem Urmia-See hinführende Straße ein, um den marmorbildenden Quellen bei Daschkessan einen Besuch abzustatten.

Der Charakter der Hochebene blieb im allgemeinen unverändert der gleiche, wie wir ihn schon vor Täbriz kennen gelernt haben: eine wenig bebaute, steppenartig ausgedörrte Hochebene, von Bergen und Hügeln umrahmt und durchzogen, auf der ein ziemlich starker Verkehr herrschte, an welchem die Esels- und Kamelskarawanen den lebhaftesten Anteil hatten.

Mehrfach begegneten wir Transporten von Mühlsteinen: sie wurden wie Räder behandelt und durch einen hölzernen Balken als Achse verbunden, ein schwerfälliges, für die Zugtiere mühseliges Fuhrwerk.

Um die Mittagstunde des ersten Reisetages erreichten wir unmittelbar nach Überschreitung einer aus konglomeratartigem, aber offenbar doch vulkanischem Gestein (wohl Andesit) bestehenden Hügelkette das Karawansärai des großen Dorfes Särdärûd, das im Südosten von einer stattlichen Festung Ämir-kalassi überragt wird. Sie hat einen recht beträchtlichen Umfang und starke, namentlich an einer Stelle ungeheuer (ca. 12 m) hohe Mauern. Erfreulich war der Ausblick sowohl auf die rötlich schimmernden Berge, aus deren Nachbarschaft wir kamen, wie auf das große, beinah stadtartige Dorf mit seinen zahlreichen großen und wohlgepflegten, aber auch wiederum hoch ummauerten Gärten.

Das Flüßchen Zernachuni, das wir in der dritten Nachmittagsstunde passierten, kreuzte unseren Weg in kürzester Zeit zu wiederholten Malen. Den natürlichen Schlängelungen ist künstlich nachgeholfen worden; im kleinen hatten wir hier vor uns, was Herodot vom Euphrat berichtet: er sei oberhalb Babylons künstlich zum Zweck einer Verminderung des Gefälles so abgeleitet, daß wer den Strom befahre, in drei Tagen dreimal an einem und demselben Dorfe, Arderikka mit Namen, vorbeikomme.

An die erregten Vorgänge in Täbriz gemahnte uns das dem Nizâm el-Ulema gehörige Dorf Lahidjan. Wir erfuhren dort, daß der Schah Truppen nach Täbriz beordert habe, die etwaige Aufständische „zu töten" hätten. Wenn dieses Kriegsvolk sich nicht erheblich von den elenden und zerlumpten Exemplaren unterschied, die uns in Täbriz als Wache und zu nächtlicher Begleitung beigegeben waren, so hätten sie gegen eine bewaffnete und verzweifelte Menge schwerlich viel ausrichten können. Als ich einmal einem Soldaten nach orientalischer Weise viele Söhne wünschte, erwiderte er: das ginge nicht, der Schah gebe ihnen kein Geld.

Das Karawansärai des großen Dorfes Jaryn, wo wir um 5 Uhr Rast machten, bildet die nördliche Ecke der Dorfbefestigung. Die Mauerzüge des Dorfes gehen ohne Unterbrechung in die des Karawansärai über, die letzteren zeichnen sich nur durch ihre größere Höhe aus, die der der Türme der Dorfmauer gleichkommen, während die Zinnen des Karawansärai wiederum entsprechend über dessen Mauerhöhe emporragen. Diese Beobachtung ergibt, wie sich bei Arbela und Tigranokerta noch zeigen wird, einen wichtigen Anhalt bei der Beurteilung älterer orientalischer Stadtanlagen, bei denen das Einbauen städtischer Gebäude in die Umfassungsmauern der Städte teils nachweisbar, teils bei der Rekonstruktion in Betracht zu ziehen ist.

Störend erschien bei der Weiterreise, daß wir unsere Lasttiere nicht, wie beabsichtigt, einholten und auch keine Spur von ihnen entdecken konnten. Sie mußten einen anderen Weg eingeschlagen haben.

Da der Aufbruch von Täbriz üblichermaßen viel zu spät erfolgt war, so konnte der große Tagemarsch bis Dechargan nur unter Benutzung der Abendstunden bewältigt werden. Einem herrlichen Sonnenuntergang folgte unmittelbar das Aufleuchten des Vollmondes. Alle Farben und Nuancen abendlichen Glühens und duftigen Schimmerns überfluten den Himmel und die Berglandschaft. —

„Die Sommernacht hat mir's angetan;
Das ist ein schweigsames Reiten."

Die Luft blieb für diese Höhe und für die späte Stunde ungewöhnlich milde, und so erreichten wir ungefährdet kurz vor 10 Uhr die ersten Gärten von Dechargan, zwischen denen ein schöner Weg unter Nußbäumen bis zu einem Tore der Stadt hinführte. Daß wir dieses noch geöffnet fanden, hatten wir wohl einem verspäteten Reitersmann zu danken, der uns gegen 8 Uhr überholte und zur Eile riet, da die Tore bald geschlossen würden.

Wir waren mit geringen Pausen zwölf Stunden zu Pferde gewesen, als erster Reittag für mein noch keineswegs wieder ganz gelenkiges und schmerzloses Bein eine ganz ordentliche Leistung. —

Der Gouverneur, zu dessen Behausung wir uns begaben, war in Täbriz. Nach seinem Vertreter oder Gehilfen fragten wir vergeblich. Nach längerer Verhandlung erklärten seine Leute sich — auf Grund des uns aus Täbriz vom Emir-i-Nizâm mitgegebenen Briefes an alle Gouverneure und Stationschefs — bereit, unsere Pferde zu besorgen, uns ein leeres Zimmer, den Gartensaal, für die Nacht anzuweisen, uns etwas zu essen, selbst Tee zu besorgen.

Wir begannen nun uns für die Nacht einzurichten. Als wir damit gerade fertig waren, erschien ein besser gekleideter Mann mit Adlernase und scharf geschnittenen Zügen. Es war der Gehilfe des Gouverneurs. Er verlangte unsere Papiere zu sehen. Ich lege ihm das erwähnte Rundschreiben vor. Da er nicht lesen kann, muß ich ihm den Inhalt mitteilen, worauf er törichterweise beansprucht, das Zirkular zu behalten. Meine Weigerung veranlaßte ein ausgedehntes Pourparler mit viel Geschrei unter Teilnahme des inzwischen stark angewachsenen Chorus. Im Verlauf der Verhandlungen teilte Sefer Ali Chan, wie man ihn nannte, mit, er sei seit ein paar Tagen infolge plötzlicher Entlassung außer Dienst. Er verlangt nunmehr eine Bescheinigung, daß er uns trotzdem aufgenommen habe, und zwar als Gäste, da er keine Bezahlung wünsche. Ich erkläre mich bereit, diesen Schein französisch auszufüllen. Dies gefällt ihm nicht. Und schließlich endet der ganze Spektakel damit, daß

er uns ohne weiteres als Gäste aufnimmt. Die Aufforderung, jetzt noch in sein Haus zu kommen, lehne ich dankend ab, da es sehr spät geworden und Lothar Belck bereits fest schläft. Ein Teppich wird gebracht und ein gebratenes Huhn angekündigt. Letzteres bitten wir lieber bis morgen früh zu lassen. Eine der Flaschen Weins, die Antoine Chan uns mitgegeben hatte, ward geöffnet, und unser Wirt tut uns trotz des islamischen Trinkverbots Bescheid.

Inzwischen ziehe ich bei einem der Anwesenden, einem Beamten, der sich höflicherweise jedesmal erhebt, wenn ich nur einen Schritt tue, mancherlei Erkundigungen ein. Mein vielklingiges deutsches Armeemesser, meine Waffen, mein Kompaß werden bewundernd betrachtet. Endlich gegen 1 Uhr wird alles still; und von meiner Burka bedeckt, meine Ledertasche als Kopfkissen benutzend, schlafe ich fest und traumlos bis 7 Uhr.

Bei blauem, etwas bewölktem Himmel am nächsten Tage (Sonnabend, den 28. August), um 10 Uhr in südlicher Richtung abreitend, nähern wir uns stetig einer zu unserer Linken von Westnordwest nach Ostsüdost verlaufenden Bergkette, lauter welligen, steinig-kahlen Kuppen vulkanischen Charakters. Eine reisende Tatarenfamilie, der wir begegneten, lieferte in ihrer Vollzähligkeit ein freundliches und spaßhaftes Bild. Voran ein leerer Esel, dem ein Grautier folgte, auf dem zwei 8—10jährige Mädchen Platz gefunden hatten, der Vater, zu Fuß, trug das Jüngste. Neben der Mutter, die vornehm verhüllt zu Pferde saß, schritt als Eskorte ein Diener — der Bursche —, mit einer Flinte bewaffnet.

Der Weg über die genannte Hügelkette führt über ein steiniges, durch granitartigen Felsen gebildetes Plateau.

Dabei kamen wir (um $11^1/_4$ ca.) an einer ziemlich stark eisen- und leicht kohlensäurehaltigen Quelle vorbei, die linkerhand durch zwei Hauptöffnungen von ungefähr 10 cm Durchmesser und etliche kleinere Löcher dem Felsen entsprudelt, um alsbald einen durch künstliche Aufdämmung geschlossenen Teich zu bilden; er wurde uns als Schûr-göll („Salzteich") bezeichnet.

An Kamelskarawanen, als Belebung der öden Hochlandschaft, fehlte es auch hier nicht.

Der Weg führt vom Plateau in ein Tal, wo eine Wegestation zu kurzer, durch Tee gewürzter Rast einlädt. Von da an geht es wieder bergauf; wir überschreiten einen paßartigen Durchlaß und sehen zu unserer freudigen Überraschung plötzlich zur Rechten unter uns, nur $1—1^1/_2$ km entfernt, den Urmia-See liegen. Zwar wird der Blick über

das tiefe und warme Blau der Fläche wieder durch die Erhebungen einer dem diesseitigen Ufer nahen Insel beschränkt, aber um so malerischer und eindrucksvoller gestaltet sich dieser erste unmittelbare Gruß des herrlichen Gewässers, das schon im Altertum den Namen des „Blauen Sees“ schlechthin führte (Strabo XI, 14, 6. C. 529).

Nachdem auf dem letzten Teil des Weges schon vielfach weiße, salzartige Ablagerungen bemerkbar gewesen waren, sehen wir kurz nach 2 Uhr rechts $^1/_2$ km vom Wege einen Felsen, den ein weißer, fast wie Eis glänzender Überzug bedeckt.

Sind wir bei den marmorbildenden Quellen angelangt? In der Tat: aus dem Felsen sickert langsam eine spärliche Quelle, die den Überzug — und möglicherweise allmählich das Gestein selbst — bildet. Sie ist reich an Eisen und von mäßigem Kohlensäuregehalt. Von dem Gestein nehmen wir einiges mit; an der Stelle, an der das Wasser heraussickert, und unterhalb dieser läßt es sich leicht losschlagen.

Weiterreitend sehen wir alsbald zu unserer Linken wirkliche Brüche marmorartigen Gesteins, um alsbald wieder an eine Quelle zu gelangen, die der oben zu allererst genannten in der Art des Hervortretens und im Geschmack völlig gleicht.

Von dort aus sieht man bereits und erreicht in sechs Minuten eine weiße Stelle am Boden, eine Art Teich weißlichen Wassers, so scheint es. Es ist aber kein Wasser, sondern in der Bildung begriffenes Gestein, teilweise bereits hart, so daß man darauf gehen kann. An anderen Stellen sinkt man im weichen Gestein ein: dort kann man blättrige Stücke, die leichtem Glimmer gleichen und in der Hand zerbröckeln, herausnehmen.

Die weitere Untersuchung der marmorbildenden Quellen verschieben wir, um zunächst für Roß und Mann Unterkunft in dem stattlichsten unter den elenden Häusern des nur noch wenige Minuten entfernten, am Urmia-See belegenen Dorfes Daschkessan zu nehmen. Unser Wirt hieß Suleiman und führte als Besucher von Kerbela in Babylonien (S. 60) den Ehrennamen Kerbelai. Es scheint (nach den Teppichen, die den uns zugewiesenen Raum im oberen Stockwerke zieren, zu schließen) auf die Aufnahme von Fremden eingerichtet zu sein, wie wir das in Rußland in den kleineren Dörfern, so in Satanahatsch, des öfteren kennen gelernt haben. Aus den Fenstern bietet sich eine wunderbare Aussicht auf den See, der, tiefblau schimmernd, im hellen Sonnenlicht vor uns liegt.

Nach einstündiger Rast und Mahlzeit kehrten wir zum Quellgebiet zurück und stellten, unsere bisherigen Beobachtungen bestätigend, fest,

daß von einem sumpfartigen trägen Hervorsickern des marmorbildenden Wassers, wie es frühere Schilderungen darstellen, nicht die Rede ist. An jeder der Stellen, wo bei den verschiedenen Stadien der Steinbildung, vom dünnsten, einer Eisdecke ähnlichen Überzug bis zu den massiven Lagern des rötlichgelben, schön durchscheinenden Gesteins, das Wasser den Boden bedeckt, findet man bei näherer Betrachtung eine frisch und lebendig aus dem Boden heraussprudelnde Quelle, deren lebendiger Abfluß jedoch durch den sofortigen Beginn der Gesteinsbildung gehemmt wird.

Vielfach sind am Boden versteinerte schmale, zum Teil schlangenartig gewundene Flußbettchen zu sehen, die das Wasser, aus den Quellen hervorströmend, gebildet hat. Ein solcher versteinter Bach liegt in einer Mächtigkeit von über einem Fuß über dem Boden, die Breite seines Bettes schwankt zwischen 12 und nahezu 50 cm.

Weiter gelangen wir zu einem großen Bruche herrlichen gelbrosa alabasterartigen Gesteins, dessen anstehende Bänke sich bis über Mannshöhe erheben. Ungefähr fünfzig Schritte von dort erreichen wir eine sehr umfangreiche Bildungsstelle. Aus einer schönen klaren Quelle von bekanntem Geschmack fließt das Wasser über weißem, aber stark rotbraun untermischtem Bette. Nahe dem Rande der Quelle beginnt ein versteinertes Flußbett, das zu einer weiteren weißen Stelle führt. Hier quillt aus dem Gipfel eines 4—5 m hohen Hügels eine starke Quelle hervor. Der Hügel ist vollständig mit dem glimmrigen Geschicht des ersten Stadiums der Gesteinsbildung bedeckt und oben noch völlig feucht, in seinem unteren Teile dagegen fest und trocken. Man sieht, die Quelle selbst bringt durch allmähliche Gesteinsbildung die Aufhöhung hervor. Ein Steinfluß geht vom Rande des Hügels ab, und weitere können sich jederzeit leicht bilden. Es kommen auch plateauartige Erhebungen vor, auf deren Höhe sich mehrere Quellorte mit weißer Umgebung in verschiedenen Stadien der Versteinerung finden. Manche dieser Quellen haben sich ein steinernes Bassin gebildet, dessen Abfluß, gleichfalls zum Steinbache erstarrend, dem lebendigen Wasser zunächst als Bett dient, bis dessen Höhe ihm andere Wege aufnötigt.

Diese Marmor oder vielmehr ‚Marmoronyx‘ bildenden Quellen sind eine sehr merkwürdige, beinahe einzigartige Erscheinung. Nur an zwei Stellen der bekannten Erdoberfläche finden oder fanden sich, worauf Curzon, der die Quellen etliche Jahre vor mir besuchte, hinweist, verwandte Vorgänge. Der Versteinerungsprozeß kann ganz in derselben Weise durch alle Stadien an den Mammoth Hot Springs im Yellowstone-Park in Nordamerika beobachtet werden; das gleiche galt auch von den

„Pink and White Terraces“ in Neu-Seeland, bis dort vor wenigen Jahren ein vulkanischer Ausbruch die Sachlage völlig veränderte. Die stärkeren Bänke des bei Daschkessan sich bildenden Gesteins sind vermutlich zu einer Zeit entstanden, als die Quellen eine höhere Temperatur als gegenwärtig hatten. Färbung und Struktur dieses außerordentlich schönen Minerals lassen sich schwer beschreiben. Die mitgebrachten Stücke sind in der Hauptsache von zartem Fleischton, rötlichgelb, und von ganz milchweißen Einlagen durchsetzt. Aber auch grünliche und kupferfarbene Nuancen kommen vor. Ich erkannte in dem Gestein alsbald das Material gewisser zart durchscheinender Fensterscheiben wieder, die mir in persischen Häusern in Täbriz aufgefallen waren. In dickeren Scheiben und Platten wird dieser Marmoronyx in Persien vielfach zu Tischplatten, Wandbelägen und Prunkpflastern verwendet. Der Mongolenherrscher Timur ließ seinerzeit von diesem Marmor eine große Menge nach Samarkand bringen, mit dem die Mauern seines Grabes dortselbst noch heute getäfelt sind.

Nachdem ich noch Proben des merkwürdigen Wassers zum Zweck heimatlicher chemischer Untersuchungen in Flaschen gefüllt hatte, deren Behütung ich unserem armenischen Diener Abrahamoff auf die Seele band — natürlich nur, um bei späterer Nachfrage zu erfahren, daß es ausgetrunken worden war —, langten wir gerade rechtzeitig zum Sonnenuntergang auf einer dem Ufer nahen und parallelen Felsreihe an. Die blaue Bucht mit den vorgelagerten Inseln bot im Scheine der Abendsonne ein unvergeßliches, an den Golf von Neapel lebhaft gemahnendes Bild.

Im Westen und Nordwesten breitete sich das oben erwähnte Eiland — Shâh-ada, die „Königsinsel“ — Ischia vergleichbar aus, wenn auch ihre Erhebungen die Höhe des Epomeo schwerlich ganz erreichen.

Hinter ihrem ganz niedrigen westlichen Ende heben sich zart und fast mit dem Horizonte verschwimmend die sanften Berglinien des jenseitigen Seeufers ab, hinter denen die Sonne, „Wasser ziehend“, prächtig untergeht, den leicht bewölkten Himmel bis zum Zenith unseres Standorts mit Purpur überflutend.

Nach Südwesten zu erschienen in dieser Beleuchtung kleine Inseln, darunter eine in ihrer zackigen Felslinie an Capri erinnernd: weiter nach links (südöstlich) und deutlicher eine kleine niedrigere Insel: „Procida“, dann die Spitze der großen gebirgigen Zunge der Halbinsel bei Charga mit kleineren Vorlagerungen: „Cap Misen“. Am Osthimmel hinter uns erhebt sich über kahlen, graupurpurrot gefärbten Bergzügen alsbald des Mondes fast noch volle Scheibe, während im Westen die

allmählich zum Grau verblassenden Wolken noch lange rotgesäumt und glanzdurchschimmert erscheinen.

Und als im Osten schon das tiefere Blau der Vollmondnacht zur Herrschaft gelangt ist, tauchte das letzte Nachglänzen der Abenddämmerung den Westhimmel in ein mildes sanft verglimmendes Goldrotgelb.

„Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident."

Mit Goethe, dessen Geburtstag wir so beschlossen, durfte ich sagen:

„Und ich reite froh in alle Ferne,
Über meiner Mütze nur die Sterne."

So geht es schweigend querfeldein, an nächtlichen Feldarbeitern vorbei, nach dem nahegelegenen Dorfe Chanega, unserem heutigen Nachtquartier.

Das Dorf Âdebdjîr, an dem wir am nächsten Tage (Montag, den 29. August) vorbeikamen, verzeichne ich nur, weil wir uns in Maragha, wo wir abends eintrafen, in wenig erfreulicher Weise mit ihm zu beschäftigen hatten.

Chanäjan, wo wir nach über dreistündigem Ritte um 10 Uhr die erste Rast hielten, liegt in einem weiten Hochtalkessel, der rings von Bergen schön umgeben, nach der Seeseite dagegen offen ist, so daß uns auf einem großen Teil des Weges von dorther eine erfreuliche Kühlung wurde. Beim Weiterritte wollte sich unserem ständigen Tschaparen statt des einen nötigen, der Örtlichkeit kundigen durchaus noch ein weiterer anschließen, dessen wir uns mit Mühe entledigten.

Alsbald sah' ich zu meiner Überraschung vor mir einen Reiter in europäischem gelblich-weißem Reisehabit mit Begleitung. Nachdem Abrahamoff vorausreitend festgestellt hat, daß er Armenier ist, setzen wir nach freundlicher Begrüßung unseren Weg gemeinsam fort. Herr Chorojanths kennt Persien „comme ma main", reist nach seinen Angaben seit dreißig Jahren, größtenteils zum Vergnügen, hat u. a. zweimal in Begleitung des Schahs Europa besucht, war mehrfach persischer Ausstellungskommissionär, so in Brüssel und in Paris, hat Besitzungen und ein Haus in Sautschbulaq und lädt uns ein, dort seine Gäste zu sein.

Bald trennten sich unsere Wege wieder, da er rechts die durch offenbares Alluvium führende Straße nach Binâb einschlägt, während wir links nach Maragha weiter reiten.

Zu später Abendstunde hier im Gouvernementsgebäude eingetroffen, werden wir dort durch einen Beamten, mit dem Titel Färrâsch-bâschî (Oberster der Häscher), empfangen. Der Gouverneur, so hieß es, sei

in seinem Sommerhaus. Auf die ihm gesandte Meldung von unserer Ankunft ließ er uns höflich bewillkommnen, sandte eine Schale köstlicher Früchte und meldete seinen Besuch für den nächsten Morgen an. Er führte ihn zuvorkommenderweise so früh aus, daß wir mit der Meldung, der Gouverneur sei da, geweckt wurden und sehr überstürzte Toilette machten.

Der Râfiᶜ-el-mulk („der da erhaben macht das Reich") ist, abgesehen vom Emîr-i-Nizâm, von den persischen Beamten derjenige, den ich am meisten schätzen gelernt habe. Das offene, einnehmende runde Gesicht mit großer, scharfgeschnittener Nase machte von vornherein den Eindruck wie der Güte so auch der Intelligenz. Er trug einen grauen Rock mit gelben Metallknöpfen, zwei Perser, der eine im weißen Turban, begleiteten ihn. Er nahm auf einem der Rohrstühle Platz, seine Begleiter auf dem Boden.

Die Unterhaltung vermittelt Abrahamoff; die Äußerungen des Gouverneurs sind alle höchst verbindlich. Er besieht — während Tee gereicht wird — unsere Instrumente und Waffen. Den beabsichtigten Gegenbesuch bittet er uns zu unterlassen. Dies hatte Abrahamoff vorausgesagt, weil der Sommeraufenthalt nur aus einem einfachen, von den Frauen und der Familie mitbewohnten Zelte besteht.

Nach etwa einer halben Stunde erhebt er sich, er habe nebenan zu tun. Und nun entfaltet sich ein äußerst lebensvolles Bild: der Gouverneur hält Gericht. —

Unser Zimmer und der einfenstrige Nebenraum, den der Râfiᶜ-el-mulk aufgesucht hat, liegen hochparterre, mit dem Blick auf den Garten. Am Fenster sitzt an der einen Wand der Gouverneur, neben ihm und an der gegenüberliegenden Wand die Mollahs. Die Klagenden und Beklagten oder Angeklagten stehen im Hof unterhalb des geöffneten Fensters, durch das sie hinauf-, der Gouverneur hinuntersprechen. Ein sehr praktisches und wirksames Tribunal, eine echte Kadi-Szene. Unter den Beisitzern spielt ein Vollbärtiger in blauem Turban die wichtigste Rolle. Unser Färrâsch-bâschî führt die Parteien vor Gericht, begleitet sie fort und wird auch häufig vom Râfiᶜ-el-mulk gerufen; sein gedehntes „Färrâsch-bâschî!" klingt mir noch heute im Ohr.

Sehr traurig und bedrückt erschien eine Frau mit zwei Kindern. — In vielen Fällen handelt es sich um Forderungen: Zahlen und die Namen der Geldsorten, Toman und Kran, schwirren hin und her. Im Richterzimmer erfolgen reifliche und reichliche Beratungen, ehe der Spruch ergeht. All dies beobachten wir teils vom Garten aus, teils aus unserem Zimmer durchs Fenster.

Als ich gerade, um meinen Durst zu löschen, Scherbet aus dunkelrotem, scharfem und erfrischendem Rosenwasser schlürfe, ertönen plötzlich Schreie und klatschende Laute — die Bastonade. Ich eile hinaus. In einer Ecke des Hofes ist ein viereckiger Raum abgegrenzt. Dort liegt auf dem Boden der Delinquent, die Beine an den Enkeln an einen Balken gebunden, der an den beiden Enden von je einem Manne so gehalten wird, daß die Fußsohlen des Delinquenten wagerecht in halber Mannshöhe bloßliegen. Mindestens vier Mann hauen, unter



Aufsicht des scharlachrot gekleideten Henkers, abwechselnd, und zum Teil sich ablösend mit langen, biegsamen Weidenruten auf die sich alsbald schwarz färbenden nackten Fußsohlen des Verurteilten los, der fortwährend schreit: „Amân dä qurbân, Amân dä qurbân (gib Gnade!).“ Dazwischen wird es eine Viertelminute lang ganz still, als sei er bewußtlos; dann aber schreit er wieder schrecklich auf, man hört: „basta“ und anderes, und danach wieder seine bisherigen Worte. Er muß dann, von zweien gestützt, auf seinen wunden Füßen davongehn. Da ich, mich umsehend, wohin er gekommen, etwas spät folge, führt der Färrâschbaschî mich in einen Hofraum, der als Gefängnis dient. In zwei Reihen sitzen die Gefangenen, je an einer Kette um den Hals zusammen-

geschlossen. Der Gestrafte wird an seiner Stelle wieder eingefügt, immer noch dasselbe jammernd. Schnellstmöglich verließ ich diese Stätte des Grauens. —

Kurz nach Mittag kehrte mein Reisegefährte von seiner Sahäntbesteigung sehr befriedigt zurück. Dagegen fehlte jede Nachricht von unseren Lasttieren, die wir in Maraga erwartet hatten, die aber infolge eines Mißverständnisses die Route über Ardebja genommen hatten und anscheinend dort verblieben waren. Der Râfi ʿel Mulk versprach Leute auszusenden, um diesen Teil der Expedition nach Maragha zu verbringen. Einstweilen waren wir hier wider Willen an der Weiterreise verhindert.

So besuchten wir zunächst einen syrischen Priester, Keschisch Moscheh, an den uns die Missionare in Täbriz eine Empfehlung mitgegeben hatten, und lernten bei ihm seine Tochter, Fräulein Dr. med. Hannah Josef, kennen, die ihre Studien an der Universität New York gemacht hatte, eine sehr intelligente Dame von gewinnendem Wesen. Daß die auf die Bekehrung der doch schon christlichen Nestorianer gerichtete Missionstätigkeit der Amerikaner, wie ich von vornherein vermutet hatte, religionspolitisch gesprochen, ein Fehler war, bestätigte sie mir. Die Missionare haben die bisher untereinander einigen Nestorianer getrennt, und nachdem einmal durch die Presbyterianer eine Spaltung bewirkt war, haben dann die anderen Missionen Gläubige für ihre speziellen Bekenntnisse zu gewinnen gesucht. Keschisch Moscheh ist presbyterianischer Prediger, Dr. Hannah Josef hat sich der englischen Episkopalkirche angeschlossen, weil diese dogmatisch und rituell der altnestorianischen Kirche am nächsten kommt. In Urmia (Kap. IX) gewannen wir nähere und bestätigende Einblicke in diese Verhältnisse. Die Mitglieder der sehr zahlreichen Familie sprachen unter sich Neusyrisch, Dr. Hannah sprach außerdem geläufig Armenisch und Englisch. Der hübsche Garten war so gut wie ausgetrocknet: miyeh lithwa (neusyrisch), „es gab kein Wasser".

Wir besichtigten zunächst eine kleine armenische Kirche, mit kleinen bunten Glasscheiben, wie sie auch die Fenster unseres Wohnraumes im Gouvernementsgebäude zierten.

Alsdann schlägt Keschisch Moscheh den Besuch einer außerhalb der Stadt belegenen Höhlenkirche vor.

Auf schlechtem, vom gestrigen Abend her bekanntem Wege reiten wir zur Stadt hinaus durch das einst kuppelförmige Torgebäude mit seinen Fenstern in Spitzbogenform, über die Brücke mit ihren sechs Bogen, und dann westwärts weiter mit schönem Blick auf den Urmia-See, die

jenseitigen Berge und deren südliche Verlängerung, sowie auf Binâb, eine Anhöhe hinauf, an deren Ende sich, in den Sandstein gehauen, die Höhlenkirche befindet. Von dem Hauptraum, in dessen Mitte, dem lebenden Gestein abgewonnen, der Altar steht, laufen verschiedene Gänge in den Felsen. In einen von diesen kriechen wir ein gutes Stück weit hinein, ohne das Ende zu erreichen. Daß er einen Ausgang nach der anderen Seite zu hat, ist wahrscheinlich, aber natürlich endet er nicht in der weit entfernten Stadt, wie behauptet wird. An Erzählungen von Höhlen und Felsengänge, die Stunden und Tage weit unter der Erde fortlaufen, um weit voneinander entfernte Örtlichkeiten miteinander zu verbinden, muß sich der Reisende, der den Felsenbauten seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, nun einmal unbedingt gewöhnen. Seine jetzige, dem christlichen Ritus angepaßte Gestalt hat dieser Höhlenbau vermutlich zur Zeit der sassanidischen Christenverfolgungen erhalten; ob er damals neu angelegt wurde, oder ob, wie so häufig, eine ältere Wohn-, Kult- oder Begräbnisstätte neugestaltet worden ist, ließ sich nicht bestimmt entscheiden.

Das Mittagsmahl hatte der Râfiʿ-el-mulk gemeinsam mit uns eingenommen, für den Abend ließ er sich durch den Färrâsch-baschî entschuldigen und vertreten, mit dem wir die Mahlzeit, — in welcher, wie stets, der Pilaff, diesmal in zwei Formen, einen wichtigen Bestandteil bildet — auf persische Weise, am Boden liegend, einnahmen. Aus Mitteilungen, die uns der Färrâsch-baschî machte, ist zu entnehmen, daß der Urmia-See seit ca. drei Jahren im Steigen begriffen ist und jetzt auch die Gärten von Binâb zu bedecken beginnt.

Am nächsten Morgen (Mittwoch, 31. August) fühlte ich mich aufs neue lebhaft ins Mittelalter versetzt, als im Garten vor unserem Fenster die Abrichtung eines Falken zur Jagd für den Gouverneur vor sich ging. Dem Raubvogel wurde ein Stück rohen Fleisches vorgehalten, auf das er wieder und wieder stoßen mußte. Schon bei den Assyrern waren Falkenjagden üblich.

Maragha war im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Sitz des mächtigen Mongolenherrschers Hulagu Chan, der Kunst und Wissenschaft zu fördern wußte, und an dessen Hofe der berühmte Astronom Naßîr-ed-dîn Tûsi wirkte, dem er hier ein Observatorium erbaute; Denkmäler aus dieser Zeit vergangener Größe bilden noch heute Wahrzeichen und Zier der im übrigen schmucklosen Tatarenstadt.

In der Stadt selbst, nur zehn Minuten vom Gouvernementsgebäude entfernt, erhebt sich das schönste und besterhaltene dieser Monumente. Es ist ein zehneckiger Turm, der nach Sarre zweifellos der zweiten

Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört, eben der Zeit, da Maragha die Residenz des Hulagu und seiner Nachfolger war, und es wird auch in der heutigen Tradition mit diesem Herrscher als dessen eigener Grabstätte oder als Mausoleum für eines seiner weiblichen Familienmitglieder in Verbindung gebracht.

Im Grundriß und in der Dekoration erinnert er an den Grabturm der Mumine Chatun in Nachtschewan (S. 179), der jedoch im Jahre 1186 errichtet und also erheblich älter ist. In der Tat bietet der Turm von Maragha, der seitens der Kenner als „eines der schönsten Beispiele der mongolischen Architektur des nordwestlichen Persiens" bewundert wird, eine Weiterbildung der Architektur und Dekorationsformen jenes älteren Monumentes.

Es zeigt reiche Verwendung der aus Ziegeln und Stuck gebildeten mosaikartigen Flächendekoration. Ein solches geometrisches Flächenmuster überzieht, abgesehen von einem Quadersockel, netzartig die gesamte Außenfläche des Turmes, dessen zehn Seiten sich, durch Halbsäulen getrennt, in Flachnischen öffnen. Über einem Inschriften-Fries kragt ein Kranzgesims aus Stalaktiten vor und trägt die jetzt teilweis eingestürzte Kuppel.

Den zehn Nischen der Außenflächen entsprechen solche im Innern, deren Stalaktiten sich bis in die Höhe des die Nische abschließenden Spitzbogens hinaufziehen. Unterhalb der Kuppel läuft im Innern eine Inschrift herum, die mir ein anwesender Mollah genau kopiert zu bringen versprach. Hätte ich damals schon geahnt, wieviel auf solche Versprechungen eines Orientalen zu geben ist, so hätte ich, so gut es von unten aus ging, die Inschrift vollständig kopiert, während ich so, der besseren Kopie des Einheimischen gewärtig und zudem irrtümlicherweise überzeugt, daß diese Inschriften wissenschaftlich bekannt seien, nur einen Teil flüchtig skizzierte.

Unten in der Tiefe befindet sich der aus Quadern erbaute Grabraum, in den man durch eine Lücke hineinblickt, die ein aus der Höhe herabfallender Stein geschlagen hat. In der Südostecke befindet sich das Grab, durch eine Inschrift bezeichnet, die auf einem halbkreisförmigen Stein in die Mauer eingelassen ist.

Auf einer halsbrecherischen Leiter waren inzwischen mein Reisegefährte und Abrahamoff durch eine Öffnung in der Kuppelwölbung, um Visierungen vorzunehmen, auf deren Dach hinaufgestiegen.

Nach deren Vollendung setzten wir uns wieder zu Pferde, ritten zur Stadt hinaus und gelangten in 25 Minuten zu der zweiten der mongolischen Ruinen. Es ist ein quadratisches Gebäude, gleich dem

zehneckigen Turm auf einem Sockel aus Quadern errichtet, die Ecken durch Halbsäulen abgeschlossen. Jede der vier Flächen ist in zwei in Spitzbogen geschlossene Flachnischen abgeteilt, jede mit einem blinden Fenster. „Die Reste von Ziegelmosaik lassen vermuten, daß das Gebäude aus der Zeit Hulagu Chans oder seiner Nachfolger stammt.“

Von unseren Begleitern wurde das Monument, vermutlich infolge unserer mehrfachen Fragen nach den Resten von Naßîreddîns Observatorium, mit dem alten Astronomen in Verbindung gebracht. Oben habe er beobachtet, unten sei sein Grab. Ersteres ist schon um deswillen nicht möglich, weil das scheinbar flache Dach sich in der Mitte zu einer Kuppel erhebt. Über die Bestimmung des gewiß als Grabmal anzusprechenden Gebäudes wird die Entzifferung der im Innern angebrachten kufischen Inschrift Aufschluß geben.

Weiter reitend, passierten wir auf einer Anhöhe die Reste eines rondellartigen Unterbaues. Anscheinend waren dies die von früheren Reisenden erwähnten Überbleibsel von Nasreddins Observatorium; zu näherer Untersuchung — die ohne Ausgrabungen auch schwerlich Erfolge versprochen hätte — gebrach es an Zeit: das Ziel unseres Ausfluges waren die weit außerhalb der Stadt belegenen Mineralquellen.

Nach einstündigem Ritt, während dessen Färädj und einige der uns vom Râfiʿ-el Mulk mitgegebenen Begleiter allerhand halsbrecherische Reiterkunststücke vollführten, und der an felsigen Partien, erst Sandstein und Konglomerat, dann weißem kalkartigen Gestein vorbeiführt, gelangten wir an einen lieblichen Bach, an dessen Ufern sich die olivenähnlichen ‚djudjub‘-Bäume mit ihren gelblichen Früchten hinzogen, und gelangten, nachdem wir ihn durchritten, an einen schönen, aus diesen Bäumen gebildeten schattigen Hain, nach dem ein benachbartes Dorf „Flußgärten“ (Tschai-Baghi) bezeichnet wird, und in dem wir unsere Pferde zurückließen. Hier macht das Flüßchen ein ziemlich starkes Knie, und alsbald beginnt das Quellental mit einer stark felsigen, durch sonderbare Formen gekennzeichneten Durchbruchsstelle.

Schon vor dem Eintritt in das Quellental bemerkten wir eine aus dem Erdreich hervortretende Quelle. Sie zu kosten, verhinderte uns unser Prinzip, nur Felsenquellen zu trinken, alles andere Wasser nur gekocht zu genießen.

Im Tale selbst befindet sich auf dem rechten felsigen Ufer, an dem der Pfad hinführt, eine große Quelle von starkem Kohlensäuregehalt, dem Selterwasser vergleichbar. Sie bildet im Felsen — ca. 2 m über der Talsohle — ein Bassin, in dem mehrere Tataren badeten.

Von dort aus erblickt man am jenseitigen linken Ufer fast unmittelbar im Niveau des Flusses die weiteren Eisen(damyr)-Quellen.

Wir entledigen uns unseres Schuhwerkes und gehen durch den Bach, der eine angenehme mildkühle Temperatur hat.

Die erste jener Quellen kommt horizontal aus dem Felsen dicht über dem Fluß fröhlich sprudelnd in mittlerer Stärke, die mein Reisegefährte auf 50 Sekundenliter schätzte, hervor. Aber ungefähr alle Minuten kommt ein stärkerer, von gurgelnden Lauten begleiteter Stoß, der die Wassermasse ungefähr vervierfacht; also eine intermittierende Quelle, die von den Einheimischen in treffender Lautmalerei als Baba-giurgiur („Väterchen Gurgler") bezeichnet wird. Das Wasser schmeckt leicht eisenhaltig und gut kohlensauer.

Ein wenig flußabwärts dringt vertikal aus der Tiefe eine zweite, gleichfalls kohlensaure, aber etwas stärker eisenhaltig schmeckende Quelle durch zwei Öffnungen aus der Tiefe empor. Der steinige Boden ist hier, wie auch beim Baba-giurgiur, stark braun gefärbt. Die Temperatur betrug ungefähr 20° C; die Quelle liefert etwa 2—3 Sekundenliter.

Sehr nah benachbart ist dieser die letzte und stärkste Eisenquelle, die mit starkem Kohlensäuregehalt gleichfalls senkrecht aus dem Boden hervorbricht. Sie ist von Triebsand umgeben, man sinkt beim Gehen tief und tiefer ein. Man bemerkt diesen Quellen gegenüber im Sande des Flußbettes selbst noch vielfache Hervorsprudelungen. Dem Quellental bei Maragha kann man, wenn erst Azärbaidjan durch die Eisenbahn erschlossen sein wird, seine dereinstige Entwicklung zu einem bedeutenden Badeorte wohl mit einiger Sicherheit voraussagen.

Ein Bad, das ich alsdann in dem bis zu zwei Fuß tiefen Bassin der kühlen „Selters"-Quelle (etwa 16° C) nahm, bereitete mir zwar gegenüber der ständigen Spärlichkeit des verfügbaren Waschwassers für den Augenblick einen unbeschreiblichen Genuß, bekam mir aber durchaus nicht gut, wohl weil ich mich ihm und damit der Wirkung der Kohlensäure zu lange hingab. Erst allmählich erholte ich mich, in unserem Haine ruhend, und konnte dem dort bereiteten Tee zusprechen. Der lichtumspielte, durchsonnte und doch frische Hain bei Maragha steht mir als eine liebliche Oase in der Öde Azärbaidjans unvergeßlich in der Erinnerung.

Nach abendlichem Ritte, bei dem wir das Farbenspiel des Sonnenunterganges und die Helle der Mondnacht — nur einmal aufgeschreckt durch einen Schuß, den unser Tschapar gerade auf dem ödesten und wenigst geheuren Teil des Weges sehr überflüssigerweise abfeuerte — still und sinnend genossen, fanden wir in Maragha noch wieder alles

Im Hain beim Quellental von Maragha.

beim alten. Die vom Râfi'-el-Mulk ausgesandten Herren Tschaparen behaupteten, in den ihnen aufgegebenen Dörfern nach unseren Lasttieren geforscht, sie aber nicht gefunden zu haben. So ward nach langer Beratung beschlossen, noch desselbigen Abends in verschiedener Richtung auszureiten, um die zersprengte Expedition wieder zusammenzubringen.

Das war sehr occidentalisch gedacht und wurde auf echt orientalische Weise verhindert.

Der Râfi'-el-Mulk sandte Botschaft: „wir möchten nicht abreisen, sein Pferd habe geniest." Und als wir erklärten, daß uns diese erschütternde Neuigkeit in unserem Entschlusse nicht wankend machen könne, erschien er selbst, wandte alle Künste der Überredung an und brachte es schließlich dahin, daß wir, um ihm als unserem Wirte gefällig zu sein, einwilligten, noch bis zum folgenden Morgen zu warten, während er inzwischen durch die Zuverlässigsten seiner Leute die Nachforschungen aufnehmen zu lassen versprach. „Sneezing rules the superstitious mind of Persians" („Das Niesen beherrscht den abergläubischen Geist der Perser") — wie wahr hatte Dr. Hannah Joseph gesprochen!

Natürlich war am nächsten Tage von den Zuverlässigsten der zuverlässigen Maraghaner nichts Neues in Erfahrung gebracht, und so brachen wir denn endlich, vom Râfi'-el-Mulk gefördert und sehr gütig verabschiedet, auf.

Abrahamoff und Lothar Belck übernahmen die Aufgabe, die Verlorenen aufzusuchen und nach Binâb oder nach Mianduab zu bringen. Mein Reisegefährte und ich schlugen mit Färädj, auf dem ersten Teil des Weges noch von Keschisch Moscheh geleitet, den Weg nach Binâb ein, um dort unmittelbar am Urmia-See geographische Untersuchungen zu machen. Wir erreichten die Stadt in teilweise sehr scharfem zweiundeinhalbstündigen Reiten kurz nach 3 Uhr und — fanden dort unsere Lasttiere vor, deren Führer uns hier friedlich und unbekümmert erwarteten.

Das Haus des Untergouverneurs, bei dem wir, den Anordnungen des Râfi'-el-Mulk gemäß freundliche Aufnahme finden — wir trafen ihn gerade beim Gebet, in dem er sich nicht stören ließ, — war von Wein bewachsen, ein Stamm fiel uns durch seine Stärke besonders auf.

Der nachmittägliche Ritt zum Urmia-See führte durch einen Teil der Stadt zwischen schönen, vielfach mit Wein bepflanzten Gärten, unter fruchtbeladenen Djudjub- und Nußbäumen hindurch. Auf dem ganzen Wege bemerken wir in den Gärten, über die niedrige Lehmmauer hin-

wegblickend, zahlreiche obeliskenförmige Pfosten aus Lehm von ungefähr Mannshöhe. „Es sei da Wasser“, lautete die Antwort, als wir durch Färädj fragen ließen. Aber die eigentliche Aufklärung erhalten wir erst, als wir auf solch einem Pfosten den Balken eines Ziehbrunnens aufgelegt sehen. Die dem See so nah benachbarten Gärten scheinen reich an Grundwasser zu sein. Die meisten dieser Brunnen waren nur zeitweilig, wohl wenn es sich um die Bewässerung handelte, im Gebrauch; einen ständigen, aber anders konstruierten Ziehbrunnen hatten wir bereits im Hofe des Untergouverneurs gesehen.

Allmählich kommt der See in Sicht, vor ihm eine glatte unbebaute Fläche; wir freuen uns, nun endlich zum Wasser des so oft aus der Ferne erblickten Sees selbst zu gelangen, werden aber bitter enttäuscht. Ein pestilenzialischer Geruch verbreitete sich im empfindlichsten Gegensatz zu der hehren Augenweide, die die herrliche tiefblaue Farbe des Wassers und die schönen Linien der Inseln und der Ufergebirge im Spättagsschimmer wiederum boten. Eine freundliche weiße Salzkruste übertüncht hier ein Überschwemmungsgebiet des Sees, einen schwarzen Moorboden, in dem die Pferde einsinken. Millionen von Fischen, Milliarden von Muscheln müssen hier verfault sein. Unter diesen Umständen war es kein Vergnügen, daß das Kochbarometer, um das Niveau des Sees zu bestimmen, gerade hier aufgestellt werden mußte. Ehe dies geschah, folgten wir den ins Wasser führenden Viehspuren viele hundert Meter in den See hinein, ohne daß den Pferden an sich, wenn sie nicht in dem moorigen Seegrund etwas tiefer versänken, mehr als die Hufe benetzt würden.

Während der hypsometrischen Beobachtung überraschte uns der Sonnenuntergang. Sein Nachleuchten, der wundervolle Aufgang des Mondes, die Tausende von spielenden und summenden Moskitoschwärmen, das Zirpen der Grillen, all das ergab eine eigenartige Stimmung für den Rückweg, und von unserem Zimmer aus schaute ich noch lange hinaus in die silberdurchschimmerte Landschaft.

Das große Becken des Urmia-Sees mit seinem stark salzigen Wasser wird, wie uns in Binâb besonders deutlich zum Bewußtsein kam, von den Anwohnern nie anders als Meer („darja“) bezeichnet, und niemals als See („göll“) — ein Brauch, der an die Bezeichnungen aus ältester Zeit erinnert. In den assyrischen Keilinschriften heißt der Urmia-See „das obere Meer des Sonnenaufgangs“, d. h. das östlichere der beiden oberen, hochgelegenen Meere: Urmia-See und Van-See. Für letzteren (einst: „das obere Meer des Sonnenuntergangs“) findet sich, wie wir später erkannten, die Bezeichnung als Meer heutzutage ebenfalls hin

und wieder, aber doch mehr als Ausnahme. Das Wasser des Van-Sees ist auch lange nicht so stark kochsalzhaltig, enthält dagegen erhebliche Quantitäten borsauren Natrons.

Daß das Wasser des Urmia-Sees seit 2 bis 3 Jahren in allmählichem, stetigem Steigen begriffen war (S. 12, 146), ließ sich auch hier leicht und mit Bestimmtheit ermitteln.

Eine Gesellschaft von Mollahs, die sich zu unserer Begrüßung bei dem Untergouverneur eingefunden hatte, verzog sich, als wir, von unserem Ritte zurückkehrend, uns zum Zwecke der Säuberung in unser Zimmer im oberen Stockwerk begeben hatten; sie erblickten darin, sehr gegen unseren Wunsch, ein Zeichen, daß wir zu ermüdet und zur Unterhaltung nicht geneigt seien.

Wiederholt hörten wir eine Art Zapfenstreich — Trompeten und Trommeln — erklingen, zum letzten Male um 10 Uhr, worauf unter großem, weithin hallendem Geschrei der Basarschluß erfolgte. —

Der folgende Freitag (2. September) begann damit, daß die beiden Tschaparen, die vom Emîr-i-Nizâm den Auftrag hatten, uns zur Seite zu bleiben, solange wir uns auf persischem Gebiete befänden, ihre schon tags zuvor angedeutete Bitte, sie nach Täbriz zurückkehren zu lassen, unter Berufung auf die Ermüdung oder Erkrankung ihrer Pferde und eine Verletzung, die sich der eine der Beiden am Knie zugezogen hatte, mit großem Nachdruck wiederholten. Daß wir ihnen nach längeren Verhandlungen willfahrten, war, wie sich bald genug zeigen sollte, ein großer Fehler, der uns mancherlei Ungelegenheiten und Gefährdungen verursachte. Der wahre Grund für jene plötzliche, bei Mensch und Tieren ausbrechende Unfähigkeit zur Weiterreise war offenbar die Furcht vor den Kurden, von deren Gebiet wir wenig mehr als eine Tagereise entfernt waren. Wir waren nun gänzlich auf den meist sehr fragwürdigen und in Kurdistan zudem wirkungslosen guten Willen der Lokalbehörden angewiesen.

Ein nahezu elfstündiger Tagemarsch brachte uns gegen 9 Uhr abends nach Merhemetabad oder Mîânduâb, wie die Stadt nach ihrer Lage zwischen (persisch mîân) zwei (du) Gewässern (âb), den dem Urmia-See von Südosten her zuströmenden Flüssen Djagatû und Tatau, gewöhnlich genannt wird.

Unser Weg führte uns gegen Ende der ersten Nachmittagsstunde nahe an einem ausgetrockneten See vorbei: Die ca. 1 qkm große Fläche erschien, besonders aus der Ferne gesehen, ganz weiß, viel heller als die gleichfalls sehr trockene und sehr hellfarbige Straße, was auf einen erheblichen Salzgehalt des in der kühlen Zeit vorhandenen Wassers schließen läßt.

Bei der Rast in dem zu den Domänen des Schahs gehörigen Dorfe Malikent bewunderten wir bei dem Dorfschulzen, der uns besonders freundlich und mit erfreulicher Rührigkeit empfing, die schönen alten Teppiche, mit denen sein Gastzimmer geschmückt war.

Ich beobachtete hier einen ersten interessanten Fall des „Bauopfer"-Brauches. Den Garten umgibt die übliche Lehmmauer, aus der ein Tierschädel ziemlich weit hervorblickt, aber doch so, daß er absichtlich eingemauert erscheint. Das wird mir auf Befragen von unserem Wirte bestätigt und als Zweck angegeben: „auf daß die Mauer fester sei!" Man hat eigens zu dem Zwecke einen Büffel getötet und dann den Schädel der Mauer eingefügt.

In die eintönige, aber der sommerlichen Stimmung nicht entbehrende Landschaft bringen nur die Vierfüßler einige Abwechslung. Die Farbe der Dromedare, die sich an den seltenen unbelastet weidenden Herden noch besser beobachten läßt als an dem schier unablässigen Zuge der Karawanen, durchläuft alle Schattierungen vom — vereinzelten — völligen Weiß bis zum dunklen Schwarzbraun.

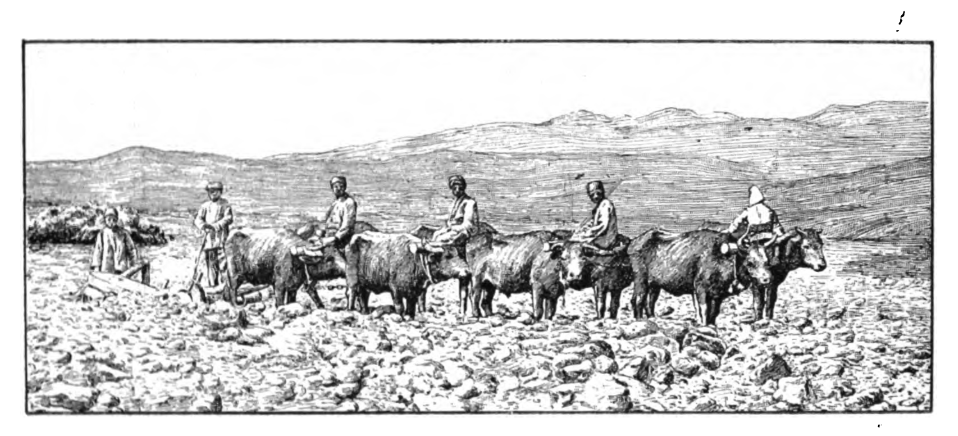
Von den in zeitweiliger Abwesenheit des Gouverneurs sehr widerwilligen Regierungsbeamten in Mîânduâb wurden wir bei einem freundlichen Armenier untergebracht, der sich alsbald als Adressat eines uns von Mr. Wilson aus Täbriz mitgegebenen Empfehlungsbriefes erwies und sich nun doppelt bemühte, es uns möglichst behaglich zu machen.

Gleichwohl war ich von freudiger Stimmung weit entfernt. Eines unserer Lastpferde hatte die lästige Gewohnheit, sich beim Durchgang durch Flüsse, allen Gegenmaßregeln zum Trotz, im Wasser niederzulegen. Unglücklicher- und vorschriftswidrigerweise hatten unsere Diener gerade diesem heute die photographische Ausrüstung aufgeladen, die so mit dem Wasser des Djagatau-Flusses in unliebsame Berührung gekommen war. Viele unserer in Rußland und in Persien gemachten Aufnahmen — zum Glück nicht alle, wie ich damals fürchtete — waren verdorben. Ebenso hatte ein Teil der unbenutzten Films und Platten gelitten. Die nachbestellten Ergänzungen konnten uns erst nach Wochen in Van erreichen. So waren wir zu einer mir speziell sehr unwillkommenen Zurückhaltung gezwungen.

Der nächste Tag führte uns endlich wieder an eine im Sinne unserer Hauptaufgabe bedeutsame Stelle, zur Inschrift am Tasch-täpä („Steinhügel"). Ein von dem deutschen Reisenden Dr. Blau genommener Abklatsch, der veröffentlicht in der Bibliothek der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft zu Halle lag, hatte es meinem Reisegefährten

ermöglicht, diese zuerst von Sir Henry Rawlinson erwähnte, aber nicht kopierte Inschrift nach ihrem historisch-geographisch bedeutsamen Inhalte zu bestimmen. Es handelt sich um einen Bericht des Chalderkönigs Menuas, der über einen erfolgreichen Feldzug gegen das von den Chaldern wie von den Assyrern häufig bekriegte Volk der Mannäer und über den Bau eines Palastes in dem eroberten Gebiete spricht. Die Stätte dieses Menuas-Palastes war eben der Tasch-täpä, wie die Anbringung der Inschrift zeigte. Ein Markstein aus alter Zeit, ist sie für die geographische Bestimmung des Mannäer-Gebiets bedeutsam.

Die Ermittlungen meines nunmehrigen Reisegefährten waren noch nicht lange veröffentlicht, da machte ich in Leipzig die Bekanntschaft

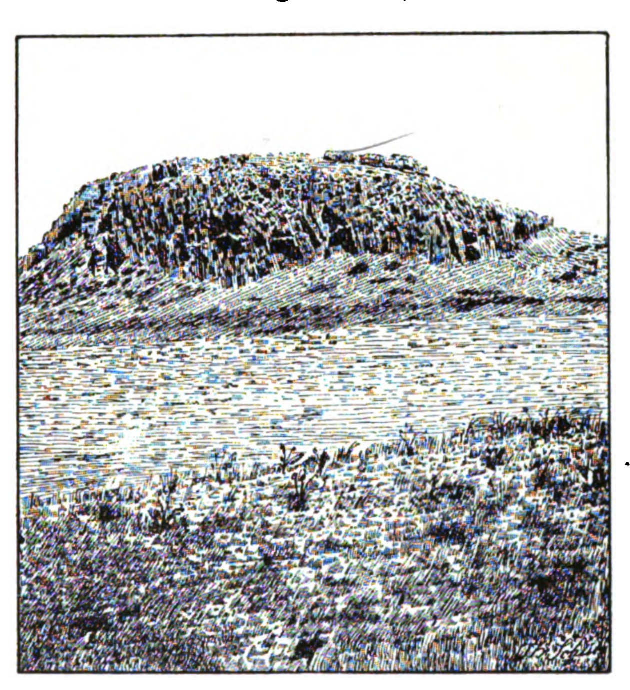


Pflug, von vier Paar Büffeln gezogen.

des deutschen Missionars Pastor Faber (S. 37), der mir eine von seinen Reisen in Kaukasien und Persien mitgebrachte fragmentarische Keilinschrift vorwies, die ihrem Inhalte und Wortlaute nach mit der von Tasch-täpä identisch war. Sie war offenbar mit Gewalt durch Sprengung von ihrem Standorte entfernt worden. Über die Provenienz des später dem British Museum überwiesenen Fragmentes war nichts zu erfahren. So blieb eine entfernte Möglichkeit, daß es sich um ein bisher unbekanntes Duplikat der Inschrift von Tasch-täpä handelte, während sie selbst unversehrt geblieben sei. Diese Frage durch den Augenschein zu entscheiden, lag uns ob.

Der Felsen Tasch-täpä erhebt sich gleich mehreren anderen Hügeln, deren rundliche Gestalt den vulkanischen Ursprung verrät, unvermittelt aus einer wein- und getreidereichen Ebene. Die Ernte war eben vollendet, das Korn steht in reichen Garben oder wird ausgedroschen. Die Häcksel-

maschine ist häufig, seltener der Pflug in Tätigkeit. Büffel und Rinder sind die Ackertiere: vier und mehr Doppelgespanne von Büffeln vor einem Pfluge sind keine Seltenheit. Ein Gutsbesitzer, zugleich Dorfschulze, der zu Pferde seine Feldarbeiter beaufsichtigte, erweckte heimische Erinnerungen. Auf den Dächern der Häuser vielfach Haufen des uns schon vom Goktscha-See her bekannten animalischen Brennmaterials. Angesichts dieser Fruchtbarkeit begreift man, warum sich die Mannäer, als sie im 9. Jahrhundert v. Chr. einwanderten, hier festsetzten, begreift, warum das Mannäerland Assyrern wie Chaldern gleich begehrenswert schien.



Tasch-täpä.

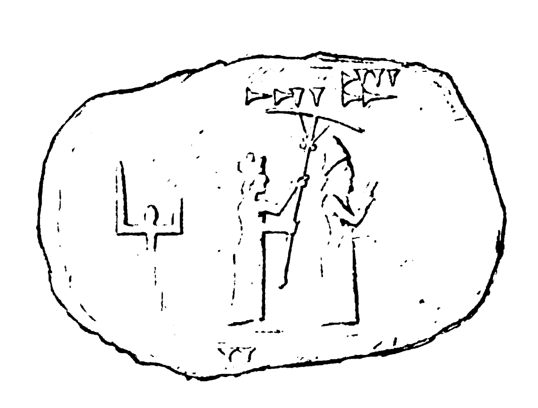
Nach mehr als vierstündigem Ritt am Tasch-täpä angelangt, fanden wir unsere Befürchtungen vollauf bestätigt. Klägliche Spuren — die Anfänge einiger Zeilen, von etlichen auch der Schluß — geben Kunde davon, daß hier einst eine stattliche Felsinschrift gestanden hat. Aus einer vollständigen, gerade durch ihren Standort bedeutsamen und von den Einheimischen jahrhundertelang bewahrten Inschrift hat hier ein arger Vandalismus (vgl. S. 169 Abs. 4) drei unerfreuliche Fragmente gemacht!

Der Felsen besteht aus bläulich-schieferfarbigem granitartigen Gestein. Man gelangt auf natürlichen Abstufungen hinauf. Eine mit Steinen untermischte Lehmmauer aus neuerer Zeit geht oben ringsherum. In der Mitte der Kuppe liegt Lehmboden, als Überreste eines antiken Gebäudes aus Lehmziegeln. Hier hat der von Menuas angelegte „Palast" — wie so häufig ein recht bescheidenes Gebäude — gestanden. Wie oft er schon in keilinschriftlicher Zeit den Besitzer gewechselt, wie oft er restauriert worden ist, läßt sich nicht sagen.

Die Stätte war zur Anlage einer Zwing- und Wartburg für das Mannäerland wie geschaffen: man überschaut die ganze weite Ebene — der Urmia-See selbst, der sie bei höchstem Wasserstande teilweise überfluten wird, war zur Zeit unseres Besuches nicht sichtbar. Im Süden und Südosten erheben sich in mehrfachen Reihen die kurdischen Gebirge, denen wir nunmehr zustrebten.

Im Dorfe Tasch-täpä wurde alsdann in einem ummauerten Gehöfte Rast gehalten. Ein etwa 15 m langer Abschnitt der Lehmmauer war in seinem unteren Teile von ganzen Viehskeletten und von einzelnen Schädeln, Rippen, Klauen bis zur Höhe von nahezu einem halben Meter völlig durchsetzt — ein höchst ausgiebiges „Bauopfer".

Als Nachtquartier für den heutigen Tag war das etwa eine gute Tagereise (ca. 30 km) südlich von Taschtepe und etwa ebensoviel nördlich von Sautsch-Bulaq belegene Kurdendorf Ändirkasch (auch Äghrikasch) ausersehen. Von dort aus sollte am nächsten Morgen die benachbarte Felsanlage, Fachrîqâh genannt, besucht werden, an der sich nach Pastor Fabers Mitteilung (S. 37) jene große, schwer erreichbare und daher bis jetzt ungelesene Keilinschrift befinden sollte. Mit begreiflicher Spannung sah ich den kommenden Stunden entgegen, die mir das erste Zusammentreffen mit den Kurden und die langersehnte erste inschriftliche Neuausbeute verhießen.



Siebentes Kapitel.

# In Persisch-Kurdistan.

**Als Gast bei den Kurden in Hinderkasch. — Die Felsengräber von Fachriqâh. — In Sautsch-Bulaq. — Chorojanths' Schädelwunde. — Der Kurdenchef Gadir-Agha und der Schech. — Kel-i-schin und Kel-i-sipan, die „blaue" und die „weiße" Stele. — Ungastliche Aufnahme bei den Kurden in Lägbin. — Gefahr im Dorfe Kel-i-sipan. — Hamz-Agha und seine Tracht. — Wirksamkeit des Rundschreibens vom Emîr-i-Nizâm. — In Sufian. — Bei Pirot-Aga in Naloß.**

In Ändirkasch langten wir um 9 Uhr abends an, nachdem wir bei nächtigem Dunkel in schweigender langgezogener Reihe auf schmalem Pfade dem geraden Laufe eines Kanals gefolgt waren.

Ungewöhnlich war schon die doppelte Mauer, die das Dorf, als sei es eine Festung, umgab, geradezu überwältigend aber der fremdartig-kriegerische Anblick der seltsam gekleideten, eigenartig bewaffneten, düster dreinschauenden stattlichen Kurden, die sich alsbald als höfliche und ritterliche Wirte zeigten.

Das vornehm weitläufige Gehöft bestand aus vier bis sechs Einzelbauten. Uns wurde ein geräumiges und hohes Zimmer mit weißgetünchten Wänden angewiesen, in welchem wir zu unserer Überraschung meinen neuen Bekannten Herrn Chorojanths antrafen, der hier auf dem Wege nach seinem Wohnorte Sautsch-Bulaq eingekehrt war. Eine früher nicht bemerkte Behinderung seiner Sprache fiel mir bei dem abendlichen Zusammensein je länger desto mehr auf.

Trauben von nie gesehener Größe und ungewöhnlichem Wohlgeschmack, das in alter wie auch in neuer Zeit hochgeschätzte Erzeugnis des Mannäerlandes, würzen das Mahl. Gewisse Sorten, namentlich eine hellrote sehr süße und eine grünliche säuerliche Art, haben ungeheuer lange, fingerähnliche Beeren.

Wir sind die Gäste der Söhne Gadir-Aghas, des Chefs der Mukrî-Deïbokri-Kurden, eines 95jährigen Greises, der wegen dieses seines

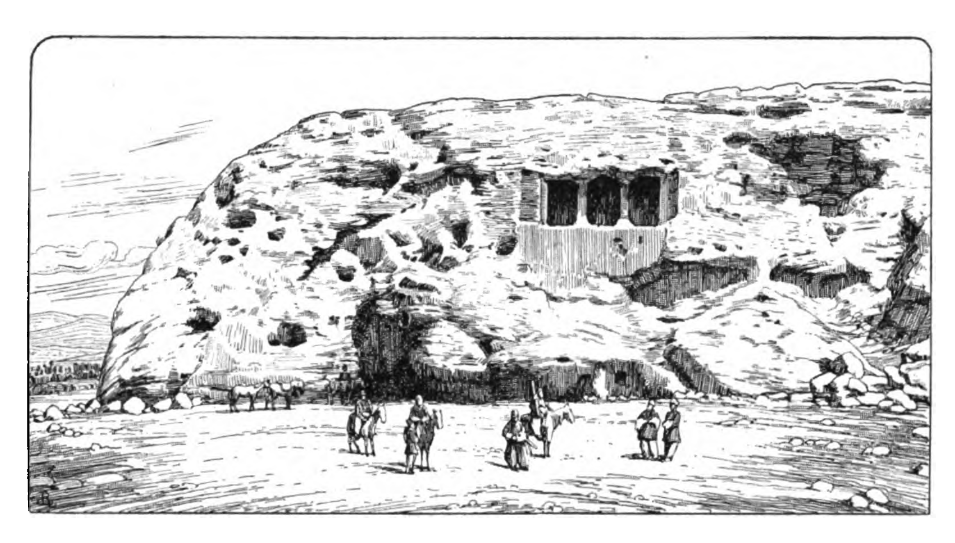
hohen Alters, noch mehr aber wegen seiner weisen Mäßigung einen großen Einfluß bei den wilden Kurdenstämmen dieser Gegend genießen soll. Er selbst hielt sich zurzeit in Sautsch-Bulaq auf, wo wir ihn später kennen lernten. Ihm und seinen vier Söhnen stehen 1000 Reiter zur Verfügung, teils mit Martini-Gewehren bewaffnet, teils mit Nachahmungen, die jenseits der türkischen Grenzgebirge, in Rovanduz und Suleimanijjeh gefertigt werden. Als der damalige Schah zur Thronbesteigung nach Teheran reiste, verlangte er eine kurdische Eskorte von 500 Reitern mit ihrem Chef, sie wurde von Gadir-Agha gestellt.



Deïbokri-Kurde.

Unsere Waffen, Gewehre wie Revolver, erregten alsogleich die lebhafteste Aufmerksamkeit der Kurden, und was mir hier sehr auffiel, lernte ich in der Folge als eine regelmäßige und selbstverständliche Erscheinung kennen. Die Kurden, durchweg kriegerisch, wenn auch keineswegs immer tapfer, und dem Waffenhandwerk als ihrem Lebensberuf ergeben, kennen kein höheres Interesse als die moderne Feuerwaffe. Sie sind mit den verschiedenen Systemen aufs beste vertraut. Mauser (gesprochen Mausär) und Martini sind auch bei denen unter ihnen wohlbekannt, die niemals von Bismarck und Moltke gehört haben. Sie suchen ihre Kenntnisse und ihren Bestand an Gewehren neuester Konstruktion zu vermehren, wo sie nur können. Kaum ist ein Europäer bei ihnen eingekehrt, so unterziehen sie seine Bewaffnung einer sehr genauen Beobachtung und suchen sich den Besitz eines ihnen neuen Stückes nicht selten durch unverhältnismäßig hohe, eindringlich gestellte und unabläßlich wiederholte Angebote zu sichern.

Der Aufbruch nach Fachrîqâh (dort etwa Faqräqâ gesprochen) am folgenden Morgen veranlaßte in dem viereckigen, parkartigen, mit Maulbeerbäumen bepflanzten Hof und in dessen kolonnadenartigem Umgang ein vielfaches Kommen und Gehen. So hatte ich Gelegenheit, Tracht und Gebaren der Kurden zum ersten Male etwas genauer zu studieren. Sie waren alle ungewöhnlich große und in gewisser Weise schöne Männer. In ihren



Fachrîqâh.

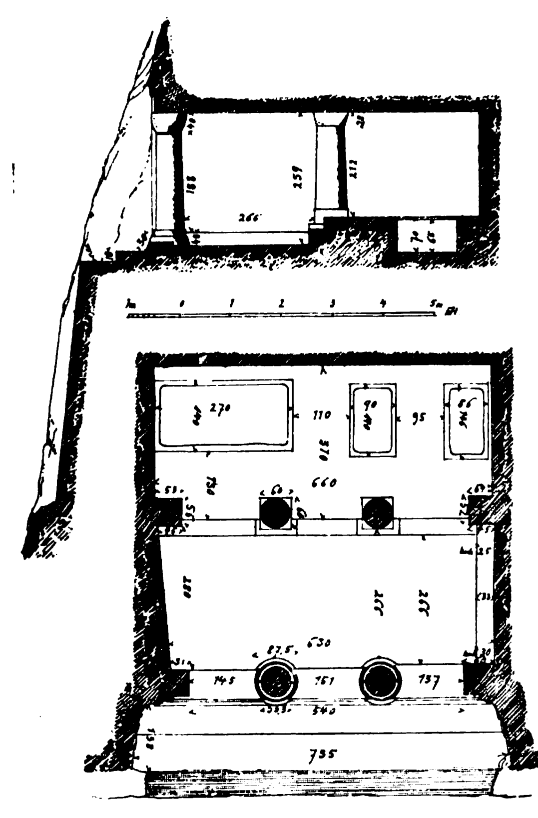
Zügen fällt jedoch bei längerer Beobachtung ein hinterhältiger, lauernder Zug auf, der auf Verschlagenheit und Grausamkeit deutet. Der Eindruck der Wildheit wird hervorgerufen oder doch gesteigert durch die in seltsamen Windungen um den Kopf geschlungenen Tücher, deren mit Fransen versehene Enden häufig die Stirn bedecken und das Gesicht beschatten, und durch die gleichfalls vielverschlungene Schärpe, die, mehrere Meter lang, als ein breiter farbiger Wulst den Körper und die Lenden umschließt, und aus dem der Chändjâr, das mit Recht gefürchtete krumme, dolchartige Kurdenschwert, hervorblickt. —

Malerisch genug nahm sich unser Zug aus, als wir das burgartige Gehöft verließen, in dessen Mauern auch verzierte Steine — einer davon mit arabischer Inschrift — eingelassen waren: voran fünf Kurden zu Fuß, zwei von ihnen mit Gewehren bewaffnet, während die Söhne Gadir-Aghas und Angehörige ihrer Sippe in großer Zahl zu Pferde das eigentliche Geleite bildeten.

Im Felsen Fachrîqâh, der alsbald in der Ferne sichtbar ist, lassen sich allmählich drei fensterartige Nischen unterscheiden.

Die Oberfläche des Felsens ist vielfach zerklüftet. An einer der natürlichen Höhlungen hat die künstliche Bearbeitung eingesetzt, um im lebendigen Felsen eine großartige Anlage zu schaffen. Bis zur halben Höhe ist der Felsen dank seiner welligen Gestalt bequem zu ersteigen. Hier aber beginnt, der Anlage zum Schutz und zur Verschönerung, eine 3 m hohe Glättung, über die hinweg man nur mittels einer Leiter den Felsenbau erreichen kann. Eine solche war zur Stelle, so daß sich all die Mühen und Kosten der Anfertigung und des Trans-

ports jener zusammenlegbaren Leiter, wenn sie nicht bereits in Eriwan zurückgelassen worden wäre (S. 172), unmittelbar als überflüssig erwiesen hätten. Daß es sich um eine Grabanlage handelt, zeigen deutlich drei rechteckige Vertiefungen im Boden der Felsenkammer, die offenbar für den Körper eines Erwachsenen und zweier Kinder bestimmt sind. So ist die sonst oft äußerst schwierige Frage „Felsengrab oder Felsenwohnung?" hier ohne weiteres gelöst. Wo aber ist die uns von Pastor Faber angekündigte vierzigzeilige Keilinschrift? An der Grabanlage fehlt jede Spur einer solchen, und bei der geringen Ausdehnung des Felsenrückens überzeugen wir uns bald, daß sie überhaupt nicht vorhanden ist — eine bittere Enttäuschung, für die die Ausmessung des Felsenbaues keine volle Entschädigung bieten kann.



Fachrîqâh (Querschnitt und Grundriß).

Die Anlage zerfällt in drei Teile. Ein einheitlicher Vorraum ist rechteckig in den Felsen geschnitten; erst seine Rückwand zeigt jene dreifache Gliederung. Von ihr ist nur weniges rechts und links stehen geblieben und zum Teil zu je einem Pilaster verarbeitet, während in der Mitte zwei an die dorische Ordnung erinnernde Säulen, aus dem Felsen herausgearbeitet, stehen geblieben sind. Eine Stufe, auf der die Säulenbasen aufgesetzt sind, trennt diesen Vorraum von dem ersten Innenraum.

In gleicher Weise ist aber wiederum dieser vordere von einem weiter zurückliegenden zweiten Innenraum durch eine, in der Mitte zwei Säulen, an den Wänden je einen Pilaster tragende Stufe getrennt. Im Boden dieses zweiten Innenraumes befinden sich die Gruböffnungen. Die Breite des Vorraumes und damit der gesamten Anlage beläuft sich auf

7,35 m; ungefähr ebensoviel wird ihre größte Tiefe betragen. Die Gesamthöhe beträgt etwa 2,80 m.

Die Einzelheiten der Anlage dieses Felsentempels veranschaulicht der beigegebene, Querschnitt und Grundriß umfassende Plan, den Herr Dr. E. Herzfeld auf Grund meiner Messungen und Notizen entworfen hat.

An den Wänden der Felsenkammer finden sich — nur bei Beleuchtung überhaupt noch erkennbar — „Graffiti" in arabischer und in hebräischer Schrift, wohl von Besuchern herrührend, die sich hier verewigt haben. Eine im ersten Innenraum an einer Seitenwand befindliche Einkratzung in hebräischen Buchstaben ist besonders ausführlich geraten; einer der Kurden macht mich speziell auf sie aufmerksam. So wird sich die Legende von der vierzigzeiligen Keilinschrift erklären, die Pastor Faber weitergegeben hatte.

Während der langwierigen Arbeit des genauen Ausmessens aller Räume und „Bauteile" gewährte ein gelegentlicher Blick ins Weite eine erfreuliche Ablenkung. Geradeaus im Süden erblickt man durch das Felsentor in einiger Ferne bergige Erhebungen, an denen man einen Pfad, die Straße von Sautschbulaq, sich hinaufziehen sieht.

Rechts im Westen sanft wellige, wenig charakteristische, links etwas ausgesprochener schärfer gezackte Berge. Zu Füßen liegt, dergestalt allseitig von Bergen eingerahmt, eine fruchtbare, durch ausgepflügte Grenzen in Äcker geteilte Ebene, etwa $5^1/_2$ km lang und ebenso breit — fürwahr eine schön und würdig ausgewählte Ruhestätte.

Für wen aber ward dieser Felsentempel angelegt? Die Gräber sind ausgeleert, selbst die Deckplatten, für deren Befestigung durch eine 10 cm breite, dem Rand des Grabes allseitig parallele Vertiefung Sorge getragen war, sind verschwunden.

Der Gedanke an chaldische Herkunft mußte bald genug aufgegeben werden. In ganz Armenien ist mir unter den zahlreichen chaldischen Felsenbauten nicht eine bekannt geworden, die der von Fachrîqâh auch nur im entferntesten gleiche.

Weiter im Westen Kleinasiens aber, besonders in Paphlagonien, haben deutsche Forscher, Georg Hirschfeld und besonders, erst nach unserer Rückkehr, R. Leonhard, Felsengräber in bedeutender Anzahl aufgefunden, die alle wesentlichen Merkmale der Anlage von Fachrîqâh zeigen: die Anbringung inmitten einer möglichst unzugänglichen Felsenhöhe, die Felsensäulen, die, bald einzeln, bald gepaart auftretend, den Eingang zur eigentlichen Grabkammer in zwei oder drei Abschnitte teilen, und vor allem den Vorraum, durch dessen Bedachung und dessen Seiten-



Vor Sautschbulaq.

wände das von den Säulen getragene Dach und die Wände des eigentlichen Baues über drei Frontalsäulen hinaus nach vorn verlängert werden. Dieser Vorraum bildet das entscheidende Merkmal des templum in antis — einer auf griechischem Boden wohlbekannten besonderen Form des Tempelbaues, wie denn auch die dorisierende Form der Säule an Griechisches gemahnt.

Nach den Beobachtungen der genannten Forscher entsprechen diesen in den Felsen gegrabenen Behausungen der Toten noch heute die in Paphlagonien üblichen Wohnstätten der Lebenden. Diese Beobachtung kann der ebenso lebhaft vertretenen wie angefochtenen Ansicht zur Stütze dienen, daß das templum in antis nebst anderen Elementen des griechischen Tempelbaues kleinasiatischen Ursprungs, nicht etwa umgekehrt erst von den Griechen den Kleinasiaten übermittelt sei.

Von der Erörterung sowohl dieser wie auch der uns näher liegenden Frage, wie das Erscheinen dieser spezifischen kleinasiatischen Anlage hier im Osten zu erklären ist, sehen wir vorerst ab. Das Nächstliegende wäre, sie mit der Einwanderung der Armenier aus dem Westen her in Verbindung zu bringen, die, nach anderen Anzeichen zu schließen, bei ihrem Eindringen aus Thrakien und ihrem allmählichen Vorrücken zunächst bis nach Kappadokien (S. 167) in Paphlagonien Station gemacht hätten. Doch sind, wie später darzulegen, noch andere Gesichtspunkte zu berücksichtigen.

Sautschbulaq (Kühlborn), das wir in etwa zwei Stunden erreichten, macht seinem Namen Ehre. Es liegt, von sanft gewellten Bergzügen umgeben, in einem lieblichen Flußtal, das, schon oberhalb der Stadt vielfach zur Ebene erweitert und von Kanälen durchzogen, fruchtbarem Anbau Raum gibt, während das Bett des Flusses — Lägbin ist sein Name — von Büschen und Sträuchern freundlich umsäumt und durch-

zogen ist. Die zahlreichen Büffel sind hier in ihrem Element; zu ganzen Herden stehen und liegen sie im Wasser, aus dem möglichst nur Rücken und Kopf, soweit es für Atmung und Umschau nötig ist, hervorsehen.

Unsere Führung zum Gouverneur übernimmt ein Barbier aus Bagdad, das von diesem südlichsten Punkte unserer Urmia-See-Umreitung in 14 Tagen zu erreichen ist. Auf dem Wege vom Süden des Zweistromlandes zum Urmia-See, den schon die altbabylonischen Herrscher gefunden haben, wird die Stätte von Sautschbulaq wohl von jeher eine wichtige Station gebildet haben.

Unser Bild beruht auf photographischen Aufnahmen unseres Landsmannes Oskar Mann, der sich nachmals (1903) längere Zeit in Sautschbulaq zum Zwecke kurdischer Forschungen aufhielt und hier als deren schönste Frucht ein ganzes Epos aus dem Munde eines kurdischen Barden aufzeichnete.

An Stelle des unpäßlichen Gouverneurs empfängt uns sein Adlatus, der Karguzâr, der Agent Diplomatique, d. h. dasjenige Mitglied der Provinzialregierung, das die auswärtigen Angelegenheiten verwaltet, die in den Grenzbezirken wirklich oft genug eine besondere Kraft erfordern mögen.

Unsere Aufnahme ließ anfänglich und andauernd zu wünschen übrig. Wir hätten weit besser getan, der Einladung unseres Reisebekannten, des Herrn Chorojanths, eingedenk zu bleiben, der ernstlich gekränkt schien, daß wir nicht in seinem Hause abgestiegen waren. Für den Fall, daß wir nach Teheran kommen sollten, stellte er uns seine dortige Wohnung zur Verfügung.

Herrn Chorojanths, der auch in Täbriz Besitzungen hatte, kam anscheinend eine Bedeutung und ein Einfluß zu, den er nicht bloß seinem Reichtum zu danken hatte, sondern der sich auch auf das politische Gebiet erstreckte, wenn mir auch die Rolle, die er hier spielte, nicht klar geworden ist, vielleicht, weil ihr überhaupt keine Klarheit innewohnte. Allgemeiner Beliebtheit erfreute er sich jedenfalls nicht. Das zeigte ein von einem Schwerthieb herrührender Spalt in seinem Schädel von einer Größe, wie ich sie bei einem lebenden Menschen für undenkbar gehalten hätte, wenn ich sie nicht gesehen und auf seinen Wunsch mit eigener Hand abgetastet hätte: Auf einer Strecke von reichlicher Fingerlänge und ca. $2^1/_2$ Finger in der Breite fehlte der Knochen vollständig, und nur eine dünne Haut überbrückte die Lücke, deren Ränder deutlich zu fühlen waren. Nun erklärte sich mir auch die schon in Ändirkasch beobachtete Sprachstörung: der Hieb hatte eine — übrigens merkwürdige — Lähmung herbei-

geführt. Nach dem letzten großen Kurdenaufstand in den achtziger Jahren, über den wir namentlich in Urmia vieles vernahmen, hatte Chorojanths eine freimütige Broschüre geschrieben, in der er auf die Fehler der persischen Regierung hinwies. Sie hatte nach seiner Darstellung den Beifall des Schahes gefunden, nicht aber derer, die an der Erhaltung des alten Schlendrians ein Interesse hatten, und so war er eines Nachts im Schlafe überfallen worden, aber unverhofft am Leben geblieben.

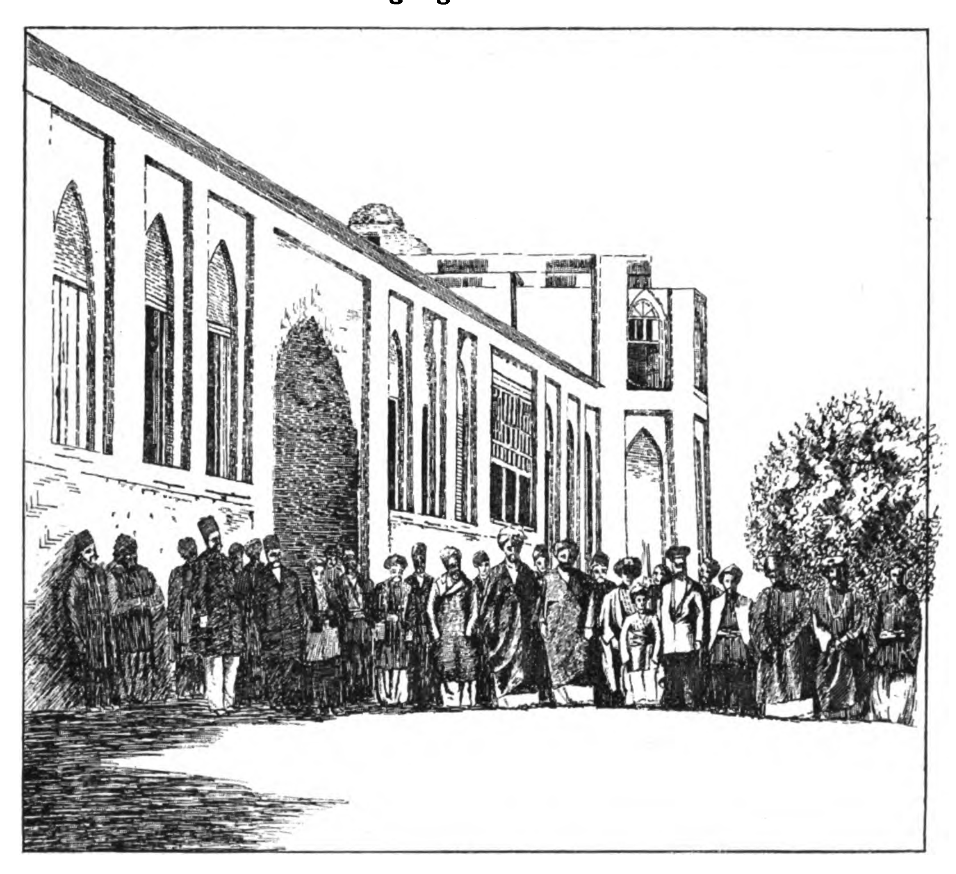
Sein Wort genügte, um die Diener des Gouverneurs gefügiger und unseren Aufenthalt dadurch behaglicher zu gestalten. Offenbar fürchtete man ihn; möglich, daß ihm, dem türkischen Untertan, wie ich hörte, und wie er wohl auch selbst andeutete, eine Art geheimer — aber den Beteiligten nicht verborgener — Berichterstattung und Beaufsichtigung über die Lokalbehörden seitens der Zentralregierung übertragen war.

Sautschbulaq war für uns lediglich Durchgangs- und Vorbereitungsstation für unseren Besuch des einen oder der verschiedenen Denkmäler, die unter dem Namen Kel-i-schîn „blaue Stele" in den persisch-türkischen Grenzgebieten aufgestellt sind oder sein sollten.

Kein Wunder, daß man Oskar·Mann später von zwei Deutschen erzählte, die fortwährend nichts anderes als „Kelischin! Kelischin!" gesprochen hätten. — Hatte doch die unablässige Eindringlichkeit unserer Fragen und Kreuzverhöre über den Standort der verschiedenen uns genannten Monumente und die zu ihnen führenden Wege unseren Bagdader Barbier zu dem verzweifelten Ausruf veranlaßt: „Diese Franken! Sie wollen die Wege wissen und deren sind so viele!"

Für unsere Information und Förderung waren wir in erster Linie mehr noch als auf die Regierungsbeamten und Herrn Chorojanths, auf Gadir-Agha und seine, zur großen Gruppe der Mukri gehörigen, Deïbokri-Kurden angewiesen. Ihn lernten wir kennen, wie er uns geschildert war, als einen hochragenden, von seinen 95 Jahren nicht gebeugten Führer, der fürstliche Würde mit gewinnendem Wesen, kriegerische Haltung mit weiser Zurückhaltung verband und so ein mäßigendes Vorbild für seine Mannen nicht nur, sondern ein Segen für das von ihnen bewohnte und ihnen benachbarte Gebiet war. Denn im persischen wie im türkischen Kurdistan — das Wort im weiteren Begriffe genommen — liegt, wie ich allmählich erkennen lernte, die Regierung in Wahrheit in den Händen der Kurden, neben denen die Regierungsbeamten lediglich ein schattenhaftes Dasein führen. Kommt noch, wie in Persien häufig, hinzu, daß die Provinzialverwaltung durch Ämterkauf in gänzlich ungeeignete Hände gerät, so steht das Wohl und Wehe des gesamten Bezirks durchaus in kurdischem Belieben. Der

damalige Gouverneur von Sautschbulaq hatte sein Amt um 6000 Toman vom Kronprinzen, dem nachmaligen, im Juli 1909 abgesetzten Muhammed Ali Schah gekauft. Als er eingesetzt wurde, hatte Gadir-Agha Einspruch erhoben; er habe vorher einen zu niedrigen Posten bekleidet und sei zu dieser Stelle ungeeignet. Daraufhin war der Emîr-i-Nizâm



Gadir-Agha mit seiner Umgebung vor dem Regierungsgebäude in Sautschbulaq.

erschienen und hatte ihn abgesetzt, wobei staatsmännische Einsicht und landsmännische Freundwilligkeit in gleicher Weise beteiligt sein mochten. Der damalige Kronprinz aber hatte erwirkt, daß die Maßregel rückgängig gemacht wurde. Eine lange Amtsdauer sagte man ihm nicht voraus, und nach unseren eigenen Erfahrungen zu urteilen, wird schwerlich irgend jemand seine Entfernung beklagt haben.

Nur einmal bekam ich den Gouverneur, Hadji Semed Chân Sajjid el Mulk — so trug er seinen Namen in schönen arabischen Schrift-

zügen in mein Notizbuch ein — zu Gesicht. Da er ernstlich fieberkrank war, ließ er uns zu sich bitten. Bei ihm trafen wir außer einem kurdischen Weißbarte noch einen Schech, eine äußerst gewichtige und wuchtige Persönlichkeit in prächtiger Kleidung: das dunkelolivfarbene Untergewand läßt, vorn offen, das blaue, gelbschwarz gestreifte Hemd frei; das hellbraune Obergewand ist mit goldenen Dreiecken durchwirkt. Den Kopf bedeckt ein dunkelgrüner, heller gestreifter Turban; zu dem kurzgeschnittenen rotgefärbten Backenbart, der das volle Gesicht umrahmt, steht der schwarze Schnurrbart in kräftigem Gegensatz. Dieser Schech, den ein höchst absonderlich gekleideter und ausgerüsteter Derwisch begleitete, war das geistliche Haupt, gleichsam der Bischof des von Gadir Agha beherrschten Kurdenstammes. Doch war es — nach Aufklärungen, die mir in Urmia wurden (Kap. IX) — um seine islamische Rechtgläubigkeit nicht allzu gut bestellt.

Unserer Besuche bei Gadir Agha und bei dem Schech gedenke ich als besonders eindrucksvoller Momente unseres Aufenthaltes. Bei Gadir Agha war großer Empfang. Tee wurde gereicht; die anfänglich bei aller entgegenkommenden Gastlichkeit herrschende Gemessenheit wich, als ich mit einem der Anwesenden ein wenig Arabisch zu sprechen und zu schreiben begann. Bei dem Schech kamen Früchte zum Tee hinzu. Einer der Eintretenden küßte dem Schech die Hand. Fast alle Kurden hielten die bei den Mohammedanern den gleichen Zwecken wie bei uns dienenden Rosenkränze in den Händen. Schech Baba erkundigte sich auffallenderweise lebhaft nach „Pistor Faber". Zuletzt stellten sich vier Derwische vor. Einer von ihnen hatte ein Kindchen im zartesten Alter bei sich, ein anderer sah wie ein Mädchen aus.

Unser Wohnraum im Gouvernementspalaste wurde allmählich zur Poliklinik. Fortwährend erscheinen fieberkranke Kurden, Tataren, Perser, denen wir Chinin reichen, wobei es manche urkomische Grimasse zu sehen gab.

Als „Ärzte" erhielten wir auch den Besuch eines Kollegen: Äli Hakim trägt eine Uhr, die inmitten des Zifferblattes das photographische Bildnis des Zaren Alexander III. zeigt, während im Deckel in russischer Sprache eine Widmung eingegraben ist: „Dem N. N. (ich verschweige den georgischen Namen) von 22 Offizieren des ...ten kaukasischen Schützenbataillons für Auszeichnung im Dienste." Auch ein Bild von der Kulturgrenze, diese als Prämie wohl beim Abschied aus dem Dienste verliehene Uhr, die — ob von ihrem rechtmäßigen Besitzer? — in Tiflis

auf den Markt gebracht, schließlich für 15 Rubel in den Besitz eines tatarischen Arztes gelangt war!

Bei unseren Erkundigungen nach der oder den Kel-i-schîn-Stelen erfuhren wir auch von einem anderen Schriftstein, den man uns als „Weißen Pfeiler (Kel-i-Sipan)“ nannte, der, bequem erreichbar, wenige Stunden von Sautschbulaq, in der Nähe eines Dorfes am Wege aufgestellt sein sollte. Was den „Blauen Pfeiler“ anlangt, so steht dasjenige Monument, dem in erster Linie der Name Kel-i-schîn zukommt, auf der Höhe des Passes, welcher von der persischen, in der Provinz Urmia belegenen Ortschaft Uschnû nach dem türkischen Orte Rovandûz führt und an dieser Stelle die Grenze zwischen Persisch- und Türkisch-Kurdistan bildet. Sie hat ihrem Standort den Namen gegeben: die betreffende Höhe und der Paß werden ebenfalls als Kel-i-schîn bezeichnet.

Seit langem bekannt war, daß sie auf ihrer nach Osten gekehrten Seite eine chaldische Inschrift trug. Ihr letzter Besucher, der französische Forscher de Morgan, der die auf ihrer Westseite stehende assyrische Inschrift entdeckte und abklatschte, hatte aber gleichzeitig von einer anderen Stele und Stätte gleichen Namens Kunde gegeben. Zwischen den Distrikten Bane und Sautschbulaq liege ein anderer Berg, der ebenfalls den Namen Kel-i-schîn führe. „Er liegt in den Kal-i-kan-Bergen und trug vormals gleichfalls eine blaue Stele, aber dieses Monument ist zerstört, und heute deutet nur der Name an, daß einst ein Eroberer mit einem Heere von Westen her den Paß überschritten hat.“

Einem dritten Monument, das auf türkischem Gebiet zwischen der erstgenannten Paßhöhe und Rovanduz, unweit des Dorfes Sidikân, seinen Standort hat, wurde bis zu unserer Reise ebenfalls, — wie wir sehen werden, mit Unrecht — der Name Kel-i-schîn gegeben.

Die drei Monumente und ihre Inschriften wurden schon in der von Scheil besorgten Veröffentlichung der de Morganschen Abklatsche hoffnungslos verwirrt und verwechselt (S. 246).

Mit Hilfe der russischen Generalstabskarte hatte ich seinerzeit festgestellt, daß jener zweite Kel-i-schîn-Paß, über das von Sautschbulaq in südöstlicher Richtung verlaufende Gebirge führt, das den Namen Kurd-dagh (Kurdengebirge) trägt. Wie schon de Morgan betont hatte, stellt dieser Paß die Verbindung zwischen Azärbaidjân und Babylonien — Route Sautschbulaq-Suleimanijjeh-Bagdâd — her. Das hier einstmals aufgestellte Monument war von vornherein als besonders wichtig anzusprechen, mochte es nun der Zeuge babylonischer nach Nordosten

gerichteter Eroberungszüge oder eines etwaigen chaldischen Vorstoßes nach Süden sein.

So lag uns alles daran, selbst zu erkunden, wie es mit jenem zweiten Kel-i-schîn bestellt und ob das Monument, wenn überhaupt je vorhanden, wirklich vollkommen verschwunden sei.

Es traf sich besonders günstig, daß Chidr Agha, Chef des Kurdenstammes der Gaurik, zu dessen Gebiet der Kurd-dagh gehört, mit Gadir Agha in Sautschbulaq anwesend war, wiewohl die Gaurik eigentlich mit den Mukri verfeindet sind. Was wir von ihm und anderen erfuhren, schien den Versuch, nach jenem Passe vorzudringen und nach dem Verbleib jener Stele zu forschen, zu lohnen. Freilich die Gaurik hatten bis vor wenigen Tagen in offenem Aufruhr gegen Regierung und Gouverneur gestanden und etwa zwanzig seiner Leute getötet. Und auch sonst wurde uns die Bereisung dieses Gebietes als äußerst gefahrvoll bezeichnet. Mein Reisegefährte wollte sich darüber hinwegsetzen und den Versuch unternehmen, während ich mich direkt zum Kel-i-sipan und dann nach Uschnu und zum eigentlichen Kel-i-schîn begeben sollte. Aber man erklärte, uns im Interesse unserer Sicherheit jede Eskorte ins Kurd-dagh-Gebiet verweigern zu müssen.

Obgleich somit der Grund zu der mir unsympathischen Teilung unseres kleinen Häufleins wegfiel, bestand mein Reisegefährte nunmehr darauf, in schnellerem Tempo allein mit Färädj nach Uschnu und zum Kel-i-schîn vorauszueilen. Diese von ihm bevorzugten Trennungen auf gefahrvollem Gebiet sollten sich wie dieses Mal so fast regelmäßig als verhängnisvolle Fehler erweisen.

Am Dienstag, den 6. September, setzten wir uns so in zwei getrennten Trupps in Bewegung. Mir blieb die Aufgabe, die Lasttiere in Marsch zu bringen und für diese und unsere zweite Abteilung die nötigen Begleiter vom Gouverneur zu erlangen. Diesem kam es sehr gelegen, daß Färädj, der als Azärbaidjan-Tatare mit persischen Bräuchen und Schlichen wohl vertraut war, mit dem Vortrupp abritt. So ließ der Gouverneur Abrahamoff kommen, der mir in höchster Begeisterung berichtete, wie gütig sich der Gouverneur erzeigt hätte, und welche unabsehbare Menge von Tschaparen uns auf Wunsch zur Verfügung stände. Zunächst erhielten wir mit Mühe und Not deren zwei, und so brachen unser Volontär und ich gemeinsam mit den Lasttieren auf. Wir folgen dann in freundlicher Gebirgsgegend zunächst dem schöngewundenen Lägbîn-Fluß, dessen Wasser zurzeit nur eine schmale Rinne des Bettes ausfüllt.

Im großen Kurdendorfe Deïbokri, dem eigentlichen Sitze von Gadir-Aghas Stamm, kommt es zu lebhaften Verhandlungen. Unsere beiden

Tschaparen haben, wie ich zu meinem Befremden vernehme, Order, hier umzukehren; etliche Kurden sollen uns statt dessen bis zu einem weiteren Dorfe begleiten, dessen Bewohnern unser ferneres Geleit obliegen wird, d. h. in Wahrheit, wir sind mitten in Kurdistan ohne jede offizielle Begleitung! Dem groben Fehler, die uns vom Emîr-i-Nizâm für die Dauer beigegebenen Berittenen in Binab zu entlassen (S. 218), war so, dank der ‚Fürsorge' des Gouverneurs und Abrahamoffs Leichtsinn, ein gröberer gefolgt: beide zu bereuen gab es alsbald reichlichen Anlaß.

Nach der üblichen zeitraubenden Verhandlung erscheint endlich ein Begleiter für uns. Mit ihm reiten wir zu den schwarzen kurdischen Zelten, die uns mit der Zeit vertraut werden sollten. Hier schlossen sich uns zwei weitere Berittene an. Es geht bergauf: unter blauem Himmel eine wilde Berglandschaft, die Luft von würzigem Salbeigeruch durchzogen. Kurdische Hütten in der Tiefe und an den Berghängen; mit den Bewohnern tauschen unsere Begleiter Zurufe aus. An einer Halde eine Unzahl große hellblaue Kugeldisteln mit noch größeren grünen Früchten.

Ein hoher felsiger, gelbgefärbter isolierter Bergkegel wird mir als Schah Kalakukā bezeichnet, offenbar verderbt aus Hulagu-Chans Namen, der einst, dem Berge gleich, die Gegend beherrschte. Auf zum Teil recht schlechten Wegen an Berghängen im Dunkeln — die Sonne war für uns gegen $^1/_2$6 Uhr hinter den Bergen verschwunden — langten wir um 8 Uhr im Dorfe Lägbîn an, wo uns eine ungewohnt schlechte Aufnahme zuteil wird. Unsere kurdischen Begleiter haben uns vor dem Dorfe verlassen; warum, ward mir erst später klar. Man führt uns ohne weiteres in den Raum, in dem die Lasten abgeladen sind. Ich verlange, zum Agha geführt zu werden. Der sitzt, seinen Abendschmaus beendend, auf freiem Altane, von seinen Genossen umgeben, und gibt kaum ein schwaches Begrüßungszeichen. Ich verzichte daher auf jede weitere Berührung mit ihm. Als aber die Gerste für unsere Pferde verweigert wird und weder beim Agha noch im Dorfe aufzubringen ist, lasse ich unter sehr energischer Aufforderung ihm den Brief des Emîr-i-Nizâm überreichen, der alsbald die erforderliche Wandlung vollzieht. Im Schimmer des Mondlichts, das die Berglandschaft silbern durchflutete, legten wir uns nieder, aber wie in so mancher folgenden Nacht unter kurdischem Dache war vor Ungeziefer kaum an Schlaf zu denken.

Diesem Vorspiel folgte einer der bewegtesten, an Zwischenfällen und Aufregungen reichsten Tage der ganzen Reise.

Beim Aufbruch am Mittwoch Morgen (7. September) sahen wir, daß wiederum, wie in Ändirkasch, der Wohnsitz des Aghas als Burg durch Mauern und Türme von dem übrigen Dorfe abgegrenzt war.

Froh, die ungastliche Stätte, deren Bewohnern wir die Aufnahme, außer wie stets in Gelde, auch durch Darreichung von Chinin entgolten hatten, ritten wir in der Morgenfrische in dem schönen Hochtal, dem Kel-i-sipan zu. Um $^1/_2$ 10 Uhr erspähen wir mitten auf einer Wiese ein stelenartig aufgerichtetes, unregelmäßig behauenes, ungefähr mannshohes, weiß leuchtendes Felsstück. Offenbar ist es der „weiße Pfeiler", aber ebenso klar ist, daß das keine zur Aufnahme einer Keilschrift hergerichtete Stele sein kann. Die Besichtigung aus der Nähe kann das nur bestätigen.

In dem Dorfe Kel-i-sipan angekommen, fragen wir nochmals nach dem Jazylydasch, dem Schrift-Stein; einhellig und unbedenklich weist man in die Richtung dieses nie von einer Inschrift berührten weißen Felsstückes.

Unsere Begleiter, Kurden aus Lägbîn, hatten sich davongemacht, ehe wir das Dorf betraten; das wiederholte sich von nun an mit einiger Regelmäßigkeit. Bei den fortwährenden Fehden der Kurden untereinander gilt das Betreten eines Nachbardorfes als lebensgefährlich.

Nun aber weigern sich die Kurden in Kel-i-sipan, uns Geleitmänner mitzugeben. Und noch ehe ich das recht aufgefaßt habe, sehe ich zu meinem Entsetzen Abrahamoff den Wortführer der Kurden am Halse würgen und mit Peitschenhieben regalieren. Sofort griffen die jungen Kurden zum Chändjar, und es wäre sicher zum Blutvergießen gekommen, wenn ich nicht Abrahamoff in die Hände gefallen wäre und den Rasenden allmählich zur Vernunft gebracht hätte. So wurde für den Augenblick Schlimmes verhütet, aber die Lage blieb kritisch. Durch die Bitte um Tee erreichte ich, was mir zunächst die Hauptsache schien, daß wir des Gastrechts und seines Schutzes teilhaftig wurden. Abrahamoff aber weigerte sich unverständigerweise, einen Tropfen zu nehmen, und ich hatte noch nachmals große Mühe, ihm klarzumachen, daß zwischen Kurden und Kurden ein Unterschied besteht, daß er die wilden und unabhängigen Bewohner des eigentlichen und ursprünglichen Kurdistan nicht mit den mehr oder weniger sei es zivilisierten, sei es degenerierten, Kurden, denen er in Transkaukasien begegnet sein mochte, auf eine Stufe stellen dürfe. Als dann beim Tee der eine und der andere über gistirman, „Fieber" klagte, eröffnete ich auch hier eine ärztliche Praxis. Die Kunde davon verbreitete sich in Schnelle, von allen Seiten kamen

sie heran, des Chinins wurde noch weniger als sonst gespart, und so war im Laufe einer Stunde der Frieden hergestellt.

Zur Weiterreise wird uns ein Begleiter beigegeben. Die im Flüstertone und mit Seitenblicken auf Abrahamoff ihm gegebenen Instruktionen schienen mir besagen zu sollen: „Den beiden Reisenden soll kein Haar gekrümmt werden, dafür bist du verantwortlich; aber den Diener, den Armenier, den brauchst du, wenn's darauf ankommt, nicht zu schützen.“ So ritten wir, zunächst mit wenig Behagen, in weiter Ebene querfeldein, meist in der durch die Lage von Ushnu gegebenen Richtung Nordnordwest. In der Ferne wird nach einer halben Stunde das Dorf Pasuä sichtbar und dahinter, in der Bergmitte, eine deutliche Einsattlung, der Kelischin-Paß. In Pasuä angekommen, atmeten wir auf; wir waren dem Bereich unserer Freunde von Kel-i-sipan entronnen.

Mehemed Agha, Chef des Stammes der Mâmîsch und Herr von Pasuä, ist abwesend. Sein Sohn, Hamz Agha, liest den Brief des Emîr-i-Nizâm und ist bereit, unser weiteres Geleit zu besorgen. Während die Reiter sich fertig machen, wird mir ein Trunk Joghurt geboten — dicke Milch, oft von Büffeln.

In der ganzen seit Sautschbulaq durchrittenen Gegend war mir die hier an den italienischen Typus erinnernde Schönheit der Kurden — Männer und Frauen, letztere vielfach unverhüllt — aufgefallen. Hamz Agha übertrifft sie alle an Schönheit, Feinheit und Offenheit der Züge. Auch ist er ungewöhnlich reich und geschmackvoll gekleidet. Er gestattet mir, wohl angenehm berührt durch meine unverhohlene Freude an seiner Erscheinung, alle Teile seiner Gewandung genau in Augenschein zu nehmen. Ja, er unterstützt selbst meine Sprachstudien auf das bereitwilligste; ich zeige auf ein Stück seines Anzuges oder berühre es im Notfall, was ihm ganz recht zu sein scheint, und er nennt mir geduldig jedesmal die kurdische, die persische und die turko-tatarische Bezeichnung.

Er trug ein weißseidenes Oberkleid, durchzogen von gelben, schwarzgemusterten und goldgeränderten Streifen, unter diesem ein Untergewand aus dunkelem bunten Stoff, das mit seinen je drei übereinander fallenden Ärmeln an die vielfältigen Westen des Oberhof-Bauern gemahnte, unter diesem das in die üblichen langen „Suppenärmel“ auslaufende Hemd. Sie waren jedoch nicht von der längsten Art, bei der die Enden der Ärmel, damit sie nicht, wie ich das auch hin und wieder gesehen habe, auf dem Boden hinschleppen, um den Hals geschlungen und im Nacken zusammengeknotet werden. Eine weiße Pluderhose reicht bis auf die von weißen Socken und schwarzen

Schuhen bedeckten Füße. Das breite Gürteltuch besteht aus weißem, mit Rosen geblümtem Kattun. Die eigentliche Kopfbedeckung bildet eine rotsamtene Mütze mit schwarzer Troddel. Sie ist üblichermaßen fast völlig bedeckt von dem herumgewundenen Stoffe, einem schwarz-weiß und einem mit diesem verschlungenen grün-schwarz-orangefarbenem Tuche.

Hamz Aghas jüngerer Bruder war ähnlich, wenn auch minder prächtig, gekleidet: er trug ein rotseidenes, von zierlichen gelben Doppelstreifen unterbrochenes Gewand und einen grünen, schwarzgeblümten Gürtel.

Nach nahezu zweistündigem Aufenthalt ging es auf ebcnen Pfaden in die seereiche, von Schildkröten belebte Gegend, die den seltenen Genuß eines kühlen Trunks aus hygienisch einwandfreier Felsenquelle gewährt, weiter nach Sarukani, wo sich Baïz Agha, anfänglich stolz abweisend, nachdem er den Brief des Emîr-i-Nizâm gelesen, wie umgewandelt zeigt: sein energisches, durch die Schwärze der Brauen und des Schnurrbartes besonders ausdrucksvolles Gesicht, hellt sich auf, und er giebt sich von der liebenswürdigsten Seite.

Entschlossen, die Wiedervereinigung der Expedition in dieser gefährlichen Gegend unter allen Umständen herbeizuführen, suchten wir Uschnu noch am selben Abend zu erreichen und deshalb die für den Wechsel der Geleitsmänner und das Flottmachen der — hier von uns eingeholten — Lasttiere nötige Zeit möglichst zu verkürzen.

Baïz Agha trug ein graues, schwarzgestreiftes seidenes Obergewand, der Gürtel war aus gelbem, buntgeblümtem Kattun. Während ich mit ihm auf dem Altan vor seinem Hause sitze, entsteht eine Bewegung, eine große Menschenmenge kommt heran, scheinbar freudig erregt: bald aber werden deutliche Klagetöne vernehmbar über einer ganz dicht an unserem Altan belegenen Erdhütte, in die sie von oben hineinblicken. Der Agha sagt: „ein Toter". Eine weinende Stimme erhebt sich, von den übrigen deutlich unterschieden. Es ist die Frau, die um ihren Mann klagt. Baïz Agha zeigt auf den Erdboden und dann auf seinen Kopf: sie bestreut ihr Haupt mit Staub. —

Fort! fort! Auf herrlicher bergumschlossener Wiese tummeln unsere kurdischen Begleiter ihre Pferde: ein aufregendes Schauspiel! sein Höhepunkt, ein Salto mortale von Mann und Roß, die sich buchstäblich überschlagen und gemeinsam wieder auf die Beine und in den Sattel kommen!

Als die Sonne über einem dem Kelischin-Passe benachbarten Berge verschwinden will, biegen wir aus dem Wiesenrund rechts aus, ohne die vor uns belegene Ortschaft, die wir bisher als unser Ziel

betrachteten, zu berühren, und langen bei sinkender Dämmerung um 7 Uhr in der Ortschaft Sufiân an, wo wir die Honoratioren gerade beim Abendgebet antreffen. Mollah Rasûl-i-Djemalâ, der uns empfängt, liest den Brief des Emîr-i-Nizâm. Er tut zunächst sein möglichstes, uns zu bewegen, in Sufiân zu übernachten, was freilich das einzig Richtige gewesen wäre. Als wir aber auf unserem Entschlusse beharren, noch bis Ushnu weiter zu reiten, um morgen mit dem frühesten unseren Vortrupp einzuholen, nimmt er die Sache in die Hand und bestimmt den offenbar ganz unter seinem Einfluß stehenden Qagal-Agha, einen dicken Menschen von wenig einnehmendem Wesen, uns zu Willen zu sein.

Vier Kurden sind außergewöhnlich schnell bereit, und es folgt ein ebenso romantischer wie unheimlicher, nächtlicher Ritt. Die Berge düster, da der Mond, im Übergang zum letzten Viertel, noch nicht aufgegangen, die Kurden, das geladene Gewehr vor sich auf dem Sattel oder auf die Knie gestützt, jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig; an jeder Wendung des Weges, vor jeder Bergenge wird haltgemacht und erst nach schweigender Umschau und scharfäugigem Ausblick geht es weiter.

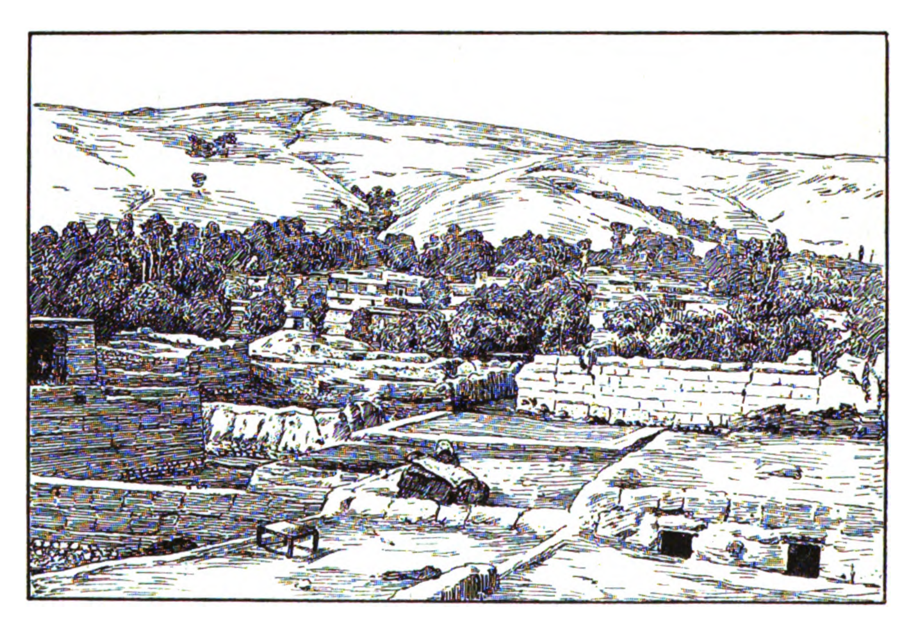
Sehr froh sind wir, als wir endlich um 10 Uhr, nach unserer Meinung, in der uns die Kurden aus Sufiân vorderhand belassen, in Ushnu ankommen. Doch war es nur die letzte Station vor Ushnu, Naloss, wo Pirot-Agha, der Bruder des Hamz-Agha und des Abbas-Agha in Pasuä uns mit ausgesuchter Zuvorkommenheit und einer bei einem Orientalen ganz ungewohnten, an Lustigkeit grenzenden Lebhaftigkeit empfängt. Er wußte von „Mussje Morghan", der bei ihm, in Ushnu, auf dem „Kjelischin", in Täbriz gewesen sei, zu erzählen, und noch heute höre ich sein unablässig mit freudigem Stolze wiederholtes „Doktorr Lehmann, Lothar Belck!" Dorf und Fluß waren von schimmerndem Mondlicht durchflutet, als wir uns am Schlusse dieses an Wechselfällen reichen Tages unter gastlichem Dache zu erquickendem Schlummer niederlegten.

Pirot-Agha erklärte uns am nächsten Morgen (8. September), daß seine Leute uns nur bis dicht vor Uschnu begleiten könnten. Die Gegend um den Kel-i-schîn sei von einem eigentlich auf türkisches Gebiet gehörigen Kurdenstamm besetzt, und auch Uschnu selbst hätten er und sein Stamm seit zwei Jahren nicht betreten.

In der Tat gehören die Kurden auf der persischen und auf der türkischen Seite des Kel-i-schîn-Passes — wie wir im weiteren Verlauf der Reise selbst feststellen konnten — einem und demselben Stamme, dem der

Zerza, an. Die Zerza aber bilden einen Teil der Revendî, deren Dialekt, nach Oskar Manns Ermittlungen, von dem der Mukri (S. 223, 230), in deren Gebiet wir uns bisher bewegten, stark verschieden ist.

Beim Dorfe Hatschinawa, das gleichsam den Vorposten unserer bisherigen Beschützer gegen Uschnu bildet, sah ich auf dem Felde drei Pferde, mehrere Ochsen, einen Esel, etliche Kälber und ein Büffelkalb zum Dreschen zusammengesträngt, die, sich langsam im Kreise bewegend, einen äußerst seltsamen Anblick darboten.



Uschnu.

Sehr genußreich war der Ritt in der Frühe: vor uns Uschnu, unser nächstes Ziel, in einer guten Stunde auf bequemem Wege durch die fruchtbare Ebene erreichbar. Die rötlich-kahlen Berge im Westen und Südwesten liegen großenteils noch im Schatten, so daß nur die Spitzen besonnt sind und sich ihr dunkles Massiv um so wirksamer gegen den tiefblauen Morgenhimmel abhebt.

Kurz vor Uschnu werfen die Kurden von Naloss ihre Pferde herum und jagen davon. Der Untergouverneur von Uschnu, ein freundlicher alter Herr, übergab mir einen Zettel meines Reisegefährten, der, neben allerhand Wünschen für das zum Kelischin mitzubringende Gepäck, die mir aus guten Gründen sehr zweifelhafte Versicherung enthielt, Gefahr sei auf dem Kelischin nicht vorhanden („jokdur"),

weshalb zunächst er mit nur zwei Berittenen den Paß und die Stele besuchen werde.

In Uschnu wurden unsererseits die für die Kelischin-Expedition nötigen Vorräte besorgt und mit Kochapparaten, Decken und wärmeren Kleidungsstücken auf ein Lastpferd verpackt. Alles übrige versprach der Gouverneur, in seine Obhut zu nehmen.

Während wir dem unmittelbar unterhalb des Kelischin-Passes auf persischer Seite belegenen Kurdendorfe Häk zustreben, haben wir Muße, uns die eigenartige Geschichte der Kelischin-Straße, des Kelischin und seiner Erforschung zu vergegenwärtigen.



Achtes Kapitel.

# Der Kelischin einst und jetzt.

**Ältere Nachrichten. — Schulz, Fraser, Rawlinson, Chanykoff, Blau. — De Morgans Besuch. — Nach Uschnu. — Die Mädchenburg. — Zu Gast bei den Zerza-Kurden in Häk. — Der Überfall auf meinen Reisegefährten. — Erster gemeinsamer Besuch von Paß und Stele. — Zweiter Besuch und Zusammentreffen mit den Schmugglern. — Vergeblicher Versuch, zur Stele von Sidikân vorzudringen. — Kampf zwischen Regierung und Schmugglern. — Wieder in Uschnu. — Nächtlicher Überfall auf den Basar. — Nach Urmia.**

Entdeckt wurde die Kelischin-Stele von Schulz, dem wagemutigen Pionier der altarmenischen Forschung (S. 6). Sie war das letzte vorarmenische Monument, das ihm zu schauen vergönnt sein sollte. Was er von der Inschrift kopiert haben mag, befand sich nicht unter den Papieren, die seinem Mörder abgenommen wurden, und seine Tagebücher, soweit sie von jenem zurückerstattet wurden, reichen nur bis Urmia, von wo aus er erst die persisch-türkischen Grenzgebiete, in denen er den Tod fand, aufsuchte.

Wenige Jahre später (1834) hat der englische Reisende J. B. Fraser in seinen „Reisen in Kurdistan“ das Folgende berichtet.

„In Uschnu, sagte man, auf jenem Eingange des Rewandoz-Passes, stehe ein Steinpfeiler mit einer unbekannten Inschrift; aber dahin gehen zu wollen, um ihn zu sehen, würde eine Tollheit sein, und der Kurden-Chan war durchaus abgeneigt, seinen Gast auch nur bis dahin zu geleiten. Kurz zuvor erst sei eine Karawane, die des Weges gezogen, von den Bilbas geplündert worden. Der Chan behauptete, vor einiger Zeit sei ein Mann dahin gezogen, der habe erklärt, die Schrift sei wegen ihrer Zerstörung unlesbar; sie beziehe sich ihrem Inhalte nach nur auf die Grenzbestimmung beider Landschaften. Von einem verborgenen Schatze sei aber darin keine Rede.“ — Karl Ritter, der diese Nachricht in seiner „Erdkunde“ wiedergibt, bemerkt dazu: „Dieser Mann mit der so

vernünftigen, dem allgemeinen Wahn der Orientalen so sehr widersprechenden Aussage kann wohl kein anderer als Professor Schulz gewesen sein, der nach H. Willocks Bericht wirklich über Maragha und Ouschni in Djulamerk eingedrungen sein soll, wo ihn sein beklagenswertes Schicksal erreichte."

Derselbe Fraser weiß auch von den Reisen des Dr. med. Roß, des Arztes des britischen Residenten in Bagdad, zu berichten, daß dieser in Dumslum unweit Rewandoz von einem marmornen Pfeiler der Semiramis gehört habe, der, zwei Tagereisen von Dumslum entfernt, auf einer viereckigen Unterlage ruhe, drei Speere hoch und ganz mit Inschriften bedeckt sei. Aber keinem der Europäer, die in jüngster Zeit den Wunsch hätten laut werden lassen, ihn zu sehen, sei die Erlaubnis dazu erteilt worden. Damit kann entweder die Stele bei Sidikân oder — und zwar wahrscheinlicher — unsere Kelischin-Stele gemeint sein. Schon Ritter gibt der letzteren Vermutung und zugleich der Hoffnung Raum, daß „dieses höchst interessante Denkmal (vielleicht einer uralten Zeit) schon Gegenstand der rastlosen Untersuchungen Rawlinsons, „denen wir mit Sehnsucht entgegensehen", geworden sei.

Diese Hoffnung hatte sich damals schon erfüllt. Denn Rawlinson hatte die Stele 1838 besucht — drei Jahre, nachdem er als Offizier im persischen Heere die großen dreisprachigen Keilinschriften des Darius am Felsen von Behistun entdeckt und zugleich den Weg zu ihrer Entzifferung selbständig gefunden hatte, ohne von Grotefends bereits 1802 erzielter Entzifferung mehr zu kennen als die bloße Tatsache des Gelingens. Rawlinson verdanken wir die erste, 1841 veröffentlichte genauere Nachricht über die Stele. Er war am 24. Oktober 1838 von Uschnu aufgebrochen, um die Inschrift auf der Paßhöhe aufzusuchen, aber, durch die Witterung behindert, konnte er die Besteigung erst zwei Tage später unter mancherlei Beschwerden ausführen.

„Ich fand hier", so berichtet Rawlinson, „auf einer kleinen Erhebung zur Seite des Weges und fast auf der Höhe des Passes den berühmten Kelischin, von dem ich so manches hatte berichten hören, das meine Neugierde reizte. Ich habe bereits der Gefahr gedacht, mit der die Überschreitung des Passes verbunden ist. Sie hat ihren Grund nicht sowohl in der Tiefe des liegenden Schnees, als in den heftigen todbringenden Schneewehen, die während des größeren Teiles der Wintermonate fortwährend über die Berge hinfegen. Diese Schneewehen entstehen so plötzlich und haben eine so furchtbare Gewalt, daß der Reisende, der einmal wirklich von ihnen erfaßt ist, sich nur selten wird retten können. Da aber der Kelischin-Paß die einzige Verbindung zwischen Persien und Revandiz

darstellt, so finden sich zu allen Jahreszeiten Personen, die kühn genug sind, den Übergang zu wagen. Aber kein Winter vergeht, ohne daß der Schnee etliche Opfer fordert. Bei der Häufigkeit dieser Unfälle umwebt den Paß ein geheimnisvoller Schauer, und in dem Aberglauben der Kurden verknüpft sich dieses Gefühl mit dem Kelischin. Er gilt als Talisman, den ein mächtiger Magier geschaffen habe, um ein Schutzmittel gegen Gefahren zu bilden, der aber jetzt, da man ihn nicht richtig in Wirksamkeit zu setzen wisse, nur dazu diene, immer neue Opfer ins Verderben zu locken. Der Kelischin ist ein Pfeiler von dunkelblauem Stein, 6 Fuß hoch, 2 Fuß breit, 1 Fuß dick, oben und an den Kanten abgerundet. Er ist eingelassen in einen aus demselben Gestein massiv gearbeiteten Sockel, der bei 2 Fuß Höhe 5 Fuß im Geviert mißt."

„Auf der nach Osten gewendeten Breitseite des Pfeilers ist eine Keilinschrift von 41 Zeilen eingegraben, von bildnerischen Darstellungen aber findet sich keine Spur. Die Inschrift zu kopieren war leider unmöglich. Beim Wegbrechen der die Oberfläche des Steines bedeckenden Eisschicht erwies sich die obere Hälfte des Textes als unwiederbringlich zerstört, und auch die untere Hälfte hatte sehr gelitten . . .

„Einen Abklatsch, zu dem feuchtes Papier nötig gewesen wäre, konnte man natürlich bei einer Temperatur von —20° auch nicht anfertigen. So begnügte ich mich, einige Zeichen als Schriftproben zu kopieren und die Dimensionen der Stele zu messen, und auch hierbei trieb mein Führer zur Eile. Denn der Wind war allmählich stärker geworden, und nach seiner Versicherung war binnen einer halben Stunde eine der verhängnisvollen Schneewehen zu erwarten. So verweilte ich nur, um einige Visierungen zu machen und in der Richtung nach Rovandiz einen Blick von der Paßhöhe auf die großartige Gebirgsszenerie zu werfen. Chaotisch zusammengehäuft und in unentwirrbaren Verästelungen weithin verlaufend, türmten sich Berge über Berge empor.

„Fünf Stunden von dem Paß, welchen ich erstiegen hatte, befindet sich eine ganz ähnliche Stele auf der Höhe des zweiten Bergzuges, der die Stadt Sidikan und ihr Gebiet überragt. Diese trägt ebenfalls eine lange Keilinschrift, und da sie ungleich besser erhalten sein soll als die, an der ich stand, so wäre es wünschenswert, daß sie untersucht und kopiert würde. Gegenwärtig messe ich diesen beiden interessanten Denkmälern hauptsächlich deshalb einen hohen Wert bei, weil sie einen großen Verkehrsweg zu bestimmen ermöglichen, der in alten Zeiten über diesen Gebirgszug führte. Die nach Osten zu belegene, äußere Schranke des ungeheuren Bergzuges, über den der Kelischin-Paß führt, erweist sich als die höchste Erhebung in der ganzen Bergkette, denn,

von der Stelle, an welcher ich stand, zeigte mir der Führer die Lage von „Sidek", „Rovandiz" und selbst von „Herir", welch letzteres der assyrischen Grenze sehr nahe liegt.

„Nach diesen Beobachtungen wendeten wir unsere Pferde und suchten, so gut wir konnten, unseren Pfad auf dem Wege, den wir beim Aufstieg durch den Schnee gebahnt hatten."

Rawlinson betonte auch bereits, daß sich auch in günstigerer Jahreszeit ein längeres Verweilen an dieser Stätte verbiete: nicht minder als wegen der winterlichen Schneewehen sei sie verrufen wegen der Überfälle der in diesen Grenzgebieten besonders räuberischen und zügellosen Kurden.

Inwieweit die Nachricht, daß einem solchen Überfall der deutsche Gelehrte Dr. Rosch zum Opfer gefallen sei, verbürgt ist, habe ich nicht ergründen können. Er soll an der Stele selbst überfallen sein, gerade als er im Begriffe stand, sie abzuklatschen, und mit „seiner 38 Mann starken Begleitmannschaft" niedergemacht sein.

Den nächsten Versuch, die Inschriften der Stele, trotz aller Gefahren, für die Wissenschaft zu gewinnen, machte der russische Forscher Chanykoff. Im Jahre 1852 gelang es ihm, einen Gipsabguß herzustellen, der auf dem Transport zugrunde ging. Nach Mitteilungen, die der Missionar Mr. J. Perkins in Urmia an Professor Fleischer in Leipzig sandte, sei Chanykoff gelegentlich eines erneuten Aufenthaltes in Nordpersien mit seinen Leuten wiederum zum Kelischin hinaufgestiegen. Der von ihnen gefertigte wohlgelungene Papierabklatsch gelangte auch in Chanykoffs Heim, doch fehlt jede weitere Nachricht über dessen Verbleib.

Im Jahre 1857 hat dann der deutsche Forscher und Diplomat Blau den Kelischin-Paß auf seiner Reise überschritten und von der auf der Ostseite des Steines befindlichen Inschrift einen Gipsabguß genommen, den er an die Deutsche Morgenländische Gesellschaft nach Halle sandte. Auch dieser blieb nicht unversehrt. Beide Platten zerbrachen auf dem Transport, und die Fragmente wurden von unsachverständiger Hand in falscher Reihenfolge zusammengefügt. Da Blau so wenig wie Chanykoff Berichte über seine Reisen veröffentlicht hat, so blieb dieser Abguß lange Jahre unbeachtet. Erst als Sayçe die vannischen Inschriften gemeinsam behandelte, wurde sein Vorhandensein bekannt. Sayce gab die Inschrift nach einem Abklatsch wieder, der von dem falsch zusammengesetzten Blauschen Abguß genommen war. An eine genauere Erkenntnis des Textzusammenhanges war also nicht zu denken. Aber man konnte sich wenigstens eine Vorstellung über Herkunft und Zweck des Monumentes zu bilden beginnen. Es wurde

klar, daß Menuas darauf genannt war, der also das Monument gelegentlich eines Kriegszuges zum Südwesten des Urmia-Sees errichtet haben mußte.

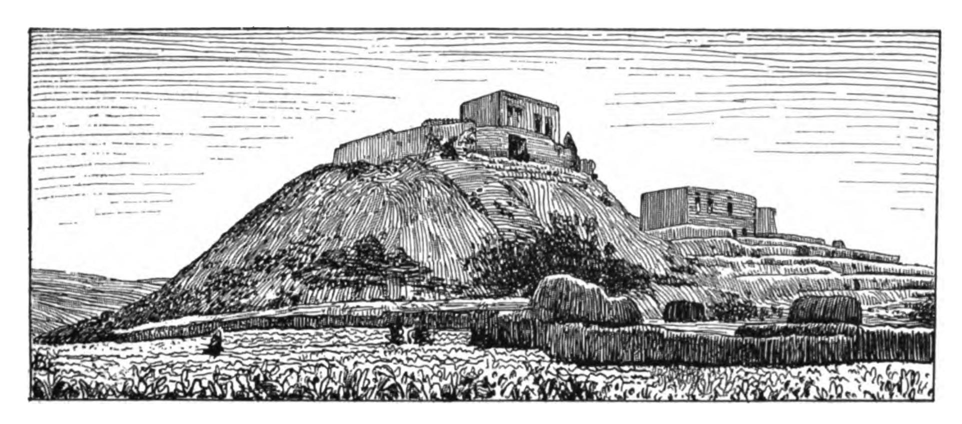
Erst durch de Morgans Besuch im Jahre 1893 ist der eigentliche Sachverhalt klar geworden. Er gewann einen vollständigen Abklatsch der bis dahin allein bekannten chaldischen Inschrift auf der Ostseite der Stele und gab, wie bereits erwähnt (S. 233), als Erster Kunde von einer die Westseite bedeckenden assyrischen Inschrift, die er ebenfalls abklatschte. Sir H. Rawlinson war deren Vorhandensein unbekannt geblieben, was sich aus den Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, zur Genüge erklärt: auf der von der Sonne nie betroffenen Westseite muß die den Stein bedeckende Eisschicht natürlich noch viel fester und dicker gewesen sein als auf der östlichen. Blau mag Rawlinsons Reisebericht gekannt und daher von vornherein nur mit der die eine Seite bedeckenden Inschrift gerechnet haben. Ob etwa Chanykoff beide Inschriften gekannt hat, läßt sich nicht bestimmen.

Auch über de Morgans Forschungsergebnissen waltete der alte Unstern. Die beiden Texte wurden von dem französischen Forscher Pater Scheil veröffentlicht, aber so, als ob sie von der bei Sidikan aufgestellten Stele herrührten. Es bedurfte für mich einer eingehenden Prüfung von de Morgans geographischen und topographischen Angaben, um unter Verwertung der russischen Generalstabskarte gleich nach Erscheinen der Scheilschen Publikation den Irrtum aufzuklären.

Zu demselben Ergebnis führte bestätigend ein von meinem nachmaligen Reisegefährten vorgenommener Vergleich des Blauschen Abklatsches mit dem von Scheil nach de Morgans Abklatsch gebotenen Text der chaldischen Ost-Inschrift.

Nun endlich erfuhr man, daß die Stele auf dem Kelischin-Paß nicht von Menuas allein, sondern von Ispuinis und Menuas zur Zeit ihrer Samtherrschaft errichtet worden war, daß die beiden Inschriften weniger von Kriegszügen als vom Kultus und von rituellen Maßnahmen sprachen, und daß in der assyrischen Inschrift die wohlbekannte Stadt Musâßir eine Rolle spielte, die von der chaldischen Inschrift anscheinend nicht genannt war.

Aber Abklatsche und Abgüsse können selbst bei einer relativ wohlerhaltenen Inschrift das Original niemals ganz ersetzen. Die Kelischin-Stele hat zudem nicht bloß durch die natürliche Verwitterung, sondern außerdem durch die Kugeln der Kurden gelitten. Der Text konnte nicht als gesichert, seine wissenschaftliche Feststellung nicht als vollendet gelten, solange nicht die Inschriften im Original an Ort und



Dorf Singâ mit der „Mädchenburg".

Stelle gelesen oder doch die früheren Veröffentlichungen an der Hand des Originals nachgeprüft waren.

Dieser Aufgabe wollte sich unsere Expedition unterziehen.

Nach Rawlinsons Berichten könnte der Kelischin-Paß nur zweimal im Jahre mit einiger Sicherheit erstiegen werden, in der ersten Hälfte des März, wenn die Kurden die Höhen noch nicht aufgesucht haben, während Schneewehen nicht mehr zu befürchten sind, und in der ersten Hälfte des Oktobers, wenn die Kurden bereits wieder zu Tal gezogen sind, der eigentliche Winter aber noch nicht begonnen hat.

De Morgans Besuch (8. Oktober 1891) war in den einen dieser günstigen Zeitabschnitte gefallen, so daß er in dieser Hinsicht Rawlinson (26. Oktober) gegenüber im Vorteil war. Aber auch für de Morgan war nach seinen Berichten die Aufsuchung der Stele und die Ersteigung des Passes ein Wagnis gewesen, und die Kurden von Häk, freilich nicht „der Agha allein", hatten seine Begleitung übernommen.

All dies war uns wohlbekannt; zudem befanden wir uns in den ersten Septembertagen, und nichts konnte die Kurden der Nachbarschaft, soweit sie nicht ohnehin ihre Sommerzelte auf den Höhen bezogen hatten, an einem gelegentlichen Ausflug zum Kelischin hindern.

Die mir von meinem Reisegefährten schriftlich bekundete Sorglosigkeit (S. 240) erregte mir daher ernste Bedenken. Indessen auch dem Überkühnen hilft ja gelegentlich das Glück. Für die „Sicherheit" der Gegend war es bezeichnend, daß die Hirten, denen wir nach dem Aufbruch von Uschnu hin und wieder begegneten, mit Gewehr und Patronengürtel ausgerüstet waren. Eine kleine Stunde nach dem Abritt von Uschnu erreichten wir das Kurdendorf Singâ, dessen Feste, auf hohem künstlichen Hügel belegen, einen ungewöhnlich stattlichen, burgartigen Eindruck machte. Sie heißt Kizkalah, Mädchenburg, weil sie von einem Mädchen in einer Nacht

erbaut sein soll. Dieser Name und diese Legende finden sich in diesen Gebieten wiederholt und zeigen nur an, daß es sich um ein aus unvordenklicher Zeit stammendes und daher von der Sage umwobenes Bauwerk handelt. In der Tat war es, wie der Vergleich mit vielen anderen ähnlichen Anlagen gleichen Charakters uns lehren sollte, ein „Tell“, d. h. ein Ruinenhügel, dessen Kern die künstlich durch Ziegel erbaute und steil geböschte Plattform einer assyrischen Stadt- oder Festungsanlage bildet. Und ohne Zweifel handelt es sich im vorliegenden Falle um ein von den Assyrern gegen die über den Kelischin zum Urmia-See vordringenden Chalder errichtetes Sperrfort.

Hier wendet sich der Weg nach links, den nahen Bergketten zu, die Persien im Westen, die Türkei im Osten begrenzen, und nachdem wir, steil bergab reitend, das großenteils trockene Bett des Gedaî durchritten hatten, langten wir im Dorfe Häk an. Auf das Haus des Agha zureitend, erblickten wir auf dessen Veranda zu unserer Verwunderung meinen Reisegefährten. Hatte er wirklich seine Absicht, zum Kelischin hinaufzureiten, schon ausgeführt und die Kopie und Vergleichung der Inschriften, die für uns beide auf ein reichliches Tagewerk berechnet waren, in einer Stunde vollendet? Und war es ihm gelungen, Tier und Mensch, allen bisherigen Erfahrungen zum Trotz, mit Sonnenaufgang in Bewegung zu setzen, so daß er jetzt, um $^1/_2$ 2 Uhr, schon zurücksein konnte? Alsbald belehrten uns seine Worte und eine leise Blässe seiner Züge, daß etwas Außergewöhnliches geschehen war.

In Sicherheit gewiegt durch die Behauptung des Gouverneurs, der Kelischin sei gänzlich ungefährlich, war mein Reisegefährte, von nur drei Berittenen („Atti“) begleitet, am Abend zuvor in Häk eingetroffen. Über Nacht hatten sich die Begleiter aus dem Staube gemacht — unter dem Vorgeben, sie hätten nur das Geleit bis nach Häk übernommen — die beste Illustration für die von ihrem Herrn behauptete „Ungefährlichkeit“.

So sah sich mein Reisegefährte ganz auf das gleich bei seiner Ankunft bereitwillig zugesagte Geleite der Zerza-Kurden von Häk angewiesen.

Begleitet von Ali Chân, dem Neffen des Dorfherrn, Djafar Agha Serag ul Aša'ír Zerza war mein Reisegefährte an jenem Morgen um $^1/_2$ 7 Uhr aufgebrochen: Ali Chân, der, das geladene Gewehr schußbereit in der Hand, die Spitze nahm, und mein Reisegefährte waren rüstig vorangeritten, das von unserem Diener Chalil und drei Kurden aus Häk umgebene Packpferd immer weiter hinter sich lassend, während Färädj zwischen den beiden Gruppen den Verbindungsmann machte.

Als sie der Paßhöhe schon ziemlich nahe waren, hatten sie, um eine Bergecke biegend, etwa 25 berittene und wohlbewaffnete Kurden auf dem von Häk und nur von dorther zum Kelischin führenden Wege auffällig langsam vor sich herreiten sehen. Diese mußten, da sie Häk nicht passiert hatten, und der Pfad, auf dem sie sich befanden, ausschließlich von Häk zum Kelischin-Paß hinausläuft, ohne daß etwa ein von einem anderen Dorfe herkommender Weg in ihn einmündete, quer über das Gebirge reitend, hierher gelangt sein und konnten nichts Gutes im Schilde führen. Eine Aufforderung Ali Chans, schneller zu reiten, lehnten sie ab: ihre Pferde seien müde, man möge nur an ihnen vorbeireiten — was selbstverständlich vermieden wurde. Nach einigen weiteren Zurufen herüber und hinüber hatten sich jene Kurden plötzlich von den Pferden geworfen und hinter Steinen und Gebüschen gedeckt, aus ihren Gewehren ein lebhaftes Feuer auf meinen Reisegefährten eröffnet. Ali Chan hatte sich darauf in Deckung gebracht, sofort ein Gegenfeuer eröffnet und meinen Reisegefährten ersucht, so schnell wie möglich die zurückgebliebenen Leute heranzubringen. Färädj war, sobald er die Schüsse vernahm, im Galopp herangesprengt. Während mein Reisegefährte mit ihm zu den Begleitern des Lastpferdes, nur teilweise durch Felswände und Wegböschungen gedeckt, zurückritten, traf eine Kugel Färädjs Steigbügel, eine andere durchlöcherte seine Tscherkeska. Die Nachhut heranzubringen, gelang den beiden nicht; teils hatten sich die Leute bei Beginn des Feuers verflüchtigt, teils erklärten sie, sie könnten oben nichts nutzen und täten besser, das Gepäck in Sicherheit zu bringen und die Bewohner von Häk zu alarmieren. Mein Reisegefährte aber und Färädj hatten unvorsichtigerweise für ihre zwei Gewehre zusammen nur sieben Patronen mitgenommen. So blieb es Ali Chan allein überlassen, die Gegner in Schach zu halten. Er hatte zwei Patronengürtel mit je 50 Patronen bei sich; solange diese vorhielten, war bei der Kampfesweise der Kurden eine Gefährdung für ihn nicht zu befürchten. Demgemäß war Ali Chan mit seinen Patronen sparsam umgegangen. Er wußte, daß seine Genossen in Häk, die die in den wilden Gebirgen tausendfach widerhallenden Schüsse alsbald hatten hören müssen, ihn nicht im Stiche lassen würden, und das war auch den Gegnern vollkommen klar, und wann diese Hilfsmannschaften auf dem Kampfplatze eintreffen konnten, ließ sich gleichfalls ungefähr berechnen. Als dieser Zeitpunkt nicht mehr fern schien, warfen sich die Gegner auf die Pferde und galoppierten davon, das Schlachtfeld Ali Chan überlassend. Er wurde von seinen Landsleuten, die tatsächlich kurze Zeit darauf in voller Be-

waffnung den steilen Bergpfad teils auf schnaubenden, in Schweiß gebadeten Rossen hinaufgesprengt, teils zu Fuß, mit den Reitern Schritt haltend, hinaufgelaufen kamen, als Sieger begrüßt. Mit 56 seiner Patronen hatte er den Anschlag der etwa 25 Gegner, die ihre Kugeln nicht gespart hatten, vereitelt und durch sein tapferes und besonnenes Verhalten tatsächlich meinem Reisegefährten und Färädj das Leben gerettet.

Ihm drückten wir Neuhinzugekommenen, nachdem wir dies alles in der Geschwindigkeit, ohne noch jede Einzelheit aufzufassen, vernommen hatten, mit Wort und Händedruck unseren Dank aus, den wir auch anderweitig zu betätigen suchten. Am meisten wünschte sich Ali Chan und sein Oheim Djafar Chan für ihn eine vom Deutschen Kaiser in Gestalt einer Erinnerungsmünze ausgedrückte Anerkennung. Ich berichtete dementsprechend an das Auswärtige Amt und erfuhr unlängst zu meiner Freude, daß dieser Wunsch unserer um die Expedition so wohlverdienten Gastfreunde in Erfüllung gegangen ist.

Wer aber waren die Urheber des Überfalles? Kurden vom Stamm der Mamîsch-Mahmûdlî, die in Mehemed Agha von Pasuä ihren Chef erblickten. In seinem Hause hatte mein Reisegefährte vor zwei Tagen, Dienstag, 6. September, übernachtet. Seinen Söhnen, mit denen ja auch ich tags zuvor bekannt geworden war (S. 237 f.), hatte mein Reisegefährte auf ihre Fragen nach dem „Woher“ und „Wohin“ erzählt, er werde am Mittwoch nach Häk reisen nnd am Donnerstag, ohne seine Gefährten abzuwarten, den Kelischin besteigen. Diese unvergleichliche Gelegenheit hatten die Mamîsch-Mahmûdlî nicht ungenutzt gelassen. Das Gebiet ihres Stammes reicht auf die Hänge des Kelischin-Gebirges hinauf. Etwas südöstlich vom Kelischin-Passe liegt dort das Dorf Kalatian. Bewohner dieses Dorfes waren es (soweit ich in Erfahrung bringen konnte), die den Überfall ausgeführt hatten. Aber nach meiner Erkundung hatten andere mit ihnen gemeinsame Sache gemacht: Es scheint, daß ein anderer Neffe unseres Djafar-Agha, ein schlechtes Subjekt, jetzt Mollah, früher vielfacher Räuber und Mörder, seine Hand im Spiele hatte, und ihm ist es denn wohl zuzuschreiben, daß die doch auch den Zerza nahestehenden Bewohner des nordöstlich von Häk belegenen Dorfes Tadjendera sich dem Raubzuge angeschlossen hatten.

Vom Standpunkte der Mamîsch-Mahmûdlî hatte sich die Sache durchaus nach dem kurdischen Ehrenkodex zugetragen. Sobald der bisherige Gastfreund bei einem fremden oder, was hier so gut wie dasselbe ist, einem feindlichen Stamme Aufnahme findet, erlischt sein Gastrecht. An seine Stelle tritt das Kriegs- oder Räuberrecht.

Zwei ernste Lehren enthielt der Überfall vom Kelischin: Trennung auf gefährlichem Gebiete nur im äußersten Notfall; kein Vertrauen auf Angaben der Ortsbehörden, die notorische Gefahren in Abrede stellen, weil ihnen das Aufbringen der Geleitsmannschaft unbequem ist. Möchten spätere Reisende diese Lehren besser beachten, als es in der Folge seitens meines Reisegefährten geschehen ist!

Daß uns der Überfall von unserem Vorhaben, die Inschriften der Kelischin-Stele an Ort und Stelle zu prüfen, nicht abbringen durfte, war klar. Es wurde Kriegsrat gehalten und beschlossen, daß mein Reisegefährte mit Färädj nach Uschnu zurück reiten und dort vom Gouverneur die für eine morgige Besteigung nötige Bedeckung zu erlangen suchen sollte. Dies geschah, nachdem als Mittagsmahl ein sehr wohlschmeckendes warmes Dattelgericht mit Joghurt verzehrt, und alsdann auf der schönen Bergwiese unweit des Dorfes unser Zelt aufgeschlagen war.

Unter dem herrlichen Sternenhimmel, an dem besonders die Milchstraße in wunderbarer Klarheit hervortrat, verbrachte ich den Rest des Abends mit sprachlichen Aufzeichnungen, bei denen mich unsere Wirte, sobald sie begriffen hatten, worum es sich handele, mit lebhaftem Interesse unterstützten, besonders der Agha selbst und der erwähnte bedenkliche Neffe, der außer Kurdisch, Tatarisch, Persisch auch das Russische sehr wohl verstand.

Die Abendmahlzeit ließ ungewöhnlich lange auf sich warten, und als sie endlich eintrat, war der Reis gründlichst angebrannt. Überhungert, wie ich war, spülte ich ihn mit dem aus Täbriz mitgebrachten starken und feurigen Wein herunter und legte mich dann, zum erstenmal im Zelte, schlafen. Für unseren Schutz während des Nacht war aufs beste gesorgt. Der Agha und ein Vetter von ihm schliefen unmittelbar vor dem Zelt. Im weiteren Kreise ringsum eine Anzahl anderer Kurden.

Am nächsten Morgen (Freitag, den 9. September) erwachte ich nach festem Schlummer, aber leider nicht gestärkt, sondern sehr elend. Eine Übelkeit schob ich auf die Überhungerung und den schlechtbereiteten Reis. Die große Schwäche ließ sich aber schwerlich so erklären. Einstweilen hatte ich nicht Zeit, der wahren Ursache nachzuforschen, denn es wurde mir gleich ein Brief meines Reisegefährten übergeben, der mich schon am Abend zuvor hätte erreichen sollen. Er lautete in der Hauptsache:

„Der Hâkim“ (Gouverneur) „läßt mich heute abend nicht zurück, es seien zu viele Räuber auf den Wegen (gestern ‚gab es gar keinen‘!). Ich werde morgen ganz früh kommen. Der Hâkim schickt jetzt vier Bewaffnete zu Fuß, morgen noch zwei, ich bringe morgen noch vier zu

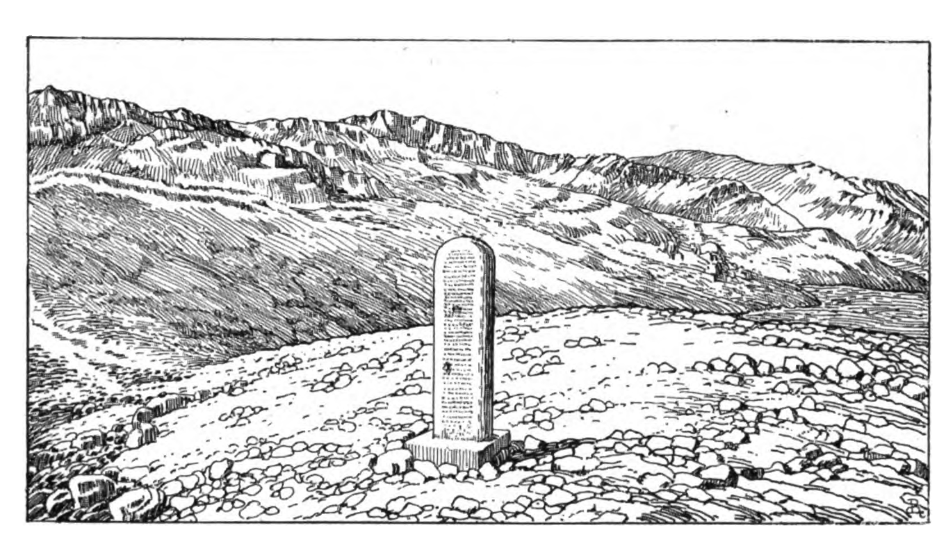
Pferde und Hassan“ (einen unserer vor kurzem angeworbenen Pferdeknechte) „mit, so daß wir außer Abrahamoff, Färädj und Hassan zehn Mann aus Uschnu haben. Insgesamt sind wir selbst also 16 Mann, ohne die Leute aus Häk. Wir wollen nur ein Wjug“ (Lastpferd) „mitnehmen, das 1. die Gerste trägt, die wir morgen mitbringen, 2. ein Pud saman“ (Häcksel), „das ich Sie dort heute schon fertigzumachen bitte, 3. die Furage für uns (Konserven, drei bis vier gebratene Hühner, 20 bis 30 gekochte Eier und das Brot, sowie etwas Wein), 4. den großen und den kleinen photographischen Apparat, 5. die astronomischen und hypsometrischen Instrumente, 6. einige Decken. Alles andere kann unter Aufsicht Chalils zurückbleiben.“

„Hier ist man wegen des Überfalles in ziemlicher Aufregung, sagt, daß man morgen 20 Reiter mitgeben werde, die sich wahrscheinlich zu sechs bis acht verdichten werden. Bewahren Sie bitte meine Zettel auf. Sie sind unter frischem Eindruck geschrieben.“

Durch die verspätete Bestellung des Briefes war viel Zeit verloren, die ich durch verdoppelte Eile einzubringen trachtete, aber die Kurden, der Agha an der Spitze, waren nicht aus ihrer Ruhe zu bringen. Gleichwohl war unsererseits alles zum Aufbruch bereit, als mein Reisegefährte mit einer stattlichen Anzahl ausgiebig bewaffneter und malerisch gekleideter, verwegener, meist berittener Begleiter eintraf. Außer den von dem Gouverneur in Uschnu gestellten Tschaparen, deren intelligenter und tapferer Führer seine empfindlichen Augen durch einen ungefügen Schirm vor dem grellen Lichte des Südens schützte, waren es kurdische Edelleute aus Uschnu und den benachbarten Dörfern, die er zum Schutze der deutschen Forscher aufgeboten hatte.

Mein Reisegefährte prüfte meinen Puls, er zeigte eine bedeutende Beschleunigung: es lag Fieber in aller Form vor. Nach der Ursache brauchte nicht lange gesucht werden: unser Zelt lag in der Nachbarschaft stehenden, sumpfigen Wassers. Kein Wunder, daß mir unter diesen Umständen die erste Nacht im Freien übel bekommen war. Es wurde beschlossen, daß ich die nächste Nacht im Dorfe in Ali Chans Hause zubringen sollte, und, nachdem ich ein halbes Gramm Chinin geschluckt hatte, ging es unter militärischer Marscheinteilung hinauf zum Kelischin, den wir unter Führung Djafar Aghas und Ali Chans ohne weitere Zwischenfälle erreichten.

Oben wehte ein orkanartiger Wind, der die Gewalt der winterlichen Schneewehen mehr als ahnen ließ und alle Versuche, einen Abklatsch der Steleninschriften anzufertigen, vereitelte. So begannen wir alsbald mit der Kopie der Inschriften, indem mein Reisegefährte und ich,



Kelischin.

so gut es bei meinem Zustande gehen wollte, lasen und er das Gelesene niederschrieb. Dabei hatten wir häufig Mühe, uns des Windes zu erwehren, dem unsere bei der dort oben herrschenden Kühle unentbehrlichen Burken (S. 70f.) willkommene Angriffspunkte boten. Das Kopieren wurde durch die inzwischen von unseren Leuten in einer windstillen Mulde bereitete Mahlzeit unterbrochen. Während sich die bunte Gesellschaft an Kalbfleischsuppe, aus unseren Beständen bereitet, und Hühnern, am Spieß gebraten, erlabte, war ich froh, durch eine endlich ungestraft genossene Tasse Tee die erste Wendung zum Besseren herbeiführen und, von nun an als Genesender, aus klareren Augen blicken zu können.

Wir begaben uns alsbald an die ca. 150—200 m östlich der Paßhöhe, fast unmittelbar am Karawanenwege aufgestellte Stele zurück, nicht zur Freude unserer Wirte, die schon bald zum Aufbruch zu mahnen begannen und gegen $^1/_2$5 Uhr, als wir noch nicht entfernt mit unserer Arbeit fertig waren, peremtorisch erklärten, sie blieben unter keinen Umständen länger, da ein Verweilen in der Dämmerung und eine Rückkehr in nächtlichem Dunkel alle die Gefahren heraufbeschwören würde, gegen die sie uns und sich selbst zu schützen hatten. Ich ließ ihnen darauf die Frage vorlegen, ob sie uns zur Vollendung der Arbeit morgen wieder heraufbegleiten würden, dann wären wir bereit, sie jetzt abzubrechen. Die Zusage wurde gegeben, und so machten wir, wenn auch ungern, für heute Schluß.

Noch wurde schnell mit dem Kochbarometer die Paßhöhe bestimmt und alsdann der Abstieg begonnen. Als wir abritten, zählte unsere Karawane alles in allem außer dem Lastpferd 14 Mann und ebenso viele

Pferde. Von den Kurden waren aber einige schon vorausgeritten, so daß wir beim Aufstieg etwa 20 Köpfe stark gewesen sein mochten und für den folgenden Tag wieder auf eine Eskorte von 10 bis 15 Mann rechnen durften.

Uns gen Osten abwärts Reitende grüßte bei unbeschreiblich schöner Abend- und Sonnenuntergangsstimmung über sanft gewellte Berge, vorwiegend vulkanischen Ursprungs, hinweg der blaue Urmia-See. Als dann aber der Dämmerung in üblicher Schnelle das Dunkel gefolgt war, gab es auf den schlechten Bergwegen einen nichts weniger als angenehmen Ritt, und ich war froh, mit heilen Knochen gegen 9 Uhr vor unserem Zelte anzulangen, wo Djafar Agha und die Seinen den willkommenen Tee und die Abendmahlzeit bereithielten.

Der Verabredung gemäß schlief ich in der nächsten Nacht, von Ali Chan bewacht, auf der Veranda seines Hauses, auf welcher Tabaksblätter zum Trocknen aufgehängt und ausgelegt waren.

Unser erneuter Aufstieg zum Kelischin am folgenden Tage gestaltete sich wesentlich anders, als wir uns vorgestellt hatten. Die Kurden, die uns hinauf geleitet hatten, erklärten, entgegen ihrer gestrigen Zusage, daß sie unter keinen Umständen nochmals zu der ihnen allen unheimlichen Stätte hinaufreiten würden. Und erst als wir nachdrücklich erwiderten, dann mit den noch anwesenden zwei Berittenen aus Uschnu allein den Aufstieg machen zu wollen, da wir halbe Arbeit zu tun nicht gewohnt seien, erklärte unser getreuer Ali Chan, diesmal wieder mit einigen Leuten aus Häk die Führung und das Geleit übernehmen zu wollen.

So strebte in der Morgenfrühe des 9. September (Sonnabend) an Stelle der gestrigen glänzenden Kavalkade ein schwaches Häuflein zur Paßhöhe hinan. Mit den beiden Mitgliedern der Expedition war Färädj, Ali Chan und der Tschapar mit dem Augenschirm, beim später nachfolgenden Gepäck Lothar, Abrahamoff, Hassan, ein Kurde zu Pferde und zwei zu Fuß. Ich aber konnte nach der in gesunder Luft verbrachten Nacht den heutigen Ritt wirklich genießen und jetzt zuerst auf die Einzelheiten des Weges achten.

Um 7 Uhr 25 abgeritten, gelangen wir alsbald in ein in westsüdwestlicher Richtung brechendes enges Tal zwischen sanft gewellten Hügeln mittlerer Höhe. Am Wege lagen die Schalen einer ungewöhnlich großen, hier erlegten oder verendeten Schildkröte. Dieses Tal mündet in einer von stärker gewellten Bergen umschlossenen Wiese, die sich zu einem freundlichen Wiesental verengt. Hier reinigt Ali Chan im Reiten sein Gewehr von den Spuren der vorgestrigen Affäre und legt es alsbald auf einen in der Höhe kreisenden Raubvogel an.

Nachdem wir — etwa eine Stunde unterwegs — einen klar brausenden Bergbach auf einer Art Wehr durchritten haben, geht es stärker bergauf, abwechselnd über Wiesen und über steiniges Gelände, das vielfach, bequemer für uns und schonender für die Pferde, zu Fuße beschritten ward. Eine Stunde weiter stören wir am Bergeshang in der Nähe eines schmalen, aber wasserreichen, rauschenden Baches ein Hühnervolk auf, wohl Steinhühner oder eine verwandte Gattung, sehr kräftige wohlgenährte Tiere.

Dann — gegen 10 Uhr — ein kleiner Kirchhof: die Gräber nach Art der Steinkisten angelegt, in halber Höhe über den Boden hervorragend. An den schriftlosen, am Kopfende aufgestellten Steinen finden sich mehrfach ein Paar, anscheinend künstlicher, Zöpfe aufgehängt.

Jetzt sind wir der Paßhöhe nahe und erblicken die Kelischin-Stele, aber um sie herum zugleich vier Männer, die Gewehr bei Fuß Wacht und Ausschau halten. Erwarteten sie uns?

Sofort reiten Ali Chan und der Atti aus Uschnu vor, um sich durch Zuruf (aus genügender Entfernung) mit ihnen zu verständigen, während wir uns auf ihren Wink zunächst zurückhalten. Lautes Schreien oft feindseligen Klanges schallt hinüber und herüber; als es andauert, reiten wir ein wenig zurück, um Färädj, der seines ermüdeten Pferdes wegen zurückgeblieben war, zu holen.

Mit Staunen hatten wir in den letzten Wochen und Tagen schon mehrfach beobachtet, wie die Bewohner der Hochebene von Azärbaidjân, besonders aber die persischen Kurden, sich in gebirgigem Gelände auf schier unglaubliche Entfernungen, bei Windstille über mehr als 1 km hin, zu unterhalten vermögen. Bedingung dafür ist, daß mindestens eine der Parteien sich auf einem höher gelegenen Punkte befindet. Am besten gelingt es aber, wenn beide Teile auf nicht zu niedrigen Bergkuppen stehen. Es wird nicht ein ganzer Satz hinübergerufen, sondern die einzelnen Satzbestandteile, einzelne Wörter oder Wortgruppen, werden, jede hintereinander, mehrmals wiederholt, und beim letztenmal wird jede Silbe möglichst lang ausgezogen. Eine solche Unterhaltung erhob sich nunmehr.

Wir halten, der eine rechts, der andere links des Weges, schußbereit auf einer Höhe, von der aus wir das ganze Vorfeld, insbesondere die Einsenkung, an deren einem Ausgang die Stele steht, überblicken können. Färädj kommt heran, reitet, um zu sehen, was vorgeht, vor. Nach einiger Zeit, während deren weiter lautes Geschrei, sehen wir ihn von oben winken: „Zurück!“ Wir reiten nun schnell zurück, aber nur bis zu einer Stelle (zur Linken des von Häk zur Stele

führenden Weges), wo ein Doppelfelsstück treffliche Deckung gewährt. Dort binden wir die Pferde an, ich probiere Deckung und Schußlage und beobachte das Vorfeld. Gespannt lauschen wir dem Auf- und Abwogen der eigenartigen, für uns so bedeutungsvollen Unterhaltung. Die lange Dauer scheint nichts Gutes zu bedeuten. Endlich gibt uns Färädj durch Wink und Zuruf zu verstehen, wir möchten kommen. Als wir erfuhren, daß wir es mit einer Karawane zu tun hatten — Packesel und Ochsen, die aus der Türkei bis nach Persien getrieben wurden, um mit dort eingekauftem Weizen zurückzukehren —, kam uns unsere Vorsicht fast lächerlich vor. Aber Ali Chan erklärte uns, daß die Sache sehr ernst hätte werden können. Denn die Karawanli seien auf Räuber gefaßt gewesen und hätten daher, am Kelischin rastend, an der Stele und rings auf den Höhen Schützen aufgestellt. Uns hätten sie für Räuber gehalten und bei größerer Annäherung unbedingt auf uns geschossen. Es habe Mühe genug gemacht, sie (durch Zuruf) eines Besseren zu belehren. Alsbald zieht die Karawane — bei der sich mehr als zehn Bewaffnete befinden — an uns vorüber: wir tauschen mit ihnen den Friedensgruß und sind nun vor jeder Gefährdung ihrerseits sicher. Wir sollten später noch mehr von ihnen hören.

Die Paßhöhe ist kesselgleich rings von Bergen eingeschlossen. Sie zeigt größere und kleinere Einsenkungen, in deren einer der Kjel-ä-schîn, so die genaue Aussprache, steht. „Wenn wir hier überfallen werden, ist es mit uns zu Ende“, sagte mein Reisegefährte zu mir, und, die geladenen Gewehre neben uns an den Sockel der Stele lehnend, begannen wir unsere gestern abgebrochene Kopierarbeit aufs neue, um schon nach kurzer Zeit durch einen in offenbarer Nähe abgefeuerten, an den Bergwänden vielfach widerhallenden Schuß aufgeschreckt zu werden. Ruhig, aber sehr ernst griffen wir zu den Waffen; leicht wollten wir es den mordlustigen Räubern wenigstens nicht machen. Indessen — der Schuß war harmloseren Ursprungs. Färädj hatte mit seiner Büchse gespielt, und diese war losgegangen. So löste sich unsere Spannung in einem gelinden Donnerwetter: sein Verdienst war es nicht, wenn nicht jetzt die benachbarten Kurden aufmerksam wurden und uns nun wirklich überfielen. —

Während der Arbeit schweiften Gedanken und Blicke sehnsüchtig nach Westen hinüber zur Stele von Sidikân. Immer klarer wurde es, daß die Kelischin-Stele selbst bei dem genauesten Studium ihrer schwierigen, vorwiegend auf den Kultus bezüglichen und in ihrem gegenseitigen Verhältnis zunächst keineswegs klaren Inschriften in vieler Hinsicht ein Rätsel bleiben würde, wenn nicht anderweitige Aufschlüsse

ergänzend hinzuträten. Sie waren in erster Linie von der in so naher Nachbarschaft auf derselben Route aufgestellten Stele von Sidikân zu erwarten.

Nach Ximenez' Berichten sollte diese, genau wie der assyrische Text auf der Westseite des Kelischin, das Land Mußâßir nennen; es war anzunehmen, daß beide Stelen im Gebiet oder in der Nachbarschaft dieses Staates aufgestellt, auch mancherlei sonstige Beziehungen untereinander zeigen würden.

Als wir daher in vorgerückter Nachmittagsstunde mit der Kopie beider Inschriften des Kel-ä-schîn fertig waren, schlug mein Reisegefährte vor, es möge wieder eine Arbeitsteilung eintreten, und zwar so, daß er mit seinem Bruder nach Sidikân ritte, während es mir obliegen sollte, für heute nach Häk zurückzukehren und am folgenden Tage zum drittenmal den Kelischin zu besteigen und dort den von uns gewonnenen Text nochmals mit dem Original sowie mit der de Morgan-Scheilschen Publikation zu vergleichen und für Anfertigung eines Abklatsches zu sorgen.

Ali Chan in erster, Djafar Chan in zweiter Linie ist es zu verdanken, daß dieser bedenkliche Plan zu Wasser wurde. Von der Lebensgefahr abgesehen, die er für alle Teile in gesteigertem Maße mit sich brachte, hat sich später ergeben, daß die Stele von Sidikân zu ihrer Entzifferung einer mehr als vierzehntägigen Arbeitszeit und zudem mehr als jedes andere Dokument meiner Anwesenheit als des allein mit dem Assyrischen bekannten Mitgliedes der Expedition bedurfte.

Zunächst ritten mein Reisegefährte und sein Bruder mit einigen Leuten, entgegen Ali Chans ernstem Abraten, wirklich nach der türkischen Seite zu ab. Aber nach kurzem Zaudern folgte ihnen Ali Chan, und ihm gelang es mit Färädjs Hilfe, meinen Reisegefährten zur Umkehr zu bewegen. Tatsächlich hätte vor allem das nächste Dorf auf türkischer Seite bestenfalls in vorgerückter Abendstunde auf halsbrecherischen Pfaden erreicht werden können.

Ali Chan hatte vorgeschlagen, für jetzt nach Häk zurückzukehren und in der Nacht aufzubrechen, wo niemand die Anwesenheit Fremder vermuten und er selbst sie mit noch einem des Weges, der Gegend und des Standortes der Stele von Sidikân kundigen Mann begleiten würde. So sah ich, gerade mit dem Versuch einer stereoskopischen Aufnahme der Stele und der Paßhöhe beschäftigt, unsere Sidikâner nach ziemlich kurzer Abwesenheit mit Ali Chan wieder auf der Paßhöhe auftauchen, und gemeinsam kehrten wir alle in möglichster Beschleunigung nach Häk zurück.

Als nun nach der Abendmahlzeit mein Reisegefährte mit seinem Bruder nach Sidikân aufbrechen wollte und Ali Chan an sein Versprechen erinnerte, erklärte dieser, er gehe nicht, es sei zu gefährlich; keiner würde lebend zurückkehren. Und dabei blieb er, auch nachdem sich mein Reisegefährte auf Verlangen Djafar-Aghas bereit erklärt hatte, einen Schein auszustellen, daß, wenn ihm selbst oder Ali Chan etwas passierte, nicht Djafar Agha, sondern er selbst daran schuld sei. In später Nachtstunde war dann Djafar Agha, wie mir mein Reisegefährte berichtete, noch zu ihm ins Zelt gekommen und hatte ihn beschworen, den Plan nicht wiederaufzunehmen. Er möge zehn Jahre lang sein Gast bleiben, aber nur nicht über den Kelischin nach Sidikân heruntergehen.

Wie wir nachmals die Stele von Sidikân, der wir auf eine halbe Tagereise nahe gewesen waren, und den westlichen Zugang des Kelischin-Passes auf einem Umweg von beiläufig 2000 km und mit ungeheurem Aufwand an Kraft und Zeit nach sieben Monaten erreichten (S. 29), wird später (Bd. II) zu berichten sein.

Der Treue und Besonnenheit der Zerza von Häk werde ich allezeit ein dankbares Andenken bewahren. Daß sie uns durch ihre peremtorische Weigerung erneuten Geleits verhinderten, das Schicksal durch einen dritten Besuch der Kelischin-Stele herauszufordern, war gewiß richtig, so wenig wir es damals würdigten. Denn es hinderte uns, die Arbeit gerade in ihrem wichtigsten Teile, der erneuten Prüfung der beschädigten Stellen, die bestenfalls im Original, nicht in de Morgans Abklatschen und unseren Photographien der Inschriften gelesen werden konnten, zu vollenden.

Immmerhin haben auch die von uns gewonnenen Lesungen, zusammen mit de Morgans mechanischer Reproduktion gestattet, den Text im wesentlichen herzustellen, und zu der Erkenntnis geführt, daß es sich um eine und dieselbe, in einer chaldischen und einer assyrischen Fassung vorliegende Inschrift handelte, was wir anfänglich noch in Abrede gestellt hatten.

Da das Assyrische eine nachgerade wohlbekannte Sprache ist, die Erkenntnis des Chaldischen in den ersten Anfängen steht, so ist die hohe Bedeutung einer solchen Bilinguis ohne weiteres einleuchtend. Näher wird der sprachliche wie der historisch-sachliche Gewinn aus den Kelischin-Inschriften erst im Zusammenhang mit der Stele von Sidikân-Tôpzauä (Bd. II) besprochen werden können. —

So hieß es denn am Sonntag, den 11. September, von den neuen Freunden Abschied nehmen. Es war ein herrlicher Spätsommermorgen, kein Wölkchen am Himmel. Ein Sänger erschien alsbald vor unserem

Zelt und ließ fast eine Stunde lang einen höchst eintönigen Gesang erschallen, mir erschien er als die ständige Wiederholung einer und derselben Gruppe von drei bis vier Tönen. In den Worten spielte der „Gesandte Allahs", Muhammed, eine Rolle, aber auch der Kelischin, und es handelte sich offenbar um ein Lied zu unserem Preise. Wie nun eine photographische Aufnahme des Zeltes und der Umstehenden vorbereitet wird, fängt der Barde plötzlich an, wie wahnsinnig herumzulaufen. Erst achten wir nicht darauf. Er gebärdet sich immer toller. Schließlich bringt Färädj den Sänger, der vor Aufregung zittert und in Schweiß gebadet ist, zu mir: „Wirst du ihm etwas geben?" Erst als er dessen sicher ist, beruhigt sich der Meister der Töne und des Wortes.

Unsere Bedeckung bis Uschnu bildeten Ali Chan und drei Zerza zu Fuß, unter ihnen der Sohn des Agha. Aber auch Djafar Agha selbst ließ es sich nicht nehmen, uns auf eine kurze Strecke das Geleit zu geben.

Die Kelischin-Stele auf der Paßhöhe, die „Mädchenburg", als assyrisches Fort an der Stelle, wo sich der Weg vom Passe herunter entschieden vom Gebirge ab und südlich nach Uschnu zuwendet, vertreten noch heute als Zeugen der Vergangenheit die beiden Großmächte, zwischen denen das Gebiet um den Urmia-See einst streitig war. Wie der chaldische Schriftstein und seine Umgebung, so sollte daher auch die Feste von Singan im Bilde festgehalten werden (S. 247).

Ich war noch, mit dem Einpacken des photographischen Apparates beschäftigt, allein zurückgeblieben, als ich plötzlich auf den Hügeln, die die Straße nach Uschnu links begleiten, einen Schuß fallen hörte und Ali Chan mit seinen Gefährten in Windeseile die Böschungen hinaufsprengen oder -klimmen sah. „Kurdenkrieg", so hieß es, Kampf zwischen den Einwohnern von Singan und einem benachbarten Dorfe. Wie der Oberbayer überall zu finden ist, wo es was zu raufen gibt, so bleibt — diese Beobachtung drängte sich mir mehr und mehr auf — kein echter Kurde einer einigermaßen beachtenswerten Schießerei fern. Als wir, für unsere Person durch die auf dem hügeligen Plateau hin und wieder erklingenden Schüsse und die gelegentlich über uns wegpfeifenden Kugeln unbehelligt, in Uschnu beim Gouverneur angekommen waren, hörten wir aus dessen Munde, daß es sich gar nicht um einen Kurdenkrieg gehandelt habe. Der Anlaß war vielmehr — unsere Getreidekarawane vom Kelischin. Denn da für Azärbaidjan — ob noch heute gültig, weiß ich nicht — ein durch die schon berührten wirtschaftlichen Verhältnisse nur allzu erklärliches Getreideausfuhrverbot erlassen war, so waren die trefflich bewaffneten Mitglieder jener Karawane,

die persischen Weizen nach der Türkei bringen wollten, nicht mehr und nicht weniger als Schmuggler. Mit ihnen waren die Leute des Gouverneurs — meist ja gleichfalls Kurden — handgemein geworden: auf seiten der Schmuggler war einer gefallen, von den Persern einer getötet und einer, ein Diener des Gouverneurs, durch zwei Schüsse in den Rücken und in den Unterleib schwer verwundet worden. Ali Chan und die Seinen trafen alsbald in Uschnu ein und bestätigten, daß es für sie nichts gewesen wäre. Sie kehrten nun nach Häk zurück, und beim Abschied tauschten mein Reisegefährte und ich nach homerischer Weise Geschenke; ich erhielt Ali Chans grüne geflochtene Pistolenschnur und ferner die gesamte echte Kopfbedeckung des Agha-Sohnes, die mir nach gründlicher Reinigung ein wertvolles Andenken war und geblieben ist.

Wir machen es uns nun behaglich und erfreuen uns an dem Blick in den Garten des Gouverneurs, in dem uns namentlich riesige Sonnenblumen auffallen; ein Kurde hat die Mündung seines Gewehrs mit Astern ausgeschmückt und reicht sie mir ins Fenster hinauf.

Abends wird auf einen der erlesenen, den Boden bedeckenden Kurdistan-Teppiche eine Lampe gesetzt und durch einen „Fanys“ abgeblendet. Der Boden dieses Gestells besteht aus einem Achteck von Holzstäben, ebenso das Oberteil, doch sind sie hier kürzer; beider Ecken werden durch Stäbe von ca. 85 cm Länge verbunden. Die so entstehenden acht Parallel-Trapeze, die die Lampe rings umgeben, sind mit Mull ausgefüllt, eine sehr angenehme und für Gärten, Balkons und Veranden nachahmenswerte Vorrichtung.

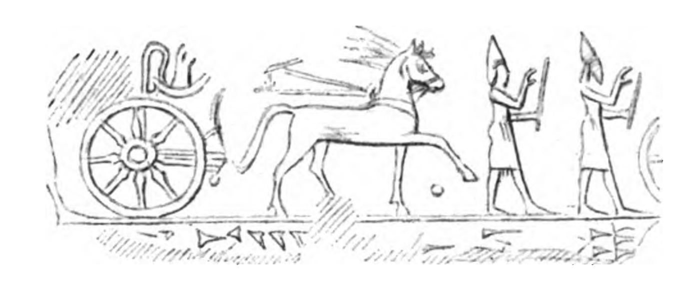
Von draußen schallen wiederholt Schüsse aus ziemlicher Nähe herüber, von lebhaftem Hundegekläffe begrüßt. Abdul Hussein, der Gouverneur, geht hinaus, um sich zu erkundigen: man schieße sich in benachbarten Dörfern. Andere behaupteten, die Schüsse gälten der Feier eines Festtages. Vermutlich hat man tunlichst vermieden, uns über den Sachverhalt aufzuklären.

Abdul Hussein erzählte uns, einer der schlimmsten kurdischen Grenzstämme seien die Surschlu, die auf der türkischen Seite nördlich von Uschnu bis zur russischen Grenze hin wohnten und, unbotmäßig aufs höchste, weder dem Sultan noch dem Zaren Tribut zahlten.

Der Klang eines Glöckchens begleitete unsere Gespräche; es war am Fuß einer zahmen Elster befestigt, deren Gefieder an den Stellen, die bei uns weiß zu sein pflegen, eine rötliche — natürliche oder künstliche? — Färbung zeigten.

Das Nachtlager wurde uns in dem Hauptgemach mit dem Gouverneur gemeinsam bereitet. Nach den Strapazen und Aufregungen der letzten Tage gaben wir uns willig dem Schlummer hin, um plötzlich gegen ein Uhr durch mehrere, in nächster Nähe erdröhnende Schüsse aufgeschreckt zu werden. Gleich uns springt Abdul Hussein auf und fragt in die Nacht hinaus, was es gäbe. Es waren kurdische Räuber in den Basar eingebrochen, die man vertrieben hatte.

Schießen bei Tage und Schießen bei Nacht, — dies das Wahrzeichen dieser mehr interessanten als behaglichen kurdischen Grenzgebiete!



## Neuntes Kapitel.

# Urmia und die Nestorianer.

**Ein romantisches Hochtal. — Ein Durchbruch. — Fruchtbarkeit. — Goschali-täpä. — In Urmia beim Gouverneur. — Aufnahme in der amerikanischen Mission. — Mr. und Mrs. Labaree. — Das Museum der Mission. — Störende Habichte. — Dürre und Teuerung. — Übergriffe eines Mitgliedes der Kadjaren-Dynastie. — Tabaksbau. — Gök-täpä. — Der große Siegelzylinder. — Die Goldfunde. — Der Aschenhügel Digalla-täpä. — Ausgrabungen auf Gök-täpä. — Der Nestorianer Mälik-Jonan. — Ein Kirchenfürst im Wildgebirge. — Staatliche und kirchliche Organisation der Nestorianer. — Schech Obaidullah und sein Reich. — Schech Mohamed Sadik, der Mörder Mar Göriels, des Bischofs von Urmia. — Die Missionen und ihr Wirken. — Mar Junan von Superghan und der Übertritt seiner Nestorianer zur russischen Kirche. — Zustände in Urmia 1904. — Ermordung des Nestorianers Rabi Muschi. — Die Rache des Säjjiden: Mr. Labarees Ermordung. — Fortsetzung des menschenfreundlichen Wirkens der Seinen unter den Nestorianern. — Das nestorianische Viertel in Urmia. — Herkunft der Nestorianer.**

Beim Abschied von Uschnu und von den gänzlich den Kurden anheimgegebenen Grenzgebieten glaubten wir uns ungestörter dem Gedanken an die Vergangenheit hingeben zu können. Wir durften uns ausmalen, daß dieselben Pfade, die wir jetzt beschritten, die Chalderkönige auf ihren Kriegszügen in das fruchtbare Gebiet um den Urmia-See betreten hatten. Menuas, der die Kelischin-Stele und die Inschrift von Tasch-täpä gesetzt hatte, Sardur II., sein Enkel, der der Stadt Urmia in seiner im Felsen von Van eingehauenen Inschrift gedenkt, schwebten uns vor Augen, und immer hofften wir, daß uns in diesen Gebieten noch neue Denkmäler ihrer Taten, sowie der Erfolge des großen Kriegsherrn Argistis begegnen würden. Aber statt uralter Geschichte fesselten uns auch während der nächsten Abschnitte unserer Reise überwiegend die großartigen Bilder und das bunte Völkergetriebe der Gegenwart und nächst ihnen die Vorgänge jüngster Vergangenheit und neuester Politik.

Als wir am Morgen nach der bewegten Nacht, Montag, den 12. September 1898, Uschnu verlassen wollten, gab es zunächst die üblichen Schwierigkeiten mit der Begleitmannschaft. Die Lasttiere waren, statt um 3 Uhr, glücklich um 5 Uhr morgens mit vier Mann Begleitung zu Fuß abgegangen. Uns persönlich waren drei Berittene versprochen worden, aber nur zwei waren zur Stelle, der dritte fand sich erst lange nachdem wir um 7 Uhr 15 abgeritten waren, dazu. Wir ritten durch Gärten und durch Haine von Bäumen der uns schon von Maragha her bekannten, englisch als Djudjub bezeichneten Art (S. 213), die, wie wir hier erfuhren, tatarisch idâ, syrisch sindjî heißt. Nach zweistündigem Ritte passierten wir den gänzlich trockenen Berdamo-Tschai, um gleich darauf bergan, zunächst durch das Dorf Kurdidames, zu reiten. Unsere „Tschaparen“ — richtiger Ghulâm, Angehörige der irregulären Kavallerie — ergötzten sich und uns mit Reiterkunststückchen, freilich ohne dabei die Leistungen der Kurden von Pasuä zu erreichen. Um 10 Uhr 30 gewährte uns eine Paßhöhe einen Rückblick auf die durchrittene weite Ebene und die Berge. Der Kelischin-Paß ist genau im Südwesten sehr deutlich als tiefe Einsenkung in der Bergkette erkennbar. In Durbar, wo wir um 11 Uhr eintreffen, sollen wir neue Begleitmannschaft erhalten. Der Agha der Kurden, die dort ihre Sommerzelte bezogen haben, Said Rasûl Schech Mustapha Oglu erklärt zunächst wie gewöhnlich, daß er uns keine Berittenen mitgeben könne. Nur sehr langsam gelingt es uns, den behäbigen Phlegmatiker etwas freundlicher zu stimmen. Inzwischen haben wir reichlich Zeit, seine Erscheinung zu studieren. Er trägt ein schmutziges Gewand von weißer Grundfarbe mit grün und weißen Streifen, darüber ein völlig grünes Gürteltuch, eine weiße Leinenhose, rote grün durchwirkte Strümpfe und einen grün beblümten Turban. Der ganze Kerl hat mir den Gesamteindruck des Grünen unauslöschlich hinterlassen. Konkurrieren kann mit ihm in dieser Hinsicht nur ein ganz in Grün gekleideter Mollah, dem ich viel später in Hassankalah unweit Erzerum begegnete, und der sich mir gegenüber gleichfalls nichts weniger als freundlich verhielt.

Bei dieser Gelegenheit versuchte ich herauszubringen, ob der blau und weiß gestreifte Turban unserer Freunde in Häk und Umgegend etwa den Zerza-Stämmen eigentümlich ist. Die Auskunft lautete dahin, daß keine äußeren Abzeichen zur Unterscheidung zwischen den einzelnen Stämmen vorhanden seien. Diese Verneinung geht jedenfalls zu weit, denn es sind, wie ich bald genug erkennen sollte, sehr deutliche Unterschiede in der Tracht der einzelnen Kurdenstämme erkennbar, und selbst, soweit der Turban und seine Farbe in Betracht kommt, möchte

ich die durchgehende Richtigkeit der Auskunft in Zweifel ziehen, da die Kurden auf der türkischen Seite des Kelischin, die sicher zur selben Gruppe dieser Grenzstämme gehören (S. 139f.), genau dieselbe Kopfbedeckung tragen. Das Frühstück, das uns Said Rasûl vorsetzte, bestand aus Butter und Käse in allen möglichen Stadien der Bereitung; reine Butter, etwas mehr gekäste Butter, dann Käse in Form dünner Fädchen und der übliche Labetrank Joghurt.

Als wir um 1 Uhr weiter reiten wollen, wird uns glücklich ein Berittener zur Verfügung gestellt, und auf unsere Erklärung, daß wir so unter keinen Umständen abreiten würden, gibt man uns noch drei Mann zu Fuß mit, die sich, ihrer Verwendbarkeit nach, unseren sechs kranken Pferden würdig zugesellen. Die letzteren begleiten uns, denn ließen wir sie bei der Lastkarawane, so würden sie von unseren und den fremden Leuten unbedingt geritten und dadurch noch weiter ruiniert.

Wir durchreiten nun in nordwestlicher Richtung ein von Bergen, in größerer Nähe wie in der Ferne, rings umschlossenes, fruchtbares Hochplateau. Überall trifft man Zeugen landwirtschaftlicher Tätigkeit: die Äcker werden gepflügt und bewässert; an anderen Stellen wird Korn gedroschen. Nachdem wir allmählich mehr westnordwestliche Wegrichtung angenommen haben, treffen wir um 2 Uhr 40 im Kurdendorfe Ain-i-Rôm ein. Den Ursprung des arabischen Namens „Griechen- resp. Römerquelle" habe ich nicht ermitteln können. Das Dorf liegt in einem Wiesengrunde, durch den sich ein Bach schlängelt, der hier wie ein kurz zuvor durchrittenes Dorf die Bezeichnung Kân-i-spî „weiße Quelle" führt, um bald darauf als schöner, kräftiger Bergstrom den Namen „Deringala-tschai" anzunehmen.

Um 3 Uhr 25 erreichten wir die zum Dorfe gehörige Kurden-‚Katschofka'. Sie bestand in der Hauptsache aus einem großen Zelt, in dem sich um den Agha herum nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen und Kinder aufhielten oder zu unserem Empfange versammelt hatten, wenn man überhaupt von einem Empfange sprechen kann. Kein Wort und keine Miene der Begrüßung. Mit unverhohlen feindlichen Blicken werden die Eindringlinge gemustert, und erst der Brief des Emir-i-Nizâm erwies sich wiederum, und hier ganz besonders, als schützender und helfender Talisman. Man forderte uns wenigstens zum Sitzen auf. Aber die Situation blieb so fragwürdig und unbehaglich, daß ich während der ganzen Zeit nicht wagte, irgendwelche Notizen zu machen, um die Aufmerksamkeit keinen Augenblick von unseren angenehmen Wirten abzuwenden. Wir waren keineswegs sicher, ob wir nicht doch, statt unsere Waffen nach gewohnter Weise nur bewundern

zu lassen, gezwungen werden würden, sie anzuwenden. Als wir nach einer Stunde, nur in Begleitung von drei Unbewaffneten zu Fuß, die, widerwillig mitgegeben, uns höchst widerwillig folgten, unseren Weg durch die wilde Landschaft bei schon sinkender Sonne fortzusetzen hatten, bemächtigte sich unser eine während der ganzen Reise noch kaum empfundene Mißstimmung, die freilich gegenüber der großartigen Erhabenheit der uns umgebenden Natur nicht lange anhalten konnte.

Vorerst verzeichneten wir rechts am Wege große Blöcke anstehenden graugrünen Granits, der mit dem Material der Kelischin-Stele übereinzustimmen schien. Wir folgen dem Laufe des Deringala-tschai, der als brausendes klares Berggewässer in vielen wehrartigen Abstürzen durch ein allmählich sich verengendes Tal dahinströmt, das, je weiter wir vordringen, umso schöner und wilder wird. Der Bach strömt zu unserer Rechten. Von den vielfach gezackten Bergen trägt einer hoch über uns einen Anflug von Baumwuchs von unten auf bis fast zu seiner vollen Höhe, — wenn es dessen bedürfte, ein Beweis, daß hier einstmals alles bewaldet gewesen sein muß. Ließe man die jungen Bäume in Frieden (S. 122f.), so hätte man hier in 50 Jahren den schönsten Vollwald. Das Gestein der Berge ist bräunlichrot, und die schnell sinkende Sonne verleiht den Gipfeln und Höhenlinien allen eine warme, satte, rötliche Beleuchtung verschiedener Stärke und mannigfacher Schattierung, die sich wundersam gegen die heute besonders tiefe und schöne Bläue des Himmels abhebt.

Um 5 Uhr 30 gelangen wir zu der großartigsten Partie. Das Tal wird rechts jenseits des Baches von hohen, in der Talrichtung streichenden Bergwänden begrenzt. Ein Fels rötlichgelben Gesteins steigt hier fast vertikal aus der Talsohle auf, an die Hochwände der Darjalschlucht im Kaukasus erinnernd, und senkt sich talabwärts in höchst merkwürdigen, grotesk treppenartigen Absätzen zum Bache nieder. Die Talsohle selbst beschreibt gleichzeitig eine riesige Ausbuchtung, so daß man glaubt, ein Seitental werde einmünden. Der Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß, im Winkel zu den das Tal begleitenden Bergwänden ein anderer Berg ebensolchen Gesteins und gleicher Färbung sich zungengleich von rechts her vorschiebt. Nicht lange darauf biegt das Tal nach links in westlicher Richtung scharf um und wird breiter, für Bergwiesen Raum gebend, die von großen Herden beweidet werden. Wir reiten auf steinigem Pfade, wiederholentlich durch den Bach, unter Büschen hindurch. Dabei wird uns der seltene Anblick eines Vögleins, das auf einem Zweige direkt über dem Wasser sitzt. Auch wilder, echter Wein, zum Teil schon rötlich gefärbt, erfreut unser,

solcher Eindrücke lange entwöhntes Auge. Das Gestrüpp am und im Fluß ist teilweise so dicht, daß unsere Pferde Mühe haben, hindurchzukommen. Ein längeres Verweilen und Genießen verbietet sich, da es spät ist und wir ganz ohne Bedeckung und Geleit sind, und mit Bedauern treiben wir unsere Pferde zur Eile. Die drei Kurden, die uns von der Bergweide mitgegeben waren, haben uns längst verlassen; da sie uns nur aufhielten, haben wir auch keinen Versuch gemacht, neue zu bekommen. Hans, der Schimmel, den ich reite, ist müde, und zudem fehlt ihm seit ca. zwei Stunden ein Hufeisen, so daß ihm jeder Schritt auf dem steinigen Boden beschwerlich fällt. Das Tal macht nunmehr wieder eine Wendung in entgegengesetzter nördlicher Richtung, und man ahnt die Ausmündung in die Ebene. Gerade als es zu dunkeln beginnt, erblicken wir rechts, etwa 350 m entfernt, das Kurdendorf Berrodi. Kurz darauf langen wir auf den zu dem Dorfe gehörigen Weideplätzen an. Von dort nehmen wir einen Kurden ohne viel Federlesen sehr gegen seinen Willen als Führer mit. Er darf sich auf das wenigst wunde unserer leeren Pferde setzen, und nun geht es bei völliger Dunkelheit nach Kasamli, wo wir schließlich um $^3/_4$8 Uhr eintreffen, nachdem wir den Fluß noch ein oder mehrere Male durchritten und schließlich eine kleine Brücke passiert hatten.

Der Freude, für heute am Ziele angelangt zu sein, sollten wir uns sobald noch nicht hingeben dürfen. Auf einmal erhob sich vor mir — der ich die Nachhut bildete — lautes Geschrei, Gekreische, und Wimmern von Weiberstimmen. Durch die Dunkelheit spähend, erblickte ich etliche Schritte voran eines unserer Pferde am Boden liegend. Gleichzeitig höre ich Färädj auf Russisch sagen: „Eines unserer Pferde ist gestürzt“ und sehe ihn unseren kurdischen Begleiter mit der Peitsche bearbeiten. Um das Pferd drängen sich gestikulierende Schatten in immer wachsender Anzahl. Das ganze Dorf strömt zusammen, das Geschrei und Toben nimmt einen bedrohlichen Charakter an. Was geschehen war, bringe ich endlich mit Mühe heraus. Das Pferd war von oben in den Erdhügel eingebrochen, der die Bedachung eines der kurdischen halb unterirdischen Häuser des Dorfes bildete. Das Erscheinen des Pferdefußes an der Decke einer — zurzeit — friedlichen Behausung in dämmernder Abendstunde hatte einen nur zu begreiflichen Schrecken hervorgerufen. „Er trat seinem verzweifelten Vater das Dach ein,“ — so übersetzte einst einer meiner Mitschüler den bekannten, auf Phaëton, der seinen Vater sucht, bezüglichen Ovidvers:

„Venit et intravit dubitati tecta parentis.“

Unser Erlebnis mutete mich gleich damals als die schönste Illustration zu dieser Leistung an. Im übrigen war die Sache ernst genug, denn da wir einmal falsch geführt und zwischen die Häuser geraten waren, konnte sich der Fall jeden Augenblick mit den übrigen Pferden wiederholen. Dem Gleichmut und der Kaltblütigkeit meines Reisegefährten gelingt es jedoch, Unheil zu verhüten. Dem Hauptschreier — die Dorfbewohner verstanden, obwohl sämtlich Kurden, alle Tatarisch — erklärt er: „Du bist mein Freund, hast vollkommen recht" und gibt ihm ein paar Silberstücke, die Frauen beruhigt er durch zuvorkommende Liebenswürdigkeit.

Inzwischen werde ich, der ich, zwei Pferde haltend, etwas abseits stehe, von Frauen, Kindern einigen Männern ausgeforscht. Woher wir kommen. „Woher heute?" „Konsul?" „Was für Sprachen sprichst du?" Ich nenne u. a. auch Arabisch. Da höhnt ein kleiner, frecher Bengel, wahrscheinlich ein Mollahschüler: „Du kannst Arabisch? Na, dann sag mal was." Als ich darauf aus dem Koran zu rezitieren begann, war er blamiert und wurde von den Seinigen weidlich gehänselt. Den Sinn für Humor und Neckerei hatte ich bei den Kurden bereits mehrfach beobachtet.

Inzwischen hatte sich gezeigt, daß in dem Dorfe Kasamli kein rechtes Unterkommen zu finden war, und so mußten wir, zum Schlusse dieses ereignisreichen Tages, noch eine Stunde in der Dunkelheit weiter durch die gebirgige Landschaft ziehen, geführt von einem der Bewohner von Kasamli, der dabei zum Range unseres „Bruders" „arkadasch" aufrückte. Nach etwa dreiviertel Stunden Reitens ließen wir die letzten Ausläufer des Gebirges hinter uns und gelangen kurz darauf nach Kûkä. Da das Karawansärai sich als ungeeignet erwies, so erhielten wir Unterkunft in dem vom Dorfältesten verwalteten, zur Aufnahme von Gästen bestimmten „Kaiserlichen Hause", bewirtet aber werden wir, und sehr gut, von dem vornehmsten Manne des Ortes. Mit dem befriedigenden Bewußtsein trotz vieler Schwierigkeiten und trotz des gebirgigen Terrains ca. 64 km zurückgelegt zu haben, krochen wir in unsere, auf die Teppiche gebreiteten Schlafsäcke und schliefen, von der bei Tag und Nacht unentbehrlichen Burka bedeckt, bis 7 Uhr früh den Schlaf des Gerechten. Der Morgen zeigte uns, daß Kûkä am Deringala-tschai liegt, dessen Lauf wir gestern fast von der Quelle aus gefolgt waren.

Unser Ritt nach dem eine halbe Tagereise entfernten Urmia vollzog sich ohne weitere Zwischenfälle, und wir hatten Muße, uns der, je weiter wir vorrückten, um so deutlicher hervortretenden Fruchtbarkeit

dieser gesegneten Ebene zu freuen und auch den vereinzelten Spuren älterer Kultur nachzugehen.

Fünf Minuten, nachdem wir Kukä kurz nach 10 Uhr verlassen hatten, eröffnete sich für einen Augenblick eine Fernsicht in der Richtung des Urmia-Sees. Zwischen Weinbergen und Baumwollenfeldern hindurchreitend, gelangten wir in einer halben Stunde nach dem Dorfe Tumatar. Unterwegs mußten wir den stark gewundenen und entsprechend schmaleren Deringala-tschai in vier Minuten dreimal durchreiten. Tumatar zählt 140 kurdische und 30 armenische Familien. Hier werden also die reichlichen Trauben wenigstens von der christlichen Minderheit der Bewohner ihrem edelsten Berufe zugeführt. Wir befinden uns ja in der Heimat des Weinbaues und der Weinbereitung. Ein alter armenischer Priester aus Tumatar, der uns Durchreitenden mit freundlicher Begrüßung herrliche, goldgelbe Trauben überreichte, glich einem wiedererstandenen Noah. Kaum hören die Gärten von Tumatar auf, so beginnen links die eines neuen Dorfes, in denen Salat gebaut wird und Kürbisse und Melonen reifen, und so schließt sich weiter Dorf an Dorf. Hinter Balanîtsch beginnt bereits eine schnurgerade breite Fahrstraße in nordwestlicher Richtung das fruchtbare Gefilde zu durchschneiden. Um $^1/_2$ 12 Uhr passieren wir auf einer stattlichen Brücke, die fünf spitzbogenförmige Hauptdurchlässe und beiderseits einen schrägen, dammartigen Aufgang und Niedergang hat, den Baranduz-tschai und erblicken in der Ferne, wie früher schon einmal, die schöngelegene Festung Düzäteke, um dann weiter hinter dem großen armenischen Dorfe Sahati auf einer Brücke einen großen Kanal zu passieren, der mitten zwischen teils reifenden, teils bereits abgeernteten und mit riesigen Haufen von Getreide bestandenen Feldern hindurchfließt. Wie überall auf unseren Wegen (S. 187), so machen sich auch hier die städtischen Anlagen vornehmlich durch das Auftreten der Bäume bemerkbar. Etwa anderthalb bis zwei Stunden von Urmia entfernt, treten an Stelle der kahlen Straßen die Weiden- und Pappelalleen. Vielfach stehen die Bäume beiderseits doppelt, und jede Doppelreihe faßt die Ufer eines Kanals ein, von denen größere und kleinere Berieselungsarme für die Felder abgeleitet werden. Wir erkennen bald genug, daß die Ebene von Urmia mit ihren Bewässerungsverhältnissen im heutigen Azärbaidjan eine Ausnahmestelle einnimmt. Die Vermutung, daß hier eine Errungenschaft und Übung uralter Kultur fortlebe, drängte sich wiederum (S. 185) auf und ward in der Folge bestätigt. Zu den bereits genannten Früchten und Getreidearten trat in größerer Nähe der Stadt nun auch der Reis hinzu. Die mit dem Ausworfeln des Getreides beschäftigten Tataren

begleiteten die Arbeit mit Gesang, der weniger eintönig als gewöhnlich klang. Zur Vervollständigung der Völkertypen sei des Juden mit seinem Knaben gedacht, die beide ihr hebräisches Altes Testament gut im Kopfe haben und bei den Zitaten, die ich beginne, richtig einfallen. Landschaft und Menschen lassen immer mehr erkennen, daß wir uns in persisch-tatarischer, nicht mehr in kurdischer Gegend bewegen. Um 1 Uhr verrät sich die Nähe der Stadt unverkennbar in einem halbgeschlossenen „Phaëton" mit starker Bedeckungsmannschaft, in dem zwei verhüllte Perserinnen sitzen. Die Dienerin nimmt es mit der Verschleierung des Gesichtes, wie die älteren Frauen häufig, nicht so genau.

Vor uns, in etwa 1 km Entfernung, erblicken wir einen Hügel. Es ist der Goschali-täpä, der Ausgrabungsfunde liefert, von denen uns bereits Mr. Wilson in Täbriz erzählt hatte.

Auf der Spitze des 10—15 m hohen und oben im Durchmesser etwa 50 m großen Schutthügels angelangt, sehen wir an einer angegrabenen Stelle Mauern aus gelben Luftziegeln zutage liegen — ein sicheres Zeichen babylonisch-assyrischen Kultureinflusses. Die Ziegel sind 10—12 cm dick und 25—30 cm lang. Zum Begleiter haben wir einen armenischen Jungen, der nur Tatarisch sprechen kann. Rechts voraus wird uns in der Ferne das gleichfalls auf einer alten Trümmerstätte angelegte Dorf Gök-täpä gezeigt. Vom Goschali-täpä wenige Minuten weiter reitend, sehen wir vor uns die Stadt Urmia liegen. In der Richtung NNW. nach SSO. weithin gestreckt, erinnert es mit seinen grünen Gärten und Baumpflanzungen an Maragha, scheint aber von größerer Ausdehnung zu sein.

Um 2 Uhr beginnen zur Seite der Straße die mit den wohlbekannten Lehmmauern eingefaßten Gärten von Urmia. Es ist heiß und staubig; mein Schimmel ist in Schweiß gebadet und so ermüdet, daß er kaum einen Schritt mehr weiter gehen kann. Er mag die vielen Esel, die uns, mit Getreideähren in großmaschigen Netztaschen beladen, hurtig und munter aus der Stadt entgegenkommen, beneiden. 25 Minuten später durchreiten wir das 100 m breite, seichte Bett des Stadtflusses (Schähr-tschai). Jenseits setzen sich die Gärten zu beiden Seiten des Weges fort, bis wir um 2 Uhr 40 durch das Bazarbaschkapy (Basar-Haupttor) nach einer Halbtagesreise von über 30 km in Urmia einreiten. Dieses Tor hat drei Durchlässe nebeneinander, die nach oben hin nicht durch einen Bogen, sondern durch Zickzacklinien abgeschlossen werden; es wird von Zinnen entsprechender Form überragt und rechts und links von je einem grünglasierten Türmchen in Zwiebelform abgeschlossen. Die Straßen zeigen dasselbe Aussehen

wie in Täbriz und Maragha; Betteljungen, die uns weithin nachfolgen, und arme, unglückliche, aussätzige Frauen fehlen hier, am Rande des städtischen Weichbildes, so wenig wie in Maragha.

Wir begaben uns zunächst zum Gouverneur, der bei Tee und Zigaretten ein lebhaftes Interesse an unseren Gewehren, deren Ladung und Zusammensetzung er sich vorführen läßt, bezeigt. Der Empfang findet in einer geräumigen, mit Teppichen herrlich geschmückten Doppelhalle statt, durch deren große Fenster der Blick sich nach zwei entgegengesetzten Seiten auf wohlgepflegte Gärten öffnet. So spiegelt sich die Größe und der Reichtum von Urmia in dem Regierungssitze und wohl auch in dem persönlichen Wohlstand seines Inhabers wieder.

Das Essen, das dann gebracht wurde, bestand aus Setzeiern, Huhn mit Gurken und Früchten, dazu gab es besonders schönes Brot und zur Löschung des Durstes, außer dem üblichen Joghurt, den uns von Marand her so lieb gewordenen Rosen-Scherbet.

Nach der auf europäische Weise am hohen Tisch mit Stühlen eingenommenen Mahlzeit empfahlen wir uns und begaben uns zu Fuß nach der Wohnung, die uns angewiesen war. Angeblich war es die Wohnung des gegenwärtig abwesenden Beamten für die auswärtigen Angelegenheiten (S. 229). Wie wir später erfuhren, war der bisherige Träger dieses Amtes wegen unrechtmäßiger Sistierung und Bestrafung eines russischen Untertanen abberufen, und die Stelle war gegenwärtig vakant. Irgendein Unterbeamter versah seine Funktionen, und dessen Wohnung wird es wohl gewesen sein, die man uns angewiesen hatte. Jedenfalls war es ein wenig freundlicher, kahler und sicher, wie der Nase sehr bald bemerkbar wird, ungesunder Raum, aus dem uns alsbald eine Einladung von Mr. und Mrs. Labaree, den Leitern der amerikanischen Mission, denen wir unsere Täbrizer Empfehlungen gesandt hatten, bei ihnen Wohnung zu nehmen, befreite.

War es schon eine Wohltat, nach langer Zeit zum ersten Male wieder ein wirkliches, sauber gebreitetes Bett und, seit 17 Tagen zum ersten Male wieder, reichliches Wasser zu gründlicher, von voller Umkleidung begleiteter Säuberung und zum erfrischenden Bade zur Verfügung zu haben, so war die Atmosphäre häuslichen Friedens, seelischer Harmonie, echt menschlicher Hilfsbereitschaft und herzlicher Gastlichkeit, die uns hier empfing und sich in dem Walten der Hausfrau und ihres Gemahls verkörperten, ein wahres Labsal nach den wildbewegten Erlebnissen der letzten Tage. Die fünf Tage, die wir in der amerikanischen Mission zu Urmia verbrachten, stehen mir unvergeßlich in dankbarer Erinnerung, und mit der seither leider von schwerem Unglück be-

troffenen Familie Labaree verknüpfen mich dauernde Beziehungen herzlicher und verehrungsvoller Freundschaft.

Es war das erstemal, daß wir in einer der amerikanischen Missionen als Wohngäste Aufnahme fanden, deren Gastfreundschaft wir, was wir damals noch nicht ahnten, auf verschiedenen Stationen unserer Expedition in so ausgiebigem Masse in Anspruch nehmen sollten. Es mögen daher die all diesen Missionen gemeinsamen wesentlichen Züge, wie sie sich bereits in Urmia in den Umrissen und auf der weiteren Reise kräftiger und bestimmter darstellten, hier hervorgehoben werden, ehe wir einen Blick auf die besondere Eigentümlichkeit der Mission in Urmia werfen.

Zwei Irrtümer liegen nahe und sind weitverbreitet. Man ist geneigt, anzunehmen, daß diese Missionen unter den Mohammedanern Proselyten zu gewinnen suchen, und daß sie sich in die Politik der Gebiete ihres Missionsbereichs, zumal bei Differenzen der Rasse und des Bekenntnisses, einzumischen streben. Das eine ist so falsch wie das andere. Vielmehr befleißigen sich nach allem, was ich gesehen und gehört habe, die amerikanischen Missionen großer Zurückhaltung in politischen Dingen. Ja selbst dann, wenn ihre eigensten Interessen, Leben und Habe ihrer Schutzbefohlenen und die Früchte ihres segensreichen Wirkens in Frage gestellt werden, vermeiden sie es tunlichst, in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Als ihre Aufgabe betrachten sie es dagegen, die leibliche, wirtschaftliche und seelische Not der beklagenswerten Opfer des Fanatismus, des Rassenhasses und behördlichen Willkür oder Indolenz nach Kräften zu beheben.

Und was die religiöse Propaganda anlangt, so mag und wird die Verbreitung des Christentums unter den Moslems anfänglich allerdings das Ziel der presbyterianischen Missionsbewegung im Orient und ihrer Pflanzstätten gewesen sein. Aber sie haben sehr bald davon abgelassen. Sie mußten einsehen, einmal, daß sie durch eine weitreichende christliche Propaganda, die die Behörden der mohammedanischen Staaten unmöglich zulassen konnten, ihre Existenz in Frage gestellt hätten. Auch werden sie bald genug erfahren haben, daß der Mohammedaner einer solchen Propaganda sehr wenig zugänglich ist. Er haftet zähe an dem angestammten Bekenntnis, und dem Christentum mit seinen Lehren und sittlichen Forderungen gebricht es, soweit ich sehe, gegenüber den Verheißungen des Islam überhaupt an werbender Kraft. Vielmehr scheint eine Tendenz in gegenteiliger Richtung obzuwalten. Die Massenübertritte kaukasischer Völker zum Islam, von denen noch die Rede sein wird, geben hier sehr zu denken. Vereinzelte Fälle vom Übertritte eines

Mohammedaners zum Christentum im Bereiche und unter der Wirkung der Missionen bestätigen nur die Regel. Eine solche sehr merkwürdige Ausnahme bildet jener Schech, den wir in Sautschbulaq kennen gelernt und besucht hatten. Dies auch der Grund, warum ich auf Wunsch meiner Gewährsmänner seinen mir wohlbekannten Namen nicht nenne. Dieser Schech ist das Haupt einer religiösen Sekte unter den Kurden. Sein Dorf befindet sich südlich von Sautschbulaq. Nach den Angaben seiner Anhänger zählt die Sekte etwa 8000 Mitglieder. Der Schech aber — ist Christ. Er ist von einem der Missionsprediger in Gegenwart eines Mitgliedes der Mission in Täbriz, zusammen mit seinem Bruder und seinem Sohne, getauft worden. Seither hat sich auch seine Frau der christlichen Sache zugewandt, aber ohne sich taufen zu lassen. Das Merkwürdige aber nun ist, daß der Schech sein Christentum verheimlicht. Er wirkt in christlichem Sinne, ist gütig gegen die Christen, ohne doch so tief von der christlichen Lehre ergriffen zu sein, daß er ein Martyrium auf sich nehmen möchte. So bleibt er äußerlich Mohammedaner und predigt als Haupt einer mohammedanischen Sekte seinen Anhängern der Sache, aber nicht dem Namen nach, das Evangelium. Daß sich die Missionare, die die Taufe erteilt haben, mit dieser Unwahrheit einverstanden erklären, ist, wenn auch taktisch klug, doch immerhin ethisch bemerkenswert.

Von solchen seltenen Ausnahmen abgesehen, beschränkt sich die Tätigkeit der Missionen evangelischen Bekenntnisses, und speziell englischer Zunge, auf die älteren christlichen Kirchen und Sekten des Orients. Das erstarrte und erstorbene kirchliche Leben wiederzubeleben, das vielfach sehr tief gesunkene Niveau der Moral wie der elementarsten Bildung zu heben, ist neben der Linderung der materiellen Not und den Werken menschlicher und christlicher Barmherzigkeit das all diesen evangelischen Missionen gemeinsame Ziel.

Daneben aber haben die wohl am meisten verbreiteten und zahlreichsten Missionen, die amerikanisch-presbyterianischen, noch eine entschieden propagandistische Tendenz. Ihr höchstes Ziel ist, unter den bisherigen Angehörigen christlich-orientalischer Kirchen und Sekten möglichst viele Bekenner des Evangeliums im protestantisch-presbyterianischen Sinne zu gewinnen. Freilich wird in keiner Weise ein eigentlicher Druck ausgeübt, und weder der Besuch der Missionsschulen noch die Ausübung der höchst segensreichen Liebestätigkeit wird von dem Übertritte zum Protestantismus und Puritanismus abhängig gemacht. Aber entsprechend dem stark entwickelten Sonderbewußtsein, das den Spaltungen des amerikanischen Protestantismus innewohnt, ist doch ein

unbewußtes Hinwirken auf eine derartige Evangelisierung nicht zu verkennen. Ob diese Propaganda im Sinne der kirchlichen und nationalen Gesamtentwicklung zu begrüßen ist, ob es nicht besser und weiser wäre, sich mit der Reform der alten Kirchen im Rahmen der gegebenen Formen zu begnügen, statt Spaltungen unter Volks- unter Religionsgenossen, sei es zu fördern, sei es zu schaffen, mag dahingestellt bleiben. Solange nur eine Mission an einem Orte ihre Tätigkeit ausübt, mag die Sache noch hingehen. Sobald aber mehrere und speziell mehrere protestantische in Konkurrenz treten, können Unzuträglichkeiten nicht ausbleiben. Sie haben sich auch in Urmia gezeigt, das mit seinem Gebiet den Hauptsitz der Nestorianer syrischer Sprache bildet. Und wie die Einsichtigsten unter den Nestorianern (auf die wir im allgemeinen und in diesem speziellen Zusammenhange noch zurückkommen), darüber denken, erfuhren wir ja bereits in Maragha. —

Vom Schlaf und vom Bade erquickt, wohnte ich am nächsten Morgen, nach dem reichlichen englisch-amerikanischen Frühstück, der Morgenandacht bei, die, was mich fesselte, in neusyrischer Sprache von Mr. Labaree für alle Hausgenossen abgehalten wurde.

Später entführte er uns in einem von ihm selbst gefahrenen leichten Einspänner (bug-board) zu einem in erster Linie der archäologischen Orientierung dienenden Ausfluge. Wir fuhren zunächst nach dem Terrain der Mission. Durch eins der sieben Stadttore und über breite Straßen, zwischen großen, mit hölzernen Wachttürmen versehenen Gärten, für deren Ausdehnung und Schönheit Urmia berühmt ist, gelangten wir in wenigen Minuten dorthin.

In dem kleinen Museum der Mission selbst befindet sich namentlich eine reichhaltige Sammlung keramischer Funde, besonders aus Göktäpä und Digalla-täpä, zum Teil von sehr absonderlichen Formen. Eine Auswahl derselben hat mein Reisegefährte aufgenommen, während uns Mr. Labaree und Mr. Shedd eine erlesene Sammlung der besten in diesen beiden Stätten gefundenen Urnentypen, darunter solche, deren Schnauzen interessante Tierformen darstellen, überließen, die durch Vermittlung der Herren Ziegler & Co. in Täbriz glücklich in Rudolf Virchows Hände gelangten.

Auf dem Grundstück der Mission befinden sich eine Anzahl schöner alter Platanen. Die Freude an diesen Schattenspendern wird den Missionaren jedoch durch ungebetene Gäste verkümmert. Eine bestimmte Sorte von Habichten kommt im Sommer und setzt sich nur für die Nacht in den Wipfeln der Platanen fest, ohne etwa Nester zu bauen. Sie beschmutzen die Bäume und verpesten die Luft. Tagsüber sind

sie im Gebirge und auf den Feldern. Trotzdem die Angestellten der Mission sie schießen und sonst auf alle Weise zu vertreiben suchen, war und ist es, wie ich höre, auch jetzt noch nicht gelungen, dieser Plage Herr zu werden. Da in der Gegend das Holz sehr rar ist, werden überhaupt viel Bäume gepflanzt, wie bereits die erwähnten Doppelalleen erkennen ließen. Man hat gehofft, dadurch auch eine Verbesserung des infolge der Boden- und Bewässerungsverhältnisse recht fieberreichen Klimas zu erzielen, bisher ist aber kein Wandel zu bemerken gewesen.

In der Mission werden uns noch die Lehrmittel, u. a. die praktischen und sparsamen Schreibtafeln der kleinen syrischen ABC-Schützen, Bretter, die in einer fast über die ganze Länge (ca. 80 cm) laufenden Vertiefung Sand enthalten, sowie die Bibliothek und die Druckerei gezeigt. Erstere enthält eine Anzahl alter syrischer Manuskripte, deren älteste ins 13. Jahrhundert zurückreichen. In Baz (S. 288) aber hatte Mr. Labaree ein syrisches Neues Testament gesehen, das datiert war aus dem Jahre 1061 von Alexander dem Großen, also aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. stammte.

Auf der Missionspresse waren im Jahre 1896/7 725000 Seiten, 1897/8 dagegen, weil es an Mitteln gebrach, nur 203000 Seiten, meist in syrischer Sprache, gedruckt worden.

Die Essensstunde rief uns heim. Aber am Nachmittage führte uns unser in seiner Güte unermüdlicher Wirt nach der Ruinenstätte Gök-täpä („Blauer Hügel“). Die Fahrt ging diesmal in zwei Wagen durch dasselbe Tor wie am Morgen hinaus, vorbei an einem Raum, der von den reichen Mohammedanern für die Armen mit Eis versehen gehalten wird, und ging eine Zeitlang an der Stadtmauer entlang, die, von beträchtlicher Höhe (8—10 m), noch durch vorspringende Rundtürme verstärkt ist und früher auch rings von einem Graben umzogen war. Sie ist zwar wiederum großenteils aus Lehmziegeln errichtet und würde also gegen moderne Artillerie nur einen geringen Schutz bieten. Aber in dem Aufstande des Kurdenscheichs Obaidullah, dem bedeutsamsten, alsbald noch näher ins Auge zu fassenden Ereignis der neuesten Geschichte Urmias (S. 292), hat sie doch gute Dienste geleistet.

Das Bett des Schähr-Tschai ist vollkommen ausgetrocknet, während ihm in anderen Jahren, trotz seiner starken Inanspruchnahme für die Bewässerung der Felder, doch immer etwas Wasser verblieb, so daß man bei der Bestellung der Felder im Herbste Wassermangel befürchtete. Der Winter 1897/98 war ungewöhnlich streng gewesen. Er hatte den Weingärten großen Schaden getan. Außerdem waren im Gebirge fast alle Nußbäume (fünf- bis sechstausend an der Zahl) durch Frost ver-

nichtet worden — ein sehr empfindlicher Verlust, da Nußöl bei der Bevölkerung zur Beleuchtung verwandt wird und außerdem in der langen Fastenzeit als Nahrungsmittel eine große Rolle spielt. Diesem strengen Winter war nun die sommerliche Dürre gefolgt. Ein so trockenes Jahr wie dieses hatte es lange nicht gegeben, und die Dürre war einer der Gründe für die herrschende Teuerung, die ähnliche Verhältnisse bedingte wie in Täbriz. Man erwartete und erhoffte einen Schuluch (S. 197), wie es deren auch hier schon mehrfach gegeben hatte.

Die Pferdeladung Weizen (10 Urmia Batman = ca. $33^1/_3$ Täbriz Batman = 330 Pfund avoir du poids, d. i. beinahe 150 kg) kostete 1896 und 1897 3 Toman 2 Kran (1 Toman = 10 Kran = ca. 4 Mark); im laufenden Jahre hielt sich der Preis viele Monate lang auf ca. 4 Toman. Am Sonnabend vor unserer Ankunft (9. September) war er auf 4 Toman 4 Kran gestiegen, am Sonntag auf 5 Toman 2 Kran. Dieser Preis galt am Sonntag nur noch für die geringste Sorte, sonst betrug er 6 Toman. Während unserer Anwesenheit am Donnerstag sank er wieder auf 5 Toman 2 Kran, wohl, weil die Chans, die das Getreide zurückhielten, erfuhren, daß die Regierung eingreifen wolle. In der Tat berief an diesem Tage der Gouverneur diese sämtlichen vornehmen Herren zu sich und teilte ihnen eine vom Schah ausgehende Order mit, die der Emir-i-Nizâm ebenso für Täbriz ausgegeben hatte. Sie lautete dahin: die Regierung werde 60000 Pferdelasten Weizen zu 4 Toman die Last kaufen. Sie sollten den Weizen bringen, d. h. zu deutsch: ihn überhaupt zu diesem gemäßigten Preise zu Verkauf stellen. Täten sie es nicht, so sollten sie in Ketten nach Täbriz gebracht werden. Das waren kräftige Worte, die aber, da keine kräftige Gewalt und Exekutive hinter ihnen stand, unbefolgt blieben, nur daß der Preis noch um ein weniges sank. Am Freitag stand er auf 4 Toman 8 Kran. Dabei erfolgte noch stete Zufuhr, so trafen wir an eben jenem Donnerstag eine große Kamelkarawane auf dem Rückweg von Urmia, wohin sie aus Solduz Weizen gebracht hatte.

Während der Schah Muzaffer ed-Dîn selbst vom besten Willen beseelt war, sollte sich der Zill-es-Sultân („Schatten des Sultans"), damals Gouverneur von Ispahan, älterer Bruder des Schah, aber aus einer Verbindung seines Vaters Naßir-ed-Dîn Schah mit einer unebenbürtigen Frau stammend und daher nicht thronberechtigt, durch eine raffinierte Grausamkeit auszeichnen. Als siebenjähriger Junge hat er Unterricht. Eine Katze kommt ins Zimmer. Er bohrt ihr mit den Fingern die Augen aus. Der Lehrer verweist es ihm. „Ich täte am liebsten mit deinen Augen das gleiche," wird ihm zur Antwort, worauf der Lehrer flieht und erklärt, mit solch einem Schüler könne er nichts anfangen. Als Generalgouverneur von

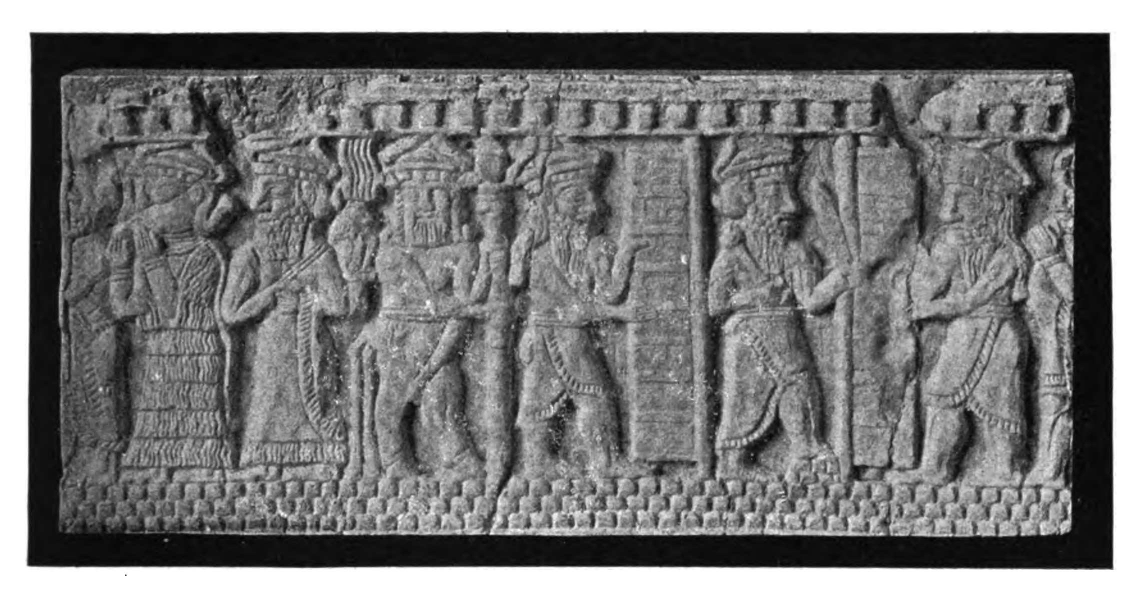
Süd-Iran wußte der Zill-es-Sultân in sehr eigenartiger Weise sein Vermögen zu mehren. Er begibt sich zu einem Reichen. „Hast du dein Testament gemacht?" — „Nein." — „Es ist Zeit. Laß den Mirza (Schreiber) holen. Wieviel Söhne hast du?" — „Vier." — „Nein, du hast fünf, ich gelte für einen. Wieviel vermachst du deinen fünf Söhnen?" — „Soundso viel jedem." — „Nein! du irrst. Ich brauche mehr, mir mußt du einen zweifachen Anteil, also zwei Sechstel, geben." Doch ist das nicht der einzige, oft beschrittene Weg zur Bereicherung. Einen gefürchteten Kurdenfürsten lockte er schließlich zu sich als Gast und verschaffte sich telegraphisch aus Teheran den Befehl des Schah, ihn zu töten. — Dann sagt er zu ihm: „Ich habe eine ‚Freudenbotschaft' (der Bringer erhält ein Geschenk) für dich. Was gibst du?" — „Zwei Kran." — „Gib sie." — Er nimmt sie und zeigt ihm die Todesdepesche. Nun will der Kurde sich losbitten. — „Was zahlst du? — „20000 Toman." — „Nein! Du bist reich, du mußt 100000 geben." — Der Kurde erklärt sich dazu bereit. — „Woher willst du sie bekommen? — Der Verurteilte zählt seine Bezugsquellen auf, gibt auch wohl schriftliche Anweisungen. Und wie der Zill-es-Sultân seines Geldes sicher ist, sticht er den Kurden nieder.

Unser Weg führt, bei angenehmer frühherbstlicher Kühle und klarstem blauen Himmel fortgesetzt zwischen ausgedehnten Tabakpflanzungen dahin, die die Erinnerung an Häk und den Kelischin wachrufen.

Der übertriebene Anbau des Tabaks, der zu einer Einschränkung der Getreideaussaat führt, wird mir als einer der mutmaßlichen Gründe für die Teuerung von Mr. Labaree genannt. In Urmia selbst ist der hier gepflanzte Tabak nicht beliebt; man bevorzugt den von Notschia. Aber in Teheran wird das Gewächs von Urmia besonders geschätzt, so daß sich der Anbau trefflich belohnt. Auch der Djiudjiubbaum ist vielfach in zahlreichen und besonders stattlichen Exemplaren vertreten.

Der Hügel Gök-täpä, unser bald erreichtes Ziel, 7—8 km südlich von Urmia gelegen, ist im wesentlichen eine künstliche Erhebung, ein im Laufe der Jahrtausende entstandener Gräberberg. Den Kern und den Hauptbestandteil bilden Steinkistengräber verschiedener Perioden, die mit Erde überdeckt wurden. Selbst am Rande des Hügels lagen in dessen tieferen Schichten zahlreiche solcher Steinkistengräber zutage.

Das heutige Nestorianerdorf Gök-täpä kriecht den Hügel hinauf, dem in verschiedener Höhe Terrassen abgewonnen sind. Auf seinem untersten Teile ist großenteils aus mächtigen, den Gräbern entnommenen Quadern und Steinplatten die von der presbyterianischen Mission er-



Zylinder aus Gök-täpä, unvollständige Abrollung.

baute Kirche aufgeführt, wie auch ebenso die sie umgebende Mauer, die zum Teil in die Ebene hineinreicht. Beim Bau der Kirche wurde ein Brunnen gegraben, in dem sich eine kunstreich mit eingegrabenen Darstellungen geschmückte, längsdurchbohrte Steinwalze nach Art der babylonischen Siegelzylinder, aber von ungewöhnlich großen Dimensionen, fand, die sich jetzt im Metropolitanischen Museum in New-York befindet. Von unseren Abbildungen bietet die größere eine Gesamtansicht der Darstellung nach einer dem positiven Siegelbilde entsprechenden, aber leider nicht ganz vollständigen Abrollung des Zylinders. Diese zeigt, sowohl dem Gegenstand nach wie in Stil und Formengebung, nahe Berührungen mit Motiven altbabylonischer Siegelzylinder.



Zylinder aus Gök-täpä (Eabani, vor ihm der linke Türöffner).

Die Hauptszene bildet die wohlbekannte Darstellung des Sonnenaufgangs. Zwei göttliche Gestalten — an der gehörnten Kopfbedeckung oder Haartracht kenntlich — schlagen die Türen des Ostens zurück,

hinter denen der Sonnengott, in der erhobenen Linken ein kurzes Schwert oder Messer, in der Rechten eine Keule, hervortritt, und zwar handelt es sich um eine, auch sonst altbabylonisch belegbare, Anbetung der aufgehenden Sonne, der Anbetende und der hinter ihm stehende göttliche Fürsprecher im charakteristischen babylonischen Stufengewande.

Die vielgestaltige Darstellung ist, was in der Abrollung nicht hervortritt, durchaus symmetrisch und vortrefflich komponiert. In der Mitte der Sonnengott und die Türöffner, rechts der Anbetende und der göttliche Fürsprecher, links ihnen entsprechend zwei andere Gestalten, von denen die zweite durch ihre Stellung und Gebärde in dem Rundbilde den Übergang zu der Gruppe der Betenden vermittelt. Bis auf den Anbetenden sind sämtliche Gestalten durch die Hörner an der Kopfbedeckung als göttlich gekennzeichnet. Die erste jener beiden Figuren zur Linken ist unverkennbar die aus dem Gilgamisch-Epos, dem babylonischen National-Epos, und aus zahllosen Darstellungen wohl vertraute Gestalt des Ea-bani, des Gefährten des Gilgamesch, besonders kenntlich an den Stierfüßen und dem langen, in einen Haarbüschel endigenden Schwanze. Letzterer erscheint hier zweifach geteilt. Mit beiden Händen hält er einen auf den Boden aufgestemmten, die ganze Höhe des Bildfeldes durchmessenden, in eine Rundung (?) endigenden Stab, wohl eine riesige Keule.

Zu Eabani aber gehört unweigerlich Gilgamisch.

Folglich ist es wahrscheinlich nicht der Sonnengott schlechthin, um dessen Anbetung es sich handelt, sondern Gilgamisch. Daß Gilgamisch in seinem göttlichen Teile („zwei Drittel von ihm sind Gott, ein Drittel ist Mensch“) solaren Charakter trage, hat man längst vermutet, und neuerdings hat man immer klarer erkannt, daß den Taten und Fahrten des Gilgamisch teils der Jahresweg teils der Tagesweg der Sonne am gestirnten Himmel zugrunde liege. Aber ein direkter Beweis, daß Gilgamisch geradezu mit dem Sonnengott identifiziert wurde, fehlte meines Wissens bis jetzt.

Die aus beiden Schultern hervorschießenden dreifachen Strahlenbündel, die den Sonnengott Schamasch auf der Stele mit den Gesetzen Hammurabis, der Tafel von Sippar und auf mehreren der angezogenen Siegelzylinder kennzeichnen, fehlen auf unserem Zylinder, möglicherweise eben deshalb, weil nicht Schamasch selbst, sondern Gilgamisch dargestellt ist. In der hinter Eabani stehenden, aber von ihm ab-, dem Betenden zugewandten und gleich allen übrigen gehörnten, also göttlichen Gestalt ist vielleicht Ut-napischtim, der babylonische Noah, zu erblicken.

Von Eabani trennt ihn ein in halber Bildhöhe glatt abschneidender Stab, der gleich einem Wappen oder Feldzeichen das Bild eines hockenden Tieres (eher Löwe als Affe) trägt.

Gegenüber den altbabylonischen höchst primitiven Zylindern mit entsprechender Darstellung zeigt unser Stück eine sehr vorgeschrittene Kunstübung, die sich sowohl in den einzelnen Gestalten und ihrer natürlichen und ungezwungenen Haltung wie in der vollendeten Anlage und Durchführung kundgibt. Seine Vorlage muß also aus einer späteren Zeit der Kunstübung des Zweistromlandes herstammen.

Bei dem Zylinder von Gök-täpä handelt es sich nicht etwa um ein einheimisches altbabylonisches Kunstwerk, sondern um die Reproduktion eines solchen, sozusagen um eine Nachprägung. Darauf weisen schon die Dimensionen des Zylinders, der über 11 cm hoch ist und einen entsprechenden Durchmesser hat. Eine solche Riesenwalze eignet sich schwerlich zum Siegeln; Verkennung des Zweckes oder absichtliche Modifikation? Ferner muten die kurzen gedrungenen Gestalten entschieden fremdartig an; in der altbabylonischen Glyptik erscheinen die menschlichen Figuren ungleich schlanker. Auch die Tracht der nicht mit dem priesterlichen Stufengewande bekleideten Gestalten zeigt charakteristische Abweichungen von den altbabylonischen Vorbildern; sie nähert sich mehr der assyrischen, gewiß nicht auf die verhältnismäßig späte Zeit des assyrischen Königtums, noch auch auf dessen ursprüngliches enges Gebiet beschränkten Tracht.

Das Gewand ist, wie bei jenem, mit Fransen gesäumt, ohne die Beine so weit hinunter zu bedecken, wie auf den assyrischen Darstellungen.

Aus dem Felsrelief des uralten Lulubäerfürsten Anubanini bei Zohab und besser noch aus der in Susa gefundenen Stele, die Narâm-Sins (um 2500 v. Chr.) Sieg über die Lulubäer feiert, wissen wir, daß in Krieg und Frieden der Einfluß des Zweistromlandes sich bereits zu Anfang des dritten Jahrtausends v. Chr. auch nach Nordosten in die gebirgigen Gaue jenseits des Tigris erstreckte.

Das Land der Lulu reicht in späterer Zeit bis in den Norden des heutigen persischen Kurdistan, dem Gök-täpä nahe genug benachbart ist, während das heutige südliche Azärbaidjan in späterer Zeit dem Gebiet der Gutiäer angehörte. Da uns aus ältester Zeit die Inschrift eines Königs von Gutium bekannt ist, wird man die Gutiäer von vornherein als nördliche Nachbarn und Konkurrenten der Lulubäer zu betrachten haben.

Einen vor oder um 2000 v. Chr. lebenden Fürsten der Gutiäer oder Lulubäer wird man sich in erster Linie als Besitzer jenes prächtigen

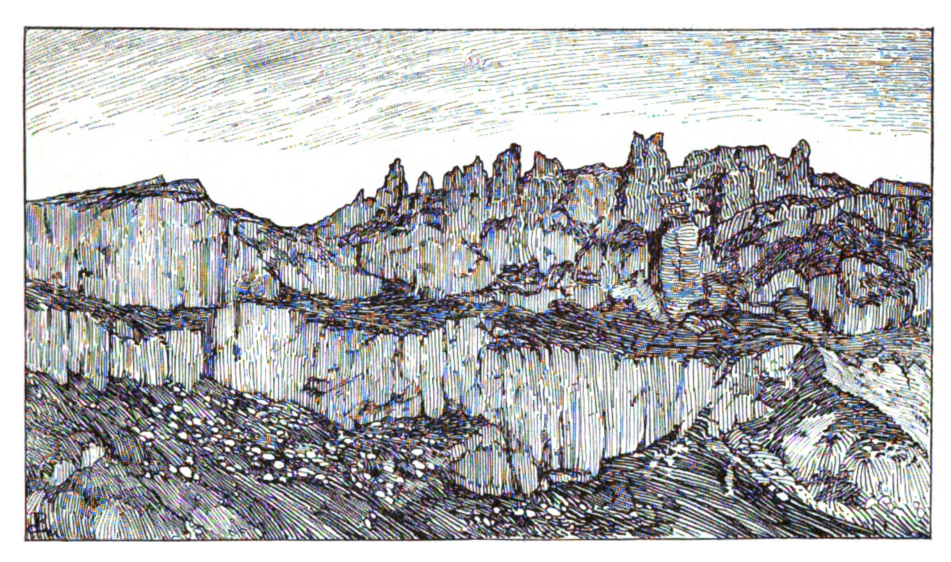
Zylinders vorzustellen haben, den man ihm in sein Grabgewölbe in der untersten Schicht der Nekropole von Gök-täpä mitgegeben hat. —

Noch eine andere archäologische Merkwürdigkeit, die er freilich mit anderen Ruinenstätten der Umgebung von Urmia teilt, hatte, wie es hieß, der Hügel Gök-täpä geliefert. Der syrische Arzt Dr. Oschana, dem ich mancherlei interessante Nachweise verdanke, hatte mir zwei große Bronzenägel vorgelegt, die an Stelle des Knopfes einen Hirschkopf mit schön gebildetem Geweih zeigten. Diese Nägel sind nach seinen und anderen sie bestätigenden Berichten in Gräbern der Umgegend gefunden worden, und zwar hafteten sie in den Schädeln, die sie meist, wie es scheint, quer von Ohr zu Ohr, hin und wieder aber auch senkrecht von der Schädeldecke aus durchbohrten. Da diese Nägel bei der kunstreichen Gestaltung gerade des Kopfes nicht als Tötungsmittel gegolten haben können, so müssen sie nach dem Tode in den Schädel getrieben worden sein. Diese seltsame und soweit meine Kenntnis reicht, nirgends sonst beobachtete Sitte wird zu vergleichen sein mit dem auch auf klassischem Gebiete üblichen Brauche, dem Toten Nägel ins Grab zu geben. „Der Nagel als das festeste Bindemittel hat die für den Zauber so wichtige Kraft des Festmachens, kann also zur Bannung jeder Art dienen ...“, weshalb er auch allgemein als Zaubergerät eine Rolle spielt. Man hat daher angenommen, daß die den Toten, z. B. bei den Römern, ins Grab gegebenen Nägel den Geist bannen sollten, und eine Inschrift auf einem solchen römischen Grabnagel läßt erkennen, daß er „die gespenstigen Hunde der Hekate, der Totengöttin, festmachen“ sollte.

Totennagel mit Hirschkopf.

Der größte der Nägel, die ich sah, hatte eine Länge von $23^1/_2$ cm und trug den mit Geweih 4 cm hohen Kopf eines Zehnenders. Der hier in natürlicher Größe abgebildete, den mir Dr. Oschana schenkte, ist an der Spitze abgebrochen, dagegen ist der Kopf des Sechsenders vortrefflich erhalten. Der gerade Ansatz der Zacken erinnert an eine Eigentümlichkeit einer jetzt nahezu ausgestorbenen, früher aber in diesen Gebieten verbreiteten Hirschart, des Cervus mesopotamicus.

Solche Nägel sollten u. a. auch auf dem Digalla-täpä gefunden worden sein. Diesem wandten wir uns nunmehr zu; da für Gök-täpä



Digalla-täpä.

eine Ausgrabungserlaubnis in Aussicht stand, so galt unser heutiger Besuch nur einer vorläufigen Rekognoszierung.

Während Gök-täpä südlich von Urmia liegt, befindet sich der Digalla-Hügel eine halbe Stunde östlich der Stadt. Auf der Fahrt, während welcher die uns so wohlbekannten Grenzgebirge links von uns liegen, indes vor uns in der Ferne unter der sinkenden Sonne sich entzückende Berglinien in Dämmerklarheit dem Auge darbieten, müssen wir daher wieder den Stadtfluß passieren, der hier ein wenig Wasser enthält und über den eine große Brücke führt, die der gestern passierten über den Barandûz täuschend gleicht.

Nestorianerinnen, die in dem Dorfe Digalla, das von vielfach in weißrötlicher Blüte stehenden Tabaksfeldern umgeben ist, bei sinkender Sonne Wasser schöpfen, rufen in uns biblische Erinnerungen wach. Man sieht schöne Gesichter darunter. Der zehn Minuten vom Dorfe entfernt liegende Digalla-Hügel, der schon durch seine seltsame bräunlichgelbe, stellenweis rötliche Färbung auffällt, besteht wesentlich aus Asche, die, da sie offenbar sehr reich an Phosphorsäure ist, zum Düngen benutzt wird, und zwar wegen der verhältnismäßigen Nähe der Stadt und der kleinen Gärten in sehr großem Maßstabe. Es sind dicht nebeneinander ganze Stollen hineingetrieben, so daß man sich in einer alten, zum Teil zerstörten Stadt zu befinden glaubt, und die zwischen diesen Gräben stehen gebliebenen Wandungen haben durch Einschnitte und sonstige Veränderungen seltsame Gestalten angenommen. Neben Zacken und Zinnen, den Dolomiten im kleinen, auch der Farbe

nach, vergleichbar, glaubt man Pilaster und sitzende Figuren nach Art der Memnonssäulen zu sehen.

Bei Grabungen nach Dünger und Erde werden häufig kleinere und größere Urnen zutage gefördert, wie wir deren im Museum der Mission gesehen hatten. Über andere Fundstücke war nichts in Erfahrung zu bringen. Wie man sich die Entstehung des Hügels näher und im einzelnen vorzustellen hat, ist mir nicht völlig klar geworden. Ich unterschied in den Stollen deutlich schmale Aschenlagen und dann wieder breitere, bis fast zu einem Fuß dicke Aschenlagen. Zu einer genaueren, die Entstehung des Hügels näher und im einzelnen aufklärenden Untersuchung und einem Vergleich mit den in anderem Zusammenhange von uns zu besprechenden Grabhügeln „thrakischer“ Form gebrach die Zeit. Die Sonne war bereits untergegangen, der Abendstern glänzte über den schweigenden Bergen und dem von den Wiesen aufsteigenden Nebel. —

Bei der Rückfahrt lenkte sich das Gespräch auf die Verhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung, die Farmer in der Ebene arbeiten für die Herren, denen der Boden und das Wasser gehört; die Herren liefern die Saat und erhalten zwei Drittel des Gesamtertrages; im Gebirge dagegen, wo es keine Bewässerung gibt, liefern die Pächter auch die Saat und brauchen dafür auch nur zwei Fünftel des Ertrages abzuliefern.

Die Weidenbäume der Alleen, die wir durchfahren, bestehen alle aus einem dicken Stammstrunk, aus dem oben stachelförmig sehr dünne Zweige hervorragen. Die Bäume werden nämlich alle drei Jahre zum Zwecke der Feuerung gekappt.

Nach Sonnenuntergang hatte sich sehr bald ein höchst unerfreulicher und ungesunder Duft und Dunst aus den Miasmen der Kanäle und dem Stadtgraben erhoben, so daß wir froh waren, das gastliche Heim zu erreichen.

Der nächste Tag war überwiegend den Untersuchungen und Ausgrabungen in Gök-täpä gewidmet, deren Vornahme der Eigentümer desDorfes, ein vornehmer Perser Chosrow Chan nach längerem Zögern erlaubt hatte. Zu wirklich bedeutsamen Funden hätte uns bei der Kürze der Zeit und der Notwendigkeit, schon halbwegs zutage Liegendes in Angriff zu nehmen, nur ein besonders glücklicher Zufall verhelfen können. Immerhin ergaben sich doch einige recht wertvolle Aufschlüsse.

Was zunächst die Entstehung der Aufhöhung betrifft, so wurde anscheinend zunächst ein Gräberfeld in der Ebene oder auf einer geringfügigen Terrainwelle angelegt. Nach den überaus zahlreichen Tierknochen-

resten zu schließen, die man in den Erdschichten oberhalb der Deckplatten antrifft, scheinen auf den Gräbern große Leichenschmäuse abgehalten zu sein.

Durch die hierbei abfallenden Reste und wohl auch durch Erdhügel, die man über den Gräbern anhäufte, und die sich im Laufe der Zeit zu einer plateauartigen Fläche ausglichen, erhöhte sich das Niveau des Gräberfeldes: es wurde eine zweite Lage von Steinkisten angelegt u. s. f. Auf diese Weise bildete sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende der 25--30 m hohe und sehr umfangreiche Hügel, der bis zur Oberfläche hinauf zahllose Steinkistengräber enthält. Die obersten Steinkisten stellten Tatarengräber jüngster Zeit dar.

Annähernd datierbar ist, wie wir sahen, zunächst die noch erheblich über der Sohle des Hügels belegene Schicht, der das den großen Zylinder bergende Grab angehörte. Aus einer etwas jüngeren Zeit stammt dann ein 2—3 m höher und etwa 50 m westlich von jenem, ebenfalls beim Bau eines Hauses aufgedecktes Steinkistengrab, das interessante Goldfunde geliefert hatte: an einem Arm des Skeletts ein Armband mit linearem Ornament, neben dem Toten ein in seiner Anlage und durch das Hervortreten der Siebenzahl merkwürdiges, als Ohrring oder sonstiger Anhänger verwendetes Ornament, bestehend aus 14 kleinen Pfeilerchen, deren jeder sieben kleine Kügelchen in kegelförmiger Anordnung trägt, ferner eine Perle und vier ca. 3 cm lange, ovale und vertiefte Stücke gehämmerten Goldes, die Ränder, um Schärfen zu vermeiden, nach innen umgebogen — vielleicht für den Umlauf im Handelsverkehr bestimmt.

In einer noch etwas höher gelegenen Schicht wird zuerst Eisen angetroffen, für dessen Bearbeitung die Chalder Lehrmeister der Assyrer, bei denen es ca. 800 v. Chr. auftritt, und der übrigen vorderasiatischen Völker geworden sind: die ihr angehörigen Gräber wird man also in die Zeit des chaldischen Einflusses und der chaldischen Kämpfe mit den Mannäern (S. 220) und ihren einer älteren Bevölkerungsschicht angehörigen, westlichen und nordwestlichen Nachbaren, in deren Bereich das Gebiet von Urmia lag, zu setzen haben.

An einem Grabe an der Westseite, in einer tiefen Schicht, machte ich meine ersten Ausgrabungsversuche. In etwas höherer Lage als dieses waren ebenfalls Steine, zu Gräberkisten gehörig, bemerkbar, und zwar unter einem durchgehenden Aschenstreifen. Der Befund des Grabes war folgender. Die Bedachung der Steinkiste bestand aus zwei großen Deckplatten, beide 1,60 m lang, die vordere 70 cm breit und 10 cm dick, die hintere 63 cm breit und 5 cm dick. Beide Platten

waren eingebrochen. Unmittelbar auf der vordenen Deckplatte, sowie rechts und links vom Grabe finden sich Tonknöpfe und Topfscherben, als Überreste des Leichenschmauses, auf der hinteren Platte eine dünne Holzschicht. Im ganzen erweist sich das Grab als 1,10 m hoch, 2,20 m lang, die Breite beträgt an dem nach außen gelegenen Westende 1 m, am Ostende dagegen 1,48 m. Die Seitenwände bestehen bis zu einer Höhe von 0,65 m aus großen Blöcken, dann folgen nach oben zu kleine, flache Teile. Unterhalb der Deckplatte fanden sich zunächst nacheinander ein großer Knochen, ein Fingerknochen mit einem Bronze-Fingerring, eine Rippe, eine Gefäßscherbe, verschiedene Knochen, ein Urnenstück, Topfscherben, zwei Tierunterkiefer, Kohlenstücke und große Tierknochen.

In größerer Tiefe, etwa 1 m unterhalb der Deckplatte, kommt eine richtige Aschenschicht zum Vorschein; sie ist 5 cm dick. Das Grab ist mit Erde und Steinen zugeworfen.

Ziemlich in der Mitte des Grabes stand ein schwarzer Topf mit einem Loch zum Durchziehen eines Strickes. Dicht dabei wurden eine Unmenge von Schneckenhäusern gefunden. Der schwarze Topf enthielt: außer vielen kleinen roten Urnenscherben ein menschliches Kniegelenk und sonstige menschliche Knochen, offenbar die Überreste des eigentlichen Insassen des Grabes. Wie aber sind die weiter oben im Grabe und oberhalb der Aschenschicht gefundenen Überreste von Tieren und Menschen zu erklären? Am wahrscheinlichsten als Überreste von Leichenopfern, die bei oder bald nach der Bestattung, solange das Grab noch unverschlossen war, abgehalten wurden. Daß Menschen — Angehörige oder Sklaven des Verstorbenen — bei der Bestattung geopfert werden, ist weitverbreiteter, uralter Brauch, der später durch die Selbstkasteiung — z. B. das Schlagen an die Brüste bei den Klageweibern — abgelöst wurde. Auch dem benachbarten keilinschriftlichen Kulturkreis sind sie bekannt. Noch Assurbanabal von Assyrien opfert im Jahre 648 gefangene Babylonier als Sühnopfer für seinen — offenbar unter babylonischer Beteiligung — im Jahre 681 ermordeten Großvater Sanherib. Die auf der Deckplatte und in deren Nachbarschaft gefundenen Tierknochen werden dann von späteren Wiederholungen der Totenfeier herrühren.

Eine weitere Durchsuchung des Grabes erschien im Grunde überflüssig, und doch lieferte gerade sie das interessanteste Ergebnis. In noch größerer Tiefe nämlich ward im hinteren Teil des Grabes eine neue Kohlenschicht, sodann Holz und schließlich kleinere und kleinste, teilweise mondförmig gebogene Stücke eines weißen, faserigen Stoffes gefunden, der als Asbest erkannt wurde. Asbest wird sowohl in der Ebene von Salmas wie nördlich bei Choi, unweit der Fundstellen des

in den dortigen Gegenden sehr geschätzten und berühmten Choi-Steinsalzes gefunden (S. 189). Er wurde also wohl von denen, die ihre Toten in Gök-täpä begruben, von Norden her bezogen, und vielleicht hatten sie es, von Norden her in ihre späteren Sitze einrückend, kennen und schätzen gelernt.

Das Grab wurde in zwei Drittel der gesamten Länge hinten vollständig ausgeleert. Im vorderen Drittel fanden sich in den tieferen Schichten: Stücke eines gröberen, dicken roten Tongefäßes, zuletzt eine kleine grüne, jedoch nicht etwa aus Bronze bestehende Perle.

Neben dem Zylinder, den Goldornamenten, dem Asbestring von Gök-täpä und den Hirschnägeln (S. 280) sind als für Gök-täpä und überhaupt für das Gebiet von Urmia bezeichnende archäologische Besonderheiten, noch große, schwere Bronzeringe zu nennen, im Gewicht von etwa $2^1/_2$ bis $^1/_2$ kg schwankend, nicht gleichmäßig gearbeitet, sondern wie aus einem Stabe bis zu 3 cm Dicke, der sich nach den Enden zu verjüngt, zusammengebogen. Sie scheinen auch wirklich so entstanden zu sein, denn es gibt Exemplare, die — an die Hufeisenform erinnernd — nicht ganz geschlossen sind, sondern zwischen den beiden schwächsten Enden einen freien Raum zeigen, und auch bei den ganz geschlossenen Exemplaren ist an der dünnsten Stelle der Zusammenschluß erkennbar. Ob es sich um wuchtige Hals- und Armringe oder um eine Umlaufsform des Metalls handelt, wird schwer zu entscheiden sein, auch schließt das eine das andere nicht aus. Derartige Bronzeringe sind auch von prähistorischen Fundstätten Kaukasiens und Europas her bekannt.

Während der Pausen zwischen den Ausgrabungen fesselte der Kirchhof des Dorfes mit seinen neusyrischen Inschriften unsere Aufmerksamkeit. Dort und in seinem Hause, wo er uns zu den Mahlzeiten als seine Gäste bewillkommnete, machte Mirza David Mälik Jonân, ein Nestorianer, der das Dorf von dem persischen Eigentümer gegen einen festen Betrag gepachtet hatte und dafür die Steuern in Geld und Naturalien von den Dorfbewohnern für eigene Rechnung einzog, den freundlichen Führer und Erklärer. Auf den Titel „Mälik“ („König“, „Fürst“) tat er sich nicht wenig zugute. Er zeigte mir die Dokumente, die ihm die Berechtigung, ihn zu führen, bestätigen, u. a. solche vom Emir-i-Nizâm in Täbriz und von verschiedenen Schahs, so Fatch-Ali-Schah und Naßir-ed-Dîn Schah.

Die Mälikwürde bildet in der Tat ein Glied in der Organisation der Ostsyrer oder Nestorianer, die nicht nur sprachlich und religiös bemerkenswert sind, sondern auch eine Volks- und Staatsgemeinschaft bilden. Die Nestorianer gehören zu den wenig zahlreichen

und auf einige wenige Enklaven in anderssprachigem vorderasiatischen Gebiet beschränkten Vertretern der neusyrischen Sprache. Das sogenannte Syrische ist, namentlich soweit die spätere Entwicklung in Betracht kommt, der Hauptzweig des Aramäischen, eines der großen Äste des semitischen Sprachstammes. Auch die Sprache, die zu Christi Zeiten in Palästina gesprochen wurde, war ein aramäischer Dialekt, der das einheimische Hebräisch verdrängt hatte, das in der Heimat auf den Kultus und Ritus und den schriftlichen und gelehrten Gebrauch beschränkt, als gesprochene Sprache hauptsächlich in der Diaspora seine Existenz fortsetzte und seine Pflege fand. Aramäisch ist auch zu einer Zeit, als das Babylonisch-Assyrische noch geschrieben wurde, die Sprache des täglichen Lebens im Zweistromlande gewesen, und unter persischer Herrschaft hat das Aramäische im vorderen Orient die Rolle der zwischen den vielsprachigen Angehörigen des Reiches vermittelnden Geschäfts- und Verkehrssprache gespielt und ist als solche offiziell anerkannt gewesen. Ähnlich ist es später in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten mit dem Syrischen als einem Hauptzweig des Aramäischen, sowohl als gesprochener Sprache wie als Trägerin christlicher Lehre und Forschung, ergangen. So wenig wie die Hebräer und die Babylonier und Assyrer, die das Aramäische annahmen, von Haus und ethnologisch-national Aramäer waren, ebensowenig läßt die syrische Sprache, wo sie uns in älterer wie in neuerer Zeit begegnet, ohne weiteres auf ursprünglich syrische Nationalität ihrer Träger schließen. Wir kommen darauf zurück.

Ihr christliches Bekenntnis und dessen Besonderheiten, die seine Anhänger zu einer Sekte stempeln, gehen in die Zeit der theologischen Kämpfe in den ersten christlichen Jahrhunderten zurück.

Im Jahre 431 n. Chr. wurde der damalige Patriarch von Konstantinopel, Nestorius, durch das Konzil von Ephesus verdammt, weil er lehrte, daß in Jesus Christus zwei getrennte oder doch trennbare Personen, eine göttliche und eine menschliche, vereinigt seien. Seine Lehre wurde jedoch von dem damaligen Bischof von Seleucia-Ktesiphon in Babylonien, der Hauptstadt des Perserreiches, angenommen, so daß die Christen in diesem Reiche sich von ihren westlichen Brüdern im Glauben und Dogma trennten. Der Bischof von Seleucia-Ktesiphon, bisher von Antiochia abhängig, gelangte so zur Selbständigkeit und erhielt die Bezeichnung „Katholikos“ und später „Patriarch“. Die ostsyrische oder nestorianische Kirche gewann durch lebhafte Propaganda weite Verbreitung, namentlich in Indien, Zentralasien und bis nach China hin. Der Mongolensturm unter Timur vernichtete ihre Blüte. Der

kleine Rest, zu dem sie zusammenschmolzen, erlitt dann noch im 16. Jahrhundert durch einen Streit um die Nachfolge im Patriarchat, dessen Sitz damals Bagdad war, eine Spaltung. Die jetzt in Mosul und seiner Umgebung wohnenden Syrer, die unter dem Patriarchen von Babylon stehen, trennten sich ab und haben sich schließlich nach längeren Schwankungen mit der katholischen Kirche vereinigt, so daß der Patriarch von Babylon, das Haupt dieser „unierten chaldäischen Kirche", nunmehr, im Grunde genommen, nichts anderes ist als ein Bischof der römisch-katholischen Kirche. Die eigentlichen Nestorianer unter dem „Patriarchen des Ostens" sind es, die jetzt in Urmia und seiner Umgebung und in den persisch-türkischen Grenzgebieten leben. Nach mehrfacher Verlegung des Patriarchensitzes nach Maragha, Arbela, Dijarbekir und zuletzt Mosul ließ sich im 17. Jahrhundert der damalige Patriarch Schemôn (Simon) de Dûchâ in Qudschanes nieder, belegen in dem vom Oberlauf des Großen Zab durchströmten, wilden Bergland Hakkari. Seitdem ist Qudschanes (qudscha = „heilig"; nes ist eine in jenen Gebieten häufige Endung von Ortsnamen, die volksetymologisch als Name einer Prinzessin erklärt wird, der alle diese Ortschaften auf nes gehört hätten). Nach seinem ersten Vorgänger an dieser Stätte führt der Patriarch immer den Amtsnamen Mar Schemôn (Mar = „Herr", auch Titel der Bischöfe). Sie selbst aber leiten ihren Namen von Simon Petrus her, „um sich, je kleiner sie geworden, eine um so größere Würde zu geben".

Hakkari bildet gegenwärtig ein Sandjak (S. 12) des Wilajets Van, nachdem es in den achtziger Jahren etwa acht Jahre lang ein selbständiges Wilajet gebildet hatte. Die Hauptstadt dieses Gebietes ist Djulamerk, in dessen Nähe Schulz den Tod von Mörderhand fand (S. 6). Qudschanes liegt nordöstlich davon.

Kirchlich unterstehen die sämtlichen Nestorianer, sowohl die in der Ebene, wie die im Gebirge, der Leitung des Patriarchen in Qudschanes. Als staatliches Oberhaupt dagegen kann er in Wahrheit nur für diese, für die Bewohner der Ebene nur im weiteren Sinne und nominell gelten, nicht zum wenigsten deshalb, weil der Patriarch auf türkischem Gebiete lebt und in gewissem Sinne als türkischer Beamter gilt, die Bewohner der Ebene dagegen persiche Untertanen sind.

Was über die Organisation der Nestorianer bekannt geworden ist, hat man großenteils den Angehörigen der verschiedenen bei ihnen tätigen Missionen zu danken. Dem authentischen Material, das die anglikanischen Missionare Maclean und Browne 1892 in ihrem Buche „Der Katholikos des Ostens und sein Volk" veröffentlicht haben,

bin ich in der Lage, wertvolle Ergänzungen aus dem Munde Mr. Labarees und besonders des französischen Dominikaners Père Jaques hinzuzufügen, den ich nachmals in Van kennen lernte. Auf ihn gehen Cuinets Informationen in seiner türkischen Geographie in ihrem besten Teile zurück.

Das eigentliche Reich des Mar Schemôn bilden die fünf Stämme (Aschiret): Dez, Djelo, Baz, Tchûma (Türkisch gesprochen Tughub), diese vier links vom Zab, aber nicht an ihm belegen; und, auf beiden Seiten des Zab, Tiari (türkisch Diar). Die Würde des Mar Schemôn ist in einer und derselben Familie erblich. Im Prinzip geht sie auf den Ältesten der Familie über, aber das Volk kann ein anderes Mitglied der Familie wählen, also Erbfolge, modifiziert durch Wahl oder Sonderbestimmungen, ein Prinzip, wie es bei den Assyrern und bei vielen anderen orientalischen Staaten herrscht. Formell findet immer eine Wahl statt, sie darf nur auf einen Unverheirateten fallen, der von Mutterleibe ab niemals Fleisch gegessen hat. Es werden immer etliche junge Leute für die Nachfolge vorausbestimmt, und eine der betreffenden Sippe angehörige Frau, die sich Mutter fühlt und ihren Sohn zur Würde des Mar Schemôn befähigen möchte, darf vom bewußten Beginn ihrer Hoffnung an kein Fleisch mehr essen. Will andererseits einer der für die Mar Schemôn-Würde dergestalt Befähigten auf sein Recht verzichten, so wird ein Mahl gerüstet, zu dem alle Notabeln hinzukommen. Er sagt dann: „Ich verzichte auf mein Recht, auf das Patriarchat, und des zum Beweise esse ich Fleisch vor euch“ (neusyrisch: Schwoklî chakkitha Patriarkûthâ u bsadûthâ bedachlin besrâ).

Gleich dem Patriarchen sind auch die Bischöfe zum Zölibat verpflichtet.

Der Staat ist völlig theokratisch organisiert, und so wird beispielsweise auch die Führerin des Haushalts des Mar Schemôn — nach Möglichkeit dessen leibliche Schwester — für dieses ihr Amt speziell geweiht.

Dem Patriarchen zunächst steht der Erzbischof (Metropolit, Matran) von Schemdinân. Er lebt in Chnanîschu, „Gnade Jesu“, einer Kirche mit etlichen Priesterwohnungen unweit von Notschîa. Ihm steht das Recht der Patriarchenweihe zu, und gleich dem Patriarchen führt er immer einen ständigen Namen: Mar Chnanîschu.

Der Patriarch und der Metropolit wohnen beide nicht im eigentlichen Gebiet der Stämme, sondern in dem minder gebirgigen, umgebenden Gebiet, das von den Rajat bewohnt wird, auf die wir noch zu sprechen kommen.

Außerdem gibt es eine Anzahl von Bischöfen, und zwar im eigentlichen Gebiet der fünf Stämme nur den Bischof von Djelo (oder Djilu) und Baz, sodann in Qudschanes einen der Familie des Mar Schemôn angehörigen Bischof. Von den in der Ebene Gawar nahe der persischen Grenze belegenen beiden Bischofssitzen greift der eine auf persisches Gebiet über und umfaßt einige höher gelegene Dörfer unweit Urmia. Von Wichtigkeit sind ferner der den Grenzgebirgen nahe belegenene Sprengel von Tergawar mit der kirchlichen Hauptstadt Tulaki und der von Superghan, dem das Gebiet nördlich von Urmia bis nach Salmas hin, besonders der Bezirk Gawalan (S. 309), untersteht.

Gleich dem Patriarchen soll auch der Träger jeder dieser Bistümer nur einer bestimmten Familie entstammen.

Die Hierarchie ist dann weiter in genauen Abstufungen herab bis zum Subdiakon und zum einfachen „Leser“ durchgeführt. Auch die priesterliche Würde erbt meist in der gleichen Familie fort, obgleich es nicht vorgeschrieben ist.

Daneben gibt es weltliche Oberbeamte. Das sind die Mäliks (S. 285). Sie haben eine beschränkte Machtvollkommenheit als Anführer in den Kriegen und als Steuererheber für den Patriarchen und die Bischöfe, die für ihren Lebensunterhalt regelmäßige Abgaben, Zehnten usw. vom Volke zu fordern haben. In jedem der fünf Stämme gibt es mehrere Mäliks, aber nur einer hat die Autorität des Amtes. Er wird dazu vom Patriarchen auf 2—3 Jahre ernannt. Nach Ablauf dieser Periode kann der Patriarch einen anderen offiziellen Mälik ernennen. Nur der große Stamm der Tiari, der fast die Hälfte des gesamten Volkes ausmacht und in zwei Teile, Ober- und Unter-Tiari, zerfällt, hat dementsprechend zwei offizielle Mäliks. Hat nun einer längere Jahre wirklich als Mälik fungiert, so behalten auch seine Kinder und seine Nachkommen den Titel Mälik, und daher rühren die vielen Mäliks. In der Diaspora und für sie kann der Patriarch wohl auch die Mälikwürde für einen bestimmten Bereich verliehen haben und diese in der Familie forterben, so daß sich Mar Jonans Vorsteherschaft im Dorfe Gök-täpä (S. 285) zum Teil wirklich so, und nicht bloß aus seinem Pachtverhältnis zu dem persischen Dorfeigner, erklären mag.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung sind die Rajat-Dörfer in und um das Gebiet der fünf Stämme. Ihre Bewohner sind gleichsam Metöken, zugelassene Schutzbürger, und zwar gibt es nicht bloß muselmanische Rajat, die man ja als unterworfene Schützlinge erklären könnte, sondern auch Rajat nestorianischen Glaubens, für deren Ursprung es bisher an jeder Erklärung fehlte. Während die Nestorianer, besonders die der

fünf Stämme, großenteils nicht minder kriegerisch sind als die umwohnenden Kurden und sich ihrer gelegentlich sehr wohl zu erwehren wissen, sollen die Rajat beider Gattungen im Prinzip keine Waffen tragen; nur im Notfall erhalten sie dazu die Erlaubnis. Die Rajat-Dörfer müssen Naturalabgaben, besonders Getreide und Schafe, an die Kirche und an den offiziellen Mälik des Stammes zahlen, der sie beschützt, und sind zu Fronarbeiten für Stamm und Kirche verpflichtet.

Das der Kirche selbst gehörige Land wird vom Patriarchen verpachtet. Die Pächter (saurå) zahlen in Naturalien mit einem bestimmten Teile des Ertrages. Die Felder im Gebiete der Stämme liegen vielfach an den Berghängen und werden durch künstliche Anschüttungen vergrößert und durch Steinmauern geschützt und begrenzt.

Da das Einkommen der Kirche, des Patriarchen und der Bischöfe von der Zahl und dem Wohlstand der Angehörigen der Kirche abhängt, so hat die Tätigkeit der Missionen, soweit sie auf eine Bekehrung zu anderen christlichen Bekenntnisformen abzielt, auch in dieser Richtung ihre Bedenken.

Die amerikanische Mission in Urmia ist, wie bereits angedeutet (S. 272), bestrebt, nach Möglichkeit aus den Mitgliedern der Nestorianer Protestanten und Presbyterianer zu machen. Daß das freilich nicht von Anfang an ihr Ziel gewesen ist, zeigen folgende Worte, die ich dem mehrfach zitierten Buche unseres Täbrizer Freundes Mr. Wilson entnehme.

„Die erste ständige protestantische Mission in Persien wurde im Jahre 1835 seitens der amerikanischen Zentralleitung (board) durch Rev. Justin Perkins und Asahel Grant in Urmia errichtet und als Mission unter den Nestorianern bezeichnet. Ihre Begründer und deren Nachfolger waren fromme und für das Werk besonders befähigte Männer. Sie arbeiteten 20 Jahre lang daran, die nestorianische Kirche von innen heraus im Sinne einer geistigen und evangelischen Wiederbelebung der Religion zu reformieren. Dieses Vorhaben wurde mit Bedauern aufgegeben, als die Umstände die Organisation der evangelischen Kirche erforderten. Diese wurde im Jahre 1856 mit 156 Kommunikanten ins Werk gesetzt."

Was mit, wie mir scheint, sehr berechtigtem Bedauern seitens der amerikanischen Mission aufgegeben wurde, wird von anderer Seite angestrebt und anscheinend auch bis zu einem gewissen Grade erreicht. In Urmia und in Qudschanes befindet sich eine anglikanisch-hochkirchliche Mission des Erzbischofs von Canterbury; in Qudschanes leitete

sie lange Zeit Mr. Browne, der eine der beiden Verfasser des oben genannten wichtigen Buches. Ihr Ziel ist die Erhaltung und Belebung der nestorianischen Kirche unter Einführung einiger geringfügiger Modifikationen. Daß die englische Hochkirche in ihrer Mittelstellung zwischen Protestantismus und Katholizismus und mit ihrer an die Gestaltung der vorprotestantischen Kirche anknüpfenden hierarchischen Form eine gewisse innere Verwandtschaft mit den älteren schismatischen Kirchen des Orients hat, ist nicht zu verkennen. Auf dem durch sie bedingten Verständnis für ihre Lebensbedingungen beruht gewiß zu einem guten Teil der anscheinende Erfolg der anglikanischen Bemühungen um eine innere Wiederbelebung der im wesentlichen unveränderten alten nestorianischen Kirche und ihres Bekenntnisses und der Einfluß Mr. Brownes auf den damaligen Patriarchen.

Der Gegensatz der Bestrebungen hindert übrigens persönliche Beziehungen zwischen den Mitgliedern beider Missionen nicht durchaus. Wir wurden während unseres Aufenthaltes in Urmia von unseren Wirten einmal in die anglikanische Mission geleitet, wo Dr. Gunther, ein junger englischer Gelehrter, Wohnung genommen hatte, der sich der geographisch-naturwissenschaftlichen Erforschung des Urmia-Sees gewidmet und speziell festgestellt hatte, daß die Inseln ihre Entstehung Korallenbänken verdankten. Seine Aufgabe war beendet, und er war freundlich genug, zu gestatten, daß Lothar Belck, dessen Rückkehr nunmehr dringend geworden war, sich ihm bis nach Rußland hin anschlösse. Demgemäß erfolgte dann die Abreise am Sonnabend, den 17. September. Die Unterstützung, die uns unser „Generalsekretär“ namentlich bei unseren Berichten und der Korrespondenz in die Heimat geleistet hatte, haben wir, namentlich in der ersten Zeit, noch recht vermißt.

Außer diesen in entgegengesetzter Richtung arbeitenden Missionen englischer Zunge gibt es auch eine französische Mission in Urmia, die die römisch-katholische Propaganda bei den dortigen und den im Gebirge wohnenden Nestorianern betreibt. Da diese seit alter Zeit einen sehr starken Rückhalt bei den Syrern nicht-nestorianischen Bekenntnisses haben, denen wir in und um Mosul und im Tûr-Abdîn begegnen werden, so ist ihnen infolge ihres ebenso geschickten wie energischen Vorgehens bis zu einem gewissen Grade auch bei den Nestorianern der Boden geebnet.

Die wesentlichste Schmälerung hat dem Machtbereich des Mar Schemôn jedoch der Übertritt eines großen Teils der Nestorianer zum russischen orthodoxen Glauben verursacht. Die Beweggründe und die

Bedeutung dieses zur Zeit unseres Aufenthaltes in seinen Ausläufern noch lebendigen Vorganges reichen über das religiöse auf das politische Gebiet hinaus.

Das gleiche gilt von seiner Vorgeschichte.

Im Jahre 1888 verdichteten sich die unter den Kurden sowohl auf persischem wie auf türkischem Gebiete keineswegs fehlenden Unabhängigkeitsträume im Kopfe eines energischen, in den Grenzgebirgen lebenden Kurdenschechs namens Obaidullah zu dem Streben nach der Begründung einer Sonderherrschaft. Da er in seinem Widerstand gegen die Behörden, zunächst die persischen, auf die Unterstützung der Christen rechnete, so gab er unter seinen Anhängern die, freilich von diesen keineswegs durchweg befolgte, Parole einer glimpflichen Behandlung der Christen aus. Sein nächstes Ziel mußte sein, Urmia, die Hauptstadt der ganzen Gegend und den Sitz der Behörden, zu erobern. Einmal gefallen, wäre die Stadt für ihn die natürliche Operationsbasis und die gegebene Residenz gewesen. Eine Zeitlang wurde Urmia belagert. Als aber seine, wie wir sahen, hohen und verhältnismäßig starken Lehmmauern sich der primitiven Belagerungstechnik der kurdischen Bergbewohner gewachsen zeigten, begannen die, zum Heile der schwachen orientalischen Regierungen, unter den Kurden allezeit sehr lebhaften zentrifugalen Kräfte ihre nur mühsam niedergehaltene Wirkung zu üben. Nicht in die belagerte Stadt, sondern mehr und mehr gegeneinander richteten die Angehörigen der verschiedenen Stämme, Unterstämme und Dörfer im Heere des Schechs ihre Geschosse, und das Unternehmen verlief im Sande.

In anderer, höchst verhängnisvoller Weise griff der Sohn des Schechs, Mohammed Sadîk, in die Geschicke von Urmia ein.

Der Bischof von Urmia, Mar Gôriel (Gabriel), ein wegen seiner milden Gesinnung und seines vorbildlichen Wandels allgemein geschätzter Geistlicher, begab sich im Sommer 1896 zum Besuche zu seinem auf türkischem Gebiet wohnenden Amtsbruder, dem Metropoliten von Schemdinân bei Notschîa (S. 288). Hier hauste Schech Mohammed Sadîk, und trotz vielfacher Warnungen suchte Mar Gôriel ihn, man weiß nicht aus welchem Grunde, auf. Er wurde von dem Kurden anfänglich und anscheinend gastlich aufgenommen, dann aber in einem ihm zugewiesenen Gemache eingeschlossen, körperlich mißhandelt, eines Teils seiner Kleider beraubt, alsdann an die Grenze gebracht und dort ermordet — eine um so entsetzlichere Untat, als sie mit einem durch die Wegführung an die Grenze nur notdürftig verschleierten Bruch des sonst auch den Kurden heiligen Gastrechts verbunden war.

Den künftigen Inhaber des Bistums Urmia hatte man gehofft aus der jungen Ehe eines Neffen Mar Gôriels entspringen zu sehen. Der aber teilte das Geschick seines Oheims, den er begleitet hatte, und ging dahin, ohne einen Sohn zu hinterlassen. So war das Bistum Urmia verwaist. Das war für den Bischof von Superghan, Mar Junân, der offenbar damals schon mit den Russen in Verbindung stand, eine willkommene Gelegenheit. Er usurpierte das Bistum Urmia, tat sein möglichstes, um die russischen Missionare ins Land zu bringen, und trat alsbald mit seiner ganzen Herde zum orthodoxen Glauben über. So ist dieser Glaubenswechsel einer christlichen Sekte mittelbar durch die Mordtat eines Kurden bedingt worden.

Wenn die Nestorianer seinerzeit meinten, daß ihnen der Übertritt ohne weiteres den sichern Schutz des mächtigen russischen Reiches gegen die Übergriffe der Behörden sowie der tatarischen und besonders der kurdischen Bevölkerung bringen werde, so werden sie sich vorderhand gründlich enttäuscht gesehen haben. Aber daß der russischen Politik, die auf die Eroberung Azärbaidjans hindrängt, hier eine sehr bequeme Handhabe zur Einmischung in die inneren Verhältnisse des persischen Reiches erwächst, ist ohne weiteres klar. An Anlässen zu Klagen über Schädigung und Vergewaltigung der nestorianischen Schutzbefohlenen der russischen Kirche wird es schwerlich jemals fehlen. Rußland wird manche dieser Klagen ungehört verhallen lassen, aber in dem Moment, wo es ihm für seine Zwecke passend erscheint, kann und wird es sie aufgreifen und den diplomatischen Vorstellungen die Drohungen, den Drohungen das bewaffnete Einschreiten folgen lassen. Im laufenden Jahre haben freilich die persischen Verhältnisse andere und stärkere Anhaltspunkte für die russische Einmischung in Azärbaidjan zum Schutze unmittelbarer russischer Untertanen ergeben, so, daß das Protektorat über die Nestorianer nun doch kaum in irgend nennenswertem Maße russischerseits verwertet worden ist.

Ob nicht neben der — vermutlich durch russische vorsichtige Propaganda — genährten Erwartung nachdrücklicher russischer Unterstützung auch die einander widerstreitenden Bemühungen der vorgenannten Missionen ihren Anteil an dieser Entwicklung haben? „In unserer alten Kirche und unserer alten Lebensform läßt man uns doch nicht bleiben — da wollen wir dann lieber uns der Kirche und der Macht anschließen, die örtlich uns am nächsten benachbart ist, und der ohnehin die Zukunft zunächst des nordwestlichen Persiens gehört.“ Das erscheint als eine zum mindesten sehr naheliegende Erwägung, und ihr

entspricht es, wenn, ganz wie Dr. Hannah Joseph in Maragha, so auch Malik Jonan von Gök-täpä zu mir äußerte: es seien zu viele Missionen in Urmia, die alles unter sich teilten und Spaltungen hervorriefen.

Dogmatisch bringt übrigens dieser Wechsel keine großen Veränderungen mit sich.

Nestorius lehrte, daß in Christus zwei getrennte oder trennbare Naturen vereinigt seien; das Konzil von Chalkedon (S. 19), das für die orthodoxe Kirche maßgebend blieb, und das gegenüber dem monophysitischen Standpunkt des Konzils von Ephesus (S. 286), den die Armenier und die westsyrischen Jakobiten beibehalten hatten, einen vermittelnden Standpunkt einnahm, erkennt die beiden Naturen Christi, die göttliche und die menschliche, an, betrachtet sie aber als untrennbar miteinander verschmolzen.

Nicht alle Nestorianer in Urmia haben sich der Usurpation Mar Junans von Superghan und dem Glaubenswechsel gefügt. Der beim alten Glauben verbliebene Rest wird durch ein vom Patriarchen ernanntes Komitee verwaltet, das, wenn ein Priester ordiniert oder eine Kirche geweiht werden soll, den Bischof von Tergawar oder denjenigen der Bischöfe von Gawar, dessen Diözese auf persisches Gebiet übergreift (S. 289), ersucht.

Der Mörder des letzten Bischofs von Urmia, Schech Mohammed Sadîk, hat später eine Zeitlang, als ihm die türkische Regierung auf die Finger sah und er außerdem durch feindliches Verhalten benachbarter Schechs in Ungelegenheiten war, sich zu den Christen freundlicher gestellt und ihnen sogar gelegentlich der letzten Patriarchenwahl gute Dienste geleistet.

Der vorige Patriarch („Mar Schemôn“), namens Ruil, ist am 31. März 1903 gestorben. Es waren drei Kandidaten für die Nachfolge vorhanden: 1. sein Neffe Benjamin, ein sehr gescheidter und gewinnender junger Mann, der sich unter dem Einfluß seiner Schwester und Mr. Browne's sehr günstig entwickelt hatte; 2. Mar Josip, Sohn des Schamschi (Diakonen) Juhanan; 3. Mar Auraham (Abraham), Vetter des Patriarchen Ruil und Bischof von Bewer bei Qudschanes, zwei ältere, wenig sympathische Männer. Der Patriarch war ein Jahr lang krank gewesen, hatte sich dann aber wesentlich erholt. Zwischen ihm und Schamschi Nimrud, dem Bruder des Mar Auraham, gab es Streit um einen Teil des Einkommens. Da der Standpunkt des Patriarchen anscheinend von der anglikanischen Mission unterstützt wurde, knüpfte Schamschi Nimrud mit der römisch-katholischen Kirche an und begab sich zu näheren Besprechungen nach Mosul, wohin er dann Mar Aura-

ham und Mar Josip entbot, denen als Kandidaten für das Patriarchat priesterliche Würden in der katholischen Kirche übertragen werden sollten, womit der Übergang der nestorianischen Kirche zum Katholizismus angebahnt worden wäre.

Gerade wie sie nun in Mosul waren, starb der Patriarch in Qudschanes. Da wurde schleunigst die Wahlversammlung in Qudschanes abgehalten, an der die Bischöfe, die zeitweiligen offiziellen Mäliks und bestimmte Notabelnfamilien teilnehmen — letztere, solange ihnen ein gewisser Einfluß verblieben ist. Man wählte den jungen Neffen und berief schleunigst den Metropoliten Mar Chaninischu, dem Schech Mohammed Sadik eine große Eskorte gab, und der dergestalt rechtzeitig in Qudschanes anlangte, so daß der neue Patriarch am 12. April geweiht werden konnte und die beiden anderen Kandidaten und ihre neuen Freunde das Nachsehen hatten.

Wie Schech Mohammed Sadîk als Mörder Mar Goriels den Russen in die Hände gearbeitet hat, so ist er andererseits eine der Handhaben gewesen, deren sich die Türkei bedient hat, um ihrerseits gegenüber den russischen (und den englischen) Aspirationen sich einen zur Kompensation geeigneten Anspruch zu sichern, wozu alte Grenzstreitigkeiten zwischen Persien und der Türkei den Vorwand boten.

Schech Mohammed Sadîk erhielt von der türkischen Regierung die Erlaubnis, zwei Forts auf der Grenze zu erbauen, nominell, um die benachbarten Kurdenstämme in Schach zu halten. Aber die im Bau begriffenen Forts liegen ganz auf persischem Gebiet, und er hat dadurch die den Grenzgebirgen zunächst belegenen nestorianischen Bezirke auf persischer Seite, Mergawar und Tergawar völlig in seiner Gewalt. Die persischen Behörden erkannten zwar die Gefahr, konnten aber hier so wenig einschreiten, wie sie an einer anderen Stelle die Errichtung einer solchen Zwingburg haben hintertreiben können, durch die ein anderer bedeutender Kurdenstamm mittelbar unter die Botmäßigkeit des Scheichs gerät.

Das war die letzte Nachricht, die ich, in einem Briefe vom 6. Februar 1904, von Mr. Labaree erhielt. Mit ihm und mit anderen Mitgliedern der Mission, von denen ich besonders Mr. Shedd mit Dankbarkeit nenne, blieb ich auch nach meiner Rückkunft von der Expedition in Verbindung. Im Sommer 1903 hatte ich die Freude, Mr. und Mrs. Labaree mit ihren beiden Kindern in Berlin zu begrüßen. Mrs. Labaree, die leidend war, suchte in Berlin Genesung. Damals lernte ich auch Mr. Labarees würdigen Vater kennen, der 1898 von Urmia in die Heimat beurlaubt war. Sein ganzes Leben war der aufopferungsvollen Missionstätigkeit gewidmet, und wir hatten ihn seiner Persönlichkeit wegen

und als Träger der Tradition, auch in seiner Abwesenheit mit allgemeiner Verehrung nennen hören.

Ein nach ihrer Rückkehr von Mrs. Labaree an meine Frau gerichteter Brief läßt besonders deutlich die ernste, liebevolle und umfassende Art, wie die Missionare ihre Pflichten auffassen, erkennen.

„Seit meiner Rückkehr aus Deutschland habe ich mehr als 200 Besuche empfangen und deren eine große Anzahl bei Syrern und Mohammedanern gemacht. Gegenwärtig gebe ich den Kindern der Missionare zweimal wöchentlich zwei deutsche, einer reizenden mohammedanischen Prinzessin zwei Musik- und einer Anzahl syrischer Lehrerinnen eine Singstunde und nehme zweimal türkischen Unterricht, so daß ich allwöchentlich in vier Sprachen ziemlich zu tun habe. Dazu kommt der Haushalt, die Besuche und die Abfassung von Artikeln für unsere Monatschrift für die Mütter und Kinder, so daß meine Zeit recht gründlich ausgefüllt ist. Neuerdings ist mir ein neues Stück Arbeit zugefallen. Eine törichte Amerikanerin hat in Amerika einen Syrer geheiratet und kam mit ihm im letzten Herbst hierher. Vor einigen Wochen wurde sie Mutter, und sie hatte niemanden, der nach ihr sah, als einen trägen Gatten und ungebildete Syrerinnen, mit denen sie nur wenig sprechen konnte. So erschien es als meine Christenpflicht, täglich hinüberzugehen, das Kind zu baden, für das Bett und das körperliche Behagen der Mutter zu sorgen und ihr ein wenig Trost und Aufheiterung zu geben. Wie viele seltsame, unerwartete Pflichten mir der Herr sendet!" — —

Oftmals hatte ich mit Mr. Labaree, sowohl in Urmia wie später wieder in Berlin, Mar Gôriels Schicksal (S. 292) besprochen, ohne die verhängnisvolle Vorbedeutung, die diesen Gesprächen innewohnte, ahnen zu können.

Am 9. März 1904 ist Mr. Labaree von kurdischen Mörderhänden gefallen als Opfer eines von langer Hand vorbereiteten Überfalls, dessen verwickelte, traurig lehrreiche Vorgeschichte ein äußerst bezeichnendes Bild der in jenen persischen, der türkischen Grenze benachbarten Gebieten herrschenden Zustände gibt, die zu dem Ausbruch der Revolution vom Jahre 1909 ihr gut Teil beigetragen haben.

Der Sommer des Jahres 1903 hatte dem persischen Nordwesten eine Fülle von Ängsten und Unruhen gebracht. Namentlich herrschte große Unzufriedenheit gegen die Regierung wegen der zahlreichen Anstellungen von Ausländern, so z. B. von Belgiern bei der Verwaltung der Zölle und Post. Dadurch wurde namentlich bei zwei Klassen der persischen bzw.

tatarischen Bevölkerung große Unzufriedenheit erregt. Die mohammedanische Hierarchie sah in dem Einfluß, den die Fremden gewannen, eine Bedrohung ihrer Stellung und ihres Übergewichts. Dieses wissen sie als gewichtige und gefürchtete Mitglieder der Kriminalgerichtshöfe geltend zu machen und zu schützen. Außerdem haben sie aber ein sehr einfaches, häufig angewendetes Mittel, ihre Wünsche auch gegen den Willen der Zivilbehörden durchzusetzen: sie erklären die Basare für geschlossen und wiegeln das niedere Volk zu Demonstrationen gegen die ihnen unliebsamen Personen oder Maßnahmen auf.

Die zweite Klasse, die durch die Übernahme jener Verwaltungszweige durch die Fremden betroffen wurde, sind die zahllosen munschî, Sekretäre oder Bureaubeamten, die dadurch außer Stellung und um den Genuß des großen Teils der Einkünfte kommen, den sie regelmäßig in der Tasche zu behalten pflegen. Sie werden stets mit vereinten Kräften alles gegen die Veränderungen tun, durch die sie sich mit solchen Verlusten bedroht sehen. In vielen Städten fanden offenkundige Demonstrationen gegen den Schah und seine Verwaltung statt, bei denen die Entfernung der Europäer und die Herstellung der „alten guten Zeit der Väter" verlangt wurde. In Täbriz kamen die Dinge so weit, daß der damalige Kronprinz Mehemed Ali, der vor kurzem abgesetzte Schah, den europäischen Steuerdirektor und seine Familie zu ihrem Schutze in eine benachbarte Stadt verbringen ließ. In diesem Falle aber zeigte sich die Regierung den Dingen gewachsen; sie ließ bekannt werden, daß russische Kosaken bereit ständen, um jeden Augenblick die persische Grenze zu überschreiten. Das fruchtete; die Bewegung wurde niedergeschlagen und die Rädelsführer verbannt.

Um dieselbe Zeit herrschte in Urmia, in der Stadt wie auf dem Lande, die Befürchtung einer allgemeinen, in erster Linie gegen die Christen, in zweiter gegen die Regierung gerichteten Erhebung. Eine verhältnismäßig geringfügige Angelegenheit hatte den Ausgangspunkt für eine sehr ernste Ausschreitung gegen die Christen von Tergawar, dem oben erwähnten kleinen, den Grenzgebirgen westlich von Urmia vorgelagerten Bezirk, gebildet.

Die dortigen Kurden vereinigten sich, um die in den verschiedenen Dörfern dieses Bezirks wohnenden Nestorianer zu vernichten oder zu vertreiben. Die Christen waren in der Minderzahl, und da die Regierung ihnen nicht zu Hilfe kam, erlitten sie eine arge Niederlage und zogen sich gemeinsam in das größte Dorf zurück, wo sie seit Juni 1903 lange Zeit zusammengepfercht blieben. Drei Dörfer wurden verbrannt, 21 Männer und 4 Frauen getötet, andere verwundet, 1600 Schafe

geraubt, die Heuschober verbrannt. Sie konnten ihre Herden nur in unmittelbarer Nähe jenes Dorfes weiden, und zur Getreideernte mußten sie in bewaffneten Zügen ausrücken. Die Missionare taten ihr möglichstes zum Schutz der Christen. Daraufhin suchten die kurdischen Leiter dieser Bewegung die mohammedanische Priesterschaft von Urmia auf alle Weise gegen die Nestorianer aufzureizen. Sie verbreiteten u. a., jene hätten ihre Moscheen verbrannt und ihre heiligen Bücher entweiht, und erreichten dadurch ein bedenkliches und allgemeines Übelwollen gegen die Christen. Schon bereitete sich die mohammedanische Bevölkerung zu einem ernsten Schlage vor, da veranlaßte der Mißerfolg der Mollahs in Täbriz und die Festnahme und Verbannung ihrer Führer (S. 297) die Revolutionäre, von ihrem Vorhaben abzustehen. Gleichzeitig aber wetteiferten die Kurden und die sonstigen Diebe und Räuber in der Verübung möglichst vieler Schandtaten. Überall waren die Wege gefährdet: größere und kleinere Trupps Reisender und Karawanen wurden beraubt; am Tage wurden Herden gewaltsam entführt, nachts Einbrüche verübt. Dazu kamen nun noch jene Anschläge der vom Schech Mohammed geleiteten Grenzkurden, die, durch die Schwäche der Regierung ermutigt, mit einem allgemeinen Überfall des Flachlandes drohten. Kein Wunder, daß sich schließlich auch der Moslems die Furcht bemächtigte. So verließen Christen wie Mohammedaner ihre Dörfer und brachten ihre Habe in den Schutz der Stadtmauern. Erst durch Ernennung eines neuen Gouverneurs für Urmia und dadurch, daß Militär an die Grenze geschickt wurde, wurde das Äußerste verhütet.

Aber von einer Herstellung wirklich geordneter Zustände konnte in keiner Weise die Rede sein. Die Kurden fuhren fort, die Nestorianer zu bedrohen, zu plündern und für Verluste, die ihnen ihre eigenen Volksgenossen beigebracht hatten, verantwortlich zu machen. Und die unlauteren Elemente unter den übrigen Mohammedanern fanden an den Kurden einen selten versagenden, bequemen und wirksamen Rückhalt.

Im August 1903 fiel ein junger, sehr angesehener und gebildeter Nestorianer Rabi Muschi ohne jeden Grund einem mörderischen Überfall zum Opfer. Er hatte sich, nachdem er in den Schulen der amerikanischen Mission vorgebildet war und auch als Lehrer gewirkt hatte, in Kanada und den Vereinigten Staaten theologischen Studien gewidmet und war nach elfjähriger Abwesenheit zu seiner Familie zurückgekehrt. An dem verhängnisvollen Tage überwachte er die Arbeiten in seinem Weingarten. Da trat ein durch eine Unzahl von Räubereien und Gewalttätigkeiten

gegen die Christen seit Jahren berüchtigter Säjjid (S. 198) auf ihn zu und forderte Geld. Rabi Muschi hatte nichts bei sich, versprach aber, das Geforderte zu liefern. Hierauf verlangte jener seine Uhr, und als er diese zu geben verweigerte, trat der Säjjid ein paar Schritte zurück und erschoß ihn ohne weiteres.

Die Klagen der vordem von den Willkürakten desselben Säjjiden betroffenen Christen waren bei den Unterbehörden und der Regierung in Täbriz ungehört verhallt.

Diesmal lag die Sache aber anders: der Ermordete war naturalisierter Engländer. Die englische Regierung schritt nachdrücklich ein. Freilich konnte sich der Säjjid infolge des üblichen Zauderns der Behörden der Verhaftung entziehen. Aber er mußte fliehen, und seine Verwandten, und nicht nur diese allein, hatten viel von den zu seiner Verhaftung ausgesandten Häschern zu leiden. So ist es durchaus erklärlich, daß sich bei dem Verbrecher ein heftiger und unbezähmbarer Fremdenhaß entwickelte. Der Nachkomme des Propheten, den die Ungläubigen zu verfolgen wagten, fand außerdem Schutz und Rückhalt bei einem der hervorragendsten Mitglieder der Geistlichkeit in Urmia.

Schließlich begab sich der flüchtige Säjjid zu den Kurden von Tergawar, die gegen die Ausländer und besonders gegen die Mitglieder der amerikanischen Mission, wegen ihres Einschreitens zugunsten der dortigen Nestorianer, erbittert waren.

So waren diese Kurden die gegebenen Bundesgenossen für den vom gleichen Hasse beseelten Säjjid, und daß sie sich zu gemeinsamer Rachetat zusammenfanden, erscheint nur allzu erklärlich. —

Am Mittwoch, den 9. März 1904, kam nach Dilman, dem Sitz der Regierung im Gebiet von Salmas, die Meldung, daß der Leichnam eines Christen, anscheinend eines Nestorianers, von Reisenden auf der von Choi nach Salmas führenden Hauptstraße liegend gesehen worden sei. Die bekannte, weite und dorfreiche Ebene von Salmas (Kap. X) schließt sich, durch Gebirgspässe von mittlerer Höhe abgegrenzt, nördlich an die von Urmia an. Von Salmas führt der Weg nach Norden zum Araxes über Choi. Diese Stadt ist der Sitz eines der deutschen, vom Pastor Lepsius geleiteten Waisenhäuser und Pflegestätten für die Hinterbliebenen der armenischen Massakers, deren viele aus der Türkei nach Persien geflüchtet sind. Von Salmas ist die Ebene von Choi ihrerseits wiederum durch gebirgiges, auf Pässen zu überschreitendes Terrain getrennt. Die Christen in Salmas, zu denen die Kunde erst am späten Abend drang, hegten alsbald Besorgnisse um Mr. Labaree. Dieser hatte eine amerika-

nische Dame, die einige Jahre lang als Erzieherin der Kinder in der Mission in Urmia gelebt hatte und jetzt nach Amerika zurückkehren wollte, nach Choi geleitet, von wo sie die weitere Reise in der Begleitung des Herrn v. Oertzen von der dortigen deutschen Station machen sollte. Gerade an dem genannten Tage wurde Mr. Labaree aus Choi in Salmas zurückerwartet.

Infolgedessen wurden am nächsten Morgen in aller Frühe unter Leitung eines Predigers der amerikanischen Mission und eines syrischen Arztes und unter Beteiligung der Behörden die Nachforschungen begonnen. Etwa $2^1/_2$ deutsche Meilen von Dilman entfernt fand man den Leichnam mitten auf dem Hauptwege liegend und erkannte in ihm Israel, Mr. Labarees Diener. Er zeigte Spuren einer Beraubung. Man hatte ihm den Rock und die Stiefel abgezogen und auch die Uhr eilig weggerissen, so daß ein Teil der Kette zurückblieb.

Die Nachforschenden wurden hier durch weitere sechs Berittene verstärkt, Mitglieder der Wacht- und Geleitmannschaft, die auf der nach Choi zu belegenen Seite des Passes stationiert ist.

Man fand nun unweit des Toten Spuren von sechs Pferden, die vom Wege ab über das gebirgige Terrain führten, und die sich verfolgen ließen, weil teils noch Schnee lag, teils das Erdreich durch die Schneeschmelze erweicht war. Nachdem sie diesen Spuren eine sehr beträchtliche Strecke weit nachgegangen waren, fanden die Forschenden, was zu finden sie nunmehr bestimmt fürchten mußten. In einem tiefen unzugänglichen Tale lag Mr. Labarees entseelte Gestalt. Der Körper bedeckt und das Gesicht entstellt durch Hiebe und Stiche mit dem Chändjär, dem Dolchschwert der Kurden, das in den letzten zehn Jahren so entsetzliche Verheerungen an wehrlosen Christen angerichtet hat. Die Oberkleidung fehlte, und über die Füße waren kurdische Strümpfe und ein altes Paar Schuhe gezogen.

Nachdem die nötigen Anordnungen zur Bergung der Leiche durch die sechs berittenen Wachtmänner getroffen waren, wurden die Spuren weiter verfolgt. Da, wo sie unweit der Ebene von Salmas einen der von Choi dorthin führenden Wege wieder erreichten, fand man Bücher und Akten, die Mr. Labaree gehört hatten, meist in Stücke gerissen, vor. Eine weitere Verfolgung der Spuren erwies sich auf dem vielbeschrittenen Wege als untunlich. Daß sich die Mörder südwärts gewandt hatten, war deutlich genug.

Und ferner mußte es auffallen, daß von einer etwaigen allgemeinen Unsicherheit der Wege nicht die Rede sein konnte. Die Straße war vielmehr, wie zumeist, stark begangen, und sowohl vor wie hinter

Mr. Labaree zogen in nicht allzu bedeutendem Abstande andere Reisende des gleichen Weges. Auch hatte er die üblichen Begleitmannschaften über die Pässe mitgenommen, soweit es rätlich erschien. Aus alledem war zu schließen, daß es sich um einen vorbedachten, gerade Mr. Labaree geltenden und plötzlich ausgeführten Überfall handelte. Mitten am Tage, zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags, war der Diener erschossen worden, während Mr. Labaree zu Pferde von den Mordbuben ins Gebirge geführt (oder vielleicht, aber minder wahrscheinlich, nach einem Versuch zu entfliehen, eingeholt) und nach bekannter kurdischer Art (Bd. II) in einer allem Verkehr entzogenen Schlucht ermordet wurde. Auch stand fest, daß an dem Überfall vier Berittene direkt beteiligt gewesen waren, da zwei von den erkennbaren sechs Spuren von Mr. Labaree's und seines getöteten Dieners Pferden herrühren mußten.

Bei dem Schmerze, den die Schreckenskunde in Urmia bei der Gemahlin, dem alten Vater, den Kindern des so grausam Gemordeten hervorrief, wollen wir nicht verweilen. Sie durften nicht einmal einen letzten Abschiedsblick auf die frevlerisch entstellten Züge werfen. Denn nach mohammedanischem Aberglauben wird die Stadt, in die ein Leichnam gebracht wird, vom Unglück bedroht. Herr und Diener schlummern nebeneinander gebettet auf dem kleinen Missionsfriedhofe auf dem Berge Seir bei Urmia, dem regelmäßigen Aufenthalt der Missionare zur Zeit der glühenden Sommerhitze.

Die Nachforschungen nach den Schuldigen führten sehr bald zu einem völlig sicheren Ergebnis. Die Mörder waren jener Säjjid und drei Kurden aus Tergawar. Im ganzen aber waren 14 Personen an der verbrecherischen Aktion beteiligt, die sich der Absicht nach nicht gegen Mr. Labaree, sondern gegen ein anderes Mitglied der Mission, als speziellen Vertreter der christlichen Interessen gegen die Übergriffe der Moslems jedweder Nationalität, richtete. In dem Glauben, daß es diese andere Persönlichkeit sei, die die Reise nach Choi unternahm, folgten jene Vierzehn Mr. Labaree auf dem Wege von Urmia nach Salmas und überwachten die Wege, auf denen er von Choi nach Salmas zurückkehren konnte. Mitschuldig ist das oben erwähnte Mitglied der hohen mohammedanischen Geistlichkeit in Urmia.

Daß Mr. Labaree dergestalt einer Verwechslung zum Opfer fiel, macht sein Ende menschlich um so tragischer. Aber die beiden befreundeten, hochgesinnten Mitglieder der Mission wären gewiß auch bewußtermaßen der eine für den anderen in den Tod gegangen. Und so oder so bleibt die Tatsache bestehen, daß hier eine Mischung von persönlicher Rache, gewohnheitsmäßigem Verbrechertum, Fremdenhaß und

religiösem Fanatismus einen der Männer zu Fall gebracht haben, die von opferfreudigster Menschenliebe erfüllt, ihre ganze Kraft und hohe Seelenstärke für die Besserung der persönlichen und der sozialen Verhältnisse ihrer christlichen Mitbrüder im fernen Osten einsetzen.

An der allgemeinen Trauer um Mr. Labaree nahmen auch die besseren Kreise der Mohammedaner in Urmia lebhaften Anteil.

Seinem menschenfreundlichen und opfermutigen Wirken ist auch über dessen Stätte hinaus ein dankbares Andenken gesichert!



B. W. Labaree.

Den Frevel zu sühnen hatte, wie immer in solchen Fällen im Orient, seine großen Schwierigkeiten. Um einem von der hohen Geistlichkeit beschützten Nachkommen des Propheten und, mehr noch, um räuberischen Kurden persischerseits nachdrücklich beizukommen, dazu bedürfte es einer stärkeren und unabhängigen Regierungsgewalt. Sie wurde jedoch durch das energische Eingreifen der Vereinigten Staaten und Englands, die gemeinsam vorgingen, unterstützt. Im Mai 1904 kam der englische Generalkonsul aus Täbriz auf drei Wochen nach Urmia und setzte es schließlich durch, daß der Säjjid verhaftet und nach Täbriz gesandt wurde. Etwas später wurde eine amerikanische Spezialkommission nach Urmia entsandt, und ein englischer Konsul nahm seinen Wohnsitz auf längere Zeit in Urmia. Gegen Ende des Jahres machte dieser in Begleitung von vier Soldaten einen Ritt in nächster Nähe der Stadt, als er von acht bis zehn Kurden desselben Stammes, der an Mr. Labarees Ermordung beteiligt war, angegriffen wurde. Er verteidigte sich in dichtem Kugelregen, bis er merkte, daß sie ihm den Weg nach der Stadt abzuschneiden suchten, worauf er seinem Pferde die Sporen gab und mit seiner Eskorte unversehrt davonkam. Die Sache hatte den Vorteil, daß auch persischerseits an der Notwendigkeit eines nachdrück-

lichen Einschreitens kein Zweifel mehr bestehen konnte; und so wird den Säjjiden als zweifachen Mörder amerikanischer Untertanen und einige der übrigen Schuldigen wohl schließlich eine empfindliche Strafe betroffen haben. Mit überführten Räubern wird sonst in Persien kurzer Prozeß gemacht, und grausame, an die Assyrer erinnernde Strafen sind an der Tagesordnung. Kurz ehe wir in Urmia eintrafen, war einer hingerichtet, einem anderen die Hand abgehauen worden — der Stumpf wird dann in heißes Öl getaucht. Auch wurde von einer entsetzlichen Hinrichtungsart, die auch europäischerseits in Indien früher geübt worden ist, berichtet: der Delinquent wird vor die Mündung einer geladenen Kanone gebunden, und diese dann abgefeuert.

Der Vater und die Gemahlin des Ermordeten bekundeten die feste Absicht, ihr menschlich segensreiches Wirken an der Stätte dieser schmerzlichsten aller Erfahrungen unter den Nestorianern, gemeinsam mit den übrigen Mitgliedern der Mission fortzusetzen.

Die Zahl der in und um Urmia lebenden Nestorianer wurde zur Zeit unserer Anwesenheit auf 25000, der in den persisch-türkischen Grenzgebirgen auf türkischer Seite hausenden auf 125000 veranschlagt.

In der gleich Theben siebentorigen Stadt Urmia konzentrieren sie sich mehr und mehr in Mat-Marjam („Heil Maria"), einem der verschiedenen Stadtviertel, deren jedem ein Agh-sakal (ein „Weißbart") vorsteht. Es zählte damals ungefähr 100 nestorianische Häuser. Man hatte sogar schon begonnen, die dort noch wohnenden Mohammedaner, die dann in anderen Stadtvierteln Wohnung nahmen, auszukaufen. Innerhalb eines Jahrzehnts erwartete man die völlige Christianisierung dieses Viertels. In einem andern Viertel, Fatilachen, wohnten ebenfalls nahezu 100 christliche Familien, darunter auch etliche Armenier (30—40 Familien). Hier befindet sich die französische Mission. Und während die Perser und Tataren schiitischen Glaubens sind, hat Urmia auch ein sunnitisches Viertel. Ferner gibt es ein jüdisches, von 300—400 Familien bewohntes Viertel, die einen hebräisch-syrischen Mischdialekt sprechen.

Von dem Übertritt eines großen Teils der Nestorianer zur russischen Orthodoxie hatte ich bereits vor dem Beginn der Expedition durch einen Teppichhändler vernommen, der ein Dokument vorwies, aus dem hervorgehen sollte, daß er der Chef aller Nestorianer sei — das war eine unschädliche Renommisterei, es handelte sich offenbar um den Titel und allenfalls die Würde eines Mälik und deren Beurkundung (S. 285). Doch kommen auch weniger harmlose Vorspiegelungen vor: in Urmia bekam ich einen Nestorianer zu Gesicht, von dem glaubwürdig behauptet wurde, er sei

in Deutschland reich geworden. Auf mein sehr erstauntes „Wieso?“ wurde mir erklärt: Er sammle auf Reisen für Kirchen und Schulen. Dabei heimse er mehr ein, als gebraucht werde, und helfe auch durch falsche Angaben nach. Beispielsweise bemesse er ein Lehrergehalt, für das ihm die Mittel zur Verfügung gestellt würden, höher, als es tatsächlich sei, und lasse den Überschuß in seine Tasche wandern.

Daß die Erwähnung derartiger Verstöße das allgemeine Urteil über die Nestorianer — das im Gegenteil recht günstig zu lauten hat — nicht bedingen oder wesentlich beeinflussen soll, bedarf wohl kaum einer ausdrücklichen Hervorhebung. —

Ein ebenso schwieriges wie interessantes Problem bildet die ethnologische Zugehörigkeit und die Herkunft der Nestorianer. Daß durch die Sprache die ursprüngliche nationale Zugehörigkeit nicht entschieden sei, wurde schon (S. 286) betont. Ebenso sicher ist, daß die Sekte zur Zeit ihrer Blüte — auch wenn man von der umfassenden Propaganda (S. 286) absieht und nur ihre schon von Haus aus Syrisch sprechenden Angehörigen ins Auge faßt — Volkselemente sehr verschiedener ursprünglicher Herkunft vereinigte, um so mehr, als bei dem Vorherrschen der Religion im Orient Reste zugrunde gegangener Völkerschaften aus Widerspruch gegen ihre Unterdrücker den Bestand und die Bildung von Sekten zu fördern pflegen — man denke nur an die Mandäer und die Jeziden und ihren Zusammenhang mit Religion und Volkstum der alten Bewohner des Zweistromlandes. Das Problem gilt also nur der Herkunft des jetzigen Restes der Nestorianer.

Da ist zunächst einer Überlieferung zu gedenken, die bei einer Anzahl von Familien in den Dörfern um Urmia, speziell wieder in Gök-täpä herrscht: sie nennen sich Söhne (d. h. Leute vom Stamme) des Eisenbearbeiters, des Schmiedes (damyrdji), und sagen, ihre Vorfahren seien als Metallbearbeiter aus Djilu oder aus Baz (S. 288) im türkisch-nestorianischen Gebiet gekommen. Danach wären die Bewohner der Ebene zu einem guten Teil aus den Gebirgen eingewandert — was sehr wahrscheinlich ist —, und zwar als Metallarbeiter.

Das mehr nach Westen gelegene Baz wird der Ursprungsort, das östlichere Djilu die Zwischenstation dieser Wanderung gewesen sein. Noch heute gehen die Leute von Gök-täpä als Eisen-, Steinarbeiter und Maurer nach Südwesten (Bd. II), nach Zacho, Dehôk, Mosul, Djezîreh, ja nach Nisibis und Mardin. Auch steht im Dorfe Duri, unweit der an der Südgrenze des türkischen Nestorianergebietes belegenen Ortschaft Amadîa der alte Ofen, wo sie das Eisenerz gewannen und schmolzen, Dort wurde noch bis vor 30 bis 40 Jahren gearbeitet; aber wegen der

schweren Steuern und sonstiger Beschränkungen der Arbeit hat sie gänzlich aufgehört. In Djilu selbst sind die Bewohner jetzt meist Weber, aber auch sie zeigen, gleich den von dorther stammenden Eisenarbeitern, einen regen Wandertrieb. Einige der in den Dörfern um Urmia wohnenden „Nachkommen des Grobschmiedes“ behaupten nun ferner, dessen Familie sei erst von Arbela, zur Zeit, da diese Stadt eine große Verwüstung erlitten habe, nach Djilu gekommen. Hier liegt im wesentlichen wohl eine der in solchen Abstammungslegenden häufigen Verwechslungen mit der Verlegung des Sitzes ihres Patriarchen vor. Arbela ist nämlich, ebenso wie Mosul, von den Mongolen verwüstet worden, und wir sahen ja bereits, daß diese Verwüstung tief in die Verhältnisse der Nestorianer eingriff. Damals fand die oben (S. 287) erwähnte Verlegung des Patriarchensitzes von Arbela — zunächst nach Dijarbekir — statt, bis schließlich dann der Patriarch sich in Qudschanes niederließ. Damit wurde offenbar dasjenige Gebiet aufgesucht, in welchem damals die letzte größere Nestorianergemeinschaft sich befand. An eine umfassendere Einwanderung von Syrern in diese Gebiete ist nicht zu denken, wenn auch mit dem Patriarchen etliche Würdenträger und Anhänger gekommen sein mögen. So ist es denn auch irrtümlich und irreführend, wenn für diese Nestorianer, wie es namentlich englischerseits vielfach geschehen ist, die Bezeichnung „Assori“ (Assyrer) verwendet wird. Mit Recht hat dagegen schon Gibbon Einspruch erhoben und macht Browne geltend, daß weder die Ebene um Urmia, noch die Gebirge von Djulamerk im eigentlichen Sinne als assyrisches Gebiet gelten können. Daß die Damyrdji im wesentlichen nicht etwa aus dem wirklich voreinst assyrischen Gebiete nach Arbela und Mosul gekommen sind, zeigt die Herleitung aus Baz, die neben der aus Djilu angegeben wird, was, wie oben bereits gefolgert, für einen nordwestlichen Einwanderungsweg nach Persien spricht. Wohl aber waren diese Gebirge chaldisches Gebiet oder gehörten doch zu dessen Peripherie. Und von den Chaldern wissen wir (S. 8; 93), daß sie sich nach der Einwanderung der Armenier in die Gebirge zurückzogen und dort lange, zum Teil sehr lange erhalten haben. Die Bearbeitung von Eisen und Stein (S. 123) sind aber spezifisch chaldische Fähigkeiten. Im Hinterlande von Trapezunt, das bis in unsere Tage den Namen Chaldia führt (S. 93ff.), gibt es noch heute, wie wir hören werden (Bd. II), eine gesonderte Bevölkerung, die den Chaldernamen führt. Diese Chalt wandern als Stein- und Metallarbeiter weithin, bis zum Kaukasus und darüber hinaus, und sind wegen ihrer technischen Fertigkeiten besonders gesucht. Legen so schon die Wohnsitze der jetzigen Nestorianer und diese Analogie mit den noch heute am Namen erkennbaren späten Nach-

kommen der Chalder den Schluß nahe, daß auch sie zu einem guten Teile Nachkommen der Chalder sind, so ergeben vielleicht staatliche Einrichtungen eine weitere Bestätigung: Bezeichnend für die Chalder ist die durchaus theokratische Organisation ihres Staatswesens, sie tritt auch bei den Nestorianern auffallend und typisch hervor: Père Jaques sprach mit Recht von einer absoluten Theokratie. Dazu kommt die sonderbare Einrichtung der als Rajat bezeichneten unterworfenen Schutzbürger, für die sich gleichfalls bei den Chaldern eine bemerkenswerte Analogie findet; denn aus den bildlichen Darstellungen des Assyrerkönigs Salmanassar II., der zuerst mit den Chaldern in nachdrückliche Berührung gekommen ist (S. 13), ist ersichtlich (Kap. XIV), daß bei den Chaldern zwei ganz verschiedene Rassen, eine hochgewachsene und eine kleinere, ihm entgegentrat. Von diesen wird eine die herrschende, die andere die unterworfene Bevölkerungsschicht gewesen sein, die nur im Falle der Not bewaffnet und zum Kampfe geführt wurde. Als Überbleibsel und Fortsetzung solcher uralten Verhältnisse läßt sich vielleicht die Absonderlichkeit, daß den christlichen Herren der fünf Stämme christliche Schutzbürger gleichen Bekenntnisses unterworfen sind, verstehen und erklären. Der Typus der Nestorianer, von denen wir einzelnen Gemeinden auch weiter im Innern Armeniens und gerade in der Nachbarschaft der alten Hauptstadt des Chalderreiches, Van, begegnen werden, zeigt außerdem Besonderheiten, die uns schon während der Reise, lange ehe ich die vorstehenden Erwägungen des näheren anstellen konnte, die Vermutung nahelegten, daß in den Nestorianern als ein Hauptelement das altchaldische Volkstum vertreten sei.



## Zehntes Kapitel.

# Zur persisch-türkischen Grenze.

**Im Sprengel Mar Junâns von Superghan. — Guertschin-kalah, die Taubenfeste. — Sturz in der Einsamkeit. — Nächtlicher Ritt in die Irre. — Dorf Chantag von Kurden überfallen. — Die Ebene von Salmas. — Das sassanidische Felsrelief. — Dilman. — Armenischer Wein. — Das Grabmal der Mongolenprinzessin bei Köini-Schähr. — Kurdengeleit zur Grenze. — Ohne Bedeckung in die Türkei.**

Es war nun die höchste Zeit für die Expedition, die Forschungen an der östlichen Peripherie des Chalderreiches abzuschließen und sich dessen Zentrum, der Hauptstadt Tuschpa, dem heutigen Van, zuzuwenden.

Vom „oberen Meer des Sonnenaufgangs", dem Urmia-See, zum oberen Meer des Westens, dem Van-See, und umgekehrt stehen drei oder, genau genommen, vier Wege zur Verfügung. Als südlichster Übergang über das Grenzgebirge, den Kotur-dagh, der über den Kelischin-Paß, alsdann zwei Routen, die aus der Ebene von Salmas in ziemlich direkt westlicher Richtung über Surp Bartholomeos oder über Serai und am Ertschek-See vorbei nach Van führen, und ganz im Norden die große Karawanenstraße, die von Täbriz über Choi und Bayazet nach Erzerum und Trapezunt führt, und von der man, kurz vor Bayazet nach Südwesten abschwenkend, den Van-See erreicht.

Für größere Heeresmassen waren allein der erste und der letztgenannte zu verwenden, und allem Anscheine nach haben die Chalderkönige regelmäßig nur die Kelischin-Route benutzt. Uns war sie verschlossen: nicht nur der Paß (Kap. VIII), sondern auch der Weg weiter nach Norden auf türkischer Seite über Nêri und Dizä nach Baschkala führt durch das wildeste Kurdengebiet. Und davon ganz abgesehen, wollten wir das Westufer des Urmia-Sees in seinem nördlichen Teile nicht völlig unbesucht lassen. Denn da die Chalder sicher sich vom Ausgang des Kelischin-Paßes auch nach Norden werden ausgebreitet haben, konnten Spuren ihrer Anwesenheit hier sehr wohl erhalten geblieben sein.

Zwar die Nachrichten von einem weiteren, gleichfalls Kelischin benannten Schriftstein, der im Gau Mergawar, westlich von Urmia und nordöstlich von Ushnu aufgestellt sein sollte, hatten sich bei näherer Erkundigung so wenig begründet erwiesen, daß wir uns die mit dem Kel-i-sipan gemachten Erfahrungen zur Warnung dienen ließen.

Aber auf unserer Route nach der Ebene von Salmas und ihrer Hauptstadt, Dilman, lag das Dorf Imamkendi, von dessen Inschriften und Skulpturen uns mancherlei erzählt worden war, lag Guertschin-kalah, die „Taubenfeste“, die man uns als ein persisches Vineta schon vor unserer Abreise aus Europa geheimnisvoll geschildert hatte. Und schließlich verdiente auch das sassanidische Felsrelief, von dem unseres Wissens bisher allein der englische Reisende Ker Porter zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Kunde gegeben hatte, einen erneuten Besuch.

Ein flüchtiger Einblick in das städtische Treiben, dem wir durch Aufenthalt in der Mission entrückt waren, ward uns beim Durchreiten des Basars. Die in Göktäpä präparierten Rosinen kamen hier in Masse zum Verkauf, daneben besonders Glasflaschen, die in Urmia fabriziert werden. Eine Frau, die den Tschibuk rauchte, fiel mir auf.

Am 18. September verließen wir die Stadt um 8 Uhr morgens durch das „Pilo“-Tor, auf die Bergzunge Kiz-kalah zureitend, den Bezan-Daghy zu unserer Rechten, hinter dessen niedrigerem nordwestlichen Teil die weit hinaus nach Westen und Süden streichenden Berge der jenseitigen Halbinsel Schahi schön gezackt in schimmerndem Dunste hervortreten. Im Südwesten, halblinks von uns, tritt unter anderen Bergen der Gellin hervor, ein Bergstock, dessen zwei Spitzen durch eine Einsattlung getrennt sind, und in dessen Gestalt mit einiger Phantasie eine zu Pferde sitzende verhüllte Frauengestalt erkannt werden kann, „die versteinerte Braut“.

Die Berge, auf die wir zureiten, haben die uns wohlbekannte rotgraue Färbung. Alles in allem eine wunderschöne Sonntagsstimmung.

Fruchtbares Gelände auch hier, das Getreide ist abgeerntet, in den Gärten reifen Melonen, die Rizinuspflanze wird kultiviert, aber den Vorrang hat auch hier der Wein. Fast die ganze Bewohnerschaft ist zurzeit in den Weingärten beschäftigt.

Unter den Eseln, die in großen Karawanen, beiderseits mit je einem schweren Ballen beladen und mit lustigem Geläut der Stadt zustreben, befinden sich weiße in großer Zahl.

Um $10^1/_4$ Uhr passieren wir den Nazly-tschai auf einer schönen Brücke der von Täbriz, Maragha und Urmia her bekannten Bauart. Nur ist sie am Anfang und Ende, da, wo der beiderseitige schräge

dammartige Auf- resp. Abstieg in die Horizontale übergeht, durch je zwei Türme ausgezeichnet, deren haubenartige Spitze aus blaugrün glasierten, mit Zement verbundenen Steinen besteht. Sie wird wie jene anderen Brücken aus der Mongolenzeit stammen.

Damit betreten wir oder nähern wir uns dem Gebiet von Superghan, dem Sprengel jenes Mar Junan, der nach Mar Goriels Ermordung dessen Bischofssitz in Urmia usurpiert hat. Superghan selbst, etwas landeinwärts belegen, berührten wir nicht.

In den Urmia-See, der alsbald in all seiner Bläue sichtbar wird, erstreckt sich geradhinaus ein niedriges Plateau mit steilem Abfall, die felsige Landzunge Zanbil.

Kiz-kalah — also wieder eine Mädchenburg! (S. 247 f.) — ist bald erreicht. Während mein Reisegefährte die in den See hinausragende Höhe gewinnt, um Visierungen vorzunehmen und die spärlichen Mauerreste einer Betrachtung zu unterziehen, genieße ich aus den Fenstern des Karawanserai im Dorfe Kerimabad den Blick auf den Urmia-See. Denn die Strecke von ca. 32 km, die wir bereits zurückgelegt haben, genügte meinem immer noch empfindlichen Knie durchaus.

Alsdann erlaben wir uns an den aus Urmia mitgebrachten Vorräten, um unsern Weg um 3 Uhr neugestärkt fortzusetzen. Nachdem die den Blick bisher begrenzende Schranke der Kiz-kalah fortgefallen, wird der Ausblick über den See und das vielgliedrige Ostufer noch freier und großartiger, das Wasser tiefblau, die Berge rötlich, der Boden unter uns jetzt zeitweilig eine zum Teil von brackigem Wasser bedeckte Salzwüste wie in Binab.

Das Dorf Imamkendi (4 Uhr) bereitete uns eine der häufigen, aber immer wieder empfindlichen Enttäuschungen; von den uns vielgerühmten Skulpturen und Inschriften war nichts vorhanden.

Bald hinter dem Dorfe Kulundjy ($5^1/_2$ Uhr) zur Linken ein seltsamer Berg, die Schichten völlig verworfen, das Gestein seither arg verwittert und vermorscht, einer Säge vergleichbar.

Mit sinkender Sonne erreichen wir das Syrerdorf Gaw(a)lan, des heutigen Tages Reiseziel.

Während wir noch über die Unterkunft der Pferde und Diener beim Chan, dem Eigentümer des Dorfes, verhandeln, kommt die alsbald durch nicht allzu fernes Schießen beglaubigte Nachricht, die Kurden seien ins Dorf eingebrochen und hätten viele Schafe und einen Mann weggeführt.

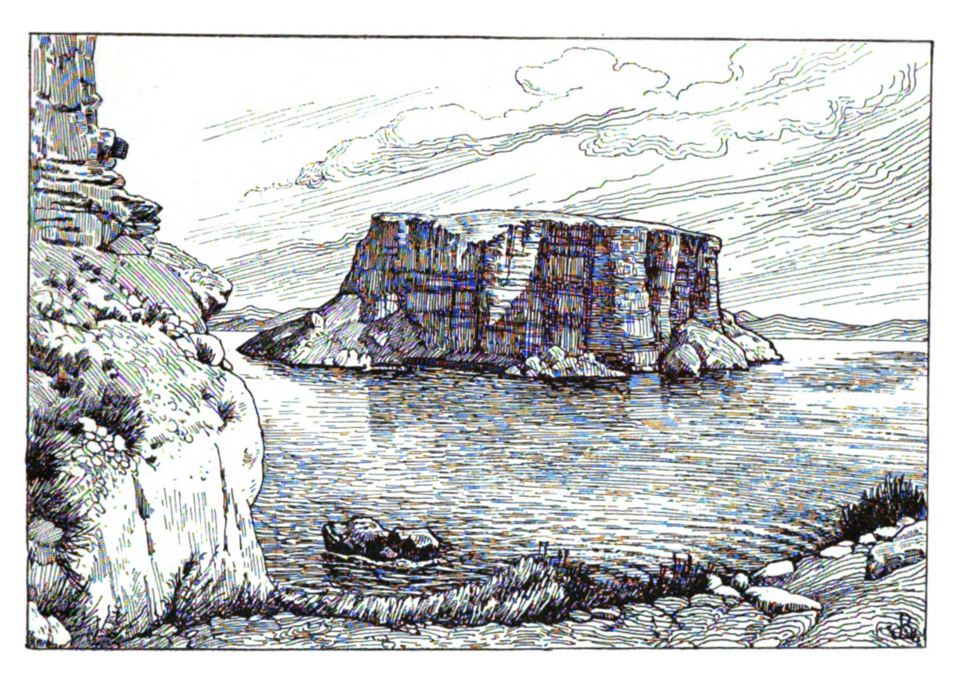
So finden wir es nur allzu erklärlich, daß innerhalb des Kirchenbezirks beim Kaschâ Oschana, einem der Mission ergebenen Geistlichen,

der uns beide Reisende als Gäste aufnimmt, Gewehr und Patronengürtel an der Wand bereit hängen.

Meinem Reisegefährten wird der Kalian gereicht, in dessen Wasser rotviolette Windenblüten schwimmen. Die stattliche, hübsche und vornehm liebenswürdige Tochter unseres Wirtes raucht ihn an und sorgt in Gemeinschaft mit ihrem Vater in jeder Weise für unsere Bequemlichkeit und Information. Die religiöse Spaltung findet sich auch hier. Das Dorf hat etwa hundert Häuser; davon haben die Hälfte das altnestorianische Bekenntnis beibehalten, elf waren zum protestantisch-presbyterianischen Glauben übergetreten, und 40 waren römisch-katholisch, während die englisch-episkopale und die russisch-orthodoxe Kirche damals noch keine Anhänger zählten. Aber wir wurden gefragt, ob wir ihren Bischof gesehen hätten, der aus Rußland gekommen sei, und es stellte sich alsbald heraus, daß sie alle, wie im Bezirk des Mar Junan nicht anders zu erwarten, im Begriff standen, zur russischen Kirche überzutreten, in der Hoffnung, von Rußland unterstützt zu werden (S. 293).

Den Abend verbrachte ich trotz eines neuen Fieberanfalls (S. 252) mit sprachlichen Aufzeichnungen: der Reichtum mundartlicher, dialektischer Wandlungen, der das Neusyrische auszeichnet, trat dabei zutage. Der Dialekt von Gawalan ist in der Aussprache von dem von Urmia in mehrfacher Hinsicht verschieden.

Als wir am nächsten Tage (Montag, den 19. September) auf Guertschin-kalah zu weiter ritten, sah ich im Dorfe eine Syrerin mit den Händen den Mistfladen, ihren Torf, bereiten. Der Weg geht alsbald unmittelbar am Gestade des Sees entlang und führt uns zu einem felsigen Vorgebirge, dessen Ersteigung neue herrliche Blicke auf die See- und Berglandschaft erschließt. Im Dorfe Guertschin-kalah laden die lässig ummauerten Weingärten zum Pflücken ein. Man sucht danach den Besitzer auf und bezahlt den geringen Betrag, den er verlangt. Vom Dorfe aus erblickte man im See die „Taubenfeste“, die auch ihm den Namen gegeben, einen mächtigen, stark nach vorn geneigten Kalksteinfelsen, dessen strahlende Weiße in der umgebenden tiefen Bläue noch blendender erscheint. Am Seegestade angekommen, finden wir, daß schräg zur Feste hin ein schmaler natürlicher Damm führt, der nach der Landseite zu eine keineswegs wohlriechende Lagune abschneidet. Bei etwas höherem Wasserstande muß dieser Damm völlig überflutet sein und damit die ohnehin schwer einnehmbare Feste, deren Felsenwände steil und schroff in den See abfallen, zur Insel werden. Daß sie so oder so Verteidigungszwecken gedient hat, zeigt eine Mauer



Guertschin-kalah, die „Taubenfeste“ (seitliche Ansicht).

aus Riesenblöcken des Felsgesteins, die auf der dem Lande zugekehrten minder steilen Seite in mittlerer Höhe erkennbar ist. (Vgl. unten S. 312 f.)

Hinter ihr führte der in den natürlichen Felsen gehauene Aufgang zur Feste vorbei. Eine Rekognoszierung zeigte, daß er nicht nur beschwerlich war, sondern daß der Weg zur Höhe über eine für den nicht Schwindelfreien unsteigbare Felsentreppe führte. So mußte ich mich mit den Beobachtungen und Eindrücken begnügen, die von unten her von dem Damme und dem der Küste zugewandten niedrigen Vorlande der Insel zu gewinnen waren. Auf der nach Osten in den See hinein gewandten Seite trennen sich wohl infolge einer Verwitterung von der Hauptmasse des Felsens mehrere Säulen ab, von denen eine oder mehrere bereits eingestürzt sind, so daß mächtige Blöcke den Übergang von dem im Niveau des Sees weniger steilen Vorland zum Wasser bilden. Im See liegt ostnordöstlich von der Guertschin-kalah ein von Westen nach Osten verlaufender langgestreckter Fels, der bereits beim damaligen Wasserstand eine vollständige Insel bildete. Auch dieser Felsen zeigt eine — wenn auch weit weniger ausgesprochene — Neigung nach vorn. Beide Felsen sehen wirklich aus wie Burgen, die ins Meer stürzen wollen, und da einerseits künstliche Befestigungen, andererseits Abstürze tatsächlich vorhanden sind, so erklärt es sich vollauf, daß das mythische Motiv der infolge eines Strafgerichts versunkenen Stadt an dieser Stätte haftet.

Weiter hinaus nach Nordnordosten liegt im See noch ein kleines, ganz flaches Felseneiland, hinter dem eine Landzunge erscheint, die die Bucht von Guertschin-kalah von einer nördlichen Einbuchtung trennt.

Auf einem Felsblock sitzend, lausche ich dem leisen Rauschen des Wassers und dem von der Höhe herabdringenden Gurren der Tauben, die der Stätte, der sie den Namen gaben, noch heute treu sind. Mein Reisegefährte, der nach geraumer Zeit von der Höhe zurückkehrt, berichtet, daß der Felsen nicht nur bis oben hinauf befestigt ist, sondern außerdem Reste von vier Felsenzinnen und mehrfache Felsentreppen aufweist. Diese Angaben seien durch Ker Porters Mitteilungen ergänzt.

Dem natürlichen Bollwerk ist nach seiner Schilderung nur an wenigen Stellen, wo der Felsen auf der Höhe Lücken zeigt, durch Mauerwerk aus dem Gestein des Felsens nachgeholfen. Reste von Hausmauern aus dem gleichen Material waren vorhanden. Viereckige künstliche Einsenkungen in der Felsenoberfläche wurden ihm von seinem Führer als Getreide- und Vorratslager bezeichnet. Am Ostrande eine tiefe in den Felsen gehauene Zisterne; der gemauerte Rand zeigt Spuren der Abnutzung durch das Seil. „Von dieser Stelle wandten wir uns", so berichtet Ker Porter, „nach Norden und kletterten, mit Händen und Füßen tastend, etwa 200 Fuß an dem steilen pfadlosen Absturz der Feste hinab, bis wir bei zwei durch Mauern gestützten Höhlen anlangten, in deren Tiefe sich, aus dem Gestein über ihnen hervorsickernd, ein wundervoll reines, kristallklares Wasser in kleinen Teichen ansammelte, dessen Genuß nach der anstrengenden Kletterpartie eine höchst erfreuliche Erquickung gewährte. Dabei ist der Felsen, dem dieser Labetrunk entquillt, ringsher von dem salzigsten Wasser der Erde umschlossen.

„Mehrere große Feigenbäume, die auf dem schmalen, kaum sechs Fuß breiten Felsvorsprung vor den Höhlen wachsen, erhöhen die wilde Romantik der Stätte, die weiter ins Erhabene gesteigert wird durch die furchtbare und schwindelnde Höhe (etwa 800 Fuß), aus der wir von so unsicherem Standpunkt aus auf die azurne Fläche niederblickten, deren Wogen sich an den Felsen brechen, während über uns die Felsmassen sich türmten, an denen wir so wagehalsig herabgestiegen waren. Diese Höhlen haben seit langem als gelegentlicher Aufenthalt für Derwische gedient, und ein kleines Heiligtum, großenteils in den Felsen gehauen, im übrigen aus rohem Gestein errichtet, soll die Gebeine eines unbekannten Heiligen bergen. Dicht dabei wird der Eindruck von Mohammeds Fuß gezeigt."

Guertschin-kalah ist die gegebene Zwingburg für das westliche Ufer des Urmia-Sees; die Meister des Felsenbaus, die dieses Gebiet

in alter Zeit beherrschten, werden sich die Stätte gewiß nicht haben entgehen lassen, erfüllte sie doch die Haupterfordernisse chaldischer Felsenburgen — schwierige Zugänglichkeit, verbunden mit der Möglichkeit weiten Ausblickes, und ragte sie doch in das östliche Naïri-Meer hinein, wie beim denkbar höchsten Stande des Seeniveaus die Hauptburg der Chalder in den Van-See (S. 12). So wird man die Bearbeitungen des natürlichen Felsens, die Treppen, die viereckigen Einsenkungen, der chaldischen Periode zuschreiben dürfen. In einer der letzteren könnte sich der Zugang zu einer unterirdischen Felsentreppe (S. 103) bergen, die zu jenen Quellhöhlen hinabführte. Ähnliches findet sich auf der Feste über dem Ausgang des Tigris-Tunnels. Ergäbe genauere Untersuchung das Vorhandensein eines solchen unterirdischen Zuganges zu den Höhlen, so wäre der Beweis erbracht, daß schon die Chalder sie gekannt haben. Dann würde auch das teilweis in den Felsen gehauene Heiligtum in diese älteste Zeit zurückreichen; für die Verehrung des chaldischen Sturm- und Wassergottes wäre schwerlich eine passendere Stelle zu denken. Es wäre nur eine der vielen Kultusstätten in Armenien, die den Wechsel der Bekenntnisse überdauern (S. 4).

Ker Porter teilt eine weitere Beobachtung mit, die in diesem Zusammenhange von Wichtigkeit wäre: „Auf der dem Lande zugekehrten, minder abschüssigen Seite der Feste sei in den Felsen ein tiefer Graben gehauen, durch den das Wasser des Sees hindurchflute. Die Beobachtung wird zutreffen, wenn sie mir auch — vielleicht infolge des ständigen Wechsels der Niveauverhältnisse — entgangen ist. Wir hätten es dann mit dem für die chaldischen Felsenfesten charakteristischen Einhau zu tun, der die eigentliche Burg von dem übrigen Teile des Felsens, auf dem sie angelegt ist, trennt (Kap. XII, XIV und Bd. II).

Auch die Mongolenherrschaft wird sich die Verwertung dieser natürlichen Feste nicht haben entgehen lassen, und wenn berichtet wird, Hulagu Chan habe seine Schätze auf einer Insel im Urmia-See, Tela mit Namen, in einer sehr hohen und festen Zitadelle bewahren lassen, so wird man, sofern nicht eine von Maragha aus leichter erreichbare, dem Ostufer nähere Stätte in Betracht kommt, in erster Linie an Guertschinkalah denken. Daß Hulagus Schätze im Todesjahr seines Sohnes und Nachfolgers im See versunken sein sollen, ähnlich wie Guertschin-kalah, die Stätte versunkener Schätze bezeichnen soll, dient dieser Gleichsetzung zur Stütze.

Den Besuch von Guertschin-kalah hatten mein Reisegefährte und ich, von zwei „Tschaparen“ begleitet, als einen Abstecher behandelt. Abrahamoff war mit den Lastpferden direkt auf der Hauptroute nach

Dilman gesandt worden, während Färädj die Aufgabe zugefallen war, Lothar Belck (S. 291) einzuholen, um ihm einen wichtigen Brief zu übergeben, den er mit sich in die Heimat nehmen sollte. Dabei war vorausgesetzt, daß wir am Abend mit unserem Gros zusammentreffen, also Dilman selbigen Tages noch erreichen könnten. In dieser von meinem Reisegefährten aufrechterhaltenen Annahme verließen wir Guertschinkalah. Unsere Hoffnung, des von Porter beschriebenen Reliefs, über dessen Lage wir keine Klarheit erlangen konnten, auf der Nebenroute, die wir eingeschlagen hatten, noch ansichtig zu werden, war äußerst gering. Aber was wir für möglich hielten, erwies sich als ausgeschlossen, und was uns unwahrscheinlich dünkte, erfüllte sich. Wie unsere Tschaparen von vornherein betont hatten, und wie auch die besseren, freilich von völliger Richtigkeit weit entfernten Karten zeigten, war Dilman viel zu weit entfernt, um unser heutiges Nachtquartier zu bilden: vielmehr mußten wir schließlich in dem ersten besten Dorfe übernachten, um am Morgen zu erkennen, daß es in unmittelbarer Nähe des sassanidischen Reliefs belegen war. Aber diese Erkenntnis sollte uns keineswegs leicht werden.

Wir verließen unsere Raststätte in Guertschin-kalah um 4 Uhr 35 Min. Aber erst um 5 Uhr 1 Min. ward das Ende der Dorfgärten erreicht und der Aufstieg über die die Ebene von Urmia von der von Salmas trennenden Gebirge begonnen.

Die Höhe der ersten Schranke — eine Reihe sanft gewellter spärlich bewachsener Hügel — ist bald erreicht. Vor uns liegt die nördlich von Guertschin-kalah beginnende Bucht; wir erkennen, daß sie erheblich tiefer ins Land einschneidet, als die Karten angeben. Die Küste bildet bis zur Spitze des sie nördlich begrenzenden Vorgebirges ein amphitheatralisches, fast zum Dreiviertelkreis geschlossenes Rund.

Am Fuße der Hügel liegt das Dorf Netschäabad, langgestreckt, mit wohlgepflegten und wohlbewässerten Gärten, gleich Guertschin-kalah. Das von einem Bache gespeiste Reservoir inmitten des Dorfes ist von ungewöhnlich starken alten Weiden umstanden. Eine Viertelstunde Bergaufreitens führt uns auf die Höhe der zweiten Schranke, die so steil zu einer bis zum Seeufer sich hinziehenden Ebene abfällt, daß wir die Pferde führen müssen. — Der Abstieg ist für mich als Halbinvaliden eine schwere, nur mühsam und langsam zu verrichtende Arbeit. Mein Reisegefährte hält daher auch hier das Prinzip des Geteiltmarschierens für anwendbar und eilt mit beiden Tschaparen voraus. Bald begegnet mir ein trauriger Zug: rücklings auf einen Esel gelegt ein kranker Tatar, von einigen Gefährten begleitet. Wie ich nachher

erfuhr, war er bei einem Überfall von Kurden verwundet worden. In der Ebene angekommen, bestieg ich mein Pferd und suchte, da mir die Einsamkeit in dieser Umgegend keineswegs behaglich war, die Vorausgeeilten einzuholen. Dabei muß ich aber wohl meinem ohnehin von des Tages Anstrengungen ermüdeten Pferde zuviel zugemutet haben: Rok (S. 115) stürzte plötzlich in die Knie, und ich flog in schönem Bogen über seinen Kopf hinweg in dröhnendem Falle homerischen Angedenkens zur Erde. Mann und Waffen blieben zum Glück unverletzt, nur die Uhrkette war gerissen und die Hände etwas zerschunden. Aber was wäre erfolgt, wenn ich ernster verletzt gewesen wäre? Mein Reisegefährte und beide Begleiter waren außer Sicht und merkten nichts von diesem Vorgange. Rok entlief erschreckt, aber nur wenige Schritte weit, ich hätte ihn schließlich auch ohne die Beihilfe zweier des Weges mir entgegenkommenden Tataren anhalten und besteigen können. Nun ging es in beschleunigtem Tempo weiter; die Straße führte in wechselnder Höhe am See entlang, dessen inselreichem nördlichen Ufer wir nahe sind.

Die Neusichel erscheint, um sehr bald wieder zu verschwinden. Wir reiten, wieder vereinigt, in unbekannter Gegend im Finstern. An der Nordostecke der Bucht angelangt, wenden wir uns landeinwärts. Es wird dunkler und dunkler: unsere Begleiter legen die geladenen Gewehre quer vor sich auf den Sattel — das wohlbekannte Zeichen der vermuteten Gefahr, auf die sie auch in Worten und besonders durch ein schnelles, von der sonstigen beharrlichen Gemächlichkeit stark abstechendes Tempo hinwiesen. Schweigend reiten wir dahin: schließlich erklärt auch mein Reisegefährte die Sachlage für ‚schauderhaft unbehaglich‘. Dabei hatte Tags zuvor in dieser Gegend der Kurdenüberfall stattgefunden, dessen einem Opfer wir begegnet waren.

Um 8 Uhr glaubten wir eine Telegraphenstange zu sehen, sie wurde als Beweis, daß wir einer Straße nicht ganz fern sein konnten, lebhaft begrüßt.

Bald darauf winkte uns ein Licht, und um 8 Uhr 12 Min. war das Dorf Chantag erreicht. Die im Dunkeln erschienenen unerwarteten, von vielstimmigem Hundegekläff begrüßten Gäste wurden keineswegs ohne weiteres aufgenommen. Als endlich jeder Verdacht, man habe es mit Räubern zu tun, beseitigt war, wurde uns auf dem Dache eines Hauses unter einer Zeltleinwand die Raststätte angewiesen, und wir begannen, es uns nach dem anstrengenden Tage — wir hatten trotz des langen Aufenthalts auf der „Taubenfeste“ etwa 58 km zurückgelegt — bequem zu machen. Da — erneuter Lärm: Räuber waren erschienen und werden verfolgt, woran sich unser einer Tschapar beteiligt,

man faßt den einen und nimmt ihm ein gestohlenes Schaf und einen Teppich ab.

Aus erquickendem, wenn auch etwas kühlem Schlafe im Freien erwachte ich am Dienstag, den 20. September, gerade frühzeitig genug, um den Sternenhimmel unmittelbar vor dem Verbleichen noch in voller Pracht zu genießen. Über dem nur 2—3 km entfernten See glorreich emporsteigend, ließ die Sonne nach und nach ein herrliches Panorama vor meinen Augen erstehen.

Dorf Chantag liegt landeinwärts unweit der Wurzel der Landzunge, die, weit in den See hinausgeschoben, die gestern großenteils umrittene Bucht nördlich begrenzt, — am Fuße eines hochgetürmten Felsenberges und am Eingang eines aus der Uferebene von Südosten nach Nordwesten verlaufenden Felsentals.

Die Bucht sowohl wie das Nordende des Sees sind sichtbar. Wir reiten bei kühlem Morgenwinde das Tal entlang auf ein Defilee zu, hinter dem sich die weite Ebene von Salmas öffnet; der Blick reicht bis nach Dilman und zu jenen niedrigen Bergzügen, an deren Fuße diese Stadt liegt, und die die Ebene von Salmas von der von Choi trennen. Bei Überschreitung eines der über sie hinwegführenden Pässe sollte nachmals Mr. Labaree sein schauriges Ende finden (S. 300).

Das erwähnte, von Ostsüdost nach Westnordwest verlaufende Defilee wird rechts von einem isolierten Felsenberge begrenzt, der die Skulptur, das „Surat“, trägt und selbst auch nach ihr benannt wird.

Der der Ebene zugewandten Südsüdwestseite des Felsens ist, nahezu bis zum Boden reichend, eine unregelmäßige Nische von 8—9 cm Tiefe abgewonnen worden, die einem sehr flachen Relief zur Aufnahme dient.

Die Skulptur besteht aus vier Gestalten in zwei Gruppen, je einem Reiter und einer Figur zu Fuß.

Vom Beschauer links steht eine Person zu Fuß, 1,71 m hoch, nach rechts gewandt, mit der linken Hand etwas am Gürtel haltend. Was er hält, ist nicht deutlich erkennbar, da der obere Teil abgebrochen ist. Die Rechte faßt den ihm zugewandten Kopf des Pferdes, das die zweite Gestalt trägt. Das starkgelockte Haar ist hinten in einen Knoten gebunden, der Kopf sehr lang und niedrig gebildet, das Gesicht platt und zusammengedrückt, starker Kinnbart. Der Mann trägt Hosen, die am Knöchel zusammengebunden sind und anscheinend, sofern er nicht als barfüßig zu gelten hat, dünne strumpfartige Schuhe.

Die zweite ihm zugewandte Gestalt ist ein Reiter hoch zu Roß in gebieterischer Stellung, ein langes gerades Schwert mit großer Parier-



stange und langer Schärpe hängt ihm zur Seite; er trägt eine Helmhaube mit kugeligem Busch und kleinem Büschel, an dem ein in den Nacken fallendes Tuch befestigt ist, dessen beide Enden im Winde 80—90 cm rückwärts flattern, genau so sind die Enden des um die Hüfte gewundenen Tuches dargestellt. Die linke Hand liegt auf dem Schwertgriff oder in dessen Nähe, dicht dabei die Zügel; die rechte Hand auf dem Halse des Pferdes. Der Reiter ist mit einem langen, herabwallenden,



Sassanidisches Felsrelief unweit des Urmia-Sees.

faltigen Gewand bekleidet. Ein Vorder- und ein Hinterfuß des Pferdes sind schreitend erhoben. Die Schabracke ist mit Tierköpfen verziert; eine Art Wedel an langer Stange läuft vom Sattel aus und trifft den Boden zwischen den beiden Hinterfüßen des Tieres. An der Schwanzwurzel ein kleines Schmuckbüschel mit flatternden Enden; der Schwanz selbst läuft in zwei Enden aus, deren eines geknotet ist.

Die zweite Gruppe rechts davon besteht wieder aus einer Gestalt zu Fuß und einem Reiter in ungefähr gleicher Stellung. Zunächst von dem Pferde des ersten Reiters, nur durch einen ganz geringen Raum getrennt, ein Stehender rechts gewandt. Die rechte Hand scheint über

den Kopf des ihm zugewandten zweiten Pferdes dessen Reiter, der vierten Gestalt von links, etwas Gerundetes zu reichen oder von ihm etwas in Empfang zu nehmen. Der Stehende trägt einen kurzen, schoßkittelartigen Überrock, der, gleich dem der Kurden heutzutage, an der Taille durch eine zweiteilige Binde oder Schärpe zusammengehalten wird. Der Kopf ist dem des ersten Stehenden sehr ähnlich geformt. Der ihm zugewandte Reiter zeigt ähnliche Tracht wie der oben beschriebene, aber nach Ker Porters Schilderung, zu dessen Zeit das Relief wohl noch besser erhalten war, eine andere Frisur.

Mit der an der Hüfte in der Nähe des Schwertgriffs anliegenden Linken zieht er die Zügel an, das Pferd parierend, und scheint mit der über den Kopf des Pferdes hin ausgestreckten Rechten von dem vor ihm Stehenden etwas entgegenzunehmen oder ihm etwas zu reichen. Jener Wedel ist auch hier bemerkbar.

Für die Deutung ist beachtenswert, daß der erst besprochene Reiter, links vom Beschauer, 15—20 cm höher als der zweite dargestellt ist, so daß der obere Rand der Nische hier unregelmäßig verläuft: während sie im übrigen die Höhe von 2,50 m innehält, erhebt sie sich über dem Haupte dieses Reiters bogenförmig bis zur Höhe von 2,80 m.

Der dargestellte Vorgang hat durch Ker Portes die folgende an sich der Örtlichkeit wohl entsprechende Erklärung gefunden: Narseh, der sassanidische König von Persien (S. 7), war vom römischen Kaiser Galerius (299 n. Chr.) besiegt worden und mußte ihm fünf Gaue östlich des Tigris abtreten, die er einst Armenien entrissen hatte. Da aber der König von Armenien, Tiridates, Bundesgenosse des Galerius war, mußte er, da er diese ihm vormals gehörigen Gebiete nicht zurückerhielt, entschädigt werden. Das geschah, indem Narses gezwungen wurde, an Tiridates die Atropatene abzutreten.

Der durch seine höhere Gestalt ausgezeichnete Reiter links vom Beschauer, der nicht die charakteristischen sassanidischen Locken zeigt, wäre danach Galerius, der die fünf Gaue von dem stehenden Tiridates, ihrem bisherigen rechtmäßigen Herrn, empfängt. Der andere Reiter mit den sassanidischen Locken wäre Narseh, der dem vor ihm stehenden Tiridates Atropatene überträgt: die Übertragung oder Belehnung war symbolisch ausgedrückt — ähnlich wie auf dem bekannten sassanidischen Felsrelief von Naksch-i-Rustem die Belehnung des Königs durch den Gott Ormuzd durch Darreichung eines großen Ringes versinnbildlicht wird.

Doch ist nach F. Sarres sachkundigem Urteil die Zuweisung an Narseh aus kunsthistorischen Gründen ausgeschlossen und eher an die früheren Sassaniden Ardaschîr I. und Schâpûr I. zu denken, denen

armenische Könige huldigen. Dem Volksmund gilt diese wie viele Felsskulpturen in Persien als Stätte von Schätzen, die die Soldaten Alexanders des Großen vor dem Zuge nach Indien vergraben und nicht wieder abgeholt haben.

Der Weg von der Skulptur durch die weite Ebene nach Dilman bot nichts Besonderes, außer der später verschiedentlich erneuten Erfahrung, daß nichts langweiliger und ermüdender ist, als auf glattem Terrain einem stets vor Augen liegenden Ziele zuzureiten.

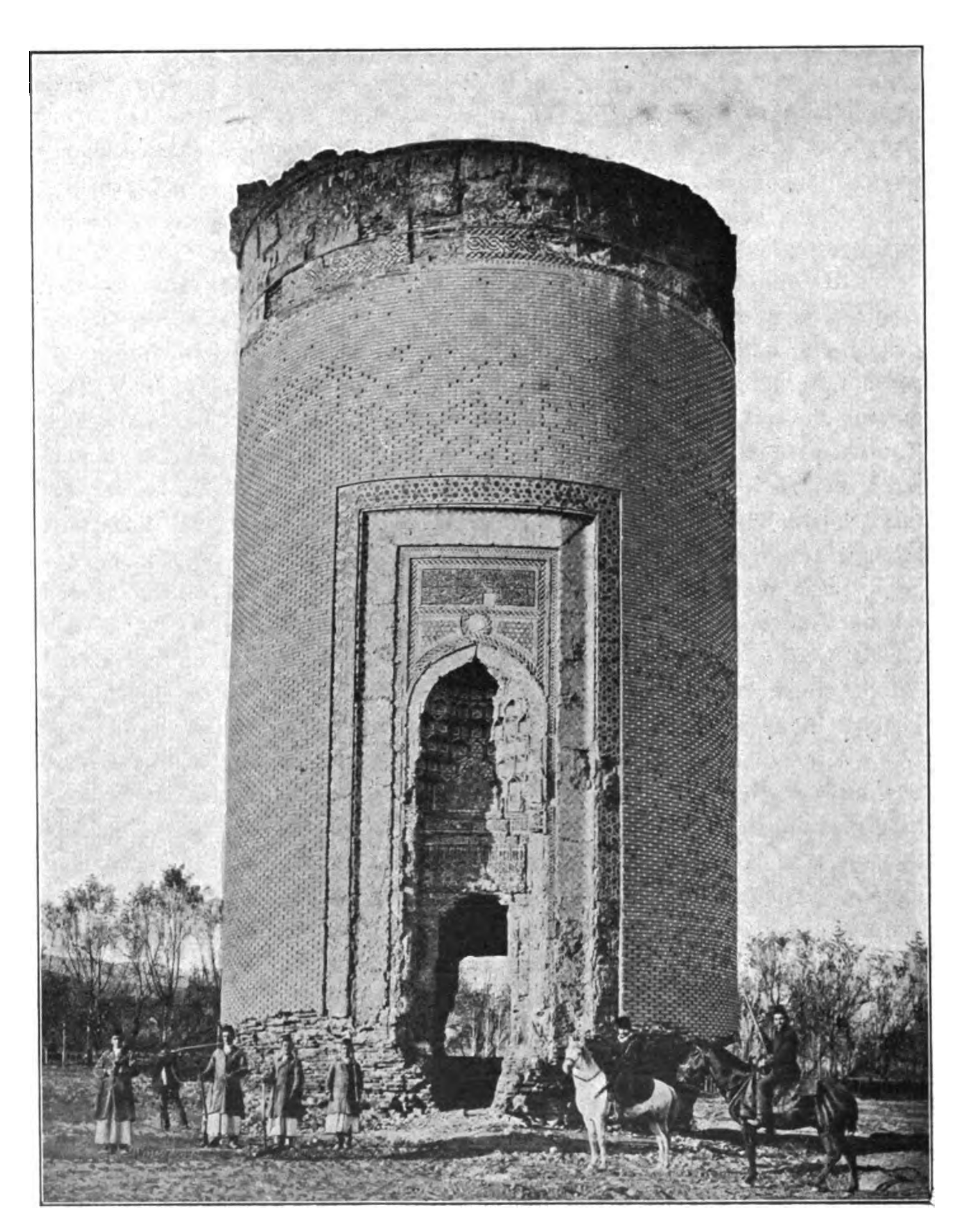
Die Einstimmigkeit, mit der der Name Salmas nicht blos für den Distrikt, sondern auch für die Hauptstadt und die übrigen zahlreichen Ortschaften, unter Vernachlässigung ihrer eigentlichen Benennung verwendet wurde, hatte früher für mich etwas Befremdendes gehabt. Jetzt, da ich die große Ebene, in die die Dörfer und Städte als nebensächliche Zutaten eingestreut erscheinen, aus eigener Anschauung kennen lernte, ward es mir begreiflich. Auch wurden hier in der Ebene selbst die unterscheidenden Bezeichnungen doch meist dem fast nie fehlenden allgemeinen Namen naturgemäß hinzugefügt.

In Dilman-Salmas zu früher Nachmittagsstunde eingetroffen, fanden wir auf Anordnung des Gouverneurs Aufnahme im Hause eines persischen Großen. Bunte Glasscheiben an den Fenstern, im Garten gelbe und rote Astern; rote Winden krochen an Drähten bis zum Dach des Hauses hinauf.

Auf einem Ritt, den wir am späteren Nachmittag unternahmen, lernten wir die Befestigungen von Dilman — eine bis zu $2^1/_2$ m hohe Stadtmauer mit Zinnen, vorspringenden, acht- bis zehneckigen Bastionstürmen und kleinen Außenforts — sowie ferner noch verschiedene andere Örtlichkeiten der Ebene von Salmas kennen.

Dabei werden wir auch inne, daß wir uns nunmehr wieder auf dem Gebiete der einstigen armenischen Provinz Parska-Haikh, wohl zu unterscheiden von Persamenien, dem größeren Teile Gesamtarmeniens, der bei der römisch-persischen Teilung im Jahre 387 n. Chr. (S. 21) den Persern zufiel, befinden. Im Dorfe Sáura sprachen wir beim armenischen Pater Elojanths vor, der uns freundlich armenischen Wein eigener Zubereitung kosten ließ. Er mundete mir jedoch nicht sonderlich: er war schwerflüssig und herb.

Bei Köini-schähr (Neustadt) erhebt sich ein stattlicher Rundturm, ein Mausoleum der bereits erwähnten, in Persien und darüber hinaus häufigen Gestalt. Die Kuppel ist eingestürzt, und der reiche Schmuck an farbigen Fayencen ist großenteils verschwunden, aber am Portal noch deutlich zu erkennen. Über der Eingangstür steht in einem schön



**Mausoleum von Köini-schähr.**

dekorierten Rahmen eine arabische Inschrift auf emaillierten Fayenceplatten. Merkwürdigerweise war dieses an ziemlich zugänglicher und vielbereister Stätte stehende Denkmal, soweit ich sehe, zur Zeit unserer Anwesenheit der europäischen Wissenschaft noch völlig unbekannt. Eine an Ort und Stelle erworbene wohlgelungene Photographie läßt den Charakter des Bauwerks und den Wortlaut der arabischen Inschrift trefflich erkennen. Die Bauart weist ins 14. Jahrhundert; die Inschrift — zwei Zeilen in Rundschrift: lange magere Buchstaben, schwarz oder dunkelblau auf weißem Grund, mit Punkten, Zeichen und Blumenranken — bestätigt dies. Sie ist lückenhaft und lautet: „Befohlen hat den Bau dieser Grabkuppel die von den Ministern(?) abstammende(?) Prinzessin . . ., Tochter des hochgeehrten Emirs Argûn Agha, am Datum des gesegneten Monats . . . des Jahres 700 und . . . Alles, was auf der Erde ist, muß vergehen.“ Ein Emir des Namens Argûn Agha, der mehrere Töchter hinterlassen hat, von denen die meisten an Prinzen von königlichem Geblüt verheiratet waren, spielte unter den Mongolenherrschern Hulagu und Abagâ eine Rolle. Er starb um 1275 n. Chr. Die Inschrift aus den ersten Jahren nach 700 der Hedjra (1300 n. Chr.) paßt daher für eine seiner Töchter sehr gut. Weiter unten, näher der Eingangstür, steht eine zweite Inschrift, die nur das Wort Allah in mehrfacher Wiederholung enthält. Um das breite Gesims hoch oben, unterhalb der eingestürzten Kuppel, lief wohl einst eine große Inschrift um das ganze Gebäude.

In Dilman kam es dann nach unserer Rückkehr abends beim Gouverneur von Salmas und Choi, einem alten, gescheiten, etwas molluskenhaften Herrn, zu endlosen Verhandlungen über die Route, auf der wir am folgenden Tage die türkische Grenze überschreiten sollten, und über die nötige Bedeckung.

Es war eine recht stattliche Karawane, die am Mittwoch, den 21. September, in sonnig-kühler Morgenfrühe von Dilman aufbrach. Zunächst mein Reisegefährte und ich, mit Färädj und Abrahamoff, als Berittenen, dazu die beiden tatarischen Pferdediener Chalil und Hassan zu Fuß; diese trieben unsere übrigen Pferde leer vor sich her, da sie nunmehr fast sämtlich wund und zum Tragen von Lasten unfähig geworden waren. Als Lasttiere hatte man uns von einem Mollah, der den Beratungen beim Gouverneur beiwohnte, und dessen Züge Kraft und Verschlagenheit ausdrückten, drei Pferde und ein Maultier (türk.-tat. katyr) gemietet, die gleichfalls von einem Treiber (pers. tschar-wa-dar, „Vierfuß-Besitzer“, türk. katyrdjy) begleitet waren, in Summa sieben Mann und 18 Tiere.

Die Bedeckung, die sich einstellte, bestand aber zunächst nur aus einem Hakkari-Kurden, einem zur irregulären Reiterei gehörigen Offizier, der allerdings nicht weniger als 200 Patronen an vier Gürteln bei sich trug, und der uns zu einem — etliche Stunden entfernten — „Lager" zu führen hatte, wo sich ihm und uns noch weitere zehn kurdische Geleitsmänner anschließen sollten. In westlicher Hauptrichtung ging es nun über ebenes Terrain, zum Teil zwischen bewässerten Gärten mit den bekannten Wärterhäusern, auf die Grenzgebirge zu, deren Vorhügel bald erreicht waren und in deren erster Kette die Einsattelung, die wir zu überschreiten hatten, sichtbar wurde. Auf dem Wege ist vielfach Lava als Zeugin vulkanischer Vorgänge zu erblicken. Mehrfach kreuzten wir den in die Türkei führenden Telegraphen: auf den Drähten die schon früher häufig gesehenen, bräunlichen kleinen Vögel, mit heller Brust und dunkleren Flügeln.

Als wir unsere Gewehre aus den Futteralen nehmen und laden, unterbricht unser kurdischer Begleiter seinen klagend trillernden Mollgesang durch die prompte Frage: „Mausär?"

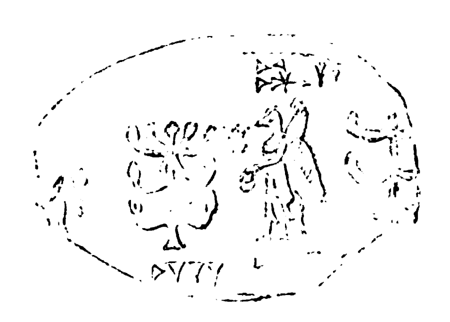
Um 11 Uhr senden Ebene und See den Abziehenden, die sich, zurückblickend, noch mehrfach an ihrem Anblick hatten erfreuen können, den Scheidegruß. Bald darauf wird am Wege eine Gruppe kurdischer Sommerzelte sichtbar, auf die unser Begleiter zureitet, um zunächst mit einem zerlumpten Kerl ohne Waffen zurückzukommen. Sollten das „Lager" und die zehn berittenen Begleiter diese Gestalt angenommen haben? — Nach und nach schlossen sich uns jedoch in verschiedenen Gruppen sechs weitere berittene Kurden an, stolze Erscheinungen von hohem Wuchse, ausdrucksvollen Zügen, in malerischer Tracht, darunter Mustafa Beg, der Vater unseres Führers, und ein anderer Mustafa, mit dessen schwarzbraunem Gesicht der dunkelfarbene Turban ebenso vortrefflich harmonierte, wie das grelle Rot der ledernen Schuhe beidem widerstritt. Einen Dritten, der gleich, nachdem er zu uns gestoßen, sein Pferd im Galopp bergauf sich tummeln ließ, zierte ein kurzer, die linke Schulter und den Rücken umwallender Spahi-Mantel von roter Farbe und weiß geblümt.

Kurz vor Mittag wurden wir der Zentralkette des Kotur-dagh ansichtig, aus der der über Baschkala sich türmende Chanasur besonders hervortrat. Nicht lange darauf lag in einer Senkung vor uns eine Wiese, auf der ein riesiger Schatten zu lagern schien; aber weder ein Baum, noch ein Berggipfel war in der Nähe, und keine Wolke am Himmel. Gespannt ritten wir näher: ein Wiesenbrand hatte hier gewütet, das Gras war auf weite Strecken hin kohlschwarz.

Erst um 1 Uhr 13 Min. waren die letzten der erwähnten Kurden zu uns gestoßen. Um so erstaunter waren wir, als acht Minuten später die sämtlichen Geleitsmänner haltmachten. Wir waren auf einem kleinen Plateau und damit an der in keiner Weise kenntlich gemachten Grenze angelangt.

Die Kurden weigerten sich hartnäckig, auch nur einen Fuß über die Grenze zu setzen. Unsere Bemühungen aber, den Mutessarif von Baschkalah von unserer Ankunft in Kenntnis zu setzen, der uns dann sicher unserem Wunsche gemäß eine türkische Eskorte an die Grenze entgegengesandt hätte, waren durch mehrfache Mißverständnisse vereitelt worden.

So wurden schnell ein paar Aufnahmen der Expedition auf der persisch-türkischen Grenze genommen. Alsdann wandten die Kurden ihre Pferde, und wir stiegen ohne jede Begleitung von dem Kamm der Bergkette, über welche die Grenze hinläuft, nach der Türkei hinab, nur ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben des Gouverneurs von Salmas an einen türkischen Kurdenchef und durchaus darauf gefaßt, in diesen nichts weniger als sicheren Grenzdistrikten überfallen und mindestens um einige Pferde- oder Maultierlasten erleichtert zu werden. Doch erreichten wir glücklich Surb Bartholomeos, wo die türkische Grenzwacht stationiert ist, und gelangten von dort, wie im dritten Buche (Bd. II) zu schildern sein wird (vgl. o. S. 30), ohne weitere Fährlichkeiten nach Van, der einstigen Hauptstadt des Chalderreiches.



ZWEITES BUCH.

# NORDMESOPOTAMIEN, SÜDWEST- UND WEST-ARMENIEN.

## Elftes Kapitel.

# Zum Kentrites und der Durchgangsstelle der zehntausend Griechen.

**Winterlicher Marsch von Bitlis südwärts. — Das Semiramistor. — Unwegsamkeit der Route entlang dem Bitlis-tschai auch im Sommer. — Duchan. — Stockungen. — Küfrä. — Erfrieren eines Fußes und Gefahr, ihn einzubüßen. — Pflege in Söört. — Höhlenwohnungen am Bohtansu-Kentrites. — Nach Till am Zusammenfluß von Ost- und Westtigris. — Bedeutung Tills in assyrischer Zeit. — Wirkungen der Massakers. — Das Kellek bei den Assyrern und heute. — Seine Anfertigung. — Xenophons Schilderung des Durchgangs durch den Kentrites: die Ebene am Fuße der karduchischen Berge, die Hügel und der anscheinende Aufgang am armenischen Ufer, die Beobachtungen der Jünglinge, die schließlich benutzte Furt. — Erfolgreiche Forschungen am armenischen Westufer zur Bestimmung der Durchgangsstelle. — Übersiedlung mit dem Kellek nach Kaiwuch am karduchischen Ostufer. — Fortsetzung der Forschungen am Ostufer. — Endgültige Bestimmung der Durchgangsstelle. — Kurdische Gesänge.**

Die Landschaften, welche den Übergang von dem armenischen Hochlande zur mesopotamischen Tiefebene bilden, sind, eben wegen dieser ihrer natürlichen Beschaffenheit als Grenzgebiete, in alter und jüngerer Zeit vielumstritten gewesen und so zu mannigfacher historischer Bedeutung gelangt.

Schon ihrer meist gebirgigen und zerklüfteten Anlage nach schwer zugänglich, bieten sie der geographischen und historischen Forschung eine ganze Reihe bedeutsamer Probleme, an deren Lösung mitzuarbeiten unserer Expedition als eine verlockende und lohnende Aufgabe erscheinen mußte (S. 16, 26).

Der Landschaft sowohl wie diesen Problemen verleiht fast durchweg der Tigris mit seinem System ihr charakteristisches Gepräge. Die Feststellung wichtiger Stationen der assyrischen Eroberungszüge nach Norden zum und über den Tigris und zur ‚Tigrisgrotte', die

Untersuchung der letzteren als eines der Hauptziele der assyrischen Könige auf diesen Nordzügen; die Ermittlung der Übergangsstelle der zehntausend Griechen über den Osttigris unweit seiner Vereinigung mit dem von Westen kommenden Quellflusse und ihr Weitermarsch; die Bestimmung der Lage von Tigranokerta und des Flusses, in dessen Ebene Lucullus nahe der Stadt den Tigranes geschlagen hatte; die Verfolgung der Märsche des Lucullus und des Corbulo, erstere, soweit sie von Tigranokerta nach Artaxata (S. 173ff.) führten, mit dem weiteren Rückzug der Zehntausend notwendigerweise großenteils identisch — das waren einige der Fragen, die uns hier beschäftigen sollten.

Den Ausgangspunkt für die Bereisung dieser Gebiete bildete für uns die Stadt Söört, die wir auf schwerem, winterlichem Marsche von Bitlis her (S. 29) am 2. März 1899 erreichten.

Bitlis hatten wir am 28. Februar 1899 in dem Gedanken verlassen, die seit der Abreise von Van (15. Februar) kaum unterbrochenen Mühseligkeiten der Winterreise über das verschneite Hochgebirge nunmehr überwunden zu haben. Indessen schon eine kleine halbe Stunde hinter der Stadt kam uns Färädj mit der Meldung entgegen, daß man nicht weiter könne, die Pferde tief in den Schnee einsänken, und daß man umkehren müsse. Nach erprobter Methode nahmen wir die Spitze, leiteten die aus dem nächsten Dorfe requirierten Schneeschaufler an und übernahmen den ersten und schwierigsten Teil des Feststampfens. Während dabei Mann und Roß tief in den Schnee einsanken, fanden die Nachrückenden je weiter zurück einen um so besser gebahnten Weg.

So kamen wir langsam vorwärts, und besser wurde es, nachdem dergestalt ein allerdings sehr hoch mit Schnee bedecktes Gefilde passiert war, und wir den Berghang wieder gewonnen hatten, an welchem nahe der tiefen Schlucht des brausenden Bitlis-tschai eine freilich nur teilweise vollendete moderne Straße hinführt.

So ging es, bis wir des Tores ansichtig wurden, welches hier durch einen in großer Stärke aus dem Bergmassiv hervorragenden Felsen geschlagen ist. Kurz zuvor macht die Straße eine scharfe Biegung, und an dieser Stelle war der Weg durch herabfallende und herabgespülte Steine, Wasser und Schnee gänzlich zerstört. Hier galt es, mit Hacke und Schaufel aus Geröll, Erde und Schnee heraus einen Pfad zu gewinnen, auf welchem Menschen und besonders Pferde hinübergelangen konnten, ohne die allzu große Wahrscheinlichkeit eines Sturzes über den Abgrund hinunter in den Bitlis-tschai.

Dieses Tor ist offenbar ein wesentlicher Bestandteil der modernen Straße, und wenn ich nicht sehr irre, hatte uns deren Erbauer, der

Chef-Ingenieur des Wilajets Bitlis, Herr Djojas, ausdrücklich auf dieses Tor als eine moderne Sprengung und als das schwierigste Stück des Straßenbaues hingewiesen. Lynch aber hörte es schon im Jahre 1894 als Semiramis-Tunnel bezeichnen, ein interessanter Beleg, wie lebhaft und wie tätig uralte, ursprünglich nicht einmal überwiegend volkstümliche Legende bis in die neueste Zeit hinein in Armenien fortwirkt.

Nachdem dieses Hindernis glücklich überwunden war, ging es durch das Felsentor hindurch und glatt vorwärts, solange die gebahnte Straße dauerte. Dann aber wurde die Sache wieder höchst fragwürdig, und je länger, desto ungemütlicher. Der Weg war schlecht und führte hoch und hart an der Schlucht des wild dahinbrausenden Bitlis-tschai entlang. Als schließlich, noch lange bevor wir Duchan, die einzige und regelmäßige Station für den ersten Tag der Reise von Bitlis nach Söört, erreicht hatten, die Dunkelheit hereinbrach, konnte man nur dafür dankbar sein, daß die Nacht die unangenehmsten Stellen und schwindligsten Abgründe verhüllte oder doch einigermaßen verschleierte. Der Zaptieh-Offizier, der uns aus Bitlis folgte, Kaherman Bey, ein geborener Ossete, tat sein möglichstes, um uns und unsere Karawane glücklich zum Ziele zu bringen. Denn die große Eskorte regulärer türkischer Kavallerie, die uns aus Van begleitet hatte, ein Offizier, ein Feldwebel, 16 Mann (S. 29), konnte hier natürlich Weg und Steg nicht kennen und hatte die Winterreise überhaupt keineswegs freudig mitgemacht, während sie uns und besonders mir in der Folge von unschätzbarem Nutzen sein sollte.

Als es endlich spät abends hieß, wir seien glücklich beim Duchan, „Wirtshaus“, — hier gleichzeitig Gattungs- und Eigenname — angekommen, siehe, da lag vor uns, schwarz und düster und in gar nicht zu verachtender Breite, der Bitlis-tschai. Erst, nachdem wir ihn in pechschwarzer Nacht und bei bedenklich hohem Wasserstande durchritten hatten, konnten wir in einem höchst engen und räucherigen Raume Rast und Erholung finden.

Der nächste und letzte volle Reisetag vor Söört war, statt wie wir hofften ein leichter, vielmehr einer der allerschwersten. Er hätte für mich leicht verhängnisvoll werden können.

Von der im Niveau des Bitlis-tschai belegenen Station Duchan entfernt sich der Weg in südöstlicher Richtung vom Flusse, und wir hatten eine recht bedeutende Höhe zu erklimmen und zu überschreiten, um in das Abdachungs- und Flächengebiet von Söört zu gelangen, das seinerseits vom diesseitigen rechten Ufer des Osttigris, des Bohtan-su, eine gute halbe bis dreiviertel Wegstunde entfernt liegt.

Wir stiegen zunächst im Schnee ziemlich steil bergan, um dann in beträchtlicher Höhe auf einigermaßen ebenem Pfade fortzuschreiten, dabei herrliche Blicke in die rechts von uns jenseits des Bitlis-tschai aufragenden, von tiefen Quertälern durchschnittenen Berge genießend. Da plötzlich stockte die ganze Karawane — bestehend aus den beiden Expeditionsleitern, den vier Dienern Färädj, Abrahamoff, Hovhannes und Moses, sämtlich beritten, dazu neun Lastpferden, der Kavallerie-Eskorte, vier oder mehr Zaptiehs aus Bitlis und schließlich einem Armenier, der unter unserem Schutze nach Söört mitreiste, alles in allem mindestens 31 Mann und 36 Pferde — um etwa fünf Viertelstunden nicht mehr von der Stelle zu kommen.

Die vordersten Pferde waren auf ungeheure Schneemassen gestoßen. Bis ein einigermaßen gangbarer Pfad geöffnet war, mußten eben Menschen und Tiere in tiefem Schnee bei niedriger Temperatur frierend auf einem Flecke verweilen, da es weder ein Vor- noch ein Seitwärts gab.

Auch die Schönheit der Landschaft, die Nolde in günstigerer Jahreszeit durchritten und in seinem, freilich nicht selten phantastischen Reisebericht geschildert hatte, konnte die Unbehaglichkeit der Lage nicht dauernd vergessen machen. Als wir uns endlich in Bewegung setzten, klapperte mehr oder weniger alles vor Frost.

Allmählich kamen wir aus den Regionen des lagernden Schnees hinaus; an seine Stelle traten vielfach bedeutende Strecken lehmigen Schmutzes, die sich, namentlich als wir gegen Ende des sehr langen Reisetages unmittelbar in das Gebiet verschiedener, zum System des Bohtan-su gehöriger Flüsse und Flüßchen gerieten, nicht selten ins Unergründliche steigerten. Etlicher beim Fallen sogleich zerschmelzender Schnee sorgte dafür, daß darin keine Verminderung eintrat, und dieser wenig einladende Zustand des Erdbodens veranlaßte, zusammen mit der vorgerückten Stunde, daß man sich sehr lange besann, ehe man, wie es zur Erwärmung der Füße notwendig, das Rößlein mit Schusters Rappen vertauschte.

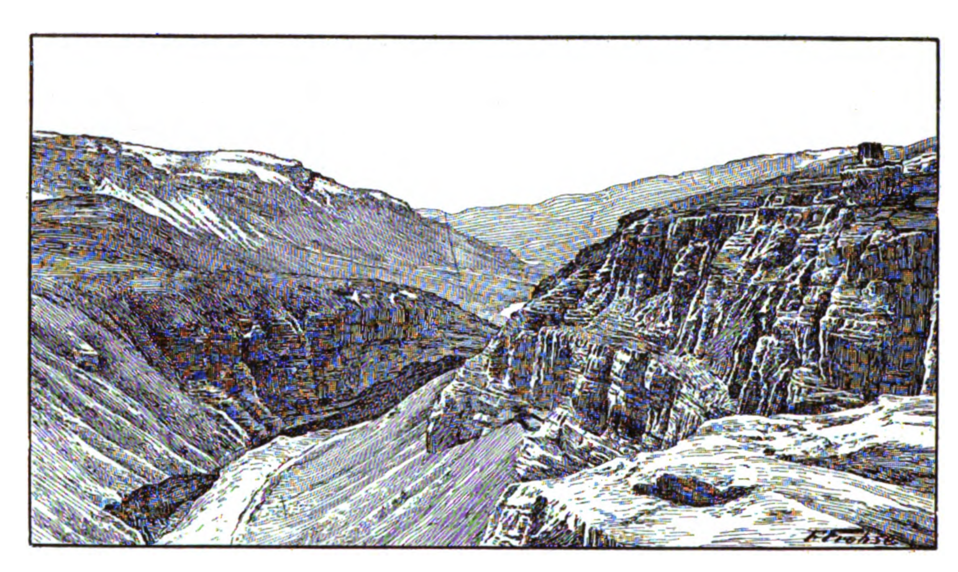
Als wir endlich im Stockdunkel das auf hohem Felskegel über der Ebene hervorragende Dorf und Schloß Küfrä erstiegen hatten und beim Kaimmakam, einem liebenswürdigen, sehr jugendlichen Herrn, der auch des Französischen mächtig war, die freundlichste Aufnahme gefunden hatten, stellte sich heraus, daß an meinem rechten Fuß die Zehen und die ganze vordere Hälfte des Fußes jeglichen Gefühles bar, also am Erfrieren war. Zum Glück war aber die Bewegungsfähigkeit noch nicht geschwunden. Alsbaldiges Einreiben mit Schnee wollte erst gar nichts fruchten, worauf ich es immer stärker anwenden ließ, obgleich man

mich vor Verletzung der Haut warnte. Doch ohne Erfolg. Schließlich, als ich schon zu verzagen begann, wurde durch ein Hausmittel der Orientalen, Auflegen des scharfen, Hitze treibenden Pulvers Henna, mittels dessen sich die Tataren u. a. die Nägel färben, Gefühl und Wärme zurückgerufen. Das „Gefühl“ verwandelte sich aber sogleich in die tüchtigsten Schmerzen, denn es war vorher in der Tat ein großes Stück Haut auf dem Spann weggerieben worden. Färädj prophezeite mir gleich, daß ich damit etwa 20 Tage ernstlich zu tun haben würde, und er hat Recht behalten. Ich kam noch einmal in Gefahr, den Fuß ganz zu verlieren, und auch als diese längst beseitigt war, hatte ich, wie im ersten Teil der Reise infolge des Sturzes, beim Reiten mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hätte ich so das Schicksal so vieler unter den zehntausend Griechen, die nach Xenophons Schilderung Hände und Füße durch Erfrieren beim winterlichen Marsch durch Armenien einbüßten, beinahe selbst erfahren, so lieferten die beiden hinter uns liegenden Reisetage noch ein erheblich wichtigeres, den Rückzug der Zehntausend betreffendes Ergebnis. Wenn nämlich Koch die Zehntausend den Kentrites bei Söört überschreiten und alsdann von Söört nach Bitlis gelangen läßt, so war uns — von anderen Bedenken abgesehen — die Unmöglichkeit, auf der hinter uns liegenden Straße mit einem größeren Heere von Bitlis nach Söört oder umgekehrt zu gelangen, aufs deutlichste vor die Augen getreten.

Von einer für Heeresmassen passierbaren Route kann hier, auch in besserer Jahreszeit, noch heute, wo doch in der Nähe von Bitlis die modernen Straßenanlagen einige Hilfe gewähren, schwerlich die Rede sein, geschweige denn im Altertum, wo sie völlig fehlten. Diese Erfahrung, die, wie sich nachträglich ergab, ganz mit Shiels im Jahre 1836 gemachten Beobachtungen übereinstimmt, gab im Verein mit der demnächstigen Erkenntnis, daß der Bohtan-su bei Söört überhaupt nicht zu durchschreiten ist, unseren auf den Weg der Zehntausend gerichteten Forschungen die entscheidende Richtung.

Ließen wir mit dem Abstieg von Küfrä nach Söört glücklich die Winterregionen des Gebirges hinter uns, so sollte sich alsbald und in immer steigendem Maße die in den Wilajets Mosul und in den benachbarten Teilen der Wilajets Bitlis und Dijarbekir herrschenden Hungersnot — eine Folge der letztjährigen Dürre und des Mangels an genügenden Bewässerungsanlagen — als eine bedenkliche Erschwerung, namentlich für die Ernährung der Pferde, geltend machen.

Söört ist seinem Baustile nach eine arabische Stadt. Am nördlichen Abhang eines sanft ansteigenden Hügelzuges ausgebreitet, dessen



Blick in das Tal des Bohtan-su (Kentrites), südlich von Söört.

südliche Abdachung dem Bohtan-su zugekehrt ist, macht es mit seinen sauberen Steinhäusern, deren offene Hallen sich nach Norden, dem armenischen Gebirge zu, öffnen, mit den flachen Kuppeln und den schlanken Minarets der Moscheen, auf den aus den winterlichen Hochgebirgsregionen herniedersteigenden Wanderer einen sehr einladenden Eindruck. Es gilt, wie sich uns bald bestätigen sollte — mit Recht — als ein Mosul im kleinen, freilich ohne die unmittelbare Nachbarschaft des majestätischen Tigris.

Geht man von Söört eine halbe Stunde nach Süden, so befindet man sich plötzlich auf der Höhe der Felsen, die diesseits und in verstärktem Maße auf der gegenüberliegenden Seite mehrere hundert Meter tief, steil und schroff zum Bohtansu abfallen, der — in diesem schluchtartigen Bette eingeengt — gewunden und keineswegs gezähmt, dahinströmt. Die Felsen ziehen sich in dieser Gestaltung in beiden Richtungen hin, soweit das Auge reicht. Ein Blick genügt, um zu erkennen, daß hier, in der näheren Nachbarschaft von Söört, die Zehntausend unmöglich aus dem Karduchenlande in eine Ebene am linken südlichen Ufer des Bohtansu-Kentrites herabgestiegen sein, noch am rechten Ufer eine leicht ersteigbare niedrige Hügelkette gefunden haben können. Nur die berüchtigte ‚Skorpionentreppe‘ führt etwas flußabwärts von Söört in mehreren hundert Stufen aus der Tiefe des Flußbettes zur Höhe des nördlichen Ufers.

Die Steilufer zeigen in verschiedener Höhe Höhlenwohnungen und regelmäßiger gearbeitete Felsenkammern, von denen mir nur

die höher gelegenen erreichbar waren. Diese Höhlenwohnungen sind für den Unterlauf der beiden Tigrisquellströme charakteristisch. Die ganze Linie westlich Diarbekir bis mindestens hin nach Söört ist offenbar einmal das Zentrum einer Höhlen bewohnenden Bevölkerung gewesen, zu der die Karduchen als südliche Anwohner des Bohtansu gehört haben müssen, wie denn dieses Gebiet bis in verhältnismäßig späte Zeiten des Altertums als Cordyene bezeichnet wurde. Daß diese Karduchen — entgegen der früheren allgemeinen Annahme — mit den Kurden nichts zu tun haben, wurde bereits (oben S. 105) betont.

Während mein Reisegefährte mit Färädj in die schwindelnde Tiefe hinabstieg und die nach seinen Berichten der georgischen Höhlenstadt Wardzie (S. 90 ff.) verblüffend ähnlichen Felsanlagen (vgl. S. 105) untersuchte, bemühte ich mich, den charakteristischen Blick in die Tiefe flußauf- und flußabwärts photographisch festzuhalten und erfreute mich an der Romantik der Fernblicke wie der nächsten Umgegend. Das Auge schweifte hinüber zu dem auf dem höchsten First der jenseitigen Uferberge belegenen jakobitischen Kloster Dêr Murtás oder haftete an den bizarren Formen der diesseitigen Uferhöhe, — einem kühngewaltigen Felsentor, einer seltsam geformten kegelartigen Klippe, die zu den künstlichen Anlagen der Felsenzimmer einen höchst wirkungsvollen Gegensatz bildeten. —

Von einigen Arabern, die auf einer Felsenplatte im Kreis sitzend ihr Frühstück einnahmen, wurde ich so freundlich eingeladen, daß ich mich bei ihnen niederließ und etliche Rosinen, untermischt mit einer gerösteten erbsenartigen Frucht, dazu Kräuterkäse und Brot mit ihnen genoß.

Ein alter Araber, der sich später zu mir gesellte, wußte von einem wundersamen Stein zu erzählen, den er besitze, einem Schlangenkopf, der Krankheiten heile, wenn man ihn berühre oder in das Getränk des Kranken lege. Er hat ihn mir nachmals gebracht — er erinnerte tatsächlich in der Form an einen Schlangenkopf —; aber seine Hoffnungen auf einen Verkauf für 5—6 türkische Pfund habe ich zuschanden machen müssen.

Bei meiner Rückkehr nach Söört riefen gerade von sämtlichen sechs Minarets der Hauptmoscheen — im ganzen gibt es deren gegen 30 — die Muëzzins zum Nachmittagsgebet; aus allen Harems guckten die Frauen und Kinder heraus, wie wir denn überhaupt für das hinter Mauern und Türen verborgene weibliche Element einen Gegenstand andauernden Interesses bildeten.

Durch diesen Ausflug zum Bohtan-su verschlimmerte sich mein Fuß derartig, daß der türkische Militärarzt Janko Effendi, ein Grieche

von Geburt, die Sache wohl mit Recht sehr ernst nahm und völlige Ruhe verordnete, die mir denn auch in dem schön ausgestatteten Hause unseres sehr zuvorkommenden Wirtes Hami Effendi, des Bürgermeisters von Söört, eines Mannes von kurdischer Herkunft, anscheinend von großer Erfahrung in technischen wie finanziellen Angelegenheiten, in behaglichster Weise zuteil wurde. Mit meinem Reisegefährten, der inzwischen zu Forschungsausflügen nach Redwan und Hassankêf am Westtigris (S. 29) auszog, wollte ich in Till wieder zusammentreffen.

Als mir Janko Effendi schließlich die Erlaubnis zur Weiterreise erteilte, gab er mir noch einen ihm unterstellten Apotheker Abo Effendi zur Überwachung der endgültigen Heilung mit. Daß sie erreicht wurde und ich nicht zum mindesten den dem Brandigwerden nahen Fuß einbüßte, habe ich lediglich der umsichtigen Fürsorge des tüchtigen Arztes und gütigen Menschen zu verdanken. —

Söört ist wegen der in seinem Umkreise vorkommenden Salinen eine Station der türkischen Dette publique. Den Bond-holders kommen nämlich die Einnahmen vom Salz, den Spirituosen, vom fiskalischen Stempel, der Seide und ferner ein Zehntel der Tabakseinkünfte zu. Die von der Verwaltung der Dette publique beschäftigten zahlreichen Beamten — hier in Söört war es ein Italiener, Herr Giudici, dem ich mannigfache Aufklärungen verdanke — werden zwar von der Türkei bezahlt, gelten aber nicht als ottomanische Beamte. Auch bindet sich die Dette publique in ihrer Organisation nicht an die türkischen Verwaltungsbezirke, sondern jede ihre Inspektionen, die sich immer aus einer Anzahl Agenturen und Subagenturen zusammensetzen, umfasst Teile verschiedener Wilajets.

Das gleiche gilt in anderer Weise von dem Gau Buhtân (meist Bohtân gesprochen), dessen größte Stadt Söört bildet. In der türkischen Verwaltungseinteilung hat der Name Buhtân keinen Platz; im Volksmunde aber wird so regelmäßig das Gebiet zwischen dem Gesamt-Tigris, dem Osttigris, „Buhtân-su“, und dem Chabûr bezeichnet, das verschiedenen Wilajets angehört. Dem Gau Bohtân hatte kurz vor unserer Abreise Martin Hartmann eine wertvolle topographisch-historische Studie gewidmet, und Söört schien der geeignete Punkt, um weitere Informationen zu sammeln.

So war ich ebenso überrascht, wie erfreut, als sich eines Tages unter vielen anderen Besuchern „Bohtân-Agha“, der Herr des Gaues Bohtân, bei mir meldete.

Diesen stolzen Titel legte sich, wie sich bald herausstellte, der Chef der Schüvâ-Kurden bei, obwohl nach seinen eigenen Berichten

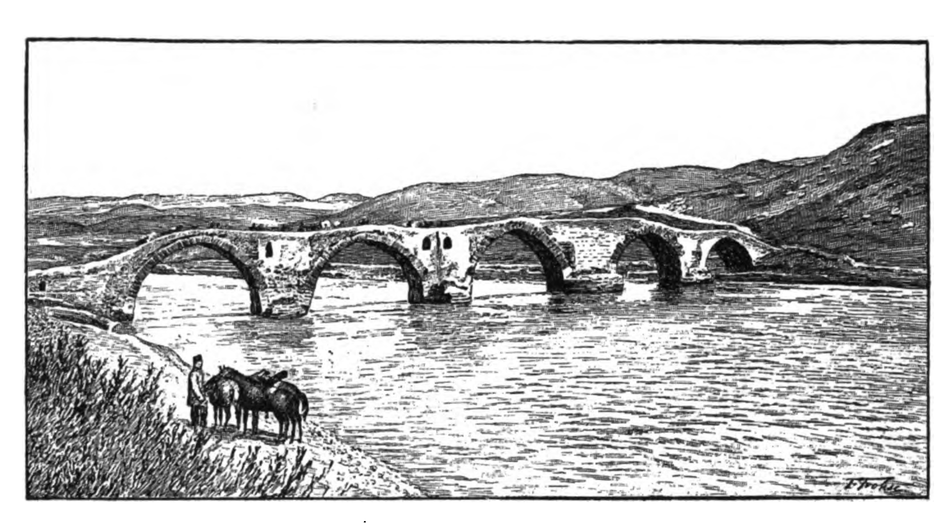
noch weitere neun Kurdenstämme im Bohtân leben. Er war in Begleitung eines ehrfurchtgebietenden Weißbartes gekommen, der alsbald die Stelle herausgefunden hatte, wo mein Revolver lag, und der Agha bat mich ganz unverfroren, ihn ihm „als Bachschisch" zu geben. Inzwischen wurde mir zugeflüstert, diese Herren seien notorische Diebe, und gleich darauf wurden sie im Auftrage unseres Wirtes, der solche Gäste nicht in seinen Räumen wünschte, hinauskomplimentiert. —

Als ich bei einem zufälligen Blick aus dem Fenster die mit dem Winterschnee bedeckten Spitzen der Berge im Norden der Stadt, denen wir uns wenige Tage zuvor entrungen hatten, in rosigem Abendlicht erstrahlen sah, veranlaßte mich der ungewohnte Anblick — hatten wir doch in den letzten 14 Tagen nur Schnee und Wolken und Wind gekannt — einen Aufstieg aufs Dach vorzuschlagen.

Schon der Aufgang war interessant. Es ging über mehrfache Treppen mit verschiedenfachen Absätzen, Ausgängen zu Nebenräumen und Seitendächern hinauf, so daß man, mehr noch als von unten, sah, was für ein lustiges Labyrinth solch ein arabisches Haus ist. Man konnte sich auch überzeugen, daß Gips zu einem wesentlichen Teile als Baumaterial — nicht als Anstrich — verwendet ist. Oben angekommen, überblickte man dann in schönster Klarheit und in magischer Beleuchtung die Berge, welche die wellige Ebene von Söört in weitem Umkreis umschließen. Zugleich erhielt ich den besten Eindruck von der eigentümlichen und einheitlichen Bauart und Anlage von Stadt und Häusern, die in wohltuendem Gegensatz zur Charakterlosigkeit der persischen Lehmbauten in Azärbaidjan und der modernen armenischen und türkischen Wohnhäuser der armenischen Städte steht. Alle Häuser sind von weißlichem Grau und trotz der Einheitlichkeit des Stiles durch die geschilderte Unregelmäßigkeit der Steinbalustraden, Haupt- und Nebendächer von wohltuender Mannigfaltigkeit. Über dem bunten Häusergewimmel erheben sich die sechs Minarets, alle etwas, eins sogar so schief, daß es mit dem Campanile von Pisa in Wettbewerb treten könnte. Auch hier wird behauptet, der Baumeister habe seine Kunst zeigen wollen, aber da keines ganz gerade steht, ist eher auf eine Erschütterung oder Senkung des Bodens als gemeinsame Ursache zu schließen.

Früh um 5 Uhr am Donnerstag, den 9. März 1899, besorgte ich das große Wecken; um $^1/_2$7 Uhr kam Janko Effendi, die letzte Bandage anzulegen, und war sehr zufrieden.

Gegen 10 Uhr konnte ich abreiten. Es ging in westlicher Richtung auf den Bitlis-tschai zu, im Norden begleiteten uns zunächst die „etwa sechs Stunden" entfernten Berge von Motki.



**Brücke über den Bitlis-tschai.**

Kurz vor dem Dorfe Djuani-köi, das wir nach einer guten Stunde erreichen, führt der Weg mindestens 20 Minuten lang an der rechten Seite eines Tales hin, das von Felsen sehr merkwürdiger Bildung eingeschlossen wird. Das Gestein, anscheinend Kalkstein, steigt in zurückweichenden Stufen auf, die vielfach ganz amphitheatralisch aussehen.

Im Dorfe selbst fällt mir die veränderte Kleidung der vielen kurdischen Frauen auf. Die Versuche, sie zu photographieren, mißlingen wie gewöhnlich. So sind mir nur der Nasenschmuck und die roten Kappen und Hosen erinnerlich.

Beim Dorfe Taulyk wird der Bitlis-tschai erreicht, dessen linkem Ufer wir in südsüdwestlicher Richtung, bei stürmischem und regnerischem Wetter, das hier einsetzte, folgten, bis wir ihn eine Stunde später auf einer schönen Brücke überschreiten. Sein Bett ist von beträchtlicher Breite. Er führt zurzeit wenig Wasser, so daß viele Sandbänke inselartig freiliegen.

Die Brücke scheint im Kerne römischer Herkunft. Wenigstens sprachen dafür die charakteristischen dünnen Ziegel und vielleicht auch die von der übrigen Pflasterung unterschiedenen beiden Reihen von Steinen für die Räder der Wagen. Die Pfeiler bestehen im unteren Teile aus schön behauenen Quadersteinen. Der Weg über die Brücke hebt und senkt sich mit jedem Bogen. In der Brückenwandung über dem Mittelpfeiler zwei Fenster übereinander.

Ich benutzte die Überschreitung zu einer Gehprobe, die befriedigend ausfiel.

Unterhalb der Brücke macht der Bitlis-tschai ein ziemlich energisches Knie nach Südost, um bald in den Bohtan-su einzumünden. Die Vereinigung selbst entzieht sich unseren Blicken. Das linke Ufer des Bohtan-su ist dagegen erkennbar in der jenseitigen ungeheuren, hohen und massiven Wand der Bohtanberge.

Wir selbst gehen in südwestlicher Richtung weiter, müssen einen ziemlich steilen Berg allmählich herauf und sehr plötzlich wieder herabsteigen, durchschreiten das Rinnsal eines rechten Zuflusses des Bohtansu — des Hassynik, dessen Bedeutung für Xenophons Topographie mir in kurzem aufgehen sollte — und gelangten nach einer kleinen Weile wieder in das Tal des Bohtan-su.

Man merkt ihm zunächst nicht an, daß er nur wenig oberhalb den mächtigen Bitlis-tschai aufgenommen und dabei völlig die von diesem vorgezeichnete Südrichtung eingeschlagen hat. Das Bild ändert sich aber, sobald man an Stelle der Sandbänke, die das wasserarme Bett aufweist, der beträchtlichen Hauptrinne ansichtig wird. Flußabwärts sind auf dem linken Ufer Abflachungen der Berge bemerkbar. Das diesseitige rechte ist nirgends hoch oder steil und zeigt eine Abwechslung von breitem, vielfach bebautem Alluvium in der Talsohle und von kleinen Erhebungen, die, in mehr oder minder steilen Böschungen, unmittelbar das Ufer bilden. Wo Anschwemmungen vorgelagert sind, zeigt das ursprüngliche Ufer hinter dem Alluvium die gleiche Gestaltung. Diese Gegend paßt im allgemeinen vortrefflich zu Xenophons Schilderung des Kentrites-Durchganges, und bei dem gegen 5 Uhr erreichten Dorfe Ganimuru sollte sich denn auch eine Furtstelle befinden. Die nähere Untersuchung mußte des Wetters und der vorgerückten Stunde wegen dem folgendem Tage vorbehalten bleiben.

Till, unser Ziel, sahen wir nach weiteren 40 Minuten auf einem etwa 50 m hohen Hügel vor uns liegen. Mit seinen — in den Massakers zerstörten — Häusern glich es einer Burgruine. Näher kommend, erblickten wir rechts hinter Till ein Stück des Westtigris (Schatt), kurz vor seiner Vereinigung mit dem östlichen Bruder. Die Stelle des eigentlichen Zusammenflusses wurde durch Till selbst verdeckt. Der Bohtan-su bricht sich rechts an dem Felsenvorsprung von Till und wird so, kurz vor der Einmündung, nochmals zu einem Knie (in östlicher Richtung) genötigt.

Gerade um 6 Uhr trafen wir in der Dämmerung in Till ein, wo wir bei einem jungen Armenier in einem etwas zu luftigen Raum, der alsbald ausgebessert wird, unterkamen.



**Zusammenfluß des Osttigris (links) mit dem Westtigris (rechts); an der im Vordergrunde sichtbaren äußersten Südspitze von Till links ein Kellek.**

Am nächsten Morgen (Freitag, den 10. März) wartete meiner, als ich auf die Südspitze der felsigen Halbinsel hinaustrat, ein herrlicher, unvergeßlicher Anblick.

Zwei großen Silberschlangen gleich, die ihrer Vereinigung eher zu widerstreben als zuzueilen scheinen und deshalb kurz zuvor noch einmal sich winden und krümmen, strömten tief unter mir, zur Rechten und gerade von Westen kommend und zum erstenmal in seiner vollen Größe freudig begrüßt, der westliche Tigris; zur Linken, von Norden her, der wohlbekannte Bohtan-su. Eben an der Südspitze von Till, die sich als letztes Bollwerk, unten noch weiter als auf der Höhe, zwischen sie schiebt, vermählt sich das heute rot gefärbte Wasser des Bohtan-su mit dem hellgrünlichgrauen des Westtigris. Gemeinsam machen sie dann einen mächtigen, edel geschwungenen Bogen nach Süden — der Strom ist hier kaum weniger als $^1/_2$ km breit, — um alsdann in südöstlicher Richtung, von Felsen eingeengt und den Blicken bald entzogen, weiter zu strömen.

Der Gesamttigris bildet hier die Grenze zwischen den Wilajets Bitlis und Dijârbekir, Till gegenüber liegt jenseits am rechten, südlichen Ufer das Dorf Muêl.

Vom westlichen Rande der Felsenhalbinsel von Till kann man den Westtigris, den ‚Fluß von Dijarbekir', der in ansehnlicher Breite zwischen teils bergigen, teils nur wenig gewellten Ufern dahinströmt, weit hinaufblicken. So bot sich ringsher der photographischen Arbeit ein weites Feld.

Aber von der Schönheit des Farbenspiels, besonders zur Abendzeit, läßt sich schwer ein Begriff geben. Bei und nach Sonnenuntergang lagen hoch über dem Westtigris die Wolken in Rotviolett und Gold getaucht; der ganze Strom, wie er vor Till vorbeifließt, war rosig gefärbt, so daß das rote Wasser des Bohtan-su, das nicht mehr beleuchtet ist, dagegen fahl und farblos erscheint. Das im Osten lagernde schwere dunkelgraue Gewölk erstrahlte mit den Bergen darunter in tiefdunklem Purpurglanze.

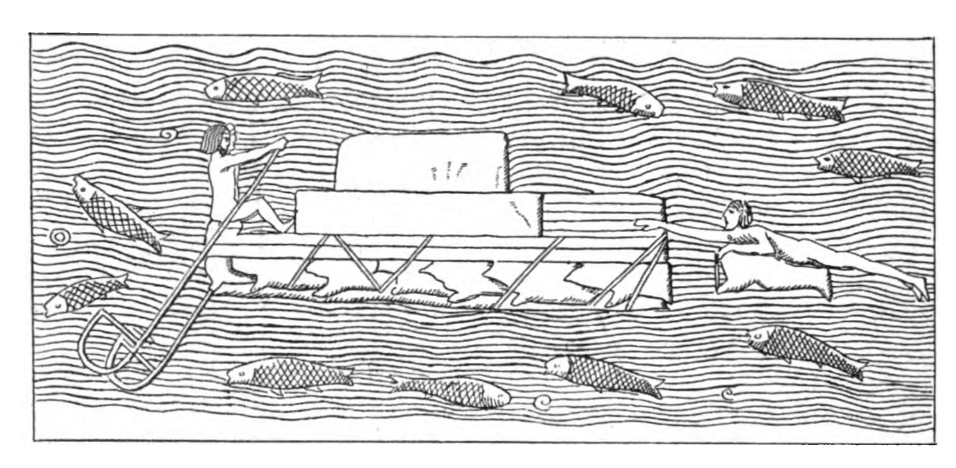
War übrigens die rote Farbe und die Anschwellung des Bohtansu eine Folge der gestrigen Regengüsse? Oder hatte heute die mit der Schneeschmelze alljährlich im Frühjahr einsetzende Tigrisschwelle begonnen? Fast konnte es so scheinen. Denn beide Ströme waren seit dem Morgen gestiegen. Abgestürztes Gemäuer ragte heute abend weniger hoch über das Wasser hinaus. Auch hatte Abrahamoff sich im vereinigten Tigris Stellen gemerkt, die heute früh noch frei, jetzt vom Wasser bedeckt waren. Da aber die Tigrisschwelle — einmal begonnen — stetig bis zum Mai anhalten soll, der Bohtan-su jedoch zwei Tage später wieder auf einen wesentlich niedrigeren Stand zurückgegangen war, so handelte es sich doch nur um eine zeitweilige, durch die Regengüsse veranlaßte Anschwellung, die allenfalls als ein Vorbote der Frühjahrsschwelle gelten konnte.

Bei den xenophontischen Untersuchungen der folgenden Tage mußte diese Verschiedenheit des Wasserstandes wohl im Auge behalten werden.

Frühlingsboten waren auch sonst vorhanden: unser Wirt brachte mir gelbe Krokus, die mich ganz heimatlich anmuteten.

Der Westtigris ist von Dijarbekir ab schiffbar. Beim Heraustreten in der Morgenfrühe sah ich zwei mit Säcken schwer beladene Kelleks dicht hinter einem Felsen, den sie geschickt passiert hatten, mit großen Rudern gesteuert, von Westen her den Gesamttigris hinabgleiten.

Eine wundersame Stimmung überkam mich, die älteste Vergangenheit schien sich wieder zu beleben: genau so, wie ich es hier vor mir sah, waren die Fahrzeuge aus Hammelhäuten schon auf den Reliefplatten dargestellt, die die Paläste assyrischer Könige schmückten.



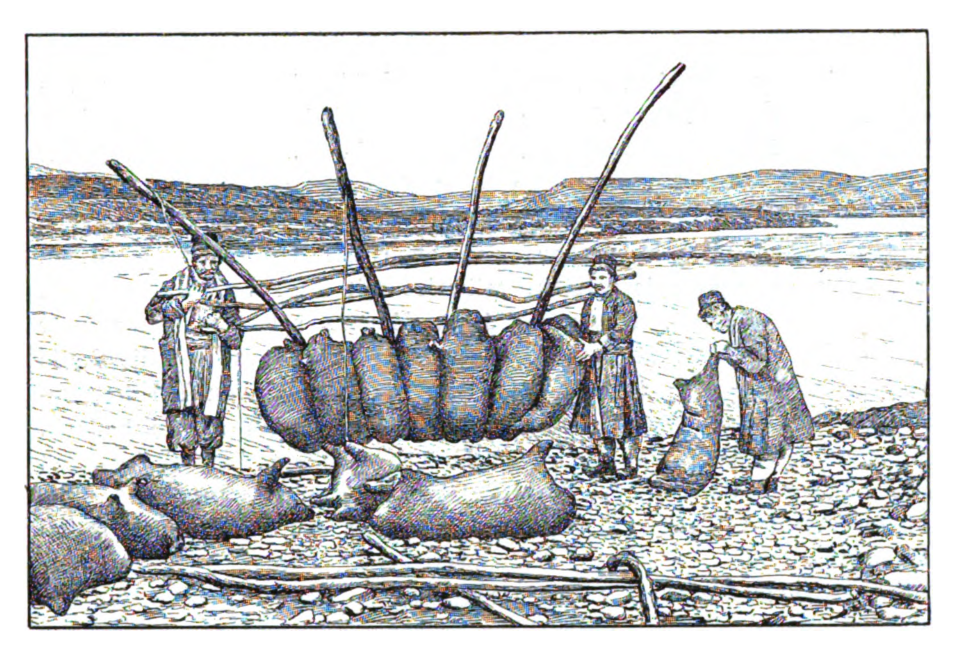
Assyrisches Kellek.

Auch die Bewohner von Till bedienten sich dieser Gefährte, am Ufer lag eines vertäut, und ebenso sah ich es bei der Fischerei verwendet. Unter den meist aus dem Westtigris stammenden Fischen, die in Till in das gewohnte Einerlei der aus Huhn, Pilaff und Eiern bestehenden Mahlzeiten eine angenehme Abwechslung brachten, war auch eine, Schabo genannte Karpfenart, die für den Tigris bis hinunter zu seiner Einmündung in den Persischen Golf (arabisch Schabbût) charakteristisch ist und die man in größter Naturtreue auf jenen und verwandten assyrischen Reliefs, die Fahrzeuge begleitend, wiedergegeben sieht. Die gleichfalls dargestellte Benutzung eines einzelnen Burdjuks als Transportmittel sollte ich später noch kennen lernen (s. die Vignette am Schlusse des letzten Kapitels des vorliegenden Bandes).

Den Bau und die Zusammensetzung des Kelleks zeigt klarer, als es eine eingehende Schilderung vermöchte, unsere Abbildung nach einer Aufnahme von E. Huntington, einem jungen, damals bei der amerikanischen Mission in Charput tätigen Geologen.

Die aufgeblasenen Hammelhäute werden unter einem Gerüst, das bei kleineren Kelleks aus Weidenruten oder sonstigem biegsamen Material besteht, angebracht, darüber wird eine Schicht von Brettern und auf diese Stroh, Schilf oder Moos gelegt, und das Fahrzeug ist zur Aufnahme von Personen und Lasten bereit. Die Größe wie auch die Festigkeit des Gerüstes schwankt je nach der Zahl der Burdjuks; es können für größere Fahrten und Warentransporte ihrer bis zu dreihundert und mehr zusammengefügt werden.

Das Kellek, gewiß in mancher Hinsicht ein äußerst primitives und unbequemes Gefährt — man vergleiche Moltke's klassische Schilderung seiner Fahrten auf dem Tigris von Dijarbekir bis nach Djezîreh, die



**Bau eines Kellek.**

ihn auch an Till vorübergeführt haben muß, wie auf dem Euphrat, —, hat doch auch seine Vorteile. Es eignet sich, wie es neuerdings von Huntington wieder erprobt wurde, besonders für den Wassertransport auf Gebirgsströmen von ungleicher Tiefe und wechselnder Stromgeschwindigkeit und wäre in dieser Eigenschaft auch nach Lynch's sachkundigem Urteil einer größeren Verbreitung fähig und würdig.

Bald genug sollte ich es selbst, wenn auch immer nur für kurze Überfahrten, benutzen lernen.

Aber nicht bloß im Verkehrswesen ragt hier die älteste Zeit in die Gegenwart hinein. Till selbst ist eine uralte Stätte, die, gleich Dijarbekir, dem alten Amid, schon in den Kriegszügen Assurnaßirabals III. unter gleichem Namen (Tila) eine Rolle spielt und seit den Zeiten der Assyrer schwerlich je unbesiedelt gewesen ist. Die bei den heutigen Bewohnern herrschende Überlieferung, daß hier einst eine größere, städtische Ansiedlung gelegen habe, hat sicher ihre Richtigkeit. Die hohe Landspitze, auf der das heutige Dorf liegt, wird die Burg gebildet haben, während die eigentliche Stadt wohl mehr unterhalb in der Gegend des Aufstieges zur Höhe belegen war. So sollten sich auch die amerikanischen Missionare aus Charput, die den größeren Teil der Einwohner von Till zum Protestantismus bekehrt hatten, geäußert haben.

Die aus Konglomerat bestehende Halbinsel ist durchweg von alters her sehr stark befestigt; namentlich sind nach dem Westtigris kräftige Deichmauern errichtet. Diese Schutzbauten sind offenbar sehr nötig, und ihre neuerliche Vernachlässigung rächt sich: große Bruchstücke des Ufers liegen, malerische Klippen bildend, im Wasser, andere haben sich in großen, von oben her vertikal verlaufenden Rissen gelöst und neigen sich, teilweise mit ihrer vollen Grasdecke, zum Sturze (S. 339). Die vorhandenen Mauern selbst stammen zwar schwerlich aus dem ältesten Altertum, sind aber gewiß an die Stelle solcher ältester Befestigungen getreten. Der Felsen von Till hat unbedingt von jeher des Schutzes gegen die nagenden Fluten bedurft. An der Südspitze, wo zahlreiche Gräber zu bemerken sind, haftet der Name eines Propheten, Nebi Sulaiman, — gewiß eine uralte Kultstätte, die den Wechsel der Bekenntnisse erfahren und überdauert hat (S. 3; 18).

Auch im Spätherbst des Jahres 404 v. Chr., als unter der Regierung des persischen Großkönigs Artaxerxes' II., zu dessen Reiche auch Armenien gehörte, die zehntausend Griechen den Kentrites durchschritten, wird Till von Armeniern bewohnt gewesen sein.

Von einer großen Menge ihrer Nachkommen umdrängt, begann ich im Freien, auf der Kiste, die unser photographisches Stativ barg, sitzend, das Studium der Karten und des Xenophon, um mir für die Lokaluntersuchung die nötigen Anhaltspunkte auszuziehen. Unter den Frauen und Mädchen sind manche recht anziehende Gestalten. Eine sehr hübsche junge Frau mit blendend weißen Zähnen setzte sich mir, als sie merkte, daß sie mir gefalle, direkt gegenüber, ihr Kindchen auf dem Schoße.

Till hat, gleich vielen armenischen Städten (Band II), unter den Massakers ernstlich gelitten und ist in starker Kurdisierung begriffen. Vor wenigen Jahren zählte es 30 protestantische Familien — sie werden schlechtweg Prot genannt —, jetzt fünf oder sechs; früher 15 Familien gregorianischen Bekenntnisses, jetzt nur drei; früher drei syrische Familien, jetzt nur eine. Dagegen sind statt einer jetzt zehn Kurdenfamilien vorhanden, — der typische, in Armenien ständig zu beobachtende Vorgang.

Die Armenier, die „Prot“ nicht ausgeschlossen, sprechen nur noch wenig Armenisch; seit drei Jahren haben sie keinen Lehrer mehr und vergessen ihre Muttersprache. Im Grunde wird nur Kurdisch gesprochen; auch der eine ‚Assori‘ (S. 305) kann kein Wort weder Syrisch noch Armenisch, spricht nur Kurdisch.

Auf der Nordseite von Till lag auf der Höhe ein neu gebautes Haus, das einem kurdischen Agha, Ömmer-i-Hussein, gehörte. Er beherrsche das Dorf und verfahre nach Willkür und Gutdünken mit Leben und Habe der Armenier. Erst kürzlich habe er wieder einen getötet. Bei unserem Herannahen habe er sich verzogen und werde wieder erscheinen, sobald die Luft rein sei.

Unser Wirt hatte sein Armenisch noch nicht ganz vergessen, so daß ich von ihm, auch betreffs des dortigen kurdischen Dialektes, mancherlei persönlich hatte ermitteln können. Auf meine Frage, ob er etwa kurdische Gesänge in armenischer Schrift niederschreiben könne, hatte er dies eifrig bejaht und sich mit Schreibmaterial ausrüsten lassen. Am nächsten Tage brachte er jedoch statt dessen ein gedrucktes Buch, das ich mit Freuden begrüßte, bis sich herausstellte, daß es sich, statt um kurdische Gesänge, um ein Andachtsbuch der Mission zu Charput in armenischer Sprache handelte.

Am nächsten Tage (Sonnabend, 11. März) ritt ich zeitig von Till ab, um im Gelände die Forschung nach der Durchgangsstelle der zehntausend Griechen vorzunehmen.

Ehe wir Xenophons Schilderung der Örtlichkeit (Anabasis IV, 3) und der entscheidenden Vorgänge betrachten, ein Wort über die Maße, die er verwendet und die wir unserer Nachprüfung zugrunde zu legen haben.

Xenophon mißt nach Stadien (600 Fuß) und Plethren (100 Fuß); ein attisches Stadion beträgt, da der attische Fuß 0,297 m mißt, 178,2 m, ein Plethron 29,7 m. Diese Maße kommen in erster Linie in Betracht. Da er jedoch als größeres Wegmaß den persischen Parasang zugrunde legt, so ist auch denkbar, daß für sein Stadion das auch den Griechen wohlbekannte persische Maß in Betracht kommt. Dieses persische Stadium, von dem 30 auf den Parasang gehen, ist um ein Neuntel größer als das attische und mißt 198 m (600 persische oder gemeine Fuß zu 0,33 m), das zugehörige Plethron 33 m. Doch macht die Anwendung des einen oder des anderen Maßes, da Xenophon hier überall nur annähernde Schätzungen gibt, nirgends einen entscheidenden Unterschied.

Xenophons Schilderung lautet nun im wesentlichen wie folgt: Die Griechen übernachteten am Schluß des siebentägigen Durchmarsches durch das Bergland der Karduchen in den oberhalb des Kentrites belegenen Dörfern. Der Kentrites, etwa 2 Plethren, d. h. ca. 60 m, breit, trennt Armenien vom Lande der Karduchen. Die Griechen blickten voller Freude in die Ebene hinab, die sich zwischen den Bergen der Karduchen

und dem Flusse in einer Breite von 6—7 Stadien, das sind 1—1 1/4 km, hinzieht.

Am nächsten Morgen erblickten sie jenseits des Flusses bewaffnete Reiter, die sie am Übergang verhindern wollten, und oberhalb dieser, auf den Hügeln aufgestellt, Fußkämpfer, die, falls ihnen der Durchgang durch den Fluß gelingen sollte, die Aufgabe hatten, ihnen den Aufstieg nach Armenien vom Flusse aus unmöglich zu machen. Es waren dies die Truppen des Orontes, des Satrapen von Ostarmenien, und des Artuchas, der entweder als Verwalter des in Betracht kommenden engeren Bezirks als Hipparch oder als Truppenführer unter Orontes anzusehen sein wird. Sie bestanden aus Armeniern, Mardern und chaldischen Söldnern. Letztere hatten den Ruf großer Freiheitsliebe und Wehrhaftigkeit; sie waren mit langen Wurfspießen und mit Lanzen bewaffnet.

Die Hügel, auf denen ihnen jene gegenüberstanden, waren vom jenseitigen Flußufer 3—4 Plethren (etwa 90—120 m) entfernt. Man erblickte einen einzigen, wie künstlich gemacht aussehenden Weg, der hinaufführte.

„Hier", d. h. dessen unterem Ausgang gegenüber, versuchten die Griechen den Fluß zu durchschreiten. Aber das Wasser ging ihnen bis über die Brust, und das Flußbett war uneben, voll großer glatter Steine. Die Unsicherheit der Füße und die starke Strömung machten zudem eine geeignete Haltung der Schilde, sei es unter, sei es außer Wasser, unmöglich. So gingen sie zurück und schlugen auf dem karduchischen Ufer ihr Lager auf.

Da aber, wo sie in der vorigen Nacht auf dem Berge übernachtet hatten, sahen sie viele bewaffnete Karduchen versammelt.

So bemächtigt sich ihrer eine große Mutlosigkeit: vor ihnen die Armenier und der undurchschreitbare Fluß, in ihrem Rücken die zum Angriff bereiten Karduchen!

Xenophon aber hat einen Traum, der auf einen guten Ausgang schließen läßt, und während er beim Frühstück ist, melden ihm zwei Jünglinge vom Griechenheer, sie hätten, als sie Reisig zum Feuer suchten, jenseits des Flusses, auf Felsen, die sich zum Flusse selbst hinunterzögen (*ἐν πέτραις καθηκούσαις ἐπ' αὐτὸν τὸν ποταμόν*), einen Greis und Weiber und Kinder erblickt, die in einem höhlenähnlichen Felsen etwas wie Kleiderbündel niedergelegt hätten. Als sie, die Jünglinge, das gesehen hätten, sei es ihnen möglich erschienen, ungefährdet hinüberzukommen — denn auch die feindlichen Reiter könnten an diese Stelle nicht herankommen. So hätten sie ihre Kleider abgelegt und sich angeschickt, nur

mit dem kurzen Schwerte bewaffnet, hinüberzuschwimmen; sie seien aber dann schreitend hinübergekommen, ohne die Schamteile zu benetzen (*πρὶν βρέξαι τὰ αἰδοῖα* IV, 3, 12).

Wodurch jene beiden Jünglinge sich in erster Linie veranlaßt sahen, gerade an jener Stelle schwimmend ihr Heil zu versuchen, bedarf, da es aus Xenophons Schilderung nicht eben klar hervorgeht, einer Erläuterung. Denn der entscheidende Grund, daß die Reiterei nicht an die Stelle herankönne, wird nur nachträglich hinzugefügt.

Da betont wird, daß die Felsen sich zum Flusse selbst hinunterziehen, so handelt es sich offenbar um eine Möglichkeit, an dieser Stelle einen Aufgang vom Flußufer aufwärts zu den Höhen zu finden, und zwar einen bequem zu beschreitenden, da ihn Greise, Weiber und Kinder benutzen, um zu der unmittelbar am Flusse belegenen Höhle, die ihnen als Wohnung oder als Unterschlupf diente, zu gelangen. Außerdem mochten wohl beim Verlassen des Flußbettes die zum Teil höhlenartigen Felsen eine Deckung gegen die Geschosse der Feinde gewähren.

Es wird nun beschlossen, den Durchgang an dieser Stelle zu versuchen, zu der die Griechen unter Führung der Jünglinge — den Fluß zur Linken, also flußaufwärts — marschieren (Anab. IV, 3, 6), und zwar beträgt die Entfernung vom Lager bis zur Durchgangsstelle ca. vier Stadien, also ca. $^3/_4$ km. Dort angelangt, machen sie Halt. Cheirisophos, der Höchstkommandierende, bekränzt sich, dem Flusse werden Opfer dargebracht, und der Durchgang vollzieht sich, so daß zu beiden Seiten des Feldherrn je eine Abteilung sich aufstellt und hindurchgeht, und zwar wurde dabei die von den zehntausend Griechen in Asien erprobte Steilformation (*λόχος ὄρθιος*) angewendet, bei welcher die Abteilungen (Lochen) anstatt einer Frontbreite von zwölf Mann bei acht Mann Tiefe eine schmalere Front (etwa sechs Mann) und dafür eine erheblich größere Tiefe (etwa 16 Mann) hatten. Die Feinde schießen mit Pfeilen und Wurfspießen, treffen aber nicht.

Um die Reiterei auf alle Fälle zu beschäftigen und zu verhindern, daß sie die Griechen, sei es nach dem Übergange, sei es während desselben im Flußbette selbst, belästige, wählt Xenophon aus der Nachhut die Rüstigsten aus und läuft mit diesen, so schnell er kann, nach der Stelle des ersten Versuches zurück — indem er sich den Anschein gibt, die Reiter abschneiden zu wollen. Das Manöver gelingt, die feindlichen Reiter ergreifen die Flucht, auf dem Wege, der vom Flusse aufwärts führt, und als sie auf den Weg gelangten, breiteten sie sich aufwärts „nach dem Berge“ zu aus. Bei einigen Abteilungsführern

des Cheirisophos zeigt sich eine Neigung, die Reiter zu verfolgen, man sieht aber aus verschiedenen Gründen davon ab.

Cheirisophos und seine Truppen nehmen den Weg auf die zum Flusse herabreichenden Hügel zu und wenden sich gegen die obenstehenden feindlichen Fußtruppen, die nunmehr, da sie die eigene Reiterei fliehen und sich selbst angegriffen sehen, die Höhen über dem Flusse verlassen.

Inzwischen aber schickten sich die Karduchen an, sich dem Gros des Cheirisophos in den Rücken zu werfen, um namentlich von dem zuletzt hindurchgehenden Train soviel als möglich zu erbeuten. Xenophon eilt daher zu der Durchgangsstelle zurück. Und als eben der Train des Cheirisophos im Begriff war, hindurchzugehen, stand Xenophon den Karduchen gegenüber und machte kehrt nach den Bergen zu, von denen sie herabkamen.

Durch geschickte Manöver gelingt es dann dem Xenophon, ohne die von drüben her durch Cheirisophos angebotene Hilfe in Anspruch zu nehmen, die Karduchen gegen die Berge zurückzutreiben und dann selbst mit seinen Truppen eilends den Kentrites zu durchschreiten, ohne daß die dann zum Angriff nochmals zurückkehrenden Karduchen noch einen erheblichen Schaden anrichten. Nur einige wenige von Xenophons Leuten und von Mannschaften des Cheirisophos, die trotz des Gegenbefehls vom armenischen Ufer her zur Hilfe hatten herüberkommen wollen, wurden verwundet.

Um die Mitte des Tages war der Durchgang vollzogen, und der Weitermarsch ging bequem vonstatten. —

Machen wir uns nun die Erfordernisse klar, die sich aus dieser Schilderung Xenophons für die Bestimmung der Örtlichkeit des Durchganges durch den Kentrites ergeben.

Zunächst ist nochmals nachdrücklich zu betonen, daß der Bohtan-su, der sonst im allgemeinen die Richtung von Osten nach Westen einhält, bereits unterhalb Söört eine starke Biegung nach Süden ausführt und nach Aufnahme des Bitlis-tschai aus dieser südwestlichen nahezu völlig in die südliche Richtung übergeht (S. 337).

So haben wir zu unterscheiden das östliche karduchische und das westliche armenische Ufer und an letzterem die Stelle, auf die sich der erste mißglückte Versuch richtete, die „Versuchstelle“, und die von dort flußaufwärts belegene Stelle, an welcher die Durchschreitung wirklich vollzogen wurde, die „Durchgangstelle“.

Auf der östlichen, karduchischen Seite muß sich eine über 1 km breite

Uferebene befinden, die sich zum Lagerplatze eignet; die dahinterliegenden Berge dürfen nicht überall steil zur Uferebene abfallen, sondern es müssen sanftere Abhänge vorhanden sein, auf denen Dörfer Platz haben, und über welche der Abstieg zum Flusse für das Griechenheer bequem möglich war.

Für das armenische, westliche, Ufer sind niedrigere Anhöhen charakteristisch, die nach Xenophons Angaben durchschnittlich 50 (60) bis 70 (80) m vom Flusse entfernt sein müssen. Nur an der einen „Versuchsstelle“ findet sich dort ein „wie künstlich gemacht aussehender“ (S. 353) Aufgang vom Flusse und in seiner Nachbarschaft, unmittelbar am Flusse, eine für Aufstellung von Reiterei geeignete Stelle, während außerdem, $^{3}/_{4}$ km flußaufwärts, felsiges Gelände eine Möglichkeit des Aufstieges gewähren muß. Um die Zeit, da die Griechen hindurchzogen, oder zu Zeiten entsprechenden Wasserstandes, muß der Fluß den Durchgang gestatten, ohne daß mehr als die untere Hälfte der Oberschenkel befeuchtet wird, und zwar darf die Furt, da die Griechen in einer Breite von mindestens 13 Mann hindurchgingen (je sechs Mann Front rechts und links von Cheirisophos), nicht auf eine allzu eng bemessene Stelle beschränkt sein.

Die Griechen müssen in der Zeit zwischen ca. 20. Oktober und 20. November am Kentrites angelangt sein: 74 Tage nach der Schlacht bei Kunaxa, die ihrerseits 182 Tage nach dem Aufbruch des jüngeren Cyrus von Sardes geschlagen wurde. Bei Ansetzung dieses Ausmarsches um die Mitte März würde sich der Durchmarsch durch den Kentrites etwa am 25. November zugetragen haben. Da die Griechen das Karduchenland wie die Gebiete jenseits des Kentrites noch schneefrei fanden und die winterlichen Beschwerden erst erheblich später kennen lernten, so möchte man kaum annehmen, daß sie erst in der zweiten Novemberhälfte den Grenzfluß Armeniens überschritten haben sollten. Und bedenkt man, daß es sich für Cyrus darum handelte, den königlichen Bruder zu überraschen, so kann man mit dem Aufbruch von Sardes möglicherweise, unter der Voraussetzung, daß kein zu strenger und schneereicher Winter vorausgegangen war, auf die Zeit um den 20. Februar zurückgehen, und kommt so für den Kentrites-Durchgang in die letzten Oktobertage.

Beim Tigris wie beim Euphrat hat man nun mit einer Frühjahrs- und einer minder starken Herbstschwelle zu rechnen. Erstere beginnt mit der Schneeschmelze im März, der Tigris fängt bereits Ende Mai wieder zu fallen an, der niedrige Wasserstand wird um die Septembermitte erreicht.

Die herbstlichen Regenmengen veranlassen dann zu Ende Oktober eine erneute Anschwellung, bis die Dezemberfröste die Gewässer wieder auf ihren niedrigsten Stand zurückführen. Demnach werden die Griechen im Kentrites schon eine den Tiefstand überwiegende Wassermasse angetroffen haben. Ob diese freilich die Höhe der seit gestern eingetretenen starken Schwellung erreichte, konnte zweifelhaft sein. Es war daher ein glücklicher Umstand, daß in den nächsten Tagen, wie schon erwähnt, ein Rückgang erfolgte, so daß die Prüfung der Furtbarkeit bei zwei verschiedenen Graden gesteigerten Wasserstandes erfolgen konnte.

Es handelte sich nun für mich darum, die vorhandenen Furtstellen zu ermitteln und unter diesen die zu Xenophons Schilderung der gesamten Umgebung passende vom armenischen Ufer aus zu bestimmen, um später die Einzelheiten für das jenseitige karduchische Ufer und für die Art und Weise, wie sich das armenische Ufer von dort her darstellte, auf der gegenüberliegenden Seite nachzuprüfen.

Es ergab sich, daß drei Furtstellen vorhanden waren, von denen aber nur die am meisten flußaufwärts gelegene ernstlich für unsere Zwecke in Betracht kam.

Die unterste liegt gegenüber dem auf dem karduchischen linken Ufer belegenen Dorfe Balak.

Das Wasser reichte hier den Pferden bis über die Oberschenkel, was, an meiner mittleren Statur gemessen, einer Wassermarke bis über die Hüften entspräche. Bei niedrigem Wasserstande können aber etwa 20 Mann nebeneinander durchziehen, ohne sich die Knie zu benetzen. Auch ist drüben eine lange Bergwand vorhanden, so daß die Sache allenfalls auf dem karduchischen Ufer stimmen würde. Aber diesseits sind die Berge viel zu weit vom Flusse entfernt, und es liegt zwischen diesen und dem Flusse in der Talsohle eine große schöne Alluvialebene, die für die Reiterei überall — nicht nur an einer beschränkten Stelle, wie es Xenophons Schilderung fordert — vortrefflich zugänglich ist. Außerdem aber müßte die erste Versuchsstelle ja noch ca. $^1/_2$ km unterhalb Balak liegen. Dort aber hätte, wenn nicht im Tale, so doch sicher von den karduchischen Höhen aus die Einmündung des Kentrites in den Westtigris bemerkt und demgemäß von Xenophon erwähnt werden müssen. Somit muß diese Stelle außer Betracht bleiben.

Gegenüber dem uns bereits bekannten Dorfe Ganimuri (ca. $3^1/_4$ km oberhalb der ersten Stelle), liegt auf dem karduchischen Ufer das kleine Kurdendorf Mutyt, von dem zwei bis drei Häuser sichtbar sind. Zu diesem führt direkt vom Ufer unterhalb des Dorfes Ganimuri die Furt hinüber,

von der schon die Rede gewesen ist (S. 337). Der Mollah des Dorfes und ein Kurde wurden für die Prüfung dieser zweiten Furtstelle mitgenommen. Dieser ging bis zur Mitte des Wassers hindurch, mußte dann aber schwimmen und kehrte zurück. Bei niedrigem Wasserstande ist aber das Wasser in einer Breite von 15 Mann etwa passierbar, aber es reicht auch dann bis über die Hüften, was zu Xenophons Angaben nicht stimmt. Und wenn man auch mit einer Änderung der Tiefenverhältnisse durch Ab- und Anschwemmung rechnen wollte, so stimmte doch die Gestaltung der Ufer zu Xenophons Angaben keineswegs. Es zieht sich hier nämlich auf der karduchischen Seite weiter flußaufwärts ein mächtiger Gebirgszug, der speziell den Namen Bohtandaghlary zu führen scheint, im spitzen Winkel von 30—40$^0$ in nordwestlicher Richtung an den Bohtan-su heran. Es ist wohl derselbe Gebirgsstock, dessen wir kurz nach Überschreitung der Brücke über den Bitlis-tschai ansichtig geworden waren (S. 337). Das Dorf Mutyt liegt direkt an der Schmalseite, sozusagen der Nase des Bergzuges. Die Uferebene von mehr als 1 km Breite fehlt völlig. Ebensowenig stimmt die Sachlage auf dem armenischen Ufer: Ganimuri liegt auf dem Abhang einer Höhe, die mehrere hundert Meter — also viel weiter als drei bis vier Plethren — vom Flusse entfernt ist, und an diesem breitet sich wiederum eine große, für Reiterei wie geschaffene Ebene ganz unbeschränkt aus.

Anders steht es mit der dritten, etwa 1$^3/_4$ km oberhalb Ganimuri belegenen Furtstelle. Hier ist zunächst der Fluß, was bei den beiden anderen Stellen auch nicht ganz zutraf, nicht breiter als zwei Plethren (etwa 60 m). Des Hochwassers wegen war die Furt nicht gangbar, der Mann mußte schwimmen und zurückkehren, aber für den normalen Wasserstand zeigten mir verschiedene Leute unabhängig voneinander und selbständig als Marke die Hälfte des Oberschenkels, was mit Xenophons Angabe genau stimmt und sich mir nachmals unmittelbar bestätigen sollte (S. 353).

Bei dieser dritten Furtstelle läuft auf dem diesseitigen Ufer eine einheitliche, im ganzen zum Ufer steil abfallende Hügelreihe. Etwa sieben bis acht Minuten flußabwärts, Xenophons vier Stadien entsprechend, liegt eine für Reiterei geeignete Ebene, und eine Öffnung führt vom Flusse hinauf und zu den Bergen, gebildet durch das Quertal jenes Rinnsals, namens Hassynik, das ich zwei Tage zuvor ein wenig weiter aufwärts durchritten hatte (S 337). Von dieser Ebene zu dem diesseitigen Ende der Furt können Reiterabteilungen nicht gelangen, weil unmittelbar dazwischen ein Hügelrücken bis zum Flusse herabreicht

(S. 344 f., 347). Erst weiter unterhalb weichen die Hügel wieder so weit zurück wie vorher und dort muß die Ankunft der Zehntausend auf dem armenischen Ufer erfolgt sein. Als einzelner Reiter konnte ich freilich unmittelbar am Flußrand von der Ebene her an dem zum Fluß herabführenden Rücken vorbeigelangen.

Gegenüber auf dem karduchischen Ufer erblickte ich den nach Westnordwest gerichteten Abhang jenes Zuges der Bohtan-Berge, die bei Mutyt den Bohtan-su erreichen.

Der bequemste Niedergang von ihrer Höhe herab schien gerade da hinunter zu führen, wo gegenüber dem diesseitigen Hohlwege die erste „Versuchsstelle" sich befunden haben müßte. Inwieweit das jenseitige Ufer im übrigen Xenophons Forderungen genüge, mußte drüben festgestellt werden. —

Und nach Till zurückgekehrt, traf ich alsbald (12. März) die nötigen Vorkehrungen zur Übersiedlung auf das linke Ufer, um so mehr als die von meinem Reisegefährten einlaufenden Nachrichten zeigten, daß sich seine brieflich zuletzt auf heute angesetzte Rückkehr noch verzögern würde.

Die Pferde wurden an der oben beschriebenen ersten Furtstelle nach Balak hinübergeleitet. Ich selbst bestieg zum erstenmal im Leben das Kellek, auf dem auch der Kommandeur unserer Kavallerie-Eskorte (S. 329), Djemal Effendi, Platz nahm und die photographischen Apparate untergebracht wurden.

Unser Fahrzeug, das nur aus elf Burdjuks bestand, hatte Handhaben wie die Doppeldeichsel eines Einspänners, mit deren Hilfe vom Lande aus das Abstoßen bewerkstelligt wird.

Sehr malerisch nahmen sich während der Fahrt die in ziemlicher Anzahl versammelten Frauen von Till aus, alle dunkelrot gekleidet, alle mit weißem Kopf- und Kinntüchern.

Unser Kellek wurde von seinem Führer nahe dem diesseitigen Ufer an einer Sandbank aufwärts „gepekt", damit es, abwärts getrieben und hinübergerudert, in der Kraftdiagonale an der richtigen Stelle ankäme.

Wir landeten auf einer riesigen Sandbank, die in der Entwicklung zur Düne begriffen war. Deutliche Spuren zeigten, daß sie bei höchstem Wasserstande großenteils überflutet wurde. Vom jenseitigen Ufer war sie durch einen Graben getrennt, der, im übrigen trocken, an einer Stelle noch etwas Wasser zeigte, bei höherem Wasserstande aber, wie mir mein Chirurg, der oftmals hier gewesen, sagte, mit Wasser angefüllt ist. „Sträucher haben sich bereits angesiedelt. In etlichen Jahren wird hier bebautes Anschwemmungsland, Alluvium, lagern."

Beim Euphrat, der, allgemein gesprochen, größtenteils in flacherem Gelände fließt, ist die Veränderung des Bettes eine wohlbekannte Erscheinung. Daß sie auch beim Tigris und schon bei seinen Quellflüssen eine sehr bedeutende Rolle spielt, die bei Erörterung geographischer und topographischer Probleme eine viel zu geringe Beachtung findet, sollte uns mehrfach deutlich werden. So ergab sich uns beispielsweise im Verlauf der Reise eine wesentlich veränderte Auffassung der Topographie von Ninive; und schon für die Frage, die mich gegenwärtig beschäftigte, erwies sich diese Beobachtung als wertvoll. —

Da in Balak kein Unterkommen und keine Verpflegung für die Pferde zu finden war, wurde ein anderes Dorf, Kaiwûch, aufgesucht, das wir über welliges, schönes Gelände in etwa drei Viertelstunden erreichten. Rechts im Süden werden die Berge des Tûr-Abdîn sichtbar.

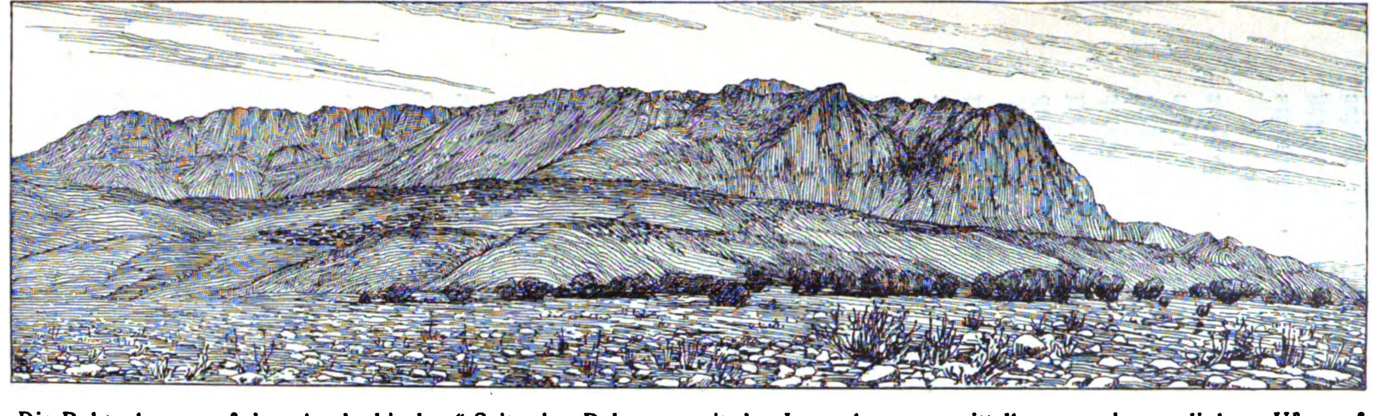
Der Gesamttigris war dagegen während des Reitens nirgends zu entdecken, sein Taleinschnitt nur an ein bis zwei Stellen zu ahnen; im übrigen verdeckten ihn die diesseits seiner Ufer vorgelagerten Erhebungen. Kaiwûch selbst liegt auf lieblicher Bergwiese, von Höhen rings umgeben.

Bis wir bei unserem Wirt eingerichtet waren, wurde es zu spät, um noch etwas zu unternehmen. Tracht, Stammeszugehörigkeit und Gesänge unserer kurdischen Wirte gaben reichliche Gelegenheit zu Beobachtungen und Aufzeichnungen während des sterndurchflimmerten Abends und des folgenden Vormittags, an welchem die Lasttiere Tigris abwärts nach Fyndyk weitergesandt wurden, während ich selbst meines Reisegefährten harrte.

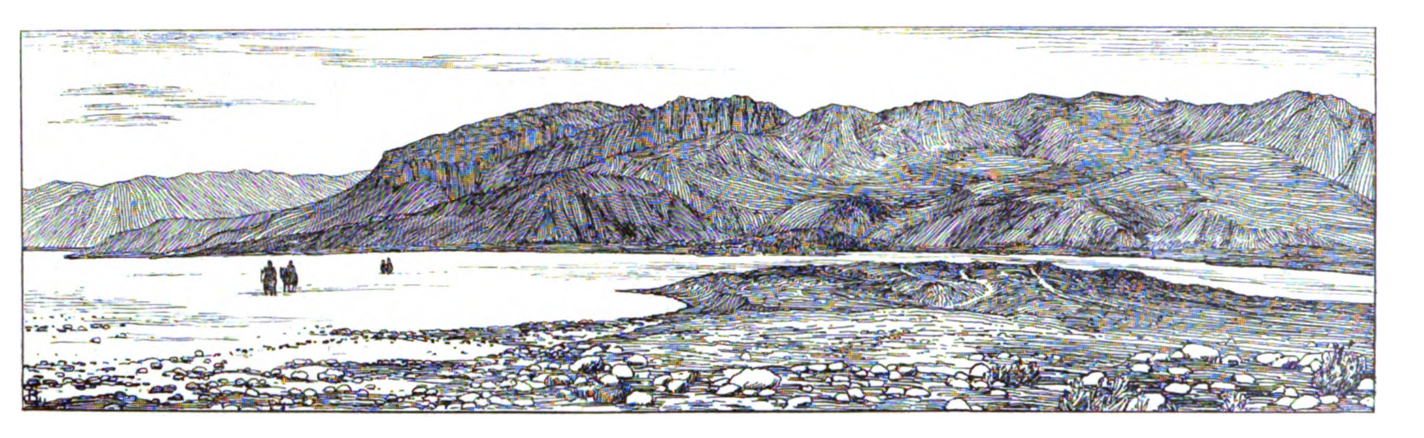
Am frühen Nachmittag (Montag, 13. März) aber ritt ich aus, um nunmehr am karduchischen Ufer das Gelände bei der gestern ermittelten Durchgangsstelle zu prüfen.

In Balak vernahm ich, daß mein Reisegefährte südlich dieses Dorfes durch den Bohtan-su gekommen und landeinwärts bergauf geritten sei. Da er möglicherweise einen meiner Briefe nicht erhalten haben und direkt nach Fyndyk unterwegs sein konnte, so kehrte ich mit meinen Begleitern um, um schließlich nach ca. 20 Minuten Reitens, seiner ansichtig zu werden und gerade beim Dorfe Kaiwûch mit ihm zusammen zu treffen.

Obgleich mittlerweile der Tag vorgerückt war, auch meine Bestimmung der Durchgangsstelle der Zehntausend meinem Reisegefährten sofort einleuchtete, so wurde doch, da ich auf den Augenschein am karduchischen Ufer nicht verzichten wollte, auf möglichst



Die Bohtanberge auf der „karduchischen“ Seite des Bohtansu mit der Lagerebene, unmittelbar von dessen linkem Ufer aufgenommen. Rechts die „Nase“, die sich (gegenüber der Mündungsschlucht des Hassynik auf dem jenseitigen Ufer) zum Bohtansu hinzieht und von der aus der erste mißlungene Durchgangsversuch gemacht wurde.



Die Furt des Bohtansu-Kentrites mit den Hügeln auf der rechten „armenischen“ Seite.
Links im Hintergrunde die Einmündungsschlucht des Hassynik, auf die der erste Durchgangsversuch gerichtet war.
(Beim Vergleich beider Bilder ist wohl zu beachten, daß die karduchischen Berge erheblich weiter von meinem Standort bei der Aufnahme entfernt waren, als die armenischen Hügel, daß also jene beträchtlich höher sind, als diese.)

direktem Wege nach dem Dorfe Mutyt und von dort zu der oberhalb desselben belegenen Furtstelle (S. 349 f.) aufgebrochen.

Mutyt besteht aus zwei Teilen, außer den von jenseits gesehenen drei Häusern aus 15 weiteren mehr oberhalb am Bergeshange gelegenen.

Aus diesem hintern Dorfteil nehmen wir zwei Mann mit, um uns zunächst die Furtstelle noch einmal zeigen zu lassen. Dabei sei im Auge behalten, daß seit vorgestern das Wasser im allgemeinen wieder gefallen war, so daß sein Stand nunmehr der geringen Steigerung über den tiefsten Stand hinaus, der für die Zeit des Xenophontischen Kentrites-Durchgangs anzusetzen ist (S. 339; 348), ungefähr entsprechen mochte.

Die beiden Leute entblößen ohne weiteres den Unterkörper und gehen — im Verhältnis zu der Stelle, wo gestern der Mann von drüben her die Durchfurtung versucht hatte, ein wenig weiter flußaufwärts — in ziemlich energisch schräger Flußabwärtsrichtung hindurch, und zwar so, daß man ihnen immer zwischen den Beinen hindurch sehen kann; auch da, wo das Wasser am höchsten ist, bleibt noch ein lichter Raum von 5—10 cm Höhe, also wirklich *πρὶν βρέξαι τὰ αἰδοῖα*. Dieser wichtige Vorgang wurde photographisch in verschiedenen Momenten von mir festgehalten.

Von der Furtstelle vier Stadien = 600—700 m flußaufwärts, wo sich die Stelle des ersten Versuches (S. 344; 347) befunden haben müßte, kommt man ausgemessenerweise gerade gegenüber jener gestern ermittelten kleinen Ebene des armenischen Ufers an, auf der die feindlichen Reiter ihren Stand gehabt haben, — eben das Delta-Alluvium des Hassynik.

Wenn Xenophon in einer scheinbar etwas unklaren Weise von einem Hinaufweg aus dem Flusse (*ἡ τοῦ ποταμοῦ ἄνω ἔκβασις*) spricht, so wird es vom östlichen karduchischen Ufer aus noch handgreiflicher, wie treffend diese Bezeichnung ist. Der Hassynik bildet einen von hier aus deutlich sichtbaren Hohlweg, in dem man zunächst aufwärtssteigt, um dann — vom karduchischen Ufer aus gesprochen nach rechts — den Weg auf die Hügel, die *ὄχθαι*, zu nehmen.

Vorher spricht Xenophon (IV, 3, 5) mit Bezug auf dieselbe Stelle von einem Wege, der fast wie von Menschenhänden, *ὥσπερ χειροποίητος*, gemacht aussehe: auch das ist von hier aus verständlich. Da die Ausmündung des meist wasserarmen Rinnsals als solche nicht erkennbar wird, kann man sich wohl an einen künstlichen Hohlweg erinnert fühlen.

Nicht ganz undenkbar wäre es freilich auch, daß Xenophon an jener ersten Stelle nicht den Hohlweg selbst, sondern einen von dort rechts zu den Hügeln hinaufführenden Weg im Auge gehabt hätte — gewisse Schichtungen in dem sanften Abfall der Berge nach dem Hohlweg zu könnten zur Not als Anhaltspunkte für eine solche Auffassung der xenophontischen Worte in Anspruch genommen werden. Schon an sich äußerst schwach, wird indessen diese Möglichkeit durch die Erwägung so gut wie ausgeschlossen, daß Xenophon an der ersten Stelle ausdrücklich nur von einem Wege spricht, der vom Flusse aus auf die Hügel, die durchschnittlich 3—4 Plethren (75—100 m) vom jenseitigen Flußufer entfernt schienen, hinaufführte.

Für das jenseitige armenische Ufer ergab sich von hier aus noch eine weitere Beobachtung, durch die eine gewisse Schwierigkeit beseitigt wurde.

Jener bis zum Fluß herabgehende Rücken, der den Aufstieg vom armenischen Ufer auf die Höhen ermöglicht, macht es allerdings für eine Reitermasse unmöglich, auf dem nördlichen Ufer von der kleinen Ebene im Delta des Hassynik bis zur Endstelle der westlichen Furt vorzudringen. Ein einzelner Reiter aber kann, wie ich es vorgestern ausprobiert hatte, vorüber (S. 350). Das könnte immerhin Bedenken erregen, da ja eine aufgelöste Ordnung für die Reiterei nicht ausgeschlossen wäre. Aber — das Ufer ist an dieser Stelle durch Anschwemmung verändert, so daß es wahrscheinlich vor 2300 Jahren überhaupt nicht möglich war, am Ufer entlang zu Pferde von Süden her dorthin zu gelangen.

Es hat sich nämlich eine Sand- und Kiesbank an jener Stelle auf der armenischen Seite gebildet, die zeigt, daß vormals der Fluß näher am jenseitigen westlichen Ufer entlang gelaufen ist und dort diese Ablagerung verursacht hat. Diese Neigung, die Flußrinne mehr nach der karduchischen Seite zu verlegen, muß bereits in eine dem Durchgang der Zehntausend erheblich vorausgehende Zeit zurückreichen. Der Bohtan-su muß einst nicht „3—4 Plethren“ vom Ufer entfernt, sondern unmittelbar am Fuße der Hügel vorübergeflossen sein. So erklärt es sich am besten, daß diese an der armenischen Seite wie abgefressen aussehen und bis auf jenen einen zum Fluß herabreichenden Rücken so senkrecht abfallen.

Diese Kiesbank, die ich drüben vor zwei Tagen auch schon bemerkt, aber in ihrer Gesamtlage und in ihrer Bedeutung für das Problem erst von hier aus würdigen konnte, liegt da, wo die griechischen Jünglinge die Greise, Kinder und Frauen beobachtet hatten.

Wegen dieser Veränderung wäre es auch müßig, nach jenem höhlenartigen Felsen zu forschen, in welchem sie ihre Kleider bargen. Das morsche Gestein der Höhlung wird der zerstörenden Kraft der Fluten zum Opfer gefallen sein und Material für die Bildung der Kiesbank geliefert haben. Die Flußrinne befindet sich also jetzt mehr am linken karduchischen Ufer. Sie ist, an der Furt gemessen, jetzt etwa 40—45 m breit und 4 Stadien flußabwärts noch etwas schmaler. Aber für das gesamte Flußbett stimmt doch die Schätzung „gegen zwei Plethren" (ca. 60 m), auch schwankt ja die Wassermasse unausgesetzt.

Von den Bohtan-Bergen führen zwei Wege hinunter in die Uferebene oder wenigstens zwei beschreitbare Rücken, beide, wenigstens zur Zeit unserer Anwesenheit, dadurch bequem bemerklich, daß ihre Abdachung nach dem Flusse im wesentlichen unbewachsen war und freie rotbräunliche Erde zeigte.

Der mehr nach Südosten und daher mit seinem Ausgangspunkt weiter vom Flusse abgelegene ist der bequemere. Auf diesen beiden Rücken mögen in beliebiger Höhe die „oberhalb der Kentrites-Ebene belegenen Dörfer" Platz gehabt haben, in denen die Griechen vor dem Tage des ersten Durchgangsversuches übernachteten. Sie werden an der Breitseite des Bohtan-Stockes in ähnlicher Weise angelegt und eingebettet gewesen sein, wie Mutyt an dessen Nase, nur etwas mehr bergauf. Xenophons Ausdrucksweise (IV, 3, 7): „da, wo sie (die Griechen) die Nacht zuvor auf dem Berge gewesen waren, sahen sie die Karduchen in großer Zahl bewaffnet versammelt" (*ἔνθα δὲ τὴν πρόσθεν νύκτα ἦσαν ἐπὶ τοῦ ὄρους, ἑώρων τοὺς Καρδούχους πολλοὺς συνειλεγμένους ἐν τοῖς ὅπλοις*), scheint darauf zu deuten, daß die Nachtquartiere von unten aus sichtbar waren, was, wenn die Dörfer oben auf der Hochfläche der Berge lagen, schwer möglich gewesen wäre, selbst wenn sie sich bis zum Rande des Steilabfalls erstreckt hätten. Vom karduchischen Flußufer, speziell vom diesseitigen Uferrande der „Versuchsstelle", ist der Ausgangspunkt dieser natürlichen Abstiege etwa $1^1/_4$ km = 6—7 Stadien, wie es Xenophon schildert, entfernt. Das gleiche gilt, da im übrigen die Berge fast senkrecht abfallen, überhaupt für die Entfernung zwischen dem Fluß und dem Fuß der Berge.

Doch ist Xenophons Angabe offenbar im ersteren Sinne zu verstehen. Denn die eigentliche Wurzel des Gebirgsstockes ist von der „Versuchsstelle" aus nicht zu sehen. Es schiebt sich eine terrassenartige Mittelstufe dazwischen, die allerdings, da sie nur von geringer Breite ist, beim Niederblicke von den Bergen nicht bemerkbar sein wird, so daß das karduchische Ufer sich wie eine unabgestufte Ebene

ausnimmt. Die Bohtan-Berge liegen etwa 250—300 m, diese Mittelstufe ca. 20—25 m über dem Flußniveau.

Während dieser Beobachtungen mußte ich unausgesetzt mit dem photographischen Apparate arbeiten, um — schließlich schon bei sinkender Dämmerung — den Durchgang unserer Mannen durch den Fluß und die beiderseitige Formation der Ufer und der Hügelzüge festzulegen. Auf diesen zum Glück trotz dieser Schwierigkeiten ausreichend gelungenen Aufnahmen beruhen die unsere Ausführungen erläuternden Zeichnungen.

So hatte ich unter Beistimmung meines Reisegefährten eine unserer wichtigsten geographisch-historischen Aufgaben lösen können. Frohgemut kehrten wir nach Kaiwûch zurück, wo wir bis nach Mitternacht eifrigst den Weitermarsch der Zehntausend erörterten.

Die Griechen gelangten nach dem Übergang durch ein welliges, leicht hügeliges Gelände mittels eines Marsches von höchstens 5 Parasangen (beinahe 6 km) zu einem Satrapenschloß in fruchtbarer Gegend (Xen. IV, 4, 1, 2).

Daß die Entfernung und die Schilderung des Terrains genau auf die Burg von Redwan passe, das er selber besucht hatte, konnte mir mein Reisegefährte mitteilen. Den Charakter der Landschaft sollte ich später selbst noch kennen lernen (Kap. XII). Unter den Fußtruppen, die sich den Zehntausend auf der armenischen Seite entgegenstellten, sahen wir chaldische Söldner genannt (S. 344). Wir wissen aus Xenophons Cyropädie, die, wenngleich ein Roman, so doch mehrfach Historisches und hier speziell Xenophons eigene Beobachtungen und Ermittlungen verwertet, daß die Chalder damals noch die Gebirgszüge und Höhen bewohnten, auf die sie sich seinerzeit vor den einwandernden Armeniern zurückgezogen hatten. So hat es einige Wahrscheinlichkeit, daß diese Söldner ihre Wohnsitze in der Nachbarschaft hatten und von den persischen Heerführern von dorther herangezogen worden waren.

Auch das unfern gelegene Gebiet von Hassankêf ist uns für die persische Zeit als chaldisch bezeugt (Kap. XII). Nun führt heute noch das Gebirge in dem Winkel zwischen Bohtan-su und dem Westtigris, zu dem also auch die Höhen gehören, auf denen sich u. a. jene Söldner den Griechen entgegenstellten, den Namen Chaldy-dagh, — wohl möglich, daß sich darin eine Erinnerung an die Zeiten chaldischer Besiedlung erhalten hat. Die Einwohner von Till bezeichneten als Namen des Gebirges Chalta und kannten in dem Gebiete auch ein gleichnamiges Dorf.

Einstweilen richteten sich nun unsere Blicke nach Süden, in die Richtung, aus der die Zehntausend gekommen, und auf die Bohti-Kurden, die an Stelle der einstigen Karduchen getreten waren.

Es gelang mir hier, was mir in Till versagt geblieben war: kurdische Lieder zu vernehmen und aufzuzeichnen. Außer meinem Wirte beteiligte sich ein Mollah, Hadji Mohammed, der in Mekka und Medina gewesen war und den Koran kennt, sonst aber nichts vom Arabischen weiß, dabei, und mein Chirurgus Abo Effendi, der etwas Französisch kann, unterstützte meine Leute bei der Verdolmetschung.

Die Sänger fragen mich, warum ich die Lieder niederschreibe, da ich doch kein Kurdisch spräche. Ich versuche es ihnen klarzumachen. Der Mollah fühlt mir dann auf den Zahn, ob ich das Niedergeschriebene einigermaßen lese; nachdem er sich darüber beruhigt hat, kontrolliert er auch mein Verständnis des Sinnes.

In den Liedern stehen Kampf und Krieg im Vordergrund, eines handelt von Osman Pascha, der im Kriege gelegen hat mit dem Agha des Stammes der Musikî; ein anderes von einer Frau Gulä (Rose) därâni, deren Bruder man getötet hat. „Das Pferd bleibt nicht still im Stall“ (weil man seinen Herrn getötet hat). „Die ‚Kula‘ (eine Seuche) Gottes möge fallen auf das Haus des Aschchat, Sohnes des Chelit. Dreimal hat er getroffen den Bruder Hamzokä. Sein Körper ist gewesen eine Insel in seinem Blute.“

Was die Art der Artikulation — von der eigentlichen Musik ganz zu schweigen — angeht, so bedauerte ich lebhaft, daß in unserer Ausrüstung nicht ein Phonograph mit einbegriffen war — so fremdartig und sonderbar war vieles, so schwer im Moment zu erfassen und mit Worten wiederzugeben. Besonders auffällig waren die Aufgesänge (z. B. ein in steigender Tonhöhe dreimal wiederholtes Amän) zu Beginn des Liedes und der einzelnen Strophen und an deren Schluß zum Ausklang ein anscheinend unorganischer, nicht zum Texte gehöriger, langgezogener und kurz abbrechender Ton, der besonders häufig wie ûche — das û minutenlang gedehnt und hoch, das che kurz und ersterbend — klang. Der Ausklang wurde zeitweilig auch durch eine dazwischengeworfene kürzere Silbe tan oder verdoppelt tan tan unterbrochen.

Ich bin denselben Eigentümlichkeiten später im nördlichen Armenien bei kurdischen Sängern wieder begegnet. Aus A. T. Sinclairs schon erwähnten, interessanten und anregenden Ausführungen (S. 43) ersehe ich, daß sie in der Musik der Orientalen weitverbreitet sind und namentlich bei den Zigeunern bedeutsam hervortreten. Diese aber möchte er, da sie seit unvordenklichen Zeiten die Hauptvertreter der Musik und ihrer

Ausübung im ganzen Orient bilden, — wohl mit Recht — als Träger einer uralten Überlieferung und einer sehr bedeutenden Einwirkung auf die Musik der orientalischen Völker bis nach Ungarn hinein ansprechen.

So ist es denkbar, daß, trotzdem an die Stelle der Karduchen-Kordyäer die Kurden getreten sind, sich in diesen Gebieten mit der übrigen Lebensweise auch die Gesänge in wesentlichen Merkmalen unverändert erhalten haben, und daß die fremdartigen Lieder, die die zehntausend Griechen aus dem Munde der Karduchen beim Durchgang der Nachhut durch den Kentrites vernahmen (Anab. IV, 3, 27), den kurdischen Gesängen glichen, die mir in der Nachbarschaft der neu bestimmten Durchgangsstelle erklangen.



## Zwölftes Kapitel.

# Nordmesopotamien.

Am linken Tigrisufer nach Fyndyk. — Der „Dornenpfad". — Ein lieblicher Rastplatz. — Verstecktes Getreide. — Schakale. — Ein parthisches Felsrelief. — Mansorieh als natürliche, von den Zehntausend benutzte Eingangsstelle ins Karduchenland. — Djezîreh-ibn-Omar. — Die verfallene Brücke mit den Tierkreiszeichen. — Die Hamidijjeh-Kurden, Mustapha-Pascha. — Babil und seine Keilinschriften. — Über den Elim-Dagh zum Tûr-ʿAbdîn. — Syrische Klöster. — Midjâd und seine Höhlenstadt. — Die Kirche Mar-Jaqûb. — Kefr Djôz. — Die Felsenstadt (Hassan-)Kêf und ihre Geschichte: Kipani-Cephenia; (Hißn-)Kaifa, das Schloß der Vergessenheit; die islamische Zeit. — Über den Westtigris zum Höhlendorf Korâ.

Von der untersten Stufe des armenischen Hochlandes, auf der sich seine beiden Quellflüsse bewegen und vereinigen, zwängt der Tigris seinen Weg meilenweit durch eine besonders anfänglich von hohen Felsen eingeengte Schlucht zur mesopotamischen Tiefebene hindurch. Seinem linken Ufer hatten wir zu folgen, um in drei Tagemärschen (14. bis 16. März 1899) nach Djezîreh-ibn-ʿOmar, der „Insel des Omarsohnes", der ersten Stadt im nördlichen Mesopotamien, und einer Kaza (S. 12) des Wilajets Mosul zu gelangen.

Wir rechneten allenfalls auf topographische Aufschlüsse über den Marsch der Zehntausend; im übrigen galt uns selbst Djezîreh nur als Zwischenstation auf dem Wege nach Ninive, und daß uns gerade hier sehr wichtige, für unsere Aufgaben grundlegende Funde beschieden sein sollten, ahnten wir nicht.

Nach Fyndyk, der ersten Tagesstation, kann man auf zwei Wegen gelangen, entweder in der Tiefe, unmittelbar am engen Ufersaum des Flusses entlang, oder oben auf gleichfalls steinigem Pfade in wechselnder Höhe über der Schlucht. Da wir uns in Kaiwûch bereits auf der Höhe befanden, so wählten wir naturgemäß den letzteren. Ich habe nachmals fast bedauert, nicht den Pfad in der Tiefe verfolgt zu haben,

auf dem die Großartigkeit und die Romantik der Felsenlandschaft sich nach Layards Schilderung noch lebhafter darstellen muß, wie ihm auch der Aufstieg nach Fyndyk über eine Paßhöhe zu einem der denkbar weitesten und herrlichsten Ausblicke auf die mesopotamische Tiefebene verhalf.

Der Weg war meist beschwerlich, gelegentlich halfen schön gearbeitete künstliche Stufen; meist ging es ohne sie über Steine und Geröll, wobei die Pferde meist geführt werden mußten. Zeitweilig war es brennend und drückend heiß: man merkte, daß man die Hochebene hinter sich ließ. Dazu stimmten die den Weges- und Bergesrand mehrfach säumenden Feigenbäume, die schon die kleinen — dem Sprießen der Blätter vorausgehenden — Fruchtknospen trugen. Im übrigen war freilich, besonders am ersten Tage, die Vegetation noch überraschend weit zurück: der öde Eindruck einer Rheinreise im März wurde wieder erweckt. Wo es nur ging, war aber das Land, selbst hochhinauf, wohlgepflügt oder zu Gemüsebeeten vorbereitet.

Hinter Kaiwûch begegnete mir wieder mitten im ebenen oder welligen Gelände ein kleiner See, der, schon durch seine kreisrunde Gestalt, deutlich als ein mit Wasser angefüllter alter Krater (S. 90) erkennbar war.

Fyndyk wird, wie sein Name zeigt, an der Stelle eines vormaligen größeren Unterkunftshauses (griechisch Pandocheion) liegen. Es ist überwiegend von Kurden bewohnt, die sich schon zu Layards Zeiten durch ihre Wildheit und Grausamkeit gegen die Christen auszeichneten. Ich sah hier auffällig viele ganz hellblonde, zum Teil blauäuige Kinder; ob sie der kurdischen Bevölkerung oder der armenischen Minderheit angehörten, wie wahrscheinlich, blieb unermittelt.

Hinter Fyndyk führt eine besonders erfreuliche Partie mit Recht den Namen des „Dornentals“ (kurdisch Geliparputi), eine schwere Probe für meinen noch schmerzenden Fuß. Hinter dem „Dornental“ wandten wir uns vom Tigris ab landeinwärts, und hier wurde ich zu meiner Freude bald eines kleinen Flüßchens ansichtig, dessen liebliche Umgebung mich sogleich an eine besonders eindrucksvolle Schilderung des baltischen Reisenden Baron Nolde erinnerte. Der Name des Flüßchens Zewä bestätigte, daß ich recht gesehen.

Nolde schreibt: „Nachdem ich am 16. Juni (1892) bei Djezîreh genächtigt hatte, schlug ich am folgenden Tage mein Lager unweit des Dorfes Zewä auf. Dieser Lagerplatz schien mir indessen an landschaftlicher Schönheit so wunderbar, daß ich mich gar nicht entschließen konnte, schon am nächsten Tage weiter zu ziehen. Ich beschloß daher,

mir da einen Rasttag zu erlauben. Man denke sich eine tiefe, enge Schlucht, von hohen und ganz steil abfallenden gewaltigen Felsen gebildet, in der Mitte ein silberhelles, in mehreren Armen pfeilschnell und schäumend dahinschießendes und unzählige, bisweilen nur etliche Quadratmeter große Inselchen bildendes Flüßchen. Dieses Labyrinth, wie auch das Flüßchen selbst, in seinen vielen Armen gleichsam unter endlosen Laubgängen hindurchrieselnd, denke man sich weiter zugedeckt von einem aus in vollster Blüte prangenden Oleander-, Feigen- und Granatbüschen gebildeten, unter diesen Umständen geheimnisvoll erscheinenden Dickichte. Zwischen den diese Schlucht bildenden Felsen einerseits und dem Flüßchen mit seinem fast undurchdringlichen Dickichte andererseits war nur wenig Raum, so daß mein Lager wie auf einer Terrasse auf drei verschiedenen, kaum zeltbreiten Felsstufen aufgestellt werden konnte. Bei der Enge und gleichzeitig auch großen Tiefe der Schlucht war dieselbe von der Sonne nur einige Stunden täglich, dann aber besonders lieblich und eigentümlich beleuchtet. Alles zusammengenommen, war es durch die Vereinigung des Lieblichen und des Wildromantischen und denkbar Düstersten mit dem Lieblichen und Freundlichen eines der schönsten landschaftlichen Bilder, das ich je genossen, und das man sich auszumalen vermag; und was die großen und gleichsam einen auf Hunderte von Schritten geschlossenen, kaum ein grünes Blatt zeigenden Teppich bildenden Massen von Oleander- und Granatblüten betrifft, so kann ich nur sagen, daß ich es mir vor diesem Anblicke gar nicht als möglich gedacht hatte, daß Blumenblüten eine so vollkommene Decke bilden könnten.“

Uns, die wir im Vorfrühling, nicht wie seinerzeit Nolde im Juni die Stätte betraten, war es nicht vergönnt, sie in voller Blütenpracht zu bewundern. Aber namentlich das dichte Gewölbe, das der Oleander über dem Flüßchen spann, ließ die Schönheiten ahnen, die Nolde, wenn auch, wie häufig, mit etwas übertriebener Phantasie, so doch offenbar im wesentlichen zutreffend, geschildert hatte. Sobald wir des Oleanders ansichtig wurden, erzählte mir Abo Effendi ungefragt, daß die Blätter ungemein giftig seien: „wenn ein Pferd auch nur ein Blatt esse, so sterbe es“. Das war mir deshalb besonders interessant, weil auch Nolde gerade an dieser Stelle dieses weitverbreiteten Glaubens gedenkt. „Alle Leute wenden daher die größte Vorsicht an, ihre Pferde und Maultiere daran zu verhindern, von dieser Pflanze zu fressen, und zwar um so mehr, als die Tiere entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, giftige Sachen beiseite zu lassen, Oleander sehr gern fressen sollen.“ So wenig wie Nolde haben wir die Wahrheit dieser Behauptungen an unseren eigenen Pferden ausprobieren mögen.

Von Zewä aus bewegte sich unser Weg dem Ende eines Bergzuges zu, der aus Südosten sich an den Tigris hinzieht. Als wir es erreichten, befanden wir uns dicht über dem Flusse, der hier in breitem Bette still dahinfließt, und nahe unserer zweiten Station Finnik, die jenseits dieses schräg zum Tigris verlaufenden Querriegels belegen ist. Mit einem Heere über Finnik hinaus tigrisaufwärts zu ziehen, erweist der Augenschein als unmöglich. Ebensowenig aber läßt sich diese Schranke etwa überqueren, denn wenigstens die uns zugewandten südwestlichen Hänge erschienen äußerst steil, fast senkrecht. Auch ließen die deutlichen Spuren vulkanischer Tätigkeit auf eine erhebliche Zerklüftung schließen: stehen doch die vormals horizontalen Schichten des Kalksteingebirges nicht selten geradezu senkrecht. Offenbar ist alles einmal plötzlich in die Höhe gestülpt worden.

So müssen die zehntausend Griechen, wenn sie verläßliche Führer hatten, auf ihrem Wege von Ninive zum Kentrites rechtzeitig, ehe sie die Gegend von Finnik erreichten, vom Tigris ab nach Norden ausgebogen sein (S. 363).

Jenseits dieses Höhenzuges zieht sich eine Schlucht zum Tigris herab, an deren Ende eine mächtige Burg liegt, die den Tigris flußauf- und abwärts beherrscht. Zu dem etwas oberhalb in der Schlucht belegenen Dorfe Finnik drangen wir über uralte, ganz in die Felsen gehauene Kanäle „chaldischen“ Charakters vor, die beiderseits dicht mit Oleander bestanden sind. Tropischer Duft, wie wir ihn in Palmenhäusern kennen, erfüllte die Luft. Die Wohnungen des Dorfes liegen inmitten uralter Felsenhöhlen, die zum Teil selbst noch bewohnt werden. In einem von Ungeziefer in ganz ungewöhnlichem Maße belebten kurdischen Hause kamen wir unter, in dem eine trotz vorgerückten Alters noch ansehnliche, merkwürdig wenig scheue Kurdin die Honneurs machte.

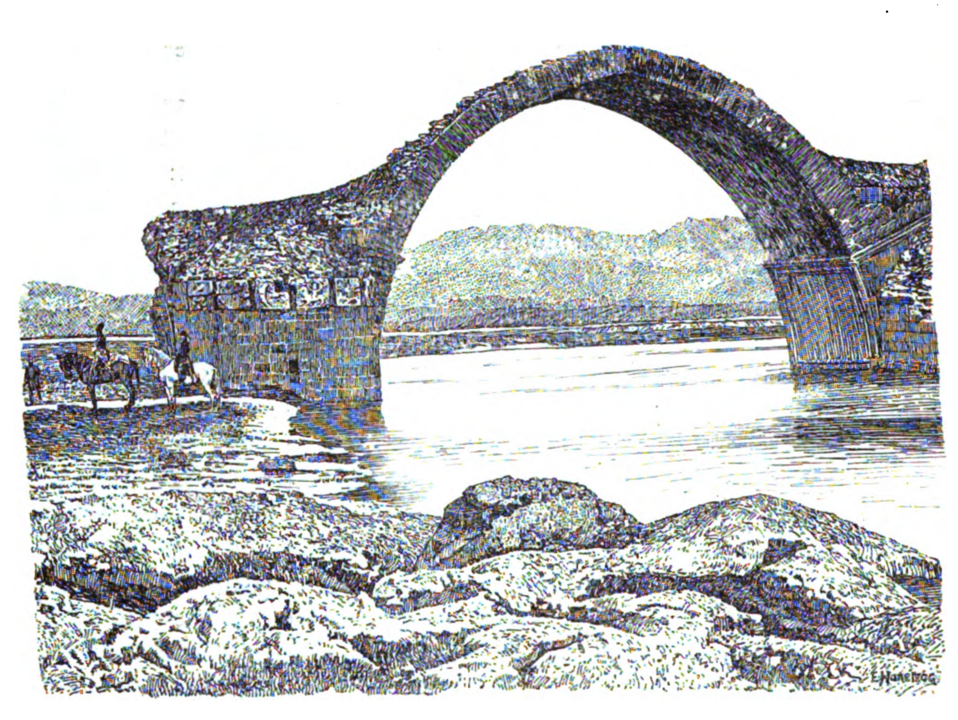
Die Flöhe hüpften uns beim Schreiben auf Hände und Papier, dazu drinnen das Zirpen der Heimchen und draußen aus ziemlicher Nähe ein furchtbares Geheul, halb wie von Katzen, halb wie von greinenden und klagenden Weibern — Schakale, die die Felsen und ihre Höhlungen bewohnen —, meine erste, ganz ungefährliche Bekanntschaft mit Raubtieren in der Freiheit. Gerste für die Pferde sollte absolut nicht vorhanden sein, der Muchtâr mußte sich aber auf eine sehr energische und handgreifliche Requisition Djemal Effendis zur Lieferung verstehen: in einer Höhlenwohnung verborgen fand sie sich in reichlichen Quantitäten. Dieselbe Erfahrung sollten wir noch oft machen. Es fehlt den Kurden nie am Nötigen. Sie beteuern aber

regelmäßig mit den heiligsten Schwüren, daß es ihnen an allem gebreche. Gewöhnlich genügt das Vorweisen genügender Barmittel. Sonst habe ich häufig ein anderes Mittel mit gutem Erfolge angewandt: ich setzte eine Frist, nach deren Ablauf eine Anzahl Dorfbewohner die Gerste aus einem Nachbardorfe holen müßten.

Bei Finnik besuchten wir das von Layard zuerst beschriebene Felsrelief aus parthisch-arsakidischer Zeit. Es liegt ein gutes Stück von dem Orte schluchtaufwärts und zeigt eine männliche und weibliche Gestalt, fast in Lebensgröße en face nebeneinanderstehend, in reicher Gewandung, deren Ornamente zum Teil erhalten sind, und Spuren einer stark beschädigten Inschrift in Pehlewi.

In Djezîreh sollte uns Djemal Effendi mit seinen Leuten verlassen, von denen wir einen fieberkrank auf einer aus unseren Zeltbetten hergestellten Trage mit uns führten. Das Wilajet Mosul liegt außerhalb des Kommandobereiches des vierten Korps und seines allmächtigen Kommandeurs Zeki Pascha. Die neue, vom Kommando des sechsten Korps (Bagdad) gestellte Eskorte kam uns bis Finnik entgegen, und so zogen wir am Abend des 16. März mit doppelter Eskorte in Djezîreh ein, nachdem wir kurz zuvor beim Dorfe Manßûrijjeh die Stelle passiert hatten, wo die Zehntausend sich vom Tigris ab- und den Bergen der Karduchen zugewendet hatten. Das breite, in ein bedeutendes Delta ausmündende Tal eines linken Tigriszuflusses lud hier nachdrücklich zu einer Abschwenkung, zunächst nach Nordosten, ein, und diese Gelegenheit hatte, eben wegen der Unpassierbarkeit der Tigrisufer bei Finnik und der benachbarten Bergzüge, unbedingt benutzt werden müssen. Beim Strahl der untergehenden Sonne wurde die große Schiffsbrücke über den Tigris passiert, deren Bohlenbelag an Dichte und Festigkeit mancherlei zu wünschen ließ. An ihrem jenseitigen Ende erwartete uns auf und an den Mauern eine vielköpfige Menge (16. März).

So waren wir denn auf dem rechten Tigrisufer, im eigentlichen Mesopotamien, dem Lande zwischen den beiden Strömen, angelangt. Der Empfang und der Aufenthalt in Djezîreh boten außerordentlich viel des Interessanten und Bemerkenswerten. Die Stadt ist gänzlich in den Händen der kurdischen Hamidieh, die Zivilbehörden spielen eine völlige Nebenrolle. Wir wurden zwar vom Kaimmakam zu einer Tasse Tee ins „Hükümet" geladen, waren aber im übrigen die Gäste und die Schutzbefohlenen der Kurden. Wir wohnten in der neuerbauten Hamidieh-Kaserne und als Gäste des die dortige Gegend beherrschenden und aussaugenden Mustafa Pascha, meist kurzweg Mstô genannt. Unter anderem hatte dieser Edle weiter flußabwärts am Tigris eine Art Zollstation eingerichtet.



Alte Tigrisbrücke bei Djezîreh.

Jedes vorbeikommende Kellek ward dort angerufen. Blieb der Anruf unbeachtet, so wurde geschossen. Die angehaltenen Fahrzeuge wurden um einen Teil ihrer Ladung, besonders wenn es sich um Getreide handelte, beraubt.

So konnte es nicht wundernehmen, daß Mustafas Verwandter und Untergebener, Fetha Agha, wenn er mit uns ausritt, eine ungewöhnliche Pracht entwickelte. Außer dem bunten, mit Muscheln und Steinen verzierten Zaumzeug, das uns öfter begegnet war, hatte er eine über und über mit Silber bedeckte Satteldecke, umsäumt von silbernen Glöckchen.

Djezîreh, ‚die Insel', führt ihren Namen davon, daß sie bei hohem Wasserstande vom Tigris umschlossen wird. Die Stadt liegt, wie wir sahen, auf dem rechten, westlichen Tigrisufer. Doch zieht sich ein bei normalem Stande stagnierender oder fast trockener Arm auch westlich um die Stadt herum. Dieser wird früher noch bedeutender gewesen sein las jetzt. Das Bett des Tigris zeigt bei Djezîreh stellenweise sehr bedeutende Anschwemmungen, so daß Veränderungen des Flußlaufes nicht zu verkennen sind.

Etwas unterhalb Djezîreh spannt sich über den Tigris der mächtige Bogen einer im übrigen verfallenen Brücke und gestattet einen herr-

lichen Durchblick zu den fernen Gebirgen im Norden, dem Djebel Djûdi und den Bohtan-Bergen. Von ihren Pfeilern stehen noch zwei. Sie sind mit Tierkreisbildern in künstlerischer Ausführung geschmückt, acht sind vorhanden, die übrigen werden auf einem der umgestürzten Pfeiler gestanden haben oder auf beiden verteilt gewesen sein. Fische, Zwillinge und Löwe waren besonders deutlich erhalten.

Nach der Mitteilung unserer kurdischen Wirte sollten in Babil, einem drei bis vier Stunden nordwestlich von Djezîreh belegenen Kurdendorfe, Keilinschriften zu finden seien. Zwar habe der französische Forscher Pater Scheil unlängst eine Inschrift mit nach Konstantinopel genommen, aber es sei doch noch etwas übrig. Tatsächlich fanden sich (18. März), zum Teil im Wasser einer kohlensäurehaltigen, mit uralten Steinplatten eingefaßten Quelle, eine ganze Anzahl von Fragmenten mehrerer assyrischer Stelen mit teilweise wohlerhaltenen Skulpturen, deren eine, der Inschrift nach, von König Assurnaßirabal III. (885—860 v. Chr.) errichtet war. Leider waren die Inschriften größtenteils in einem recht traurigen Zustande; auch hielt es außerordentlich schwer, die für die Entzifferung günstige Beleuchtung zu erlangen.

Als unerläßliche Bedingung für die Beschäftigung mit den Inschriften war uns die persönlich einzuholende Genehmigung Mustafa Paschas bezeichnet worden, dessen Zelte sich damals etliche Stunden südwestlich von Babil befanden.

Mein Reisegefährte, dem auch hier noch wegen des Zustandes meines Fußes alle weiteren Ritte überlassen werden mußten, konnte bei dieser Gelegenheit recht interessante Beobachtungen über die Persönlichkeit des Kurdenchefs und sein patriarchalisches Verhältnis zu seinen Stammesgenossen machen. Trotz der weitgehenden Vollmachten, mit denen er von Mustafa Pascha zurückkehrte, wurde uns die Arbeit von den kurdischen Bewohnern des Dorfes nach Möglichkeit erschwert, es wurde uns in jeder Weise gezeigt, daß wir höchst unwillkommene Gäste waren — wir hatten die größte Mühe, für unser gutes Geld das Nötigste zu unseren Mahlzeiten zu erhalten, und der Anblick einer schönen und majestätischen Kurdin, die als Kopfschmuck mehrere Ketten goldener und silberner Münzen und um den Hals eine vierfache Kette, anscheinend aus Bernstein, trug, konnte uns dafür nicht entschädigen. Da außerdem der Regen das nur im Freien mögliche Studium der Inschriften hinderte, so brachen wir auf (20. März), ehe die Arbeit als völlig beendet gelten konnte, mit der Absicht, das übrige später auf dem Rückwege zu erledigen (S. 367 f.).

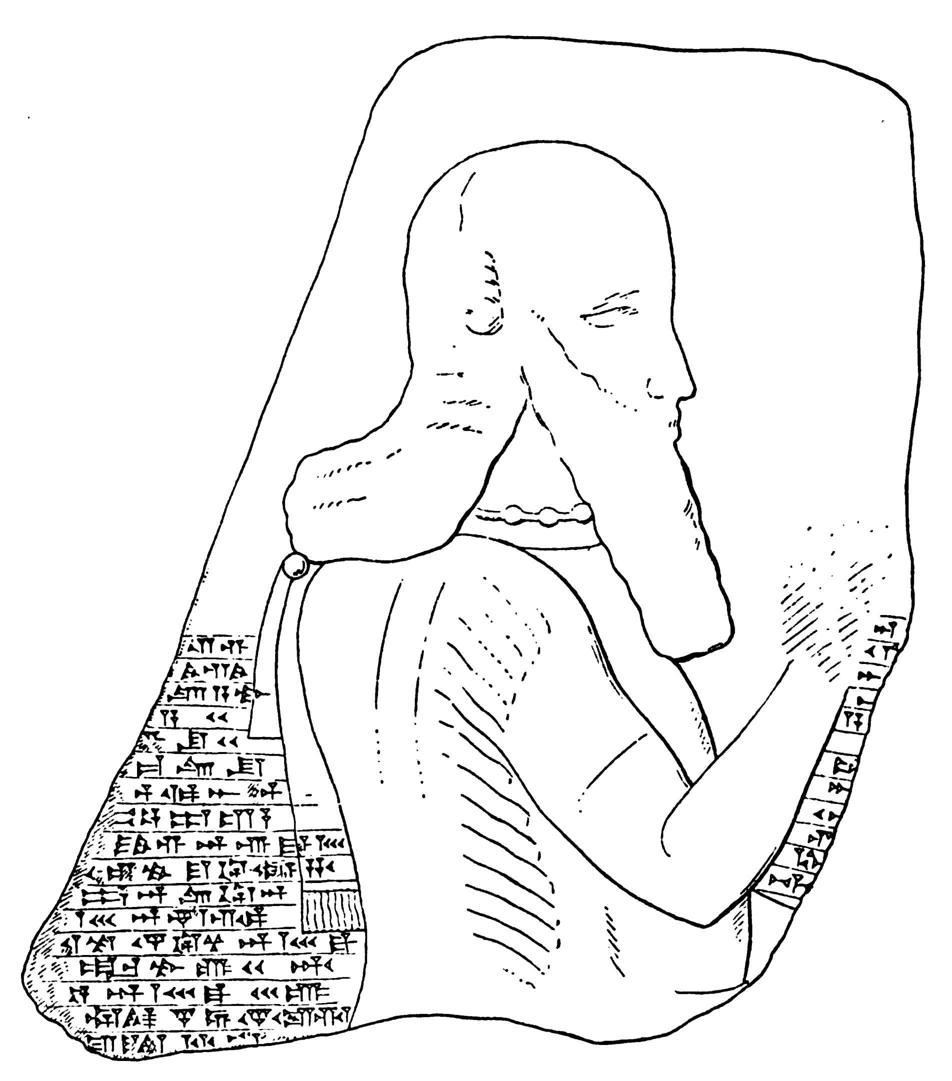
Babil liegt deutlich auf einem Tell, also an der Stelle einer assyrischen Stadt oder Festung, die eben der Quelle wegen hier angelegt worden war: deren Pflasterung und Fassung mit ihren großen roten Steinplatten ging offenbar in diese älteste Zeit zurück, aus der auch die Stelen stammen, und, merkwürdig genug, selbst den kurdischen Bewohnern schwebt eine Ahnung des Sachverhaltes noch vor. Als ich das größte Fragment mit dem Königsbild kopierte, wurde ich gefragt, ob dieses Bacht-i-Nassar (Nebukadnezar) darstelle. Ich erfuhr dann, daß dieser und sein Vater Sindjarî, der eponyme Vertreter des benachbarten Sindjar-Gebirges und -Gebietes, als Gründer von Babil gälten; daneben wurde noch Konstantinia (Konstantin der Große) genannt, der teilweise als mit Bacht-i-Nassar identisch betrachtet wurde. Es war immerhin bemerkenswert, daß von den beiden einzigen Gestalten der altorientalischen Profangeschichte, die im Volksmunde des modernen Orients fortleben, Alexander dem Großen und Nebukadnezar, hier in Babil der Babylonier, nicht der Makedonier in Betracht gezogen ward.

Es wird später (Kap. XIV) darzulegen sein, warum die Quelle von Babil als die in den Berichten Assurnaßirabals III. so bedeutsam hervortretende Subnat-Quelle anzusprechen ist, die man bis dahin ungleich weiter nördlich im armenischen Hochland gesucht hatte, und wie diese Gleichsetzung eine völlige Umgestaltung unserer geographisch-historischen Vorstellungen mit sich brachte.

Auf Grund meiner genauen Aufzeichnungen über Gestalt, Maße, Material und Beschriftung der Fragmente von Babil gelang mir in der Heimat die Feststellung, daß zu der an der Quelle von Babil aufgestellten Stele Assurnaßirabals III. drei der sechs aufgefundenen Fragmente gehörten, und daß sie mindestens 3 m hoch gewesen ist. Die größte bisher bekannte assyrische Stele, die aus dem syrischen Orte Sendjirli stammende Stele des Königs Assarhaddon (681—668 v. Chr.), die vom Orient-Komitee dort entdeckt und im Berliner Museum aufgestellt ist, mißt $3^1/_6$ m. Die Stele Assurnaßirabals hat ihr also an Größe kaum nachgestanden und kann sie übertroffen haben.

Die Stele von Babil stellte den König in der bekannten stereotypen Stellung dar — die eine Hand die Keule haltend, die andere erhoben und auf die in Gesichtshöhe angebrachten Götterzeichen weisend. Außerdem war sie mit einer umfassenden Inschrift bedeckt, die sich von links nach rechts, jedoch ohne die Gestalt des Königs zu treffen, hinzog. Auf der Rückseite war sie dagegen unbeschrieben. Assurnaßirabal III. fand, wie er in seinen Annalen meldet, an der Subnat-Quelle bereits das Bildnis seines Vaters Tuklat-Ninib II. und eines älteren Tiglatpiser

vor. Von diesen beiden älteren Stelen müssen die drei anderen Fragmente herrühren, mindestens eine von ihnen muß, nach deren Befund zu urteilen, vor- und rückseitig beschrieben gewesen sein. —



**Fragment vom Oberteil der großen Stele Assurnaßirabals III. von Babil.**

Als ich etwa zwei Monate später (S. 29) am 12. Mai von jenseits des Tigris über Feschchabûr, jetzt als alleiniger Leiter der eigentlichen Expedition (S. 29 Abs. 2), wieder nach Babil zurückkehrte, fand ich das große Hauptstück der Stele Assurnaßirabals wieder im Wasser der Quelle

liegen, aus der wir es mit großer Mühe herausgeschafft hatten. Der Stein galt offenbar als Talisman, der Fruchtbarkeit und Segen gewährleistet. Während des kurzen, wieder wenig erfreulichen Aufenthaltes, der der Erledigung der nötigsten Ergänzungen an meinen Aufnahmen und Kopien galt (S. 365), beobachtete ich, daß die Kurden jetzt in der besseren Jahreszeit, statt in ihren Hütten, inmitten eines aus Mistfladen gebildeten Kreises auf Heu und unter Filzdecken ihr Nachtlager im Freien aufschlugen.

Auf dem Marsche nach Babil hatten wir die größte in Mesopotamien überhaupt erlebte Frühjahrshitze zu verzeichnen gehabt, — am 30. April 40° C bei ungemein feuchter, drückend schwüler Luft.

Der Weitermarsch in nordwestlicher Richtung, auf den Tigris zu, bot Schwierigkeiten, — die Überschreitung der Steinwüsten des Elim-Dagh und des Tûr-Abdîn, dessen Hauptstadt Midjâd mein nächstes Ziel war.

Tûr-Abdîn, Elim-Dagh und, südwestlich von Feschchabûr dem Tigris ungefähr parallel verlaufend, der Karatschok-Dagh, — mit dem westlich von Dijârbekir sich erhebenden Karatscha-Dagh hat es seine besondere Bewandtnis —, bilden den südlich des Tigris von Nordwesten nach Südosten verlaufenden Zweig des Großen Taurus-Gebirges, dessen Namen der Tûr-Abdîn noch bewahrt. Da der den Elim-Dagh südlich umgehende Weg Ainsäré-Hebab-Midjâd mehrere zeitraubende Ausbiegungen macht, so wurde eine Abkürzung gewählt, indem bei Ainseré der Elim-Dagh durchkreuzt und damit bei Midan oder Middô (wie es mir bezeichnet wurde) der geradere Weg erreicht ward, der von Djezireh über Middô nach Midjâd führt. Die Steinigkeit des vulkanischen, meist aus Laven bestehenden Bodens schuf aber soviel Schwierigkeiten und Verzögerungen, daß der Zweck dieser Abweichung vom richtigen Wege gründlich verfehlt wurde.

In der Gegend von Ainsäré fiel mir wieder der Bernstein auf, der von Frauen und Kindern in großen Perlenketten von schöner hellgelber und milchiger Farbe getragen wurden. Middô wurde am späten Abend erreicht (13. Mai), eine weitere volle und beschwerliche Tagereise brachte mich nach Midjâd (14. Mai).

Der Tûr-Abdîn zeigt bekanntlich, sowohl seiner Beschaffenheit nach, wie im Wesen seiner Bewohner, vielfache Besonderheiten. Felsiger Boden, auf dem meilenweit nur die Steineiche in Sträuchern und meist verkrüppelten Bäumen gedeiht, und fast völliger Wassermangel sind die Hauptmerkmale dieser ermüdend eintönigen Landschaft. Der Wassermangel zeitigt zwei Besonderheiten: die vielfachen, in den Felsen eingehauenen, zum Teil sicher uralten Zisternen, und die großen Teiche, die als Reservoirs namentlich zur Tränkung des Viehs dienen



Syrer von Midjad.

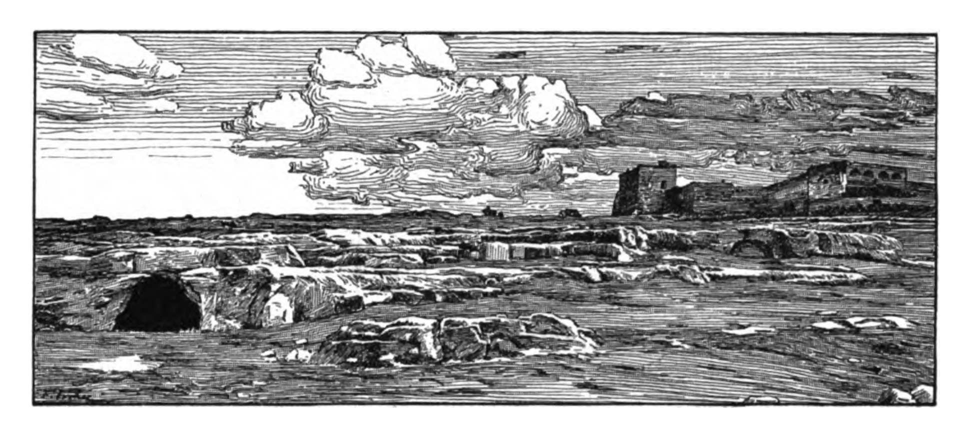
und freundliche Blicke in das Einerlei der Landschaft bringen. Beim Schöpfen aus der steinigen Tiefe der Zisternen entfalten sich malerische Bilder alttestamentlichen Gedenkens. Die Bewohner sind Syrer (S. 286), ihr Dialekt ist an Ort und Stelle in den achtziger Jahren von den deutschen Forschern Socin und Prym aufgenommen worden. Sie gehören der großen Mehrzahl nach dem altjakobitischen Bekenntnis (S. 294) an, doch hat auch der Katholizismus hier wie überall in den schismatischen Abzweigungen des Christentums im Orient einigen Boden gewonnen. Auch die Angehörigen der „unierten chaldäischen Kirche", des jetzt zum Katholizismus übergetrenen Zweiges der Nestorianer (S. 257), sind vertreten.

Der Tûr-Abdîn („Taurus der Verehrer") führt seinen Namen mit Recht. Es herrscht hier ein Reichtum an Klöstern, der die klosterreichsten Gegenden Armeniens in den Schatten stellt. Mehrere Klöster bei einem Dorfe bilden keineswegs eine Seltenheit. Meist sind diese einst blühenden und sehr belebten Klöster verfallen und nur von einzelnen Mönchen bewohnt. Sehr stattlich nahm sich beispielsweise das Kloster Mar Barsûmâ aus, das zwischen Middô und Midjât beim Dorfe Barsebrîn auf einer Anhöhe liegt und mit seinem viereckigen ca. 50 m hohen Wartturm schon aus weiter Ferne herübergrüßt. Näher an Midjâd liegt das Kloster Mar Gabriel, einst von mehr als 300 Mönchen bewohnt. Zur Zeit meines Besuches beherbergte es drei Priester, fünf Nonnen und einige Diener oder Schwestern. Die einfache Kirche, der Grundriß rechteckig, in der Mitte ein großer Steintisch als Altar, war ein Neubau, ringsum sonst alles öde und verfallen.

Für die von den steinigen Wegen und dem in diesen Gebieten infolge der letztjährigen Dürre herrschenden Wassermangel furchtbar mitgenommenen Pferde war Midjâd eine unerläßliche Raststation (14. Mai p. m. bis 16. Mai früh), während mir daran lag, festzustellen, ob sich dort Spuren einer Höhlenstadt fänden.

Assurnaßirabal III. (S. 13) erzählt nämlich in seinen Annalen, daß er die Stadt Matia(u)ti „mit ihrer Höhlenstadt" — wenigstens ist das die wahrscheinlichste Übersetzung — erobert habe. Gab es hier Höhlen in größerer Zahl, so war in Midjâd, da dessen geographische Lage zu Assurnaßirabals Routier ungefähr stimmt, das alte Matiati wiedergefunden.

Meine Nachforschungen waren erfolgreich. Das Felsplateau, auf dem das Kloster „Dêr" von Midjâd liegt, und das sich fast unmittelbar an die Stadt anschließt, zeigt an seinen steilen Böschungen eine Anzahl zum Teil sehr wohlgearbeiteter Höhlenzimmer, deren Eingänge freilich heute oft bis zur vollen Höhe der Felsböschung mit Erde bedeckt sind. Dazu fügen sich als weitere Beweise hohen Altertums die Treppen



Felsplateau mit Höhlenzimmer und Kloster.

oder stufenartigen Bearbeitungen, die ich an dem Felsen bei einer dieser Höhlen bemerkte; Nachgrabungen würden ohne Zweifel noch viele dieser Höhlenzimmer aufdecken. Ehe das Kloster gebaut war, mögen diese alten Höhlen, hier wie an anderen Stellen, christlichen Anachoreten zum Aufenthalt gedient haben, so daß es sich bei der Nachbarschaft zwischen Höhlen und Kloster, wie sie unsere Abbildung veranschaulicht, um mehr als eine bloße Äußerlichkeit handelt.

Der Kaimmakam von Midjâd, Jusuf Zeya Beg, Sohn Djemil Paschas, erwies sich besonders entgegenkommend, hilfreich und gastlich. Mit einem ganzen auf einer Schüssel aufgetragenen Schafe war ich bisher noch nicht bewirtet worden und habe das auch nur noch einmal erlebt. Bei den Häuptern der jakobitischen Geistlichkeit sah ich, als ich ihren Besuch erwiderte, eine Anzahl interessanter alter Manuskripte, namentlich darunter ein altes Evangeliar in schwerem Holzdeckel in schöner Estrangeloschrift — die Buchstaben etwa $^1/_2$ cm hoch —, das aus dem Jahre 1200 seit Alexander dem Großen stammte, also ungefähr 1000 Jahre alt war. Es war illustriert, die Bilder durch Leinwand geschützt. Die Handschrift stammte aus dem Kloster Mar Ja'qûb, dem ich auf der Weiterreise von Midjâd nach Norden (16. Mai) einen durch einen geringfügigen Umweg ermöglichten Besuch um die Mitte des Tages abstattete, weil die Priester mir von dort befindlichen griechischen (Rûm-) Inschriften berichtet hatten. Es liegt etwa 7 km nordwestlich von Midjâd beim Dorfe Zalha, dessen Häuser malerisch über zwei Hügel verstreut liegen, die wieder ganz voller Höhlen sind.

Von griechischen Inschriften war allerdings nichts zu finden, die Außenwand der Kirche war vielmehr mit syrischen Inschriften in Estrangeloschrift bedeckt. Daß die syrischen Priester nicht einmal ihre eigene altheilige Schrift kannten, erschien mir, der ich auf diesem Ge-

biete von Armenien her mancherlei gewohnt war, denn doch als eine Ungeheuerlichkeit. Zwei der Inschriften ließ ich abklatschen, die eine war die sehr alte Grabschrift eines Mönches Simeon, datiert aus dem Jahre 1223 seleukidischer Ära, d. i. 911 n. Chr.

Die andere lautet in Brockelmanns Übersetzung: „Es schied aus dieser Welt voll Drangsal und ging zu seinem Herrn nach oben Habîb der Mönch und Presbyter aus ebendiesem Kloster. — Im Jahre 1880 der Griechen (1408 n. Chr.) im Hezîran (Juni) wurde er getötet. Jeder, der es liest, möge um Vergebung seiner Sünden beten."

Die rote Ausmalung, die einige der Inschriften zeigen, ist ein uralter, schon bei den chaldischen Keilinschriften geübter Brauch. Ein Kellergewölbe der Kirche ist in den Felsen gehauen, anscheinend eine alte Felsenhöhle, die vielleicht ursprünglich als Einsiedelei und primitive Kapelle verwendet wurde.

Die Kirche selbst ist ein sehr stattliches Gebäude, bestehend aus einem Haupt- und einem Neben-Längsschiff und einer Apsis. Beide Schiffe sind mit kunstreicher, quadratischer Kassettierung zwischen den Bogenbändern überdacht, letztere sind rot, die Kassetten grün und weiß bemalt; an dem zur Apsis führenden Portal Pilaster mit byzantinischem Kapitell.

Es ging nun wieder dem Westtigris zu, zur Erledigung der zahlreichen wichtigen Aufgaben, die sich an sein System und seine Umgebung knüpften (S. 328).

An denkwürdiger Stätte, bei Hassan-Kêf, sollte der Strom überschritten, vorher in Kefr-Djôz übernachtet werden, das gegen Abend von Mar-Jaʿqûb aus in dreieinhalb Stunden bequem erreicht wurde.

Kefr-Djôz (Nußdorf) oder, wie ich es kurdischerseits nur sprechen hörte, Kardjûz oder Kärdjûz liegt ziemlich am Eingange einer grünen, nach Norden zu langgestreckten breiten Ebene oder vielmehr eines welligen, bergumschlossenen, sich nordwärts senkenden Tales, des Wadi Kefr-Djôz, — eine dem Auge höchst wohltuende Oase in der steinigen Wüste des Tûr-Abdîn. Der Abfall von dessen Massiv zu dieser Ebene vollzieht sich ziemlich plötzlich.

Die Mitte des Tales wird durch einen zum Tigris fließenden Bach bezeichnet, an dessen Eintritt in die Ebene die Spuren alter Stau- und Kanalanlagen bemerklich sind, die vielleicht im weiteren Sinne zum System der uralten Bewässerungsanlagen von Hassan-Kêf gehören (S. 376 f.) und eine genauere Untersuchung verdienen, als ich sie ihnen angedeihen lassen konnte, da der Stand unserer Mittel die äußerste Beschränkung auf dieser meiner Alleinreise erforderte.

Den eine gute halbe Stunde von Kefr-Djôz belegenen Ruinen- und Wallfahrtshügel Tell Âbâd hatte Rawlinson — anknüpfend an eine kurze Beschreibung seiner Lage von seiten des englischen Konsuls Taylor in Dijarbekir, dessen historisch-geographischen Forschungen in den Gebieten um den Westtigris wir von nun ab öfter begegnen werden — als die Stätte des alten Tigranokerta bezeichnet. Daß das Wadi Kefr-Djôz, und der Hügel Tell Âbâd im besonderen, in keiner Weise für die Lage einer großen Hauptstadt wie Tigranokerta in Betracht kommen kann, hat Sachau, der im Anfang März 1880 von Midjâd aus, auf seinen Forschungen nach der Lage von Tigranokerta, Kefr-Djôz besuchte, mit Recht betont. Daß es dort gänzlich an der Nachbarschaft eines ansehnlichen, für die Ebene charakteristischen Stroms mangelt, hebe ich nur deshalb noch besonders hervor, weil schon das Fehlen dieses Erfordernisses auch Sachaus Lösung der Tigranokerta-Frage, die Identifikation der Tigranes-Stadt mit dem Tell Ermen unweit Mardin, unmöglich macht. Den direkten Weg von Midjâd nach Kefr-Djôz und das Wadi hat Sachau eingehend beschrieben.

Bei dem Chef der Dakschuri-Kurden in Kefr-Djôz, Muhammed Emin Agha, einem Sohne jenes Hasan Shemdîn Agha, der Taylor und Sachau bewirtet hatte, fand ich freundliche Aufnahme. Der Hauptraum seines stattlich aus Steinen erbauten Hauses, den prächtige Teppiche zierten, ist von einem großen Tonnengewölbe überdacht, das sich noch über dem ersten der daran anschließenden Ställe wölbte.

Der mehrstündige Ritt über die weite, grüne Bergwiese, mit dem die Reise des nächsten, besonders ereignisreichen Tages (17. Mai) begann, haftet unvergeßlich in meiner Erinnerung. Für die mesopotamisch-armenischen Grenzgebiete begann gerade jetzt der Frühling, und die Fruchtbarkeit des Wadi Kefr Djôz trat deutlich zutage. Junge Saaten und Felder in der Bestellung wechselten in schneller Folge, die Bewässerungsanlagen waren in Tätigkeit.

Im Nordwesten der Hochebene ist eine Öffnung bemerkbar — dort führt der Weg nach Hassan-Kêf weiter, auf diese Ausmündung reiten wir zu. Als wir sie nach Stunden erreicht haben und einen Abschiedsblick zugleich zur rückwärtigen Orientierung auf das Wadi Kefr Djôz und seine bergige Umrandung geworfen haben, erweist sich das verengerte und felsigere Gelände auch fernerhin vielfach sorgsam kultiviert, die Talsohle in der Nähe der Dörfer mit grünenden Getreidefeldern ausgefüllt; vereinzelte Spuren regelrechter Aufforstung; reifende Feigen und weiße Wildrosen am Wege.

Gewaltige Felsmassen, auch seltsamer Form, von Burgresten

gekrönt und durch Verwerfungen und Gletscherschliffe bemerkenswert gekennzeichnet, geben uns das Geleite, wie wir uns Hassan-Kêf nähern; vereinzelte Höhlenbauten zeigen sich am Wege, und es beginnen auch die in den Stein gehauenen Nischen, die Kanalbetten und Wasserreservoirs.

Nicht lange, und wir treten in den Basar von „Hassan-Kêf" ein, an einer durch den Absturz eines großen Felsstückes mit eingehauener Treppe bezeichneten Stelle. Ein seltsamer Anblick, die Bewohner, meist Armenier, daneben auch Kurden, Syrer und Türken, ihre beruflichen und häuslichen Hantierungen in den rauchgeschwärzten Höhlenwohnungen verrichten zu sehen, zwischen denen das immer enge Tal, unmittelbar ehe es sich zum Westtigris niedersenkt, hindurchführt. Einer Seitenstraße folge ich nur so weit, um mich zu überzeugen, daß ein sie abschließender Felsen von dräuender Höhe eine Burganlage trägt, die charakteristisch chaldische Merkmale zeigt, namentlich einen gewaltigen Einhau (S. 313), der den eigentlichen Burgfelsen von dem übrigen Felsmassiv trennt, um feindliche Annäherung zu verhindern.

Die Feste Kipha(s), die hier vor uns liegt, hat in den römisch-persischen Grenzkämpfen der späteren Kaiserzeit eine wichtige Rolle gespielt. In ihr, „dem Schlosse der Vergessenheit", hat der vom Kaiser Jovian den Persern preisgegebene König Arschak III. als persischer Gefangener geschmachtet, bis er sich nach einem feierlichen Mahle selbst das Leben nahm (S. 21). Unter den von Justinian in diesen Grenzbezirken befestigten Burgen wird bei Prokop Kiphas an erster Stelle genannt. Kiphas oder Kaifa ist der eigentliche Name der gesamten Örtlichkeit. Die heutige Bezeichnung Hassan-Kêf, „Hassans Vergnügen", verdankt lediglich einer türkischen Volksetymologie ihre Entstehung. Sie ist verderbt aus dem arabischen Hißn-Kaifâ, d. i. „die Feste Kaifâ".

Aber das aus dem Tûr-Abdîn zum Tigris führende Defilee und die Übergangsstelle über den Strom müssen zu allen Zeiten von größter strategischer und geographischer Bedeutung gewesen sein. Und so wäre von vornherein auch für das vorklassische Altertum eine Verwertung des die Örtlichkeit beherrschenden Felsens als Burg und Schloß zu erwarten gewesen.

Der chaldische Einhau bestätigt dies. Doch fehlt es auch nicht an literarischen Zeugnissen. Bei dem späten Lexikographen Stephanus von Byzanz findet sich die Notiz: „Chaldäer, die früheren Kephenen, von Kepheus, dem Vater des Andromeda . . ." und zugleich eine Bezugnahme auf einen Artikel Kephenia, der bei Stephanus von Byzanz, wenigstens in den jetzigen Handschriften, fehlt. Stephanus von Byzanz hat diese Notiz von den südbabylonischen Chaldäern verstanden, und schon das

nächste der Zeugnisse, die er anführt, bezieht sich auf Babylonien. Hellanikos aber sagt im ersten Buche seiner „Persischen Geschichten" also: „Als Kepheus nicht mehr lebte, da zogen sie (die Chaldäer) aus Babylonien heran, vertrieben die Kephenen aus dem Lande und nahmen es in Besitz .... (Lücke im Text) und nun wird das Land nicht mehr Kephenia genannt, noch auch seine Bewohner Kephenen, sondern Chaldäer." Der zu den jüngeren Logographen gehörige Hellanicus (er starb 85jährig um 410) setzt sich hier offenbar wohl oder übel mit einer älteren Nachricht auseinander, mit der er deshalb nichts Rechtes anfangen kann: weil in Babylonien niemals ein Volk gelebt hat, das einen an die Kephenen anklingenden Namen getragen hat, so läßt er sie aus Babylonien vertreiben. Der Urheber der älteren Notiz aber läßt sich mit ziemlicher Sicherheit erkennen: die Art und Weise, wie der Name der Kephenen durch Vermittlung des Kepheus mit der griechischen Mythologie verknüpft wird, ist für Hecataeus, den bedeutendsten unter den ältesten ionischen Logographen, der um 520 unter Darius reiste und schrieb, besonders charakteristisch, und dieser oder ein ihm Nahestehender, etwa sein Landsmann und Anhänger Dionysius von Milet, hat nicht die semitische Völkerschaft der Chaldäer, sondern die nördlichen Chaldäer, unsere Chalder, im Auge gehabt. Denn Plinius, der als der einzige Klassiker aus alter, möglicherweise auf Hecataeus zurückgehender Quelle, geographisch greifbare Angaben bietet, verlegt die Sitze der Cephenen (VI 27) und die Landschaft Cephenia (VI 41) in das Gebiet der Tigrisquellströme zwischen Armenien und Adiabene. So hat man denn schon früher die Landschaft Kephenia mit dem Gebiet von Hassan-Kêf in Verbindung gebracht, und dazu fügt sich, worauf ich längere Zeit vor Beginn unserer Reise hingewiesen hatte, die Nachricht der Annalen Assurnaßirabals III., daß er auf dem Wege von Ninive nach dem mittleren Euphrat nach Kipâni herabgestiegen sei und in der Ortschaft Huzirina den Tribut des Landes Kipani empfangen habe.

Somit haben wir in (Hassan-) Kêf das Zentrum der alten, schon in assyrischer Zeit bezeugten Landschaft Kipani-Kephenia wiedergefunden, und auf diese bezieht sich die erste, Hecataeus zuzuschreibende oder doch in seinem Sinne gehaltene Angabe bei Stephanus von Byzanz. Dieser selbst konnte den richtigen Zusammenhang nicht ahnen, obwohl er gegen das Ende des Artikels „Chaldäer" auf die nördlichen Chaldäer als auf ein den Kolchern benachbartes und so bei Sophokles erwähntes Volk hinweist und in dem darauf folgenden gesonderten Abschnitt Chaldia als ein Gebiet Armeniens behandelt, dessen Bewohner als Chalder bezeichnet würden.

Jene hecatäische Angabe über den Namenswechsel ist offenbar dahin zu verstehen, daß die Chalder bei ihrem Vordringen nach Süden das Gebiet von Kipani erobert hatten und dort die Herren geworden waren.

Und dazu stimmt denn auch der archäologische Befund der Felsenanlagen sehr wohl. Denn wenn die Vorliebe für Höhlenwohnungen ein gemeinsames Merkmal wie der älteren — weder indogermanischen, noch semitischen — Bewohnerschaft Kleinasiens, so besonders der Anwohner des Ost- und des unteren Westtigris war, so war für die Chalder die technische und bis zu einem gewissen Grade künstlerische Ausgestaltung und Vervollkommnung charakteristisch, wie wir sie im westlicheren Kleinasien bei den Karern und Lykern finden, mit denen die Chalder, mannigfachen Anzeichen nach, in ihren einstigen westlicheren Sitzen nähere Berührungen und Beziehungen gehabt haben müssen.

Die Chalder legten wirkliche Felsenzimmer an, mit regelmäßig gebildeten Türen, geraden und glatten Wänden, von oft beträchtlicher Höhe und Ausdehnung. In den nach Tausenden zählenden Höhlenwohnungen von Hassan-Kêf dagegen und ebenso in der großen Anzahl anderer Höhlenansiedlungen, die mir in den benachbarten Gebieten (S. 333) bekannt geworden waren oder weiter im Westen noch wurden (Kap. XIII, XV), behält sozusagen das Höhlenhafte die Oberhand. Namentlich der Eingang bewahrt den unregelmäßigen Charakter einer natürlichen Höhle, wird nicht zur Tür aus- oder umgestaltet, und auch den Innenräumen verbleibt das Gerundete und Unregelmäßige der natürlichen Höhlen, aus denen gewiß auch die chaldischen Felsenwohnungen größtenteils herausgearbeitet sind.

Man hat also im allgemeinen für Armenien einander gegenüberzustellen Höhlenwohnungen vom „Typus Hassan-Kêf“ und chaldische Felsenbauten.

Aber daneben finden sich in Hassan-Kêf als Zeugen des chaldischen, auf dem Wege der Eroberung und politischer Herrschaft eingedrungenen Kultureinflusses jener Einhau auf der Burg, die zahlreichen und bedeutenden Fluchten von vielfach keinem ersichtlichen Zwecke dienenden, „irrationalen“ Felsentreppen und vor allem die Mühlen, bei denen wieder jenes dem Turbinenprinzip ähnliche, schon für die chaldische Zeit nachweisbare System (S. 184) in Anwendung kommt.

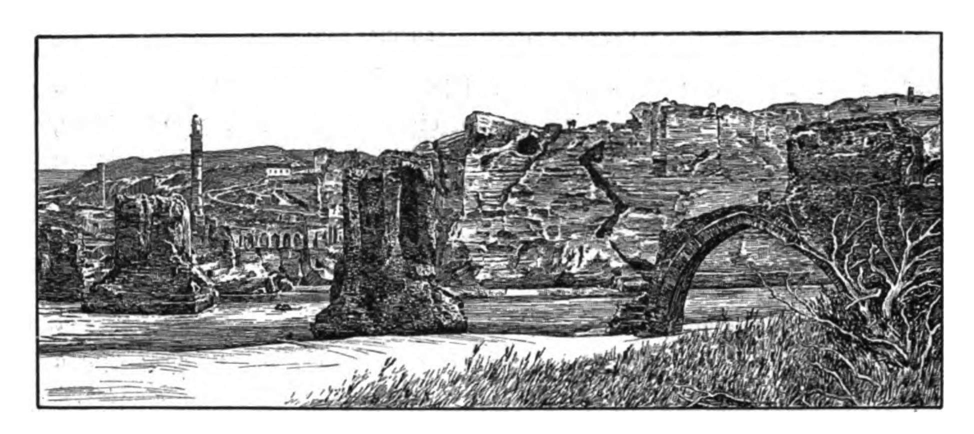
Siebzehn derartige Mühlen sind, jede folgende in beträchtlicher Entfernung unterhalb der vorausgehenden, in ein östlich der jetzigen Stadt den Fluß von Süden her erreichendes Felsmassiv gehauen. Sie sind durch großenteils unterirdische, schmale und tiefe Felskanäle verbunden. Die oberen Mühlen liegen weit landeinwärts, die letzten an

der dem Flusse zugewandten Wand. Die stufenförmige Abfolge ermöglicht es, daß sämtliche Mühlen durch ein und dasselbe, von weither, erheblich oberhalb der ersten Mühle, entspringendes Rinnsal betrieben werden können. Die gesamte Anlage umfaßt eine sehr beträchtliche Strecke (vgl. S. 372).

Dies großartige hydraulische System reicht mit seinen Anfängen und Grundzügen jedenfalls in die Zeit der Chalder, der Meister des Wasserbaus, zurück.

Aber die auf dieser Reise mehrfach gemachte Beobachtung, daß der Felsenbau, wo er einmal heimisch ist, sich zäh erhält und den Bedürfnissen einer fortgeschrittenen Kultur dienstbar wird (S. 92, 103), bewahrheitete sich auch hier. Mehr flußaufwärts nach der heutigen Stadt zu birgt der den Fluß begrenzende Fels eine Anzahl prächtig gearbeiteter Felsenwohnungen, die mehrere, im Felsinnern durch Treppen verbundene Stockwerke umfassen, darunter eine, die man als Herrscherwohnung ansprechen möchte, mit offenen, den Ausblick auf den Strom gewährenden Vor- und geschlossenen Hinterräumen, einem mit einer Nische versehenen Gebetraum, einer Küche, kenntlich an den für die Kochtöpfe angebrachten Vertiefungen, und vor allem einer äußerst raffinierten Stallanlage im lebenden Felsen, die Krippen an den Seitenwänden angebracht, um an der Hinterwand einen Felskanal mit fließendem Wasser für die Tränke hindurchzuführen.

Im zweiten Stockwerk finden sich u. a. die Vorrichtungen und die Reste einer recht komplizierten Balkonanlage. Die Balken, auf denen der Vorsprung ruhen sollte, waren tief in der Felswand verankert. Den Hauptausblick gewährt hier eine herrliche weite Bogenöffnung. Aber es ist ein regelrechter Spitzbogen. Damit wird der Eindruck, den die gesamte Einlage als Erzeugnis einer späteren technisch und kulturell verfeinerten Zeit macht, in einer bestimmten Richtung bestätigt. Man wird diese Fürstenwohnung und die verwandten Anlagen sicher nicht früher als in die altpersische Zeit, weit eher noch in die spätere hellenistische Zeit setzen. Es sei dabei an das feste Schloß erinnert, das sich der Tobiade Hyrkanos bei Hesbon im Ostjordanlande zu Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. erbaute, und dem er, wegen seiner Lage auf einer künstlichen Insel, den Namen Tyrus gab. Die Ruinen dieser Anlage sind heute noch bei der Ortschaft Arak el-Emîr zu sehen, und nach den Berichten, die der deutsche Archäologe H. Thiersch über seinen letzten Besuch erstattet hat, muß die großenteils dem lebendigen Felsen abgewonnene Anlage mancherlei mit der Herrscherwohnung von Hassan-Kêf gemein haben.



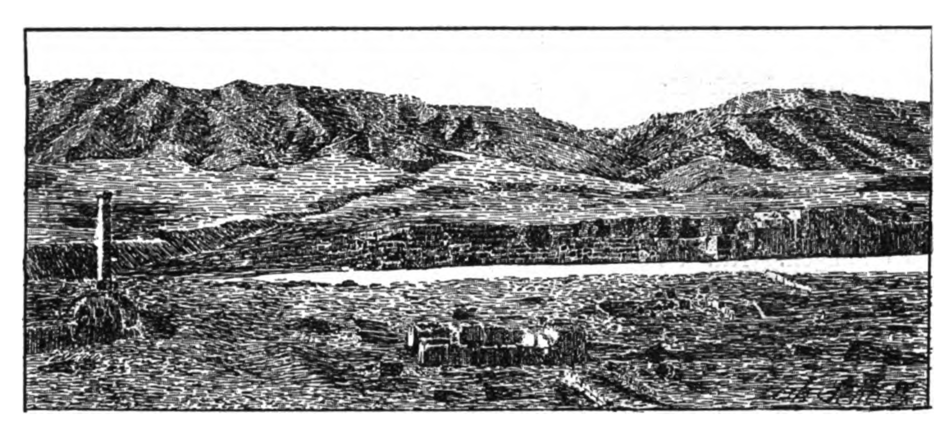
**Hassan-Kêf mit der Brückenruine, von Korâ aus aufgenommen.**

Hassan-Kêf durfte mir nur als Durchgangsstation dienen, und so habe ich es leider versäumt, eine aramäische Felsinschrift, von der mir mein Reisegefährte Kunde gab, aufzunehmen, die möglicherweise einen Anhalt für die Zuweisung dieser späteren Periode des Felsenbaues in Hassan-Kêf geliefert hätte. Ehe ich Mühlen und Herrscherhaus besichtigt hatte, war ich einer Einladung des kurdischen Aghas gefolgt. Er hatte mich am Eingang der Stadt mit seinem Sohne erwartet und in den Oberteil des nach dem Tigris zu belegenen Stadtteils geleitet. Von der Veranda seines Hauses blickte ich auf den Strom und die Unterstadt hernieder.

Kelleks, die Holz und andere Waren von Dijarbekir nach Mosul oder Bagdad bringen, fahren vorbei. Sie und der Fluß sind unverändert geblieben in all den Jahrhunderten, in denen sich den Höhlen- und Felsenbauten die moslemischen Stadtanlagen gesellt haben, von denen jetzt nur noch schlanke Minarets von besonders schöner Ausführung, Grabrotunden mit Kuppeldächern und Moscheenruinen übriggeblieben sind. Tigrisabwärts erstreckt sich auf unserer Seite das weite Gefilde der verfallenen Stadt, vor den Felszügen hin, die, uns von hier nicht sichtbar, die oben beschriebenen Höhlenanlagen tragen.

Jene Trümmer mohammedanischer Bauten sind Zeugen der hohen Blüte, die Hißn Kaifa unter dem Islam beschieden war. Der arabische Historiker el-Wakidi gibt in seiner im Kerne sehr zuverlässigen, wenn auch mit legendarischem Beiwerk stark ausgeschmückten Geschichte der Eroberung Mesopotamiens und Armeniens unter dem Chalifen Omar eine genaue Schilderung der ersten Eroberung von Kaifâ durch die Araber.

Nachdem dann die Araber noch einmal aus diesen armenisch-mesopotamischen Grenzgebieten vertrieben worden waren, gehörte dann



Höhlendorf Korâ, von Hassan-Kêf aus aufgenommen (im Vordergrunde Ruinen von Kaifâ).

Hißn-Kaifa, gleich Amid-Dijarbekir und — wie wir bald näher hören werden — Martyropolis, zum Reiche der Chalifen.

Die Macht des Chalifats von Bagdad als unmittelbar gebietender Zentralgewalt sank jedoch bald dahin, und die eigentliche Herrschaft über die verschiedenen Gebiete des weiten Reiches fiel den örtlichen, oft sehr mächtigen Dynastien anheim. In Mosul und den angrenzenden Gebieten bis hin nach Dijarbekir herrschten zunächst die Hamdaniden, bis ihnen die Merwaniden die Herrschaft, und zwar anfänglich von Hißn-Kaifa aus, wo sie sich zuerst festgesetzt hatten, streitig machten. Ihnen folgten die Ortokiden, und diese waren es, die in Hißn-Kaifa ihren Hauptsitz hatten und, wenn sie auch anfänglich die kleinasiatischen Seldjukiden-Sultane als ihre Herren anerkannten, doch eine bedeutende Macht entfalteten und ein weites Gebiet beherrschten, das zeitweilig nicht bloß Amid-Dijarbekir, sondern auch in Mesopotamien Mardin und in Armenien das weitentfernte Charput (Kap. XV) mit umfaßte. Ihnen folgten mit Salah ed-din, „Saladin", dem mächtigen Gegner der Kreuzfahrer, der seine ursprünglich im Westen wurzelnde Herrschaft weit nach Osten ausdehnte, die ägyptischen Aiyubiden, bis um 1260, wie die gesamten umliegenden Städte, auch Hißn-Kaifa in die Gewalt der Mongolen geriet und der Zerstörung anheimfiel.

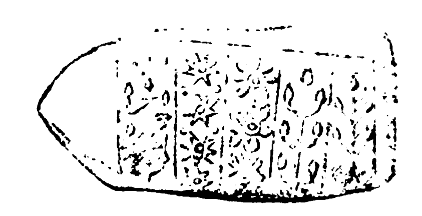
Daß die von Fachr-ed-dîn, dem vierten Ortokiden in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts n. Chr. erbaute stolze Brücke, von der noch die stattlichen Pfeiler stehen, dem Verfalle preisgegeben ist, hatte ich allen Grund, besonders zu bedauern, da ich von hier aus sehen muß, welche ungeheure Mühe es macht, die Pferde zum Durchschwimmen des Flusses zu bringen, wie sich die Leitpferde wieder und wieder von den Kelleks losreißen, deren Führer sie am Seile halten, wie die übrigen umkehren und durch Steinwürfe und Geschrei ins Wasser zurück getrieben werden.

Noch Josafat Barbaro, der venezianische Gesandte beim persischen Großkönige, hat die Brücke i. J. 1471 überschritten und betont mit Recht, daß sie ohne Mittelpfeiler in einem kühnen Bogen über den Fluß gespannt sei. Das jenseitige Dorf Korä, das unser heutiges Nachtquartier bilden sollte, besteht, gleich Hassan-Kêf, zum größten Teil aus Höhlenwohnungen. Nur sind die Felsen, die diese bergen, viel niedriger als diesseits und treten erheblich näher an den Tigris heran, so daß diese Wohnstätten wie Vogelnester über dem Flusse zu hängen scheinen.

Als ich als letzter meinerseits nach Korä übersetzen wollte (16. Mai), begegneten mir am Flußufer zwei Deutsche, die, von allen Mitteln entblößt, zuletzt noch ausgeraubt, auf dem Wege nach Basra in Südbabylonien waren, wo der eine von ihnen Verwandte hatte, und wo sie Arbeit zu finden hofften. Sie kamen aus Italien und hatten längere Zeit in Malatia gearbeitet. Ich konnte nur den Mut bewundern, mit dem sie durch das unsichere Innere der asiatischen Türkei auf dem Landwege die südlichste Hafenstadt zu erreichen suchten, und gab ihnen außer einem Beitrage zur Wegzehrung Empfehlungen an das französische Konsulat und an unseren deutschen Konsul, Herrn Richarz, in Baġdad mit.

Von Korä aus erhielt man erst den vollen Eindruck von Hassan-Kêf, so wie ihn Moltke bei der Vorüberfahrt auf dem Kellek, das ihn nach Mosul führte, festgehalten und wiedergegeben hat.

Der Tigris, die Brückenruine, die arabischen Baureste, die hochgetürmten, von Treppen und Galerien durchbohrten Felsen, zwischen ihnen der Blick die Schlucht des Seitentals hinauf — das alles vereinigt sich zu einer unvergleichlich und unbeschreiblich malerischen Gesamtwirkung; wer das Bild im rosigen Schimmer des Sonnenunterganges hat genießen dürfen, der das Groteske mildert, das sonst Farblose erglühen macht, dem steht es für immer lebendig in der Seele geschrieben.



## Dreizehntes Kapitel.

# Farkin—Martyropolis—Tigranokerta.

Tigranokerta, Neugründung einer älteren Ortschaft, in der Tigranes sich gekrönt hatte. — Besiedlung besonders mit Einwohnern von Mazaka in Kappadokien. — Widersprüche in den antiken Angaben über die Lage der Stadt. — Erfordernis einer Ebene an einem bedeutenden Flusse mit Westwendung. — Lage am Nicephorius, einem linken Tigris-Nebenflusse. — Arsen nicht gleich Tigranokerta. — Abmarsch von Korā ohne Eskorte. — Das Höhlendorf Skiefdan. — Seidenraupenzucht. — Almadin. — Kaimmakam und Kurdenchef. — Im Kaïk über den Batman-su. — Kurdin mit verhülltem Hinterkopf: Überrest einer uralten Tracht. — Erster Anblick von Farkin-Martyropolis. — Farkin gleichzeitig am Fuße einer Bergkette (Strabo) und doch im Vergleich zur Nachbarschaft in der Höhe (Plinius). — Quelle, Ableitung und Lauf des Farkin-su. — Farkin durch einen einheitlichen Herrscherwillen geschaffen. — Spezifisch armenische Bauart. — Beim Chef der Silivankurden. — Abendlicher Ritt zu den russischen Zelten. — Tell-Min. — Ein Allheilmittel. — Merkmale mehrfacher Umgründung der Stadt. — Ursprüngliche Errichtung auf einer Terrasse. — Umwandlung in späterer, besonders islamischer Zeit. — Die Lucullusschlacht am Batman-su, ihre Stätte und ihr Verlauf. — Tigranokerta nicht gleich Amid-Dijarbekir. — Die Erinnerung an Tigranes in sagenhafter Verhüllung noch in Farkin lebendig. — Tigranokerta zu Neros Zeiten. — Die Leiden der armenischen Christen durch Schapur II. — Tigranokerta unter Arschak und Pap. — Die griechische Inschrift. — Ihre Entdeckung, Entzifferung und Zuweisung an König Pap. — Die Gründung der Märtyrerkapelle in Tigranokerta durch den heiligen Epiphanius unter Pap. — Tigranokerta wird „Märtyrerstadt". — Martyropolis: Bischofssitz und Hauptstadt von Sophanene. — Die Ruinen der großen Basilika. — Die Eroberung der Stadt durch die Araber. — Die Merwaniden, Ortokiden und Aijubiden als Beherrscher von Maijāfāriqīn. — Ihre Bauten und Inschriften. — Die jüngste Umnennung der Stadt: aus Farkin wird Silivan.

Für sein armenisch-syrisches Großreich (S. 15 f.) schuf sich Tigranes eine neue Hauptstadt, die uns, in griechisch-römischer Wiedergabe des armenischen Namens Tigranakert, als Tigranokerta bekannt ist. Die alte, im Nordosten und fern des Araxes belegene Hauptstadt Artaxata war für das Reich, dessen Schwerpunkt sich nach Süden und Südwesten verschoben hatte, nicht mehr geeignet.

Gegründet wurde die neue Hauptstadt, wie Appian (Mithridatica c. 67) berichtet, an der Stelle, wo sich Tigranes, nachdem er gegen bedeutende Gebietsabtretungen von den Parthern als Geisel entlassen worden war, zuerst die Krone Armeniens aufs Haupt gesetzt hatte.

Es ist selbstverständlich, daß Tigranes seine Krönung nicht an irgendeiner unbewohnten Stätte, sondern in der ersten größeren armenischen Siedlung, zu der er gelangte, vornahm. Daraus folgt, daß Tigranokerta keine völlige Neugründung war, sondern die Stelle einer älteren, minder bedeutenden Stadt einnahm, und ferner daß es als erste größere armenische Station an einer aus dem parthischen Mesopotamien in das armenische Gebiet hineinführenden Route belegen gewesen ist. Die nötigen Einwohner für diese neue Hauptstadt verschaffte sich Tigranes, indem er 77 v. Chr. Kappadokien, das er schon früher einmal für seinen Schwiegervater Mithradates erobert hatte, sowie Kilikien und Nordphönikien überfiel und aus zwölf Griechenstädten die Einwohner fortschleppte und in Tigranokerta zwangsweise ansiedelte, — ein Verfahren, wie es früher ähnlich, besonders von den assyrischen Herrschern, als deren Nachfolger Tigranes sich fühlte, geübt worden war.

Wenn von diesem Schicksal bezeugtermaßen vornehmlich die Bewohner von Mazaka (dem spätern Caesarea) betroffen wurden, so kommt dieser Maßregel möglicherweise vom national-armenischen Standpunkte eine besondere Bedeutung zu. Denn nicht nur haben die Armenier, wie sich deutlich erkennen läßt, vor ihrer Einwanderung in das nach ihnen benannte Gebiet, größtenteils im nachmaligen Kappadokien auf ursprünglich hetitischem Gebiete gesessen, sondern es wird geradezu nach alter, verläßlicher Überlieferung (Strabo 12, 538 f., Solinus 45, 2), bezeugt, daß Mazaka als die älteste Stadt Kappadokiens gegolten habe. Damit wird es auch zusammenhängen, daß später, als in Armenien das Christentum als Staatsreligion eingeführt wurde, gerade der Bischof von Mazaka-Caesarea den armenischen Katholikos zu weihen hatte (S. 18). Die Stadt also, die von nun an die Hauptstadt und den Königssitz des neugegründeten Weltreiches armenischer Nationalität bilden sollte, besiedelte Tigranes mit den freilich inzwischen gräzisierten Bewohnern der erreichbar ältesten Hauptstadt auf vormals armenischem Gebiete. Tigranokerta sollte gleichzeitig ein Neu-Mazaka sein und somit in jeder Hinsicht den Inbegriff und den Kern des gesamten Armeniertums darstellen. —

Außer den griechischen und gräzisierten Bewohnern jener zwölf Städte wurden nach Plutarch (Leben des Lucullus c. 27) auch Assyrer, Adiabener und Gordyener in Tigranokerta angesiedelt.

Zwischen den Mauern der Stadt, deren Höhe und Festigkeit besonders gerühmt wird, fanden Ställe und Magazine ihren Platz, und unter den außerhalb der eigentlichen Stadt von Tigranes geschaffenen Anlagen werden u. a. ein unbefestigtes Schloß, Lustgärten, Jagdschlösser und Teiche genannt (Appian, Mithr. c. 84).

Die vornehmen Armenier wurden durch wirksame Zwangsmaßregeln veranlaßt, in der neuen Hauptstadt Wohnung zu nehmen, auf daß auch Pracht und Luxus dort vertreten seien. Auch wurde eine griechische Schauspielertruppe zur Eröffnung des großen Theaters nach Tigranokerta berufen (Plutarch, Lucullus c. 26 u. 29, Appian, Mithrid. c. 84).

Diese großartige Gründung ist — wenigstens so wie sie ihr Schöpfer plante — nie völlig vollendet worden Strabo 532 (XI, 14, 15) denn gerade sie ward Zeuge des jähen Sturzes, der der kurzen Herrlichkeit dieses armenischen Großreiches ein Ende machte.

Da aber Tigranokerta unter Kaiser Nero und, wie sich zeigen wird, auch noch mehrere Jahrhunderte später, in den römisch-armenischen Kämpfen eine bedeutsame Rolle spielte, so muß die Stadt nachmals in irgendeiner, voraussichtlich hinter dem ersten Entwurfe zurückbleibenden Gestalt vollendet worden sein.

Sowohl in den Berichten über die Hauptepochen der Stadtgeschichte, wie beiläufig und vereinzelt in den geographisch-historischen Schriften der Klassiker, findet sich über die Lage der Stadt des Tigranes eine ganze Anzahl von geographischen, teils allgemeinen, teils ins einzelne gehenden Angaben, und doch war die Lage von Tigranokerta bisher eines der schwierigsten, verworrensten und daher am lebhaftesten umstrittenen Probleme der historischen Topographie des Altertums.

Bei Tacitus findet sich in der Schilderung von Corbulos Feldzügen die Angabe, Tigranokerta liege 37 römische Meilen (ca. 55 km) von Nisibis entfernt (Tac. Annalen XV, cap. 5). Danach wäre es in dem von mir soeben durchmessenen Gebiet südlich des Westtigris zu suchen gewesen, gleich Nisibis in Mesopotamien nach der landläufigen, übrigens auch noch der Nachprüfung sehr bedürftigen Bedeutung des Namens. Und in der Tat rechnet der Geograph Strabo, selbst ein Asiat von Geburt und wenige Jahre nach Lucullus' Siege bei Tigranokerta geboren, die Stadt zu Mesopotamien, Strabo 539 (XII, 1, 9) und 747 (XVI, 1, 23). —

Die geographische Ortsbestimmung aber, die der Geograph Ptolemäus für Tigranokerta gibt, weist die Stadt in das Gebiet nördlich des Westtigris, und damit stimmen überein die Peutingersche Tafel und die Angabe in Eutrops Epitome des Livius (VI, 9), wonach Tigranokerta in der nördlich des Westtigris sich ausdehnenden armenischen Provinz Arzanene belegen war.

Das schriftstellerische Ansehen des Tacitus hat es mit sich gebracht, daß man von vornherein dazu neigte, die bei ihm überlieferten Angaben zu bevorzugen und in Strabos geographischer Autorität eine Bestätigung zu suchen.

Allein auch bei einem gut informierten und im allgemeinen gut überlieferten Autor — und ersteres trifft für Tacitus zudem nur in sehr bedingtem Maße zu — kann sich eine irrige Zahlenangabe befinden, ob sie nun dem Verfasser zur Last falle, oder sich später eingeschlichen habe. Strabos Zeugnis aber gewinnt ein ganz anderes Ansehen, wenn man bedenkt, daß Mesopotamien im Reiche des Tigranes einen Verwaltungsbezirk — „Generalgouvernement" oder Provinz — bezeichnet haben kann, der sich durchaus nicht notwendigerweise mit den Grenzen des rein geographisch als Mesopotamien bezeichneten Begriffes, wie ihn die herrschende Ansicht (S. 383) auffaßt, zu decken brauchte. So kann auf Grund dieses Gesichtspunktes von einer prinzipiellen Vorentscheidung zwischen den beiden einander teils wirklich, teils anscheinend widersprechenden Gruppen von Angaben, keine Rede sein.

Vielmehr konnten lediglich die zum Teil sehr charakteristischen sonstigen durch die Literatur und die historische Sachlage gebotenen Merkmale die Entscheidung bringen.

Vor allem ist nach den Schilderungen der Schlacht bei Tigranokerta unerläßlich: eine große Ebene an einem bedeutenden Flusse, der eine von Lucullus strategisch verwertete Westwendung aufweisen muß.

So befanden wir uns von vornherein in einem wesentlichen Gegensatze zu Eduard Sachau, unserem letzten Vorgänger in der Bestimmung der Lage von Tigranokerta, der von dem geographischen Begriffe Mesopotamien ausgehend, den an einem im Sommer nahezu trockenen Rinnsal belegenen Tell Ermen, „den Armenier-Hügel" unweit Nisibis als die Ruinenstätte von Tigranokerta in Anspruch genommen hatte, dessen Örtlichkeit auch sonst mit den uns genau überlieferten Vorgängen in der Schlacht bei Tigranokerta in keine strategisch und taktisch auch nur entfernt befriedigende Übereinstimmung gebracht werden konnte. Tatsächlich fehlt es nun in den für Tacitus' Angaben in Betracht kommenden Gebieten südlich des Westtigris an bedeutenderen Wasserläufen, worauf schon Kiepert nachdrücklich hingewiesen hatte, um Tacitus' Angabe als irrtümlich zu kennzeichnen, bis er sich dann Mommsens Argumenten beugte, die schließlich doch nicht als durchschlagend anerkannt werden können.

Unsere Blicke waren daher nach den Gebieten nördlich des Westtigris gerichtet, dem von links her eine ganze Anzahl bedeutender

Nebenflüsse zuströmen. Dabei war Kieperts Hinweis auf die Möglichkeit eines Ausgleiches zwischen jener isolierten Angabe des Tacitus und den ihr entgegenstehenden Daten als förderlich zu begrüßen: mit Hilfe einer paläographisch geringfügigen Korrektur konnten statt 37 vielmehr 130 Milien als ursprüngliche Lesung in den Text des Tacitus eingesetzt werden.

Ein für den Norden entscheidendes Kennzeichen war mir damals noch unbekannt geblieben: eben der Fluß, den Tacitus (ann. 15, 4) als den Fluß von Tigranokerta ausdrücklich bezeichnet, der Nicephorius, wird von Plinius (VI, 129) unter der Namensform Nicephorio als aus Armenien kommender, also nördlicher und linker Nebenfluß des Westtigris genannt.

Zwei Ruinenstätten hatten wir von vornherein ins Auge gefaßt: Arsen am gleichnamigen Tigriszufluß (der außer Arsen-su auch Redwan-su und nach Kieperts Karte außerdem Jezidchane-su genannt wird) und Mîjâfârîqîn (dies die ältere syrische Form, arabisch Maijâfâriqîn), unweit des Batmansu belegen, das Moltke bei flüchtigem Besuche mit dem Blicke des Strategen als dem alten Tigranokerta nach Lage und Anlage trefflich entsprechend bezeichnet hatte. Die ziemlich umfangreichen Ruinen von Arsen, wie sie Taylor geschildert hat, konnte man um so eher geneigt sein, mit den Ruinen von Tigranokerta zu identifizieren, als ihre geographische Länge den Angaben des Ptolemäus fast genau entspricht. Doch ergeben Taylors Schilderung und die damit übereinstimmenden Ergebnisse eines Besuches, den mein Reisegefährte Arsen von Söört aus abstattete, die völlige Unmöglichkeit einer derartigen Gleichsetzung. Vor allem fließt der Arsen-su westlich an der Stadt vorbei, so daß er als Verteidigungslinie gegen einen von Osten heranziehenden Feind gar nicht in Betracht kommen konnte. Daß aber Tigranes von Osten her, aus dem von den Feinden unbesetzten Teil seines Landes, zum Entsatze seiner Hauptstadt heranziehen mußte, liegt auf der Hand: daß er im Osten, Lucullus im Westen des Flusses stand, an dem die entscheidende Schlacht stattfand, zeigen zudem die Schlachtberichte.

Ferner fließt der Arsen-su unmittelbar an der Stadt vorbei, während Lucullus, um dem Tigranes an den Fluß entgegenzuziehen, mit der Mehrzahl seiner Truppen von der belagerten Stadt abziehen mußte und sich dann erst in einer ebenfalls bei Arsen nicht vorhandenen Ebene am Flusse lagerte.

So blieb nur Maijâfârîqîn, heute gewöhnlich abgekürzt Farkîn genannt, übrig, dem ich nunmehr mit um so größerer Spannung zustrebte, als die Stadt in einer wohlbekannten späteren Phase ihrer Geschichte,

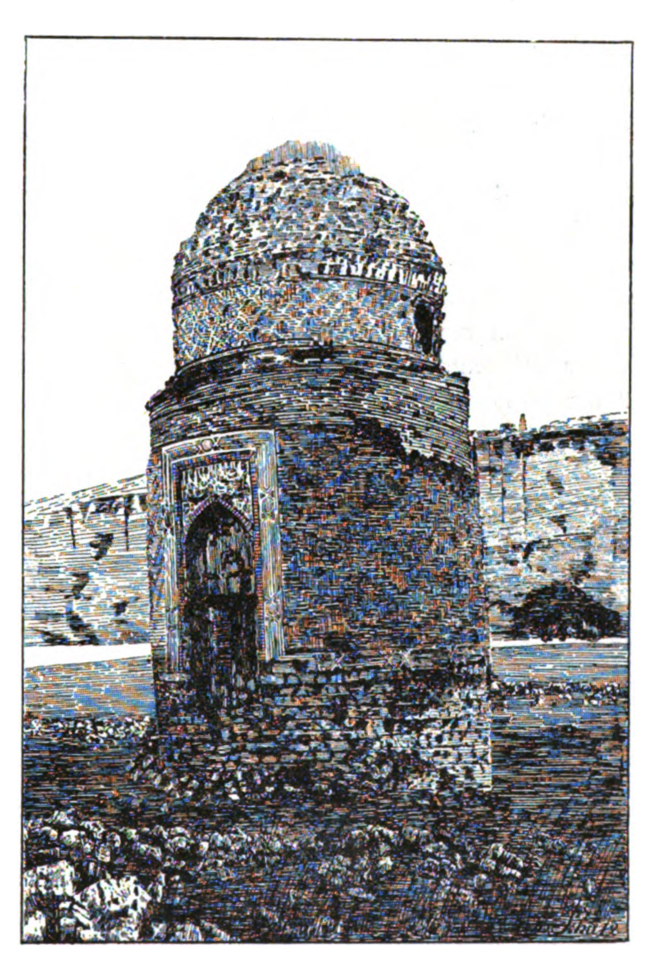
in byzantinischer Zeit, als Martyropolis, eine historisch recht bedeutende Rolle gespielt hatte (S. 22).

Sehr störend aber war es, daß ich mich gerade bei diesem besonders wichtigen Abschnitt der Reise ohne die Eskorte und den beschleunigenden Druck, den ihre bloße Anwesenheit allseitig ausübte, behelfen mußte. So trat zu den durch die Knappheit der Mittel und damit der Zeit bedingten Hemmnissen (S. 28) noch die wenig erwünschte Abhängigkeit von den Lokalbehörden und der Gendarmerie hinzu.

In Korä hatten wir an jenem Abend (16. Mai, S. 379f.) in einem der wenigen wirklichen Häuser Unterkunft gefunden, die außer den Höhlenwohnungen dort vorhanden waren. Auf dessen flachem, geräumigem Dache wurde unter strahlendem Sternenhimmel im Angesichte der teils schemenhaft verschwommenen, teils klar aus dem Dunkel hervortretenden Ruinen und Felsmassen von Hassan-Kêf der Abend zugebracht. Auf diesem Dache war, gegen die sonstige Gewohnheit, auch die Dienerschaft und ein Teil der Soldaten mit uns versammelt. Daß die Türken, wenn nicht dem Wein, so doch dem Alkohol, dem „Raki“ (Arrak) oder Kognak, gelegentlich zusprechen, erwähnte ich bereits (S. 48f.). Der Kommandeur meiner Eskorte, der mir innerlich wegen des sehr gegen seinen Wunsch innegehaltenen energischen Reisetempos grollte, bildete davon keine Ausnahme. An diesem Abend aber mußte er aus irgendeinem Grunde mehr genossen haben, als er vertragen konnte, denn er vergaß sich in Reden und Mienenspiel vor diesen Zeugen so weit, daß ich es unter meiner Würde erachten mußte, in seiner Begleitung weiter zu reisen, sofern er sich nicht bei mir entschuldigte. Da diese Entschuldigung am folgenden Morgen ausblieb, so wandte ich mich telegraphisch an das Korpskommando nach Erzingian und an die Division nach Van mit der Bitte, ihn ablösen zu lassen und mir seinen Ersatzmann nach Lidje oder Palu entgegenzusenden. Daß Djemal Effendi, nachdem er etliche Tage später am Tigriskanal (Kap. XIV) den Befehl, sich bei mir zu entschuldigen, erhalten und ausgeführt hatte, während der ganzen übrigen Reise der gute Kamerad blieb, als welchen ich ihn schätzte, sei hier gleich hinzugefügt. Aber in der Zwischenzeit mußte ich meine Eskorte entbehren und dem Trosse zuteilen.

Das am Batman-su belegene Almadîn, die Hauptstadt des Kaza (S. 12) Bischeri, war das nächste Tagesziel. Vorbei an einem besonders stattlichen mohammedanischen Rundgrabe bekannter Form (S. 179; 212; 319f.), das, von blühendem Mohn umgeben, am Ausgange von Korä belegen war, führte der Weg nahe oder unmittelbar zunächst am Westtigris entlang.

Auch nachdem wir Hassan-Kêf aus den Augen verloren hatten, bemerkten wir am jenseitigen Ufer mehrfach vereinzelte Höhlenwohnungen und einmal an einem mächtigen Knie des Flusses eine ganze, anscheinend verlassene Höhlenstadt. Nicht lange danach befanden wir uns wiederum in einem typischen Höhlendorfe, Skiefdan.



Mohammedanisches Rundgrab bei Korâ.

Die Häuser stellten sich teils als unveränderte Höhlenbauten dar, teils waren sie durch Steinvorbauten erweitert und verändert.

Im Hause des Agha, bei welchem ich Aufnahme fand, fielen mir aufgehäufte Maulbeerblätter auf. Als ich die freundliche Frau nach dem Zwecke fragte, öffnete sie ein Hinterzimmer, das ich zu meiner Überraschung vollständig für die Seidenraupenzucht eingerichtet fand. Der etwa 10 m lange und 4 m breite Raum war fast ganz ausgefüllt von einem aus Stäben gebildeten Gestell, auf dem zahlreiche aus Papier gebildete, horizontale Schichten übereinander abgeteilt waren. Hier taten sich Haufen graugrüner Seidenwürmer an Maulbeerblättern gütlich. Der Maulbeerbaum, der mir vereinzelt schon begegnet war, wurde in den Wilajets Dijarbekir und nachmals Charput, je weiter ich kam, desto häufiger. In Charput gab es sogar ein bis zwei türkische Seidenfabriken.

Ein Gewitter, das in den Höhlen dröhnend widerhallte, wurde abgewartet. Dann noch ein Abschiedsblick auf den Westtigris und flußabwärts in der Richtung nach Dijarbekir, und wir verlassen den Strom, um durch einen Engpaß eine grüne, sanft gewellte Ebene zu erreichen, in der ich alsbald die charakteristischen Merkmale des bequemen, leicht hügeligen Geländes (S. 356) erkannte, das die zehntausend Griechen kurz nach dem Kentrites-Durchgange zu durchmessen hatten. Ist doch Hassan-Kêf die letzte größere Ortschaft, an der der Westtigris vorbeifließt, ehe er sich bei Till mit seinem östlichen Bruder, dem Bohtan-su-Kentrites vereinigt, den die Griechen nur wenig oberhalb Till durchschritten (S. 353 ff.). So mußten sie bei der nordwestlichen Hauptrichtung ihres — zunächst auf Redwan gerichteten Marsches (S. 356) — ebendieses Gebiet durchziehen.

Schon am frühen Nachmittag wurden Almadîn und dahinter der Geländeeinschnitt des Batman-su vor uns sichtbar. Die Wiesen vor Almadîn boten die seltene Gelegenheit zu einem frischen Galopp, und gegen fünf Uhr langte ich bei dem Kaimmakam von Bischeri an.

Sein Bezirk trägt den Namen eines Kurdenstammes. Das sollte ich für diese Gebiete alsbald als Regel kennen lernen, und zwar deckten sich die türkischen Verwaltungsbezirke, die Kazas oder die Nahije's (S. 12), ziemlich genau mit den Wohnsitzen der kurdischen Haupt- oder Unterstämme, deren Namen sie trugen. Das ist historisch durchaus erklärlich. Denn ich befand mich gerade in dem Teil des Wilajets Dijarbekir, der den Kurden seitens der türkischen Regierung angewiesen wurde, als sie — ein höchst unglücklicher Schritt — im 15. Jahrhundert aus dem persischen Kurdistân systematisch nach der Türkei verpflanzt wurden.

Farkin war von Almadin auf zwei Wegen zu erreichen, je nachdem man den Batman-su nördlich auf der berühmten Brücke, die seine Schlucht überspannt, oder südlicher mittels des Kaïk überschreitet.

Den ersteren nahmen am nächsten Morgen (17. Mai 1899) die Lasttiere und die gesamte Eskorte, von der ich mich aus dem dargelegten Grunde getrennt hatte; ich selbst wandte mich direkt westwärts der Überfahrtstelle zu.

Auf dem Wege dorthin sah ich auf einer Wiese einen elegant gekleideten Herrn, den Fez auf dem Kopfe, mit Überrock und Stock spazieren gehen — den Agha des Stammes der Bischeri.

Der Batman-su stellte sich als ein gewaltiger Strom dar, dessen durch Sand und Kies bezeichnetes Überschwemmungsgebiet bis mindestens 1 km landeinwärts reichte.

Wie so häufig, vollzieht sich die Überfahrt mit dem Kaïk an einer Enge des Flußbettes, aber selbst hier war der braungelbe reißende Strom nach meiner Schätzung noch 35—40 m breit. Das Kaïk wurde vom jenseitigen Ufer durch ein Tau stromaufwärts hinübergezogen. Den Dienst im Boot versah hauptsächlich eine Kurdin, deren charakteristischen Kopfputz ich während der Überfahrt in Muße betrachten konnte und hier schildern will, da ich ihm in dieser Gegend in verschiedenen Farbennuancen mehrfach begegnete. Sie trug eine aus verschiedenen schwarzen Stoffen zusammengesetzte, oben silbergestickte Mütze, um welche turbanartig ein schwarzes Tuch, an den Enden schwarz und grau gestreift, gewunden war. Hinten an dieser Kopfbedeckung war ein weißes Tuch befestigt, das den ganzen Hinterkopf verhüllte, während es sich schalartig um den Hals herumzog. Diese Verhüllung des Hinterkopfes ist schwerlich kurdisch, sondern eine uralte Tracht der einheimischen Bevölkerung. Auf den Denkmälern des Königs Antiochus I. von Kommagene wird die Göttin dieses freilich erheblich weiter nach Westen belegenen Landes in dieser Kopftracht dargestellt.

Die Ausschiffung ging trotz großen Ungeschickes der Bootsleute, dem ich beinahe eine unliebsame Bekanntschaft mit den Hufen meines Pferdes verdankte, glücklich vonstatten, und ich ritt nun am jenseitigen Ufer des Batman-su meist nahe an seinem Ufer in nördlicher Richtung stromaufwärts.

Das ebene oder leicht gewellte stetig ansteigende Gelände zeigte neben vereinzelten Getreidefeldern meist fruchtbare Wiesen, an denen sich mein ausgehungertes Pferd gütlich tun konnte. Hin und wieder erfüllte Jasmingeruch die Luft. Die Tümpel am Wege waren von Schildkröten verschiedener Größe und von Krebsen belebt. In den Dörfern sah ich Ziegel streichen, auch fielen mir Körbe auf, die als Rauchfangdeckel verwendet wurden; auf den flachen Dächern lagen die Betten, von Rohrschirmen umgeben.

Die schöne Weide war anfänglich wenig belebt, später begegnete ich ganzen Herden von Jungvieh und Eseln: die Tiere wurden von den Hirten mit einem eigentümlichen Lippenlaute gelockt.

Allmählich hatte sich mein Weg vom Flusse abgewendet. Gegen Abend zeigte sich Maijâfârîqîn stattlich und anmutig am Fuße einer von Westen nach Osten streichenden Bergkette der Hazrû-daghlary belegen, während zur Rechten der Batman-su aus Südosten blinkte. Der östliche bis zum Batmansu reichende Teil der Bergkette wird auch als Farkin-daghlary bezeichnet.

An Stelle des leicht gewellten, nun ein höchst zerrissenes Gelände, sehr tiefe Schluchten, die jenem Bergzuge parallel laufen, und die

auf Querriegeln durchkreuzt oder im Bogen umritten werden mußten. Immer stärker wird die Steigung, nach einer weiteren Stunde, — $^1/_2$7 Uhr — ist der höchste Punkt dieses zerklüfteten Vorgeländes bei einer auf einem Hügel errichteten Steinsäule erreicht. Hier war mir einer der freudigsten Momente beschieden, die die Forschungsreise zu bieten hatte.

Vom Schreibtisch aus erschienen die beiden aus dem klassischen Altertum erhaltenen Angaben, einmal daß Tigranokerta gleich Nisibis vom Masiusgebirge (Strabo XI 12, 4 p. 522) überragt werde, andererseits, daß es im Gegensatze zu Artaxata in der Höhe (in excelso Plin. VI, 9) belegen sei, wie ein ernstlicher Widerspruch.

Für den in der Ebene belegenen Tell Ermen, in dem Sachau Tigranokerta hatte erblicken wollen, war die zweite Angabe nur dadurch zu retten gewesen, daß man das „in excelso" auf den Burghügel der Stadt bezog; aber niemand wird von Athen und Korinth behaupten, daß sie in der Höhe belegen seien, weil sie von ihren Akropolen überragt werden.

Auf die Stadt, die da vor mir lag, trafen aber beide Angaben zu. Sie liegt unterhalb der Bergkette, an die sie sich, wie oben geschildert, lehnt, sie überragt ihr südliches Vorterrain, das zum Westtigris hinabfällt. Sein nördliches Ufer bildet eine vollständige Ebene, die sich östlich bis zum Westufer des Batman-su hin erstreckt. An sie schließt sich jenes durch Terrainwellen zerklüftete Vorgelände der Stadt, das ich in ansteigender Richtung von Süden her durchritten hatte. Solche Terrainwellen erheben sich auch unmittelbar südlich der Stadt, die sie überragen und vor der Einsicht schützen; auf ihrer höchsten Erhebung befand ich mich jetzt. Des weiteren wurde mir schon hier klar, was die ferneren Ermittelungen bestätigen sollten, daß nämlich jene nördliche Kette, die Hazru-Berge, in Wahrheit hier die eigentliche Grenze zwischen dem armenischen Hochland und der Ebene im Süden bildete, so daß mit Notwendigkeit, sobald ein Großreich gegründet wurde, welches Teile von Armenien und größere Stücke von Mesopotamien gleichzeitig umfaßte, der Beginn von Mesopotamien — politisch und der Provinzialeinteilung nach — unmittelbar südlich der Hazrukette angesetzt wurde.

Es bestätigte sich, wie falsch es war, Farkin, gegen Moltke, als für Tigranokerta nicht in Betracht kommend, auszuscheiden, weil es außerhalb des landläufigen geographischen Begriffes Mesopotamien lag oder zu liegen schien.

Durch den wenig entfernten mächtigen Batman-su war auch das fernere Erfordernis, die Nähe eines großen Flusses, in dessen un-

mittelbarer Umgebung Lucullus seinen großen Sieg „bei Tigranokerta“ erfocht, erfüllt. Es blieb nur noch zu ermitteln, ob dieser Fluß an geeigneter Stelle die Wendung nach Westen aufweist, die nach dem Bericht über diese Schlacht für die Bewegungen des Lucullus von so wesentlicher Bedeutung gewesen ist. Fand sich diese — und wir werden sehen, daß es der Fall ist — so würde also der Batman-su mit dem Nicephorio des Plinius identisch sein. Tacitus (a. a. O.) gibt allerdings an, daß der Nicephorius „ein Fluß von nicht zu verachtender Breite“ einen Teil der Mauern der Stadt umspüle, und daß zu deren weiterer Sicherung ein großer, offenbar aus diesem Flusse gespeister Graben gezogen sei. Das trifft mit der Abänderung zu, daß es sich hier nicht um den Hauptfluß selbst, sondern um einen zu dessen System gehörigen Zufluß handelt, der von Tacitus oder seinem Gewährsmanne um so eher mit dem Hauptflusse unter der gleichen Bezeichnung zusammengefaßt werden konnte, als sein gesonderter Lauf nur wenige Kilometer umfaßt.

Nordwestlich hinter der Stadt entspringt nämlich, wie ich hier vorwegnehme, am Fuße der Hazru-daghlary, die wasserreiche Quelle des heute sogenannten Farkin-su.

Die Quelle ist so wasserreich und so günstig gelegen, daß die ihr entströmenden Wasser in verschiedenen Armen um die Mauern des Stadtvierecks, sei es von vornherein aus fließen, sei es geleitet werden konnten.

„Mit dieser Teilung der Gewässer“ hängt vielleicht der Name der Stadt, syrisch Mîjâfârîqîn (S. 385) (= „geteilte Wasser“), sei es von Haus aus, sei es in volksetymologischer Umdeutung des Gaunamens Nphrkert (Kap. XVI) zusammen. Jedenfalls wird nicht nur die West- und weiter die Südmauer von einem Arme des Farkin-su umspült, sondern auch ein großer Teil der Nordmauer. In deren östlichem Teile wird dann der betreffende Arm mit dem größeren Teile seiner Wassermasse durch das Stadtgebiet geführt, um an der entsprechenden Stelle der Südmauer in lebhaftem Gefälle wieder hervorzutreten und sich mit dem um die West- und Nordmauer gezogenen Arme zu vereinigen. Der nicht abgeleitete Rest dient dann zur Speisung eines heute stagnierenden und wohl nie sehr lebhaften Wasserzuges, der als ein Graben zum Schutze der am meisten exponierten Ostseite der Stadt bezeichnet werden kann.

An der Südostecke der Stadt mündet er in die eben vereinigten beiden anderen Gewässer ein. Von dem Wasserreichtum des aus drei Armen gebildeten Farkin-su erhielt ich sogleich einen lebendigen Begriff, da ich, aus südöstlicher Richtung auf die Stadt zureitend, eine Anzahl aus ihm abgeleiteter, lebhaft fließender Kanäle und Arme zu

durchqueren hatte. Freilich wird die Breite des Farkin-su zu Zeiten, da keine solche Ableitung zu Bewässerungszwecken stattfindet, 3—4 m nicht übersteigen. Aber daß Tacitus' Wendung „amnis haud spernenda latitudine" weniger auf die Breite als auf die Wassermenge zu deuten sein werde, hatte schon Mommsen vermutet: „Viel Gewicht wird auf die Breite des Stromes nicht zu legen sein; wenigstens wäre zu prüfen, ob das vorhandene Wasser nicht die Möglichkeit biete, durch Stauung als Festungsgraben zu dienen."

Der Batman-su selbst freilich ist ja ein Fluß von beträchtlicher Breite, und wenn Tacitus in etwas unklarer Auffassung den Farkin-su zu dessen System rechnete, so traf ja seine Angabe im allgemeinen zu, freilich dann gerade nicht für den die Mauern umspülenden Teil desselben.

In byzantinischer Zeit führte der Batman-su den Namen Nymphius. Der Gedanke aber, daß dieser dem Hauptflusse bereits zur Zeit des Lucullus zugekommen wäre, und daß nur dem Zufluß Farkin-su der Name Nicephorius gebühre, muß deshalb verworfen werden, weil ja Plinius den Nicephorius geradezu als einen Nebenfluß des Tigris bezeichnet.

Als ich dann bei sinkender Sonne vor der Stadt selbst eintraf, erhielt ich von den großartigen Überresten sofort den Eindruck, sie müßten durch einen einheitlichen Herrscherwillen geschaffen sein, was wiederum für die Gleichsetzung mit Tigranokerta ebenso bedeutsam ins Gewicht fiel, wie ein anderes Merkmal, dessen Fehlen, auch abgesehen von den entscheidenden topographischen Gegeninstanzen (S. 384), ernstlich gegen die Identifikation von Tell Ermen mit Tigranokerta sprach.

Die Mauern und die Ruinen der Gebäude in Farkin bestehen nämlich durchweg aus schönen, regelmäßig behauenen Quadern, und nur diese verwendeten die Armenier zu ihren besseren Bauten, selbst, wenn dieses Baumaterial schwer zu beschaffen war. So ließ König Kakig Artsrûni von Van zum Bau der Kathedrale auf der Insel Aghthamar die Steine aus der 100 km entfernten Schlucht Güseldara herbeischaffen; für die Kirchenbauten in Van selbst schleppte er sie sogar aus dem 175 km entfernten Melasgert herbei, und einer seiner Brüder benutzte für den Bau einer Kathedrale in Adamakert ebenfalls Melasgerter Steine, für deren Transport von Van bis Adamakert ein mehr als 120 km langer Weg eigens gebaut wurde, so daß diese Steine fast 300 km bis zu ihrem Bestimmungsort zurückzulegen hatten. Diese Vorliebe für schöne Hausteine, die in verschiedenen Farben, weiß und schwarz, daneben auch gelb und rot, in wohlgefälliger Abwechslung vermauert wurden, haben nun die Armenier so gut wie sicher schon von den Chaldern

übernommen, denn der Chaldistempel auf Toprakkaleh bei Van zeigte die gleiche Abwechslung weißer und schwarzer Quadern. Auch sind dort neben glatten auch schon Buckelquadern verwendet, so daß die „Rustica-Manier“, die in Farkin vielfach auftritt, ebenfalls schon chaldischen Ursprungs ist. Nur besteht zwischen der chaldischen und der armenischen Bauart ein mehr nebensächlicher Unterschied: die Chalder bauten massiv, die Armenier beschränkten sich für die Quadern auf die Außen- und die Innenseite, während die oft gewaltigen Zwischenräume meist mit rohen Feldsteinen und Mörtel ausgefüllt wurden.

Nach alledem war es undenkbar, daß Tigranes seine prächtige Hauptstadt anders als unter Anwendung behauener Quadern erbaut haben sollte, und auch dieses Erfordernis war in Maijâfâriqîn vollauf erfüllt. —

Bei Hadji Räschîd Agha, dem Chef des Kurdenstammes der Silivan, besonders freundlich aufgenommen, erfuhr ich zu meiner Enttäuschung, daß der russische Konsul, Herr v. Majewski, mit dem wir in Van näher bekannt geworden waren, eine Zeitlang mit den Seinen in Farkin geweilt habe und gerade vor einer Stunde weiter gezogen sei, nachdem er uns — von der Teilung der Expedition (S. 29; 367) wußte er noch nichts — vergeblich erwartet hatte. Diese Tücke des Schicksals wettzumachen, ermöglichte mir die Güte meines Wirtes. Da unsere Pferde nach dem elfstündigen anstrengenden Gebirgsritt unmöglich noch weiter konnten, so ließ er gute, frische Pferde für mich und Färädj bereit machen, und nach einem kurzen Imbiß, zu dem er freundlich nötigte, ritten wir in östlicher Richtung Tell Min zu, wo sich die Nachtstation unserer Freunde befinden mußte. Der abendliche Ritt in der Mondnacht, auf dem fremden, trefflichen Pferde, die endliche Ankunft im Zeltlager der Russen, die Überraschung, die freudige Begrüßung gaben dem erfolgreichen Tage einen frohen Abschluß.

Unweit Tell Min liegt in einer amphitheatralischen Felsenschlucht eine verlassene Höhlenstadt. Der Felsen steigt in beträchtlicher Höhe senkrecht auf und ist allseitig von Höhlenzimmern mit meist unregelmäßigen Zugangsöffnungen bis zu drei und vier Stockwerken übereinander gleich einem Bienenstocke durchlöchert. Daneben finden sich auch regelmäßige und architektonisch gestaltete Eingänge. Die ganze Anlage erinnert wiederum (S. 333) aufs Lebhafteste an Wardzie, und diese Übereinstimmung der georgischen mit den karduchisch-kordyäischen Felsenbauten läßt, wie oben (S. 105) besprochen, die Frage eines ethnologischen Zusammenhanges immerhin erwägenswert erscheinen.

Majewskis ließen sich durch das unerwartete Zusammentreffen mit mir zu einer Änderung ihrer Reisepläne bewegen. Meiner Bitte entsprechend, entschlossen sie sich, statt in nordöstlicher Richtung nach Tschabachdjûr und Musch weiter zu reisen, vielmehr die Tigrisgrotte bei Lidje zu besuchen. Unsere gemeinsame Rückkehr in der Richtung nach Farkin (19. Mai) hatte freilich den Nachteil, daß ich die Ufer des Batman-su, dem ich hier bei Tell Min verhältnismäßig nahegerückt war, nicht alsbald und leider auch später nicht aus eigener Anschauung kennen lernte, so daß ich die Lagerstätte des Lucullus am Tage vor der Schlacht bei Tigranokerta und das Gelände der Schlacht nur aus der Ferne erblickt habe. Einen gewissen Ersatz bot jedoch der Blick von der assyrischen Burganlage, die das Dorf Tell Min, dem sie den Namen gegeben hat, überragt. Von dort konnte ich das gestern durchrittene Gelände, den Tigris und vor allem die Hügel und Höhenzüge im Süden und Südwesten vortrefflich übersehen.

Was ich hier mit dem Visierkompaß beobachtete und zunächst nur mechanisch verzeichnete, sollte später für die weitere Klärung des Tigranokerta-Problems bedeutungsvoll werden.

Im Angesicht von Farkin vereinigte uns unter einem großen Maulbeerbaum ein Picknick, dann brachen die russischen Freunde nach Lidje auf, während ich nach Farkin zur weiteren Aufhellung des Tigranokerta-Problems zurückkehrte.

Den sehr reichhaltigen Aufgaben, die meiner dort harrten, kam außer den beiden folgenden vollen Tagen auch der erste Tag der Weiterreise (Montag, 22. Mai) zugute, da ich damit nicht nur eine Umreitung des ganzen Stadtgebietes verbinden, sondern auch von den Hazru-daghlary, über die mein Weg führte, noch wichtige Beobachtungen und schließlich auf der ersten Station einen für die Geschichte der Stadt bedeutsamen Fund machen konnte.

Wesentliche Förderungen meiner Arbeiten hatte ich auch fernerhin meinem vortrefflichen Wirte, Hadji Räschîd Agha, zu verdanken. Er war in Wahrheit der Herr der Stadt und des Bezirkes (der Kaza), der nach dem Kurdenstamm benannt war. Der Stamm, soweit er dort ansässig (S. 12), zerfällt in sieben Unterstämme (Nahije'ʾs), die den Kreisen (Müdirliks) den Namen geben. Farkîn ist die Haupt-Nahijeʾ (Merkes) der Silivan, und offiziell, z. B. bei der Post, wird überhaupt nicht von Farkin, sondern nur von Siliwan gesprochen.

Neben dem Kurdenchef trat der Kaimmakam kaum irgendwie hervor. Die Verhältnisse lagen also ähnlich, wie in Djezîreh, nur daß dort Usurpation war, was hier in der historischen Entwicklung seinen Grund hatte.

Der Kaimmakam war ein Laze aus der Nachbarschaft von Batum. Er hatte, wie jetzt die Mehrzahl der höheren türkischen Regierungsbeamten, seine Vorbildung in der École impériale (Mektebi mülki-i-schahâne) erhalten.

Mehr Zeit als er kostete mich sein ehemaliger Kollege Achmed Beg, der früher Kaimmakam in Midjâd gewesen war, bis er durch den mir wohlbekannten jetzigen Träger dieses Amtes, der als Sohn eines angesehenen Paschas sich die Stelle verschaffte, verdrängt wurde. Darauf hatte Achmed Beg auf die weitere Laufbahn verzichtet und sich in sein Farkin benachbartes Heimatsdorf begeben. Er macht allerhand Andeutungen über Altertümer in der Umgegend, kommt aber nicht recht mit der Sprache heraus, bis Hadji Räschîd Aghas Berichte darüber auch ihm die Zunge lösen; namentlich sollte sich im Dorfe Mokûr, 2—2½ Stunden von Farkin, 1 Stunde vor der Batman-Brücke, eine bedeutende Felsanlage (bestehend aus Bad, großer Halle mit Säulen und Sitzplätzen) befinden.

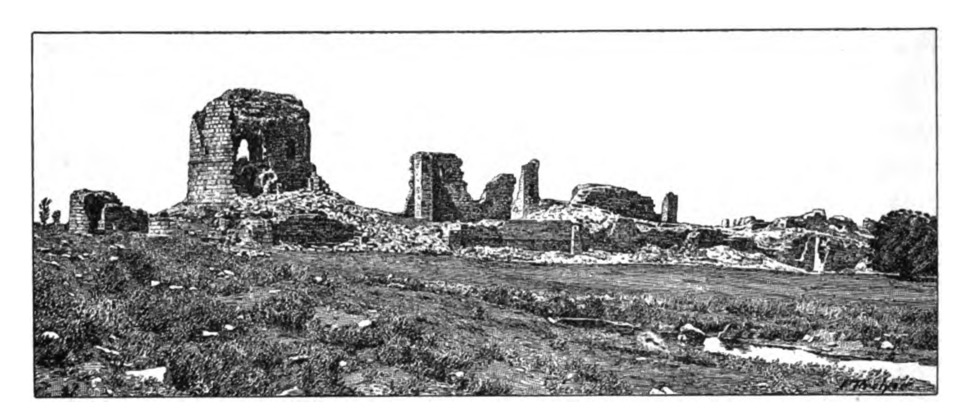
Auch die Bekanntschaft eines Wundermannes und die Anpreisungen des von ihm erfundenen Allheilmittels mußte ich über mich ergehen lassen. Selbst gegen den Tod sollte es wirksam sein. Als ich mich endlich dazu verstand, die Panacee in Augenschein zu nehmen, brachte er eine klare, etwas nach Senf riechende Flüssigkeit von dunkler Kognakfarbe zum Vorschein. Was man davon in die geöffnete innere Hand gösse, sollte auf dem Handrücken wieder hervorkommen; daß das Experiment notwendigerweise total mißlang, erschütterte den Glauben des offenbar mit einer fixen Idee behafteten Mannes nicht. —

Nun zurück zu Tigranokerta.

Während es feststeht, daß sich in Farkin die in byzantinischer Zeit blühende Stadt Martyropolis fortsetzt, liegt uns der Nachweis ob, daß Martyropolis seinerseits eine Weiterentwicklung aus einer noch älteren Anlage darstellt, welcher der Name Tigranokerta gebührt.

In der Tat zeigt die Stadt deutliche Merkmale mehrfacher Umgründung.

Der Grundriß der Stadtanlage gleicht in mancher Hinsicht dem einer altmesopotamischen Stadt: auf einer Plattform von quadratischer Gestalt, — die auch die Eckabschrägungen der assyrischen Tells, durch welche aus dem Quadrat in Wahrheit ein Achteck wird, aufweist, — erheben sich die eigentlichen Stadtmauern mit ihren gewaltigen Türmen und in dem zu allen Perioden der Stadtgeschichte am meisten gefährdeten Osten eine doppelte —, hinter diesen, zum Teil aber auch in den Zug der Mauern eingefügt, die mächtigen Gebäude; all dies, im Gegen-



Farkin: Teil der Nordmauer (Ruinen der Plattform mit Türmen usw.).

satz zum Ziegelbau der babylonisch-assyrischen Anlagen, aus schön behauenen Kalksteinquadern.

Auch weisen diese Untermauern in regelmäßigen Abständen schräg geböschte Untermauern auf, die im allgemeinen wohl als Stütze und zu gesteigerter Abwehr dienten, denen aber außerdem an den abgeschrägten Ecken die Aufgabe zufiel, die Winkelwendung des Achtecks einzuleiten und mitzumachen.

Ähnlich wie Persepolis, die auf einer künstlichen Terrasse errichtete Hauptstadt des Achämenidenreiches, ahmt also Tigranokerta den Grundriß assyrischer Städte nach. Merkwürdigerweise hat Reinach in seiner „Geschichte des Mithradates Eupator" Tigranokerta als das „neue Ninive" bezeichnet, das Tigranes als dem „neuen Salmanassar" gebührt hätte. Das war rein bildlich und ohne irgendeine Bezugnahme auf Farkin oder sonst eine positive Örtlichkeit gesprochen, bewahrheitete sich nun aber buchstäblich.

Doch handelt es sich anscheinend nicht bloß um die Nachahmung babylonisch-assyrischer und von ihnen beeinflußter persischer Vorbilder seitens des Begründers eines armenischen, die älteren Weltreiche verdrängenden und fortsetzenden Großreiches, sondern höchstwahrscheinlich um die unmittelbare Fortsetzung einer von Haus aus assyrischen Anlage. Daß die ursprüngliche Stadt, — in der Tigranes bei seiner Rückkehr aus parthischer Gefangenschaft sich das Diadem ums Haupt schlang, — mit ihrer Vorgeschichte mindestens in die altarmenische Zeit zurückreichen muß, wurde bereits betont (S. 382). Wenn man aber bedenkt, daß eine der wichtigsten Einmarschlinien von Mesopotamien nach Armenien über den Batman-su und die Hazru Daghlary führt, daß z. B. der Tigristunnel, an welchem Tiglatpileser I. und Salmanassar II. ihre Inschriften anbringen ließen, auf keinem geraderen Wege erreicht werden

kann, als über Almadin, die Batman-Furt und Farkin, so wird man die Annahme, daß die Stadt in weit ältere Zeiten zurückgehe, für sehr wahrscheinlich halten, um so mehr, als für die Anwesenheit der Assyrer und ihre Bemühungen, den Weg vom Batman-su und dessen Hauptfurten land-



Farkin: Turmruine an der durch einen mit Bäumen bestandenen Wasserzug geschützten Ostseite.

einwärts zu sichern, der Tell Min (S. 394) wie ferner ein kleines assyrisches Sperrfort in der Schlucht des Farkin-su, unweit seiner Einmündung in den Batman-su, sprechen. Auch kam es für den Weg nach Nordwesten und zum Tigristunnel besonders darauf an, den Paß über die Hazru-daghlary, an dessen Ausgang Farkin gerade gelegen ist, zu

schützen, und es mußte zudem die hier entspringende wasserreiche Quelle des Farkin-su für die Wahl gerade der Örtlichkeit von Farkin zu allen Zeiten entscheidend ins Gewicht fallen.

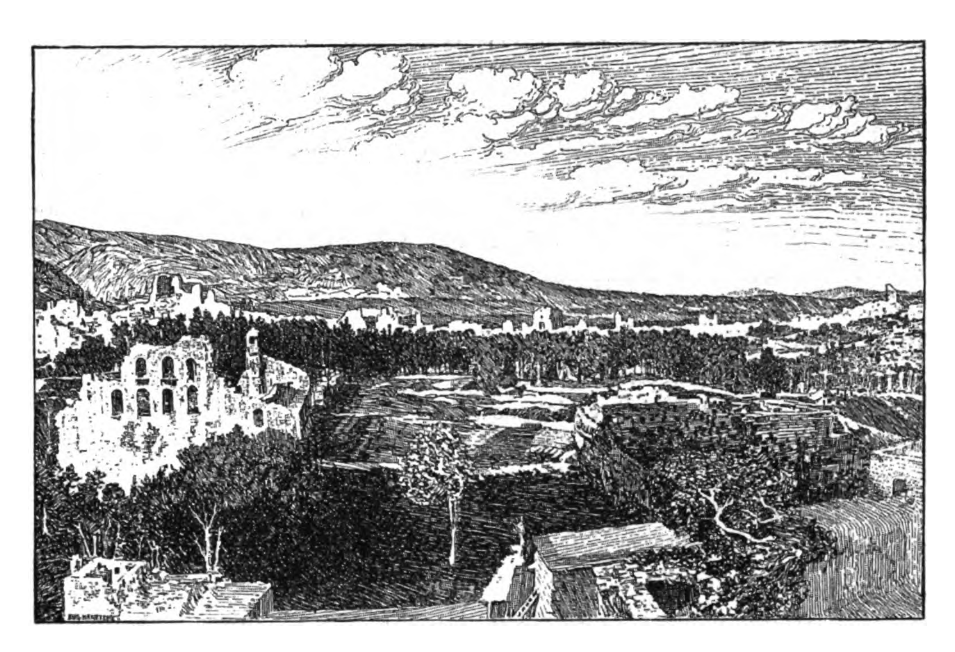
Freilich werden schon vor den Assyrern die einheimischen Bewohner dieser Gebiete, die den Chaldern vorausgehenden Naïräer (S. 13), den Paß durch eine befestigte Siedlung geschützt haben. Aber sie würden dazu sicher nicht die assyrische Form, den Tell, gewählt haben, der, in den Ebenen Babylons erklärlich und notwendig, im gebirgigen Gelände ja ohnehin eine nur in dem kulturhistorischen Trägheitsgesetz begründete Absonderlichkeit darstellt, sondern ihre Feste auf der Höhe oder auf dem südlichen Hange des Gebirges angelegt haben.

Man wird daher die vortigranische Stadt als eine assyrische Gründung ansprechen und schon dieser die Anlage auf einer künstlichen Terrasse, einem Tell, zuschreiben dürfen, die Tigranes beibehalten, aber nach Umfang und Material ins Gewaltige gesteigert hat.

Dem Zwecke und der Einheitlichkeit der Anlage entsprechend war allem Anscheine nach für sie im Niveau der Grundmauern nur ein Haupteingang vorgesehen, das westliche Tor, durch das noch heute der Reisende in die freilich, besonders in ihrem östlichen Teile, nur ein Ruinenfeld darstellende Stadt einzieht, und das, wie wir sehen werden, im Mittelalter der persische Reisende Nâßiri Chusrau geschildert hat, während auf der Höhe der Terrasse, wie noch zu erörtern, ein nördlicher Haupteingang vorhanden war. Die Anlage ist aber, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, unvollendet; es sind nur die Umrisse der Plattform in Mauern von gewaltiger Dicke und bedeutender Höhe vorhanden. Der innere Teil der Plattform fehlt.

Die auf der Terrasse befindlichen Mauern und Gebäude rühren, wie sie jetzt dastehen, aus mohammedanischer Zeit her, wie die zahlreichen in sie eingelassenen arabischen Inschriften zeigen.

Die Grundmauern der Plattform dagegen stammen offenbar aus älterer Zeit. Die Terrasse ist nie ausgefüllt worden, und da ihr innerer Teil fehlte, so wurde der ursprüngliche Grundplan verlassen. Die Grundmauern der Plattform mußten zu Stadtmauern und die Gebäude von Martyropolis und Mîyâfârîqîn (S. 385), vielleicht schon die von Tigranokerta nach der Einnahme durch Lucullus, unterhalb der beabsichtigten Plattform im Niveau des ursprünglichen welligen Terrains angelegt werden. Und in die so zu Stadtmauern gewordenen Grundmauern der Terrasse mußten nunmehr Tore hineingebrochen werden. Demgemäß zeigt denn auch die untere Mauer, der Umriß der Terrasse, keine arabischen und überhaupt keine Inschriften mit Ausnahme je einer Stelle an der Nord- und



Farkin-Tigranokerta von der Kalah aus.
Links im Vordergrunde die Basilika, im Hintergrunde das Ostende der Hazru (Farkin)-daghlary. Rechts am östlichen Horizont die Hügel jenseits des Batman-su.

an der Ostseite, wo dieser untere Mauerzug durch ein Tor unterbrochen wird.

So gewinnt man den entschiedenen Eindruck, daß man es hier mit einer Anlage zu tun hat, deren Grundzüge aus dem Altertume stammen, während die weitere Ausgestaltung, wie sie jetzt noch in Ruinen vorhanden ist, der islamischen Zeit angehört.

Im westlichen Teile der Stadt erhebt sich nahe der nördlichen Stadtmauer ein — sei es ganz natürlicher, sei es künstlich aufgehöhter — Hügel, der, noch heute als Feste ‚Kalah' bezeichnet, die Burg und Warte dieser an sich schon festungsartigen Stadtanlage trug. Von hier aus bietet sich der treffliche Überblick über die Stadt und das östliche Vorgelände bis zur Einmündung des Farkin-su in den Batman-su und zu den Hügeln jenseits des letzteren, den unsere Abbildung wiedergibt. Meiner Aufnahme, auf der sie beruht, war das seltsame Schicksal einer einjährigen Rast in der Dunkelkammer der amerikanischen Mission zu Charput beschieden: wunderbar genug, daß der Film danach bei der Entwicklung noch etwas halbwegs Brauchbares lieferte!

Der Blick und die Aufnahmen und Visierungen von der Kalah und von Tell Min, meine Erkundungen und besonders die Autopsie meines Reisegefährten, der auf meinen Wunsch Farkin nochmals seinerseits

im Oktober desselben Jahres besuchte, ergaben für die Örtlichkeit und die entscheidenden Umstände der Lucullus-Schlacht den folgenden, unsere Lokalisierung aufs trefflichste bestätigenden Befund. Das Einmündungsdelta des Farkin-su bildet einen Teil der Ebene des rechten Batman-su-Ufers. Diese Ebene beginnt bald unter der oben erwähnten Brücke, etwa 20 km oberhalb der Einmündung des Farkin-su, und setzt sich über diese hinaus wohl noch 12—15 km nach Süden fort. Sie wechselt in der Breite zwischen 1 und 3 km und erfährt durch das Delta des Farkin-su eine Verbreiterung auf 5 km. Sie zeigt keinerlei Hebungen und Senkungen und eignet sich sowohl aus diesem Grunde, wie wegen ihrer Größe vortrefflich zum Lagerplatz für ein bedeutendes Heer, wie das des Lucullus, der von hier aus am 6. Oktober 69 v. Chr. den Angriff mit der Überschreitung des Batman-su begann. Dieser aber ist, außer zur Zeit der Frühjahrsschwelle (von Ende Februar bis Ende Mai), sowohl oberhalb wie unterhalb der Brücke überall furtbar: das Wasser soll den Pferden bis zu den Knien reichen. Nur an den Stellen, wo das im allgemeinen ca. 40—50 m breite Flußbett eine Verengerung (ca. 30 m) erfährt, mag die Durchwatung Schwierigkeiten bieten. Ausnahmen werden auch durch heftige Regengüsse bedingt, die den Fluß auf ein bis drei Tage unpassierbar machen. Gerade gegenüber diesem Lagerplatz erhebt sich auf dem linken Ufer des Batman-su ein großes Plateau, das nach Westen, zu dem ca. 5—6 km vom Plateaurande entfernten Batman-su hin, steil abfällt, sich dagegen in südwestlicher Richtung sehr allmählich zum Flusse herabsenkt und, was von besonderer Bedeutung, nahe dem Flusse auf dieser seiner Abdachung noch wieder von einigen niedrigen Hügeln gekrönt wird.

Und was das Wichtigste: gerade an und gegenüber der Stelle, wo die Abdachung des Plateaus den Fluß erreicht, macht der Batman-su, der bis dahin genau nordsüdlich fließt, in seiner vollen Breite eine entschiedene Biegung nach Westen (S. 384), sie beträgt heute etwa 35°. Aber sie ist durch Anschwemmungen verringert. Nach der Richtung der ursprünglichen steilen Uferränder zu urteilen, muß sie vormals gut 50—60° umfaßt haben. An dieser Stelle befindet sich nun auch zu beiden Seiten des Flusses eine kleine Uferebene, während am Lagerplatz des Lucullus der westliche Uferrand 4—5, der jenseitige östliche 3—4 m steil abfällt. So fließt der Batman-su etwa 12 km weit in südwestlicher Richtung, um dann wieder eine mehr südliche Richtung anzunehmen und bis fast zur Mündung beizubehalten.

Versetzen wir uns nun in die Zeit der Belagerung Tigranokertas durch Lucullus (September 69 v. Chr.).

Sehnsüchtig wird von den Eingeschlossenen Tigranes mit dem Entsatzheere erwartet. Nur von Nordosten her, aus dem von den Römern nicht besetzten und überwachten Gebiete kann er kommen, und zwar war der gegebene Versammlungspunkt die große Ebene von Musch, von der aus später, wie wir sehen werden, Corbulo, von Artaxata kommend, den Marsch gegen Tigranokerta unternommen hat, während in entgegengesetzter Richtung die zehntausend Griechen aus dem Gebiete unweit des linken Batman-su-Ufers auf dem gleichen Wege nordwärts gezogen sind.

Endlich am 5. Oktober 69 v. Chr. wurden vom Burghügel aus auf den Höhen jenseits des Batman-su Truppen und Heerzüge sichtbar. Wachtposten — Spuren des von Appian erwähnten Kastells sind auf den Hazru-Bergen noch heute erkennbar — mögen sie schon früher bemerkt und gemeldet haben.

Gleichzeitig, wenn nicht früher, ward natürlich auch Lucullus durch seine Späher von dem Herannahen des feindlichen Heeres unterrichtet, die Höhen südlich der Stadt und nach dem Batman-su hin der Tell-Min und die übrigen kleinen Erhebungen waren für ihn die gegebenen Beobachtungsposten. Der drohenden Zurufe der Belagerten von den Mauern herab (Plutarch, Luc. 27) wird es schwerlich bedurft haben, um die Römer aufmerksam zu machen.

In einem eilig berufenen Kriegsrate entschied sich Lucullus — im Gegensatz zu den Ansichten seiner Unterfeldherren, die teils für die Aufhebung der Belagerung, teils für einen Kampf unmittelbar vor den Toren von Tigranokerta stimmten — unter Aufrechterhaltung der Belagerung, den Feind zu schlagen, ehe dieser sich der belagerten Stadt nähern konnte. Er ließ ein Zernierungskorps von 6000 Mann unter Murena vor Tigranokerta zurück. Mit seiner Hauptmacht zog er dem Tigranes entgegen.

Der Weg für diesen Abmarsch war ihm durch das Gelände unweigerlich vorgezeichnet. Lucullus mußte die tief eingeschnittene Schlucht des Farkin-su benutzen, die zudem — was immerhin als ein Vorteil empfunden werden konnte — seine Bewegungen den Blicken des Feindes völlig entzog. In der Uferebene des Batman-su lagerte sich Lucullus angesichts des armenischen Heeres, das das hügelige Gelände jenseits des Batman-su, besonders das oben geschilderte Plateau und dessen Abdachung, besetzt hatte. Mithradates hatte dem Tigranes aufs dringendste widerraten, sich mit den Römern in eine Schlacht einzulassen, bevor er selbst mit dem zweiten Heere, das er zu bilden im Begriff stand, zu ihm gestoßen wäre. Er hatte ihm deshalb als Berater den

Taxiles beigegeben, der aus eigener Erfahrung die überlegene Taktik der Römer kennen gelernt hatte und das blinde Vertrauen des Armenierkönigs in die gewaltige Überzahl seiner Truppen vergeblich zu erschüttern suchte.

Als jetzt Tigranes die verhältnismäßig geringfügige Truppenmacht der Römer sich gegenübersah, bemerkte er spöttisch, „für eine Gesandtschaft wären es der Römer viele, für ein Heer doch gar zu wenige!“ und auch die armenischen Generale konnten sich des Spottes nicht genugtun.

Am folgenden Tage (6. Oktober) sollten sie aufs schmerzlichste und gründlichste von ihrem Irrtum geheilt werden.

Und nun zu den Vorgängen der Schlacht, die auch den in Tigranokerta Eingeschlossenen von der Burg aus im wesentlichen sichtbar wurden.

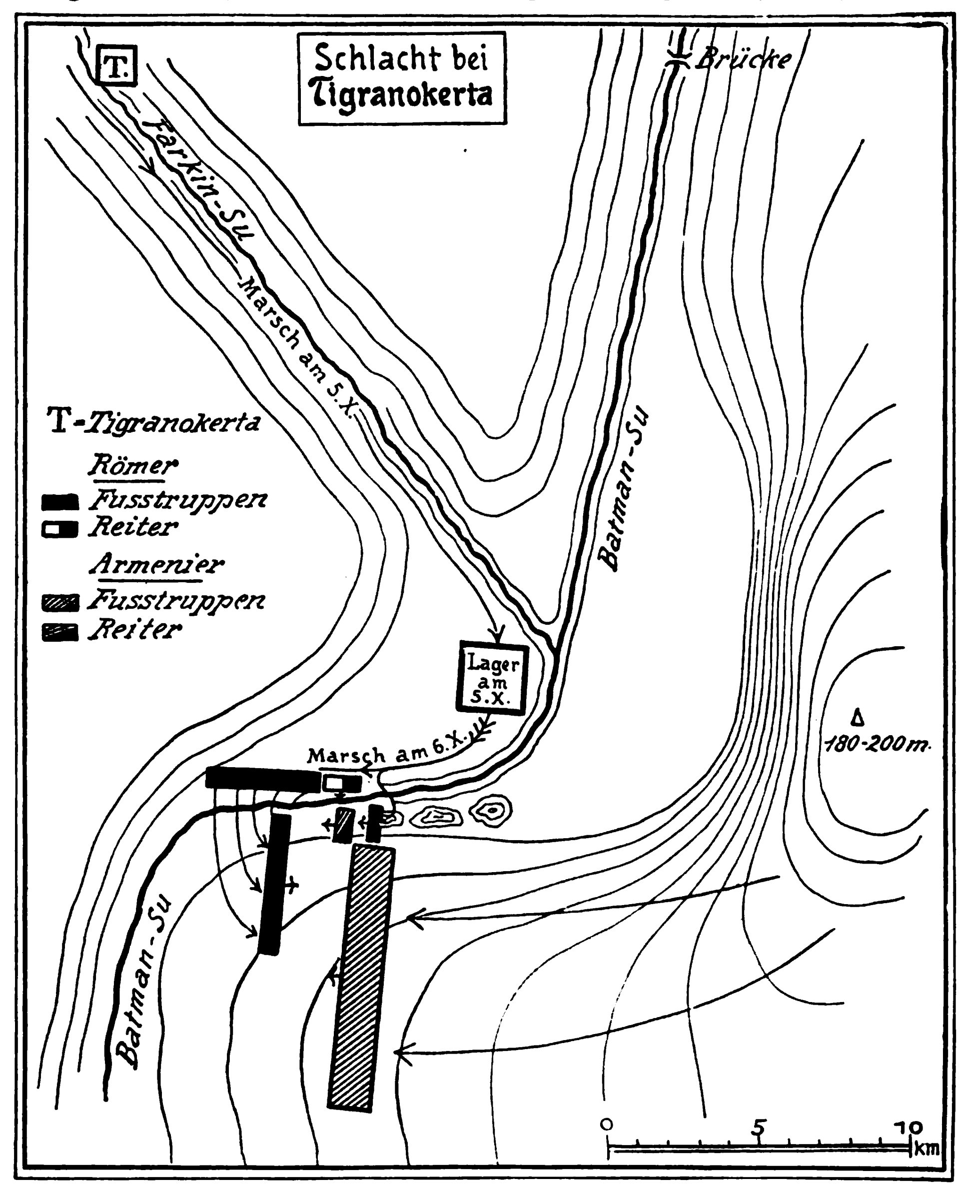
Am frühen Morgen begannen die Reihen der Römer sich zu entwickeln. Aber, statt sich zum Frontalangriff dem Flusse zuzuwenden und ihn zu durchschreiten, schwenken die römischen Kohorten rechts ab und ziehen westwärts, die östlich des Batman-su stehenden Feinde hinter sich lassend. Die Armenier glaubten das Spiel gewonnen und den römischen Feldherrn durch ihre Übermacht ohne Schwertstreich zum Abzug veranlaßt zu haben. Tigranokerta schien gerettet. Tigranes schien Taxiles gegenüber recht zu behalten und gab dem nachdrücklich Ausdruck. Aber Taxiles wies auf die blanken Schilde und Helme, von denen die Überzüge entfernt waren, hin: nicht zum Abmarsch, sondern zum Angriff seien die Römer gerüstet. Und in der Tat, Lucullus dachte nicht an den Abzug; ja es ist zweifelhaft, ob bei seinen Maßnahmen die Absicht, die Armenier zu täuschen, auch nur nebensächlich in Betracht kam.

In erster Linie handelte es sich für ihn jedenfalls um die Ausnutzung der Vorteile des Geländes. Der Steilabfall der Uferränder am Lagerplatze des Lucull bot ein bedenkliches Hindernis, schon für die Ordnung beim Beginn der Durchfurtung, geschweige denn für das Gewinnen des jenseitigen Ufers. So mußte Lucull jene flußabwärts belegene Stelle zu erreichen suchen, wo die Ufer beiderseits vollkommen eben sind. Da diese sich erheblich unterhalb der Westbiegung befindet, so erschien der Marsch flußabwärts als eine Abkehr nach Westen vom Feinde weg. —

An der geeigneten Stelle angekommen, ließ dann Lucull seine Truppen in Sektionen links abschwenken und den Fluß durchschreiten.

Darob große Verwirrung unter den Armeniern. „Ziehen sie wirklich gegen uns?“ soll Tigranes ausgerufen haben. Und jetzt erst begann man, überstürzt und regellos, die Heeresmassen in Schlachtordnung aufzustellen.

Den linken Flügel befehligte der König von Adiabene, das Zentrum Tigranes selbst, den rechten der König von Atropatene (S. 183). Vor




Norden = oben; Stromrichtung wesentlich südwärts.

dem rechten Flügel standen im Vortreffen die armenischen Kataphrakten — Mann und Roß von einem schweren, eisernen Panzer umhüllt

und wie in ein Gehäuse eingeschlossen und nur mit einer Lanze bewehrt.

Nach Plutarchs genauer Schilderung, die auf Lucullს eigenen Berichten fußt, wie sie der römische Historiker Sallust hatte verwerten können, standen diese Kataphrakten unterhalb eines Hügels, der selbst bequem zugänglich, hinter und über sich noch ein leicht zugängliches und breites Gelände hatte und von der Durchgangsstelle vier Stadien entfernt war; das trifft so genau wie möglich auf jene Hügel zu, die nach der oben gegebenen Schilderung den sanften Plateau-Abfall krönen, und gerade dieser Punkt bietet eine weitere Bestätigung für die Richtigkeit unserer Gleichsetzung von Maijâfâriqîn mit Tigranokerta.

Durch diese genaue Bestimmbarkeit des Kataphraktenhügels wird die gesamte Aufstellung des armenischen Heeres klar; zweifelhaft kann nur sein, ob sie mit dem linken Batman-su-Ufer einen rechten oder einen etwas spitzeren Winkel bildete.

Die Schwerfälligkeit und die ungedeckte Stellung der Kataphrakten verhalfen dem römischen Feldherrn, der sie trefflich auszunutzen wußte, zu einem leichten und schnellen Siege. Er sandte seine leichte thrakische und galatische Reiterei den Kataphrakten in die rechte ungedeckte Flanke, und während das Gros der Römer sich gegen die Front der Armenier wandte und deren Aufmerksamkeit fesselte, bog er selbst unbemerkt mit zwei Kohorten unmittelbar nach oder vielleicht schon beim Flußübergange ab und gelangte, den sanften Anstieg des Plateaus benutzend, auf den Hügel, unterhalb dessen die Kataphrakten standen und damit diesen in den Rücken. Diese, von zwei Seiten angegriffen und noch dazu, nach Lucullus' Weisungen, von den römischen Schwertern an den ungedeckten Knien und Schenkeln verwundet, gerieten ins Wanken und brachten, vor ihren Angreifern nach links ausweichend, das eigene, noch kaum in Schlachtordnung aufgestellte Fußvolk in Unordnung. So wandte sich das ungeheure armenische Heer zur Flucht, zunächst zum Lager zurück, das auf dem Plateau aufgeschlagen war, dann vor den unaufhaltsam nachdringenden Römern landeinwärts, nach Osten zu. Hier aber geht das nach Südwesten so sanft abfallende Plateau in ein sehr zerklüftetes Gebiet voller Schluchten über, deren Wände oft in einer Höhe von 30—40 m senkrecht absteigen. So erklärt es sich wiederum aus der Örtlichkeit unweit Farkin, daß das große armenische Heer vollkommen aufgerieben wurde. Tigranes selbst entkam mit Mühe; die königlichen Abzeichen, die Stirnbinde, die er seinem Sohne übergeben hatte, hatte dieser einem vertrauten Diener überlassen, der in die Hände der

Römer fiel: so schmückte Tigranes' Diadem den Triumphzug des Lucullus.

Auf jenem Hügel angekommen, im Rücken der Kataphrakten, hatte Lucull ausgerufen: „wir haben gesiegt". Reglings Vermutung, daß von diesem Siege der ältere Name Nicephorius, „Siegbringer", des Batman-su herrühre, — der in byzantinischer Zeit als Nymphius bezeichnet wird, — hat vieles für sich. —

Nach dem Siege nahm der römische Feldherr die Belagerung Tigranokertas mit seinem ganzen Heere wieder auf. Die Eroberung der äußerst festen Stadt wurde ihm schließlich durch die Mithilfe der in der Stadt mit eingeschlossenen Griechen, die mit den armenischen Befehlshabern in Zwiespalt geraten waren, erleichtert.

Für jenes Plateau, an dessen Fuße sich die Lucullus-Schlacht entschieden hat, wurde meinem Reisegefährten nachmals ein kurdischer Name genannt, der „Ort des Pfeilschießens" bedeutet. An sich ist es keineswegs ausgeschlossen, daß sich die Erinnerung an ein so entscheidendes Ereignis in der Bezeichnung der Örtlichkeit erhielt. Aber der kurdische Name müßte, da die Kurden erst verhältnismäßig junge Ankömmlinge in diesen Gebieten sind, aus einer älteren armenischen Bezeichnung übersetzt sein — eine Annahme, die ihre sehr großen Bedenken hat.

An die kurdischen Verheerungen, deren Schauplatz gerade das Gebiet von Farkin um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen ist, wird man freilich nicht denken dürfen, da damals die Kurden wohl längst mit Feuerwaffen ausgerüstet waren. Wohl aber könnte in den ersten Zeiten der kurdischen Besiedlung (S. 388) ein solches „Pfeilschießen" stattgefunden haben, so daß wir hier mit einer unbewußten Erinnerung an die Lucullus-Schlacht nicht sicher rechnen dürfen.

Bestimmter und von größerer Bedeutung ist eine andere Erinnerung, die Farkin mit Tigranokerta in Beziehung setzt.

Den heutigen Armeniern gilt als Stätte Tigranokertas Dijarbekir, das sie noch heute so bezeichnen, so beispielsweise auf einem Empfehlungsschreiben, das mir von Mosul aus nach Dijarbekir mitgegeben wurde, und das, da ich nicht dorthin gelangte, in meinem Besitz blieb. Diese Gleichsetzung ist, wie allgemein zugegeben wird, falsch: Dijarbekir ist der moderne Name der uralten, schon in assyrischer Zeit bezeugten Stadt Amida. Der ältere Name hat sich neben der offiziellen Bezeichnung im türkischen Kara-Amid, d. i. „das schwarze Amid", erhalten.

Diese Gleichsetzung geht denn auch keineswegs in die älteste Zeit armenischer einheimischer Geschichtsschreibung zurück, ist aber immerhin seit Jahrhunderten fest bei den Armeniern eingewurzelt.

Nun steht im Süden von Farkin unter anderen außerhalb der Stadt und ihrer Mauern befindlichen Anlagen namentlich ein sehr schlanker und zierlicher, viereckiger Turm, an den sich im Munde der armenischen Bevölkerung folgende Überlieferung anknüpft. Im Sommer sei Tigranes von seiner Hauptstadt Dijarbekir-Tigranakert regelmäßig nach Farkin gekommen; dann seien die Glocken auf diesem Turme geläutet worden.

Das ist nun sicher falsch; denn der Turm erweist sich durch sein ganzes Aussehen und durch die herumlaufenden Inschriften als ein Werk aus islamischer Zeit, und so hat er auch niemals Glocken gehabt. Um so bedeutsamer ist die Sage; denn sie beweist, daß eine Erinnerung an Tigranes an dieser Stätte fortlebt. Da aber bei den Armeniern offiziell und allgemein Dijarbekir als Stätte von Tigranokerta gilt, so konnte die alte und richtige Überlieferung nur durch einen unbewußten und durchsichtigen Kompromiß gerettet werden, indem Farkin zur zweiten, zur Sommerresidenz Tigranes' gemacht wurde.

Im gleichen Sinne bedeutungsvoll ist eine Beobachtung, die Taylor mitteilt: „Nach einer noch bei den Bewohnern lebendigen Überlieferung“, so sagt er, „wurde die Stadt von Nuphar, einer Schwester des Tigranes, gegründet. Auch wenn man sich hütet, solcher vagen Tradition eines unwissenden Volkes größeres Gewicht beizulegen, bleibt die Tatsache an sich bedeutungsvoll als Zeugnis für ein höheres Alter der Örtlichkeit.“ Das bleibe dahingestellt; wirklich von Wichtigkeit ist aber, daß bei den armenischen Autoren berichtet wird, Tigranes habe Tigranokerta für seine Schwester (Tigranûhi) gegründet, und wenn eine im wesentlichen gleiche Überlieferung noch bis in unsere Tage an Farkin haftet, so liegt darin ein unbewußtes Zeugnis des Volksmundes für die Identität der Stätte mit dem alten Tigranokerta.

Bisher haben wir gezeigt, daß die Stätte von Maiyâfâriqîn in eigenartiger und einziger Weise eine ganze Reihe wesentlicher Erfordernisse der Lage von Tigranokerta erfüllt und sogar Merkmale in sich vereinigt, die einander zu widersprechen schienen.

Farkin liegt am Fuße eines Bergzuges und doch in der Höhe. In seiner Nachbarschaft ist die große Ebene an einem bedeutenden wasserreichen Flusse und eine entscheidende Westwendung desselben sowie weitere Eigentümlichkeiten des Geländes der Lucullus-Schlacht nachgewiesen.

Auch zeigt die Umgebung der Stadt, sowohl nach der Ebene wie nach dem Gebirge zu, Reste sehr alter, sehr sorgfältig angelegter Straßenzüge und sonstiger Anlagen im Vorgelände, die mit den für Tigranes bezeugten außerhalb der Stadt geschaffenen Bauten identisch sein werden.

Zur völligen Lösung unserer Aufgabe bedarf es jedoch der Erörterung weiterer historisch-geographischer Nachrichten, die teils, so wie sie — irrigerweise — von der herrschenden Meinung verstanden werden, geradezu als Gegenbeweise gegen unsere Gleichsetzung betrachtet werden könnten, teils unbeachtet geblieben sind.

Es handelt sich namentlich um die Abgrenzung zwischen Armenien und Mesopotamien, den Gang der Feldzüge des Lucullus und des Corbulo, die antike Bezeichnung größerer Gebirgsgruppen, den Bereich der mygdonischen Besiedlung, die armenische Provinzialeinteilung. All das gehört, wie man sieht, in einen weiteren Rahmen und wird mit Nutzen erst, wenn wir das südwestliche und westliche Armenien aus eigener Anschauung geschildert haben werden, in einem gesonderten Kapitel (XVI) erörtert werden können.

Dabei werden auch jene auf die geographisch-historische Gesamtkonfiguration gegründeten Zweifel sämtlich zum Verstummen gebracht werden. Einstweilen wollen wir, dieses Ergebnis vorwegnehmend, an der Hand der Denkmäler und Inschriften des Stadtgebietes und seiner näheren Umgebung die Geschichte der Stadt weiter verfolgen — eine Betrachtung, die sowohl für die ältere, die Tigranokerta-Periode, interessante, die Gleichsetzung bestätigende Gesichtspunkte, wie auch für die späteren, durch die Namen Martyropolis und Maijâfâriqîn bezeichneten Zeiträume, ein mehr oder minder reichhaltiges Material ergibt.

Tigranokerta hat nämlich noch einmal in der späteren römischen Kaiserzeit, um die Zeit des jovianischen Friedens (S. 20), eine bedeutsame Rolle gespielt. Da die betreffenden Berichte sich lediglich in armenischen Quellen finden und man irrigerweise annahm, es handle sich dabei nicht um das eigentliche Tigranokerta, sondern um Amid-Dijarbekir, dem die Armenier, wie bereits dargelegt, fälschlich den Namen Tigranokerta beilegen, so blieben sie unbeachtet.

Daß es sich aber nur um die von Lucullus belagerte Hauptstadt des Tigranes handeln kann, zeigt, wie ich unter Hübschmanns Beistimmung dargetan habe, bereits der Umstand, daß die Stadt, wie in einer klassischen Quelle für die Zeit Lucults, (Eutrop VI, 9) so jetzt übereinstimmend für die späte Kaiserzeit bei den Armeniern, als in der

armenischen Provinz Arzanene belegen bezeichnet wird; durchaus zutreffend zudem, wie sich zeigen wird (Kap. XVI). An jene einer weit späteren Zeit angehörige Verwechslung mit Amid-Dijarbekir ist keineswegs zu denken. Das zeigt besonders deutlich eine Nachricht bei dem armenischen Historiker Faustus mit dem Beinamen Buzantatsi, „schwerlich“ von Byzanz, sondern aus Buzanta, einer cilicischen Stadt, der um 395—416 n. Chr. geschrieben zu haben scheint. Faustus nämlich, der Buch IV Kap. 24 Tigranokerta als in der Arzanene liegend bezeichnet, berichtet (Buch V Kap. 27), daß unter König Pap der heilige Epiphanius sich von Westen her aus der Sophanene (Gross-Tzopkh) nach Osten begab und dort, in Tigranokerta (Tigranakert), eine Märtyrerkapelle erbaute.

Denn Amid lag für Faustus wie für alle seine Zeitgenossen westlich der Sophanene (Kap. XVI) und wird zudem von ihm in ganz anderem Zusammenhange genannt und als „Stadt der Amidener“ ausdrücklich bezeichnet.

Diese späteren armenischen Nachrichten führen uns in die dynastischen, politischen und religiösen Wirren, die der jovianische Friede (S. 20) für Armenien zur Folge hatte. Sie finden sich bei Faustus von Byzanz und bei Moses von Chorene. Diese Kriege und Wirren schildert außer den armenischen Autoren, und in den Hauptzügen sachlicher als diese, der bedeutende römische Historiker Ammianus Marcellinus, der, von Haus aus Offizier, an den römisch-armenischen Kämpfen Kaiser Constantius' in verantwortlicher Stellung beteiligt gewesen war — u. a. hatte er sich lebhaft an der heldenmütigen Verteidigung der von Schâpûr II. belagerten und schließlich eingenommenen Stadt Amida-Dijarbekir beteiligt — und dem daher für die römisch-armenischen Verhältnisse eine besondere Sachkunde zur Verfügung stand. Daß in den Einzelheiten hinwieder die armenischen Autoren genauer informiert und zur Ergänzung des ammianischen Berichtes heranzuziehen sind, ist ohne weiteres verständlich.

Zeitgenossen jener von Schâpûr II. (310—337) begonnenen Kämpfe, und meist direkt an ihnen beteiligt, waren die Söhne Konstantins des Großen, ferner die Kaiser Julian, Jovian, Valens und Theodosius und die armenischen Arsakidenkönige Arsakes III. (338—367), sein Sohn Pap (ca. 369—374), sowie dessen Sohn Arsakes IV.

Betrachten wir zunächst die für uns wichtigen armenischen Nachrichten.

„Als Friede“ — der jovianische ist gemeint — „zwischen den Königen von Griechenland und Persien geworden war“ (Faustus IV Kap. 21), „rüstete der Perserkönig seine Truppen aus und überzog den“



(von den Römern preisgegebenen) „König Arschak von Armenien mit Krieg.“ Schâpûr fiel in die armenischen Grenzdistrikte, u. a. „in die Arzanene (Aldznîkh)“ ein „und eroberte und zerstörte die große Stadt Tigranakert, welche in der Arzanene im Herrschaftsgebiet des Markgrafen (‚Bdeasch‘) lag“ (Faustus IV Kap. 24). Moses von Khorene berichtet darüber (Buch III Kap. 26 und 28) noch Genaueres. Danach hat Schâpûr II. Tigranokerta einmal vergeblich belagert, dann einen Drohbrief an die Einwohner gerichtet und alsdann die Stadt, deren besonders feste Mauern bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, schließlich erobert, wobei ihm die Belagerungskunst griechischer Gefangener, die er bei sich hatte, gute Dienste leistete.

In diesem Briefe heißt es: „Ich wollte bei euch beginnend in Frieden . . . in alle benachbarten Städte einziehen. Wenn nun ihr Einwohner von Tigranokerta, die ihr die ersten seid — ich meine nicht nach euren Taten, sondern nach eurer Lage am Eingang meiner Route, — mir widersteht, so werden die anderen Städte von euch lernen, dasselbe zu tun.“

Dieser Brief betont also, daß Tigranokerta die erste Stadt ist, die Schâpûr bei seinem Einmarsche in Armenien erreichen konnte: das stimmt wiederum aufs beste zu Farkin, das tatsächlich, wie oben geschildert, am Eingange in das armenische Bergland liegt und dieses gleichsam bewacht. Und dazu fügt sich andererseits des Faustus (IV Kap. 19) Bericht über einen Einmarsch des Arschak in Mesopotamien vor dem jovianischen Frieden: „Arschak brach auf und reiste mit vielen Satrapen durch den Kanton Arzanene seines Reiches, kam hinüber und drang . . . vor bis gegenüber Nisibis, wo der Kriegsschauplatz war.“

Wie das Beispiel von Tigranokerta zeigt, gab die Tapferkeit seiner Untertanen und die Treue seiner Vasallen Arsakes III. die Möglichkeit, sich gegen Schâpûr zu halten, auch nachdem die Römer ihn im jovianischen Frieden fallen gelassen hatten. Es wurde weiter mit wechselndem Erfolge gekämpft, Arsakes soll u. a. (Faustus IV Kap. 25) noch einen bedeutenden Sieg auf persischem Gebiete erfochten haben, wie andererseits ein persischer General schon bei seinem Einmarsch in Armenien in der Arzanene geschlagen worden sei (Kap. 28). Schließlich aber wurden die Armenier des langen Krieges müde: die armenischen Großen fielen in Menge von Arsakes ab und verbanden sich mit dem Perserkönige — an ihrer Spitze, wie Faustus (Buch IV 50) ausdrücklich berichtet, der Markgraf der Arzanene und die gesamte Provinz Arzanene. Diese Abkehr der Fürsten und Untertanen war es, die

schließlich die Gefangennahme und Einkerkerung des Arsakes (S. 20f., 374) im Gefolge hatte.

Erst sein Sohn König Pap entsandte den armenischen Feldherrn Muschegh, um alle Abtrünnigen zwangsweise wieder zum Anschluß an Armenien und an das Königshaus der Arsakiden zu bringen, und zwar geschah dies, „als der Krieg von seiten der Perser aufhörte“ und „man von jener Seite her vor Angriffen sicher war“ (Faustus IV c. 8 a. A.).

Nach Ammian (XXVII 12, 15 und 18) kam es damals zu einer Teilung Iberiens zwischen Persien und Rom (S. 102), über Armenien erlangten die persischen Gesandten vom Kaiser Valens keinerlei Zusicherung. Es war lediglich ein Waffenstillstand, der den Armeniern auf etwa 2—3 Jahre Ruhe verschaffte, bis Pap von Valens wegen seiner Hinneigung zu Schâpûr zur Verantwortung gezogen und getötet wurde (374 p. C.).

Die Gebiete, die von Muschegh zu Beginn dieser Friedenszeit heimgesucht wurden, behandelt Faustus nacheinander in einzelnen kurzen Kapiteln (V 9—19), besonders ausführlich wiederum (V 16) die Arzanene: „Muschegh wandte sich dann nach der Arzanene („dem Gebiete Aldznîkh“) und schlug das Land mit gewaltigen Streichen, weil auch sie von dem Könige der Armenier abgefallen waren. Er nahm den Markgrafen von Arzanene gefangen, ließ die Weiber vor ihm zu Tode martern und brachte deren Söhne in die Gefangenschaft. Den Verbleibenden legte er Tribut auf und setzte im Lande Arzanene Verwalter und Aufseher ein.“

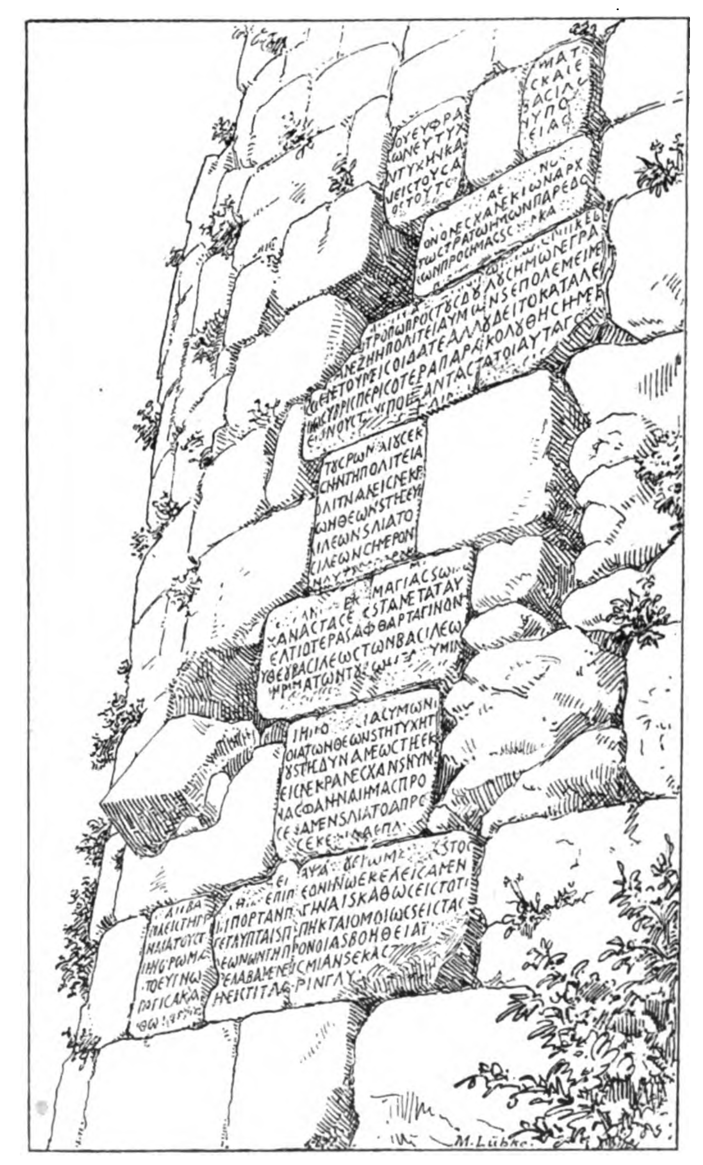
Ein in diesen Zusammenhang gehöriger Erlaß des Königs Pap an die Einwohner von Tigranokerta ist, wenn nicht alles trügt, noch heute in Farkin-Tigranokerta erhalten.

Wie bereits erwähnt (S. 398f.), ist an der dem Höhenzuge zugewandten Nordseite der untere Mauerzug in islamitischer Zeit durchbrochen und mit einem Tore versehen worden. Vor diesem Durchbruch muß sich der Zugang von Norden her, sofern ein solcher außer dem westlichen Haupteingang überhaupt vorhanden war, in dem oberen Mauerzuge befunden haben.

Dieser obere Nordzugang ist nun, wenn auch das eigentliche Tor nicht mehr vorhanden ist, noch deutlich erkennbar an der beiderseitigen gerundeten Einbiegung der hier besonders starken Obermauer und der dazwischen befindlichen breiten Durchgangslücke.

Hier nun fand ich an der linken Seite des Durchganges —, so angebracht, daß sie der von Norden in die Stadt Eintretende lesen mußte,

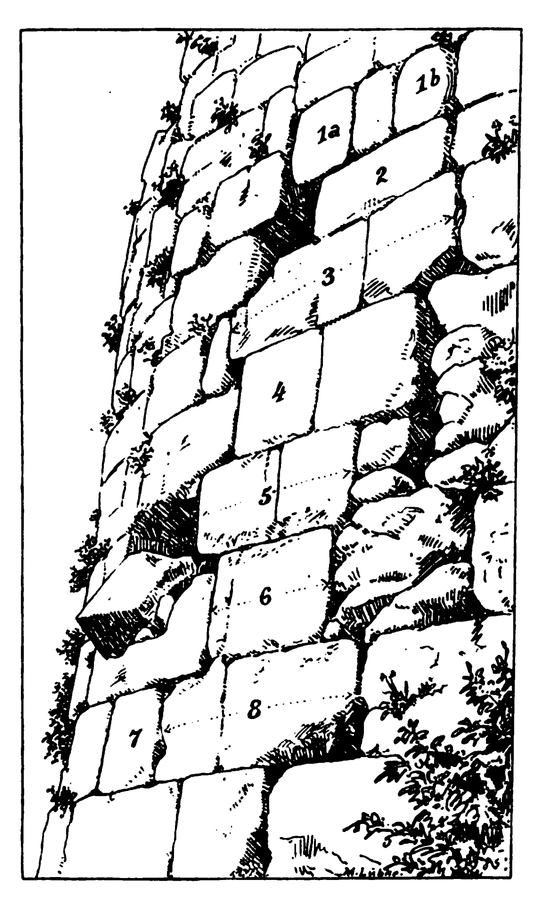
ehe er das Tor durchschritt, — eine große **griechische Inschrift**, die Taylor zwar, wie ich nachträglich feststellte, jedenfalls gesehen hat, die



Griechische Inschrift am Nordtor der Obermauer von Farkin.

aber meines Wissens niemals besprochen oder veröffentlicht worden war. Sie ist eingegraben auf acht Quadern desselben gelblichweißen Kalk-

steines, aus dem die Mauern errichtet sind, und in der Tiefe der Buchstaben zeigen sich noch vereinzelte Spuren roter Bemalung. Diese acht Quadern, von denen einige in zwei Stücke zersprungen sind, liegen in sieben Schichten übereinander eingemauert.




Lage und Zählung der Quadern der griechischen Inschrift.

Aber beim Lesen der Inschrift ergibt sich sofort, daß sie sich nicht in ihrer ursprünglichen Lage zueinander befinden.

Nicht nur fehlen Teile der Inschrift an den einzelnen, jetzt an Größe sehr ungleichen Quadern; diese selbst befinden sich vielmehr, was ihre Stellung zueinander angeht, in einer heillosen Verwirrung, so daß ich schon an Ort und Stelle zu der Überzeugung kam, die Inschrift müsse zwar einmal ursprünglich an dieser Stelle ihren Platz gehabt haben, dann aber nach einer Zerstörung des oberen Nordtores und seiner Umgebung hier nachträglich wieder eingefügt worden sein. Ersteres werden wir durch den Wortlaut der Inschrift selbst bestätigt finden.

Unter diesen Umständen bleibt, um für eine Rekonstruktion eine unmißverständliche Bezeichnung der einzelnen Bruchsteine herbeizuführen, nichts weiter übrig, als die Quadern ihrer jetzigen Stellung nach von oben nach unten und, wo mehrere nebeneinander liegen, von links nach rechts zu numerieren, wie es in der beistehenden Zeichnung geschehen ist.

Den Schriftcharakter veranschaulicht unsere photographische Wiedergabe des Abklatsches von Quader Nr. 4. Die wiederholten Be-

mühungen, diese Bruchstücke zu einem wenigstens einigermaßen lückenlosen Ganzen in der ursprünglichen Reihenfolge wieder zusammenzufügen, hatten anfänglich nur das negative Ergebnis, das Theodor Nöldeke in den Worten zusammenfaßte: „Item, es ist entsetzlich zu bedauern, daß die Inschrift, die ein ungeheuer wichtiges Dokument wäre, uns nur in diesen Fetzen erhalten ist. Hätten wir nur den Anfang, worin der König seinen Namen genannt haben muß!"

Schließlich ist es aber doch gelungen, einen ziemlich deutlichen Begriff von der ursprünglichen Gestalt und dem Inhalte zu erlangen.

Dabei hatte ich mich von Anfang an der nachdrücklichsten Unterstützung von Friedrich Hiller v. Gaertringen zu erfreuen, und schließlich wurden von Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff besonders wertvolle Vorschläge zur Lesung und Ergänzung des Textes beigesteuert.

Die Quader Nr. 8, deren Text man ohnehin, da er Anordnungen über die Anbringung der Inschrift enthält, an deren Schluß verweisen würde, ist in ihrem unteren Teile unbeschrieben. Sie gehört also der untersten Schicht des Textes in seiner ursprünglichen Gestalt an.

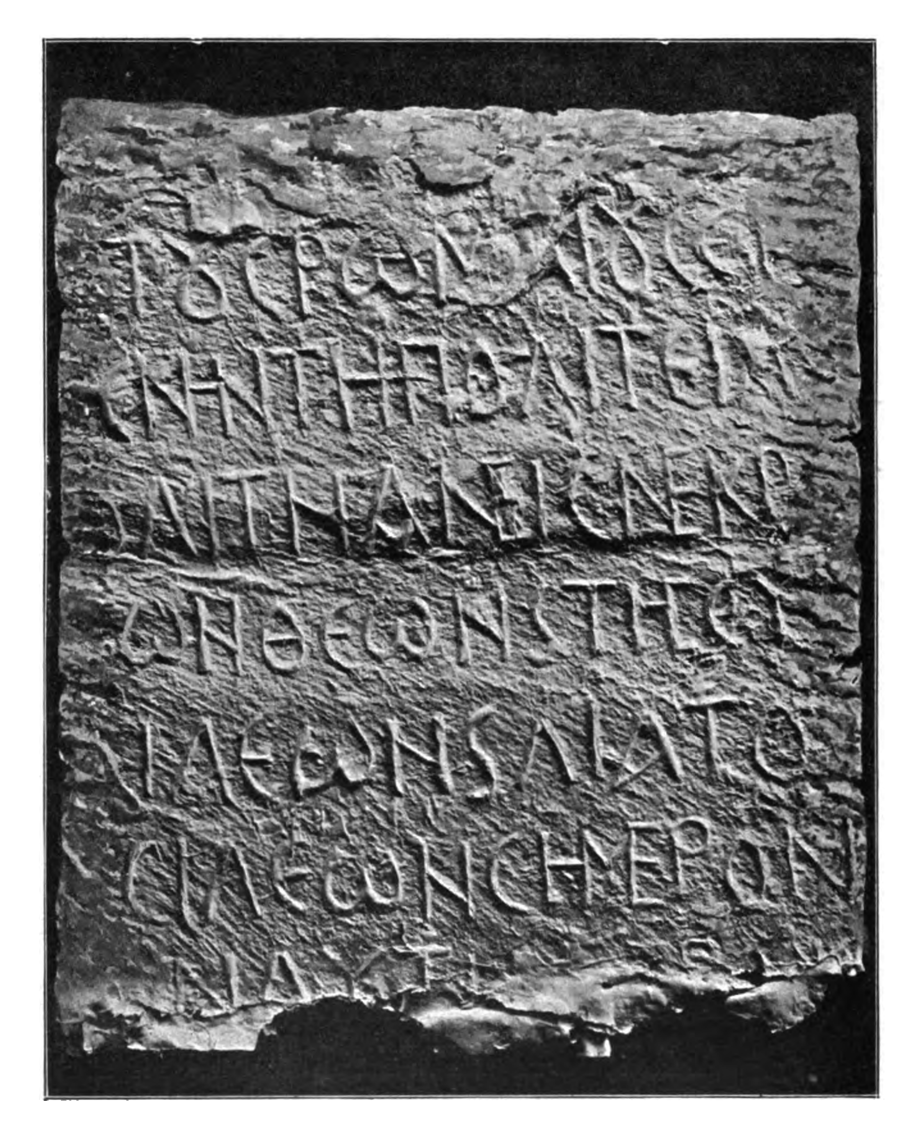
Über der ersten in größeren Bestandteilen enthaltenen Zeile dieser Quader befindet sich ein durch Abstoßungen fast durchweg beschädigtes Spatium. Nur ganz gegen das Erde hin gerade über dem *o* von *τὸ* in den Worten *ἔ[γρ]αψα. [τ]οὺς Ῥωμα[ίου]ς (καὶ) τὸ ο* befindet sich deutlich der untere Teil (ca. $^1/_8$) einer senkrechten Hasta eines I oder T (siehe S. 417, Nr. 8).

Diesem unteren Buchstabendrittel entsprechen aber die oberen Buchstabenteile (ca. $^2/_8$) am unteren Rande der Quadern Nr. 2 und Nr. 3.

Somit gehören diese der vorletzten Schicht an, deren letzte Zeile in ihrem unteren Drittel auf die unterste Schicht hinübergriff. Die Quadern sind also hier nicht etwa am unteren Rande nachträglich stärker behauen, sondern liegen in ihrem ursprünglichen, durch die Abstoßungen nur beschädigten, nicht ernstlich verminderten Umfange vor, und die Inschrift ist, wie es ihrem Wortlaute (in Nr. 8) entspricht, in die sehr regelmäßig geschichtete, ev. zu ihrer Aufnahme besonders hergerichtete Mauer (vgl. Nr. 8 Z. 3 u. 4) mit großer Sorgfalt eingegraben worden. Dazu stimmt es, daß Nr. 2 und Nr. 3 inhaltlich bequem aneinander anschließen.

Die übrigen Quadern, die keine solche Teilzeilen aufweisen, gehören also mindestens einer weiteren Schicht — der dritten von unten — an, und ferner ist eine oberste Schicht anzunehmen, die die Einleitung der Inschrift und den Namen ihres königlichen Urhebers enthielt. Es sind also mindestens vier Schichten vorhanden gewesen.

Es fügen sich ferner zueinander Quader Nr. 1 und Nr. 5 sowie Nr. 7 und Nr. 6. An die letztere Gruppe schließt sich nach einer Lücke



**Quader Nr. 4 der griechischen Inschrift nach dem Abklatsch.**

Nr. 4 an, und da Nr. 1 + 5 + 7 + 6 . . . + 4 eine für die Örtlichkeit und im Vergleich mit den übrigen viel zu lange Schicht ergeben würden, so sind sie auf zwei Schichten zu verteilen, und ergibt sich die folgende Gruppierung der erhaltenen Stücke.

## Vierte Schicht von unten.

1.

5.

## Dritte Schicht von unten.

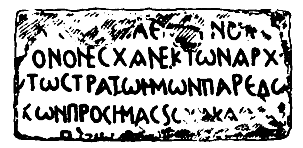
7.

6.

4.

## Zweite Schicht von unten.

2.



3.

## Unterste Schicht.

8.

0 50 100 Cm.

Die vier erhaltenen Schichten ergeben eine Höhe von 2,70 m, bei einer Buchstabenhöhe von 7 cm.

Da außerdem am Eingang der Inschrift Namen und Titulatur des Königs genannt gewesen sein müssen, so haben wir mit einer dem Auge des Lesers nicht mehr ganz leicht erreichbaren fünften Schicht zu rechnen, die deshalb und ihrem Inhalt entsprechend vermutlich in größeren Buchstaben abgefaßt war. Die mittleren drei Schichten hatten eine Länge von 4—4 1/2 m, die unterste betrug 1 1/2—2 m. War die verlorene oberste Schicht von ähnlichen Dimensionen, wie die letztere, so würden in symmetrischer Anordnung drei längere zwischen zwei kürzeren Schichten gestanden haben.

Lesung und Ergänzung der vier erhaltenen, sämtlich siebenzeiligen Schichten gestalten sich nunmehr wie folgt:

### A. Vierte Schicht von unten.

Nr. 1 — Nr. 5

⟨. . . . . . . . . . . . . . .⟩ ⟨. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .⟩

1 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

2 ἐκ τῆς πέραν τ]οῦ Εὐφρά[του] Ματ[ία]ς (καὶ) ἐ[κ] Μελιτίας (καὶ) ἐκ [Κομ]μαγίας (καὶ) Ὠ[ρρ]ω[ηνῆς --

3 τῆς τῶν προγόν]ων εὐτυχ[ία]ς καὶ ἐ[χθρῶν] ἀναστάσε[ω]ς (καὶ) τὰ μετὰ ταῦ[τα --

τὰ κατὰ τὴν ἡμετέρα]ν τύχην κα[ὶ] βασίλε[ιαν β]ελτιότερα (καὶ) ἄφθαρτα γίνοντ[αι --

5 κ]αὶ εἰς τοὺς ἅ[πα]ν ὑπὸ [τῶν το]ῦ θεοῦ βασιλέως τῶν βασιλέω[ν γίγνεσθαι οἰομένους --

[διὰ] τῆς τοῦ πράγματ]ος τούτο[υ χρ]είας [(καὶ) τῆς τ]ῶν ῥημάτων τούτων [παρ'] ὑμῖν --

7 — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

### B. Dritte Schicht von unten.

Nr. 7 + Nr. 6 . . . . . . . . . . . . . . . . + Nr. 4

1 ]σ.α ιι βαρέως τῆς πο[λιτ]είας ὑμῶν (Lücke von ca. 35 Buchstaben) τοὺς Ῥωμαίους ἐκ[

2 π]όλεις τῇ πρ[ον]οίᾳ τῶν θεῶν (καὶ) τῇ τύχῃ τ[ῇ] ἡμετέρᾳ (Lücke von ca. 27 Buchst.) μ]ένην τῇ πολιτείᾳ[

3 ]ν διὰ τοῦ στ[ρατ]οῦ (καὶ) τῆς δυνάμεως τῆς ἐκ (Lücke von ca. 34 Buchst.) π]ολιτήαν εἰς Νέκρ[αν

4 ]τὴν δύναμι]ν ἣν οἱ Ῥωμα[ῖοι] εἰς Νέκραν ἔσχαν (καὶ) νῦν (Lücke von ca. 24 Buchst.) τῆς προνοίας τ]ῶν θεῶν καὶ τῆς εὐτυχίας [

5 ]διὰ τὸ εὐγνώ[μο]νας φανῆναι ἡμᾶς πρὸ[ς τοὺς Ῥωμαίους καὶ τὸν θεὸν βασιλέα τῶν βα]σιλέων καὶ διὰ τὸ [

6 ἐσφ]ράγισα (?) κα[θὼς] ε[ἴπ]αμεν καὶ διὰ τὸ ἀπρο[σδόκητον τιτλάριν ὃ ὁ θεὸς βασιλεὺς τῶν βα]σιλέων σήμερον [ἐπέστειλε πρὸς ἡμᾶς

7 ]θω . . . . . . . . . . ς ἐκεῖνα ἃ εἴπα[μεν] (Lücke von ca. 31 Buchst.) ἐ(?)]ν αὐτῇ [ἐγ]ράψ[αμεν

## C. Zweite Schicht von unten.

Nr. 2 Nr. 3

⟨. . . . . . . . . . . . . . .⟩ ⟨. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .⟩

1 ΛΙ ΙΙΙΓ *ιαν [(καὶ) ᾧ] τρόπῳ ο[υ]νω* ΙCΙΙΙΙ *κεθ- -*

2 *(καὶ)] ᾧ τρόπῳ πρὸς τοὺς δούλους ἡμῶν ἐγράψαμεν - -*

3 *ἀνέζη ἡ πολιτεία ὑμῶν (καὶ) ἐπολέμει με[τὰ τῶν Περσῶν πρὸς τὸν πατέρα μου (καὶ)*

4 *τὸν πόλεμ]ον ὃν ἔσχαν ἐκ τῶν ἀρχ[ῶν ὡ]ς ἐγένετο, ὑμεῖς οἴδατε. Ἀλλ' οὐ δεῖ τὸ καταλε[ιφθὲν φρούριον ἔρημον ἀφεῖναι*

5 *ὧν ἕνεκα] τῷ στρατῷ ἡμῶν παρεδώ[καμεν μ]ήπως ὕβρις περισσοτέρα παρακολουθήσῃ ἢ μέρ[ος τι αὖθις ἐπαναστῇ καὶ πολεμή-*

6 *σῃ τῶν ἀρ]χῶν πρὸς ἡμᾶς (καὶ) ὅ[σα κ]ακὰ [ὑμεῖς πάσχετ]ε [μ]όνους τοὺς ποιήσαντας τὰ τοιαῦτα γε[ινώσκετε*

7 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . *ν πᾳταρ̣ ι . . . . εις*

## D. Unterste Schicht.

Nr. 8

1 *ὃ ὑμεῖς οἴδατ]ε γ[ρά]ψαι τοὺς Ῥωμα[ίου]ς καὶ τὸ ὅ[λον πλῆθος?]*

2 *[ὅπω]ς ἡμᾶ[ς] ἐπὶ πλέον γνῷ ἐκελεύσαμεν [τὰ γράμματα]*

3 *[τάδε ἐ]πὶ πόρταν παγῆναι (καὶ) καθὼς εἰς τὸ τι[τλάριν ἦν]*

4 *[οὕτως] γέγλυπται (καὶ) πέπηκται. ὁμοίως (καὶ) εἰς τὰς [πόρτας τῶν ἄλ-]*

5 *[λων πό]λεων ὧν τῇ προνοίᾳ (καὶ) βοηθείᾳ τ[ῶν θεῶν τὴν ἀρ-]*

6 *[χὴν πα]ρελάβαμεν εἰς μίαν καὶ ἑκάσ[την ἐκελεύσαμεν]*

7 *[καθὼς] ἦν εἰς τιτλάριν γλυ[φῆναι καὶ παγῆναι.]*

Der Urheber der Inschrift redet seine Untertanen als seine Sklaven an (C. Z. 2), ist also ein orientalischer Herrscher. Er spricht von dem Perserkönige als dem „Gotte, dem König der Könige" (*θεὸς βασιλεὺς βασιλέων*) und von den Römern, denen beiden er wohlgesinnt ist (B 5). Nach der ganzen Sachlage kann es nur der König von Armenien sein. Indem er verschiedene Dokumente — Briefe, die er von den Römern und von dem Perserkönig empfangen hat (B 6, D 1) nebst eigenen Äußerungen im Wortlaut anführt, wendet er sich an seine Untertanen, die Armenier. In der letzten Schicht (D) heißt es: „und damit die Gesamtheit mich besser kennen lerne, haben wir befohlen, daß dieses Schriftstück am Tore befestigt werde — und wie es in dem Dokumente lautete, so ist es eingegraben und befestigt worden. In gleicher Weise haben wir angeordnet, daß das Schriftstück auch an den Toren der anderen Städte, deren Herrschaft wir durch die Huld und Hilfe der Götter übernommen haben — an einer wie an allen — befestigt und eingegraben werde." Hieraus geht, wie schon bemerkt (S. 414), hervor, daß die Inschrift sich von Haus aus tatsächlich an dem Tore der Stadt

befunden hat, wo sie noch jetzt, wenn auch verstümmelt und verstellt, angebracht ist. Und aus welchem Anlaß die Anbringung erfolgte, ist zum Glück ebenfalls aus C ersichtlich. „Euer Gemeinwesen brauste auf und führte Krieg in Gemeinschaft mi[t den Persern gegen unsern Vater].“ Daß so, wie oben geschehen, zu ergänzen ist, wird sich sogleich erweisen. [„Aber die verlassene Feste darf nicht unbesetzt bleiben, weshalb] wir sie unserem Heere übergeben haben, damit nicht noch weiterer Übermut sich betätige oder ein Te[il unseres Gebietes wiederum aufsässig] gegen uns werde; und alles Böse, das ihr erduldet — die das allein verschuldet haben — kennt ihr.“

Danach ist offenbar namentlich die Burg von Tigranokerta (S. 399) von den Verbündeten der Bewohner verlassen und von den armenischen Truppen besetzt worden. Die Leiden, die das über sie gebracht hat, schreibt der Armenierkönig den Anstiftern des Krieges oder Aufruhrs zu. —

Eine ungefähre Zeitbestimmung ermöglicht zunächst der Schriftcharakter.

Die Ligaturen sind ungemein zahlreich; nicht selten werden drei, einmal (Nr. 3 Z. 5) sogar vier Buchstaben (H H M E) verknüpft, I + H ist von H nicht zu unterscheiden. A und A wechseln. Späte Eindringlinge aus der Kursive in die Epigraphik sind das zusammengezogene ȣ und das ⳨ als häufige Abkürzung für *καί*. Dadurch werden wir in eine dem dritten nachchristlichen Jahrhundert kaum vorausgehende Zeit verwiesen und können ebensowohl dieses wie die folgenden Jahrhunderte für die Abfassungszeit des Dokumentes in Betracht ziehen.

Damit stimmt die Grammatik. Der starke Aorist ist im Indikativ vollkommen geschwunden: *εἶπα, εἴπαμεν, ἔσχαν, πα*]*ρελάβαμεν.* Hinzu tritt *οἴδατε,* ferner *βελτιότερα* und, soweit ersichtlich, durchweg *εἰς* für *ἐν.*

Andererseits dürfen wir aus historischen Gründen nicht über die Teilung Armeniens im Jahre 387 hinabgehen. In dem so bestimmten Zeitraum kennen wir nur eine Gruppe von Ereignissen, die zu dem Tatbestand der Inschrift — dann aber auch vortrefflich — paßt: den Abfall der armenischen Landschaften und Städte unter Führung gerade der Arzanene mit ihrer Hauptstadt Tigranokerta unter Arsakes III. und die Wiedererwerbung unter seinem Sohne, dem König Pap (S. 410).

In den in A, und zwar zum Teil in eigentümlicher — von der landläufigen griechischen abweichenden, der ursprünglichen orientalischen sich nähernden — Form, genannten Landschaften Matia jenseits des Euphrat (A 2), Kommagia, Malatia, Osroene werden die Gebiete zu erblicken sein, von denen aus dem Pap die römischen Hilfstruppen gesandt worden, die ihn in sein väterliches Reich wieder einführten (vgl. S. 21).



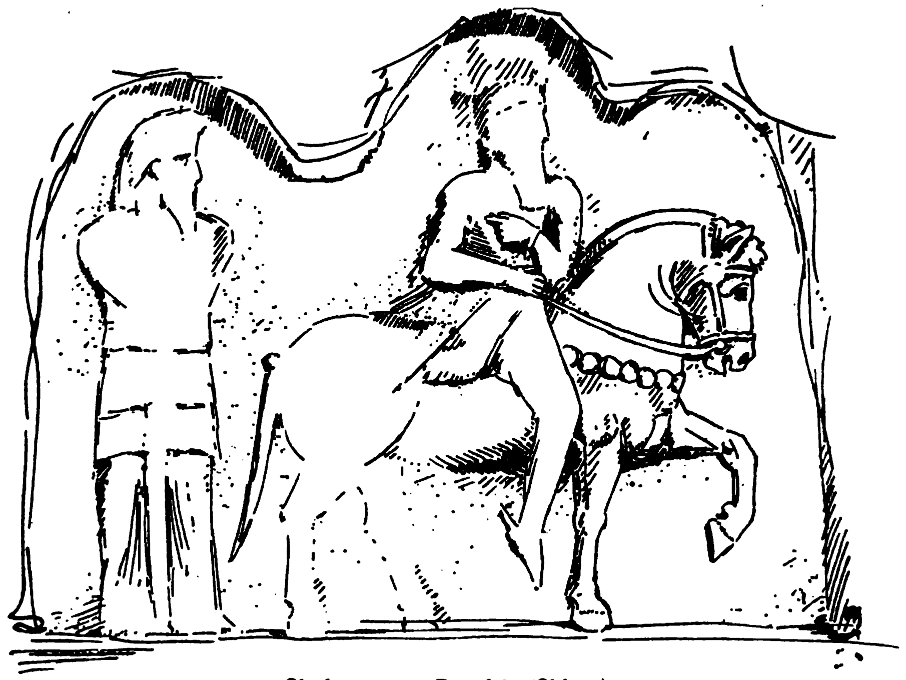
**Das kurdische Felsschloß Boschât.**

Wie vortrefflich im übrigen die Berufung auf „das Glück der Vorfahren“ und „die Niederwerfung der Feinde“ (A 3) und überhaupt die Wendungen, die von „der Huld der Götter“ und von dem „Glücke“ des Königs (B 4) sprechen, auf den Arsakiden passen, der nach einem Interregnum der Wirren sein angestammtes Reich wiedererlangt hatte, bedarf keiner Ausführung. —

Ein weiteres Zeugnis aus dieser Zeit der Wirren ist allem Anscheine nach in der nächsten Nachbarschaft Farkins erhalten. Farkin-Tigranokerta bildet den Schlüssel zu den armenischen Bergen, an die es sich anlehnt, gleich als ob der Begründer sich scheue, aus dem Hochland in die Ebene hinabzusteigen und einen Rückhalt an dem heimatlichen Hochlande suche. Und ganz ähnlich steht es um eine andere armenische Gründung weiter im Osten, die Stadtruine Zafaran, die wir später (Bd. II) näher kennen lernen werden. So bildet die alte, von Farkin nordwärts ins Innere Armeniens führende, wohl angelegte Straße den Zugang in das eigentliche Armenien. An dieser Straße liegt, auf der Höhe der Hazru-Daghlary, $2^1/_2$ Stunden von Farkin entfernt, die Kurdenfeste Boschat, in der ich nach meinem Abschied aus Farkin am Montag, den 20. Mai, bei dem dortigen Kurden Agha, dem Schwiegersohn Hadji Räschîd Aghas übernachtete.

Hier nun fand ich an dem Felsen, der die Feste trägt, ein Relief mit überlebensgroßen Gestalten, das in einer Zeichnung von E. Herzfeld nach meiner Skizze der erhaltenen Teile hier wiedergegeben wird. Haltung und Bewaffnung des Berittenen weisen nach seinem Urteil in die sassanidische Zeit. Eine Belehnungs- oder Einführungsszene kann schwerlich dargestellt sein, da dann der zu Belehnende vor dem Reiter stehen müßte. (Vgl. u. a. unser Felsrelief von Salmas S. 317.) Es handelt sich also um einen Untergebenen, dem möglicherweise der Berittene,

der nordwärts, also nach Armenien hineinreitend dargestellt ist, winkt. Nach der Örtlichkeit würde man für den Reiter in erster Linie an Schâpûr II. denken, der, wie wir ja wissen (S. 409), die südlichen Provinzen Armeniens unter Arschak alle in Besitz genommen hatte, und in dem Stehenden wäre dann ein Vertreter des von ihm unterworfenen armenischen Volkes zu erblicken. Und merkwürdigerweise weist auch die heutige Volkstradition in dieselbe Richtung. Denn Hadji Räschîd Agha, der mich auf diese Skulptur aufmerksam gemacht hatte, erklärte



Skulptur von Boschât (Skizze).

sie mir als Bild eines Feldherrn des „Schâbûr", eines Bagdader Padischah, der von Bagdad bis Erzerum geherrscht habe. Er habe Stiefel an und trage eine Mütze auf dem Kopfe. Das Bild sei älter als Mohammed, ja älter als Jesus. Wieder ein interessantes Beispiel, wie die Überlieferung im Volksmunde richtige und falsche Züge bewahrt und vereinigt. —

Die Anbringung der Skulptur nach Arschaks Gefangennahme ging also dem am Tore von Tigranokerta angebrachten Erlasse seines Sohnes nur um wenige Jahre voraus.

In dieser Inschrift, die von Pap, — einem der wenigen auch in der

klassischen Literatur bedeutsam berücksichtigten armenischen Könige, — um 372 n. Chr. gesetzt wurde, haben wir ein, wenn auch leider verstümmeltes Dokument aus der Spätzeit Tigranokertas gewonnen, und zwar aus einer Periode, die nicht bloß politisch, sondern auch kirchengeschichtlich bewegt und bedeutsam gewesen ist; denn gerade unter Pap war es, wo der heilige Epiphanius die erste Märtyrerkapelle in Tigranokerta gründete (S. 408). Daß in der den Grenzen so nahe belegenen alten Hauptstadt die religiösen Kämpfe mit besonderer Schärfe geführt wurden, und daß gerade hier Schâpûrs zur Förderung des Parsismus getroffene Anordnungen besonders zahlreiche Opfer unter den Bekennern des Christenglaubens forderten, ist durchaus begreiflich. So bietet die letzte Erwähnung des in der Arzanene belegenen Tigranokerta bereits die Überleitung zum Fortbestehen der Stadt unter dem Namen Martyropolis, das bald als vorgeschobener Posten unter römischer Herrschaft eine hervorragende Rolle spielen sollte (S. 22).

König Pap nämlich wurde nach längerer Regierung von dem Kaiser Valens, dem er verdächtig geworden war, beseitigt. Paps Sohn Arschak IV. aber war es, der die zwischen Theodosius dem Großen und dem Sassaniden Schâpûr III. vorgenommene (S. 21) Teilung Armeniens (387 n. Chr.) erleben mußte. Als römischem Vasallen verblieb ihm die kleinere westliche Hälfte und Großarmenien, während der größere Teil des Landes an Persien kam, unter dessen Oberhoheit ein anderer Arsakide Chosrov dort die Herrschaft führte. Als nach Arschaks IV. Tode (um 390/91) Großarmenien direkt unter römische Verwaltung gestellt wurde, gelangte als Hauptstadt der römischen Grenzsatrapie (S. 19) Sophanene (Kap. XVI) die Stadt Martyropolis politisch wie kirchlich zu hoher Bedeutung.

Ihren Mittelpunkt und ihre Hauptzierde bildete die Märtyrerkirche, welche — offenbar an Stelle jener vom heiligen Epiphanius gegründeten Kapelle — unter Kaiser Theodosius II. (408—50 n. Chr.) der heilige Marutha dort gründete. Martyropolis ward dessen Bischofssitz und bildete seiner Lage und kirchengeschichtlichen Bedeutung nach den geeigneten Ausgangspunkt für dessen Bemühungen um die Verbreitung des Christentums unter den Persern.

Von dieser Kirche, die als Wahrzeichen der nach ihr benannten Märtyrerstadt im Laufe der folgenden Jahrhunderte noch weiter ausgebaut und ausgeschmückt sein wird, sind heute noch Ruinen erhalten, die dem Beschauer von der einstigen Großartigkeit und Pracht der Anlage einen höchst eindrucksvollen Begriff geben.

Diese Basilika liegt (s. Abbildung auf S. 399) im Innern der Stadt, also unterhalb des Niveaus der Plattform (S. 395; 398). Drei Längsschiffe und die Apsis sind großenteils erhalten. Die äußere Längswand hat 15 große Fensteröffnungen, die der Apsis gegenüberliegende Querwand gibt in der Breite vier Fensteröffnungen Raum, die sich in zwei Stockwerken übereinander wiederholen.

Die beiden reich mit Ornamenten verzierten Bögen der Apsis, der vordere und der innere, erheben sich auf Eckpilastern korinthischen Stiles. Taylor hebt noch das feine Netzwerk an den Säulenkapitellen und einen breiten Gürtel oder Fries von Trauben und Blattwerk als Ausschmückung des Inneren der Kirche hervor. Möglich, daß ich darauf bei der Kürze meines hauptsächlich der äußeren Stadtanlage und den Inschriften gewidmeten Aufenthaltes nicht geachtet habe, denkbar auch, daß der Verfall in den letzten 40 Jahren weitere ernstliche Fortschritte gemacht hat.

Der portugiesische Reisende Antonio Tenreiro gedenkt in seiner 1560 zuerst erschienenen Reisebeschreibung noch der großartigen Bauten der Stadt und der reichen Monumente mit griechischen Inschriften sowie der schönen vortrefflich ausgeführten Malereien, die sie enthielten. Er weiß auch, daß sie von den Mongolen zerstört wurde und berichtet, daß sie von jakobitischen Christen spärlich bewohnt sei.

Im Stadtgebiete, am Fuße des Burghügels, sah ich mindestens einen alten aus Porphyr gearbeiteten Sarkophag ohne Darstellung, wie sie im 4.—6. nachchristlichen Jahrhundert häufig waren; also gleichfalls ein Zeuge der einstigen Blüte von Martyropolis.

Jedenfalls ist, wenn noch von den kunsthistorisch gewiß sehr wichtigen Überbleibseln frühchristlicher Zeit etwas gerettet werden soll, Gefahr im Verzuge.

Als römisch-byzantinische Provinzialhauptstadt wurde dann unter dem Kaiser Heraclius Martyropolis — oder, wie es in den syrischen Berichten von vornherein heißt, Mijâfârîqîn (S. 385), danach arabisch Maiyâfâriqîn — durch die Truppen des Chalifen Omar erstmalig im 7. Jahrhundert v. Chr. erobert.

El-Wakidi (S. 378) gibt eine sehr ausführliche Schilderung von der Einnahme der Stadt: „Während Omars Feldherr Ijadh Amid belagerte, baten ihn“, so berichtet er, „zehn seiner Gefährten um die Erlaubnis, einen Streifzug nach Maijâfâriqîn zu unternehmen. Vor dem Tore angekommen, umritten sie die Stadt, bis sie auf der Ostseite bei dem Königsturm ankamen. Da sprach Hekim ibn Hischam: ‚Ich möchte, daß Gott uns diese Stadt ohne Schwertstreich in die Hände gäbe.‘ Er

hatte noch nicht seine Rede beendigt, als das Tor des Turmes sich von selber öffnete. Sie ritten auf ihren Pferden hinein und zogen eilends durch die Stadt, bis sie zu der Kirche kamen, wo sie ihre Pferde anbanden."

Man beachte die genaue Lokalkenntnis, die beweist, daß unter der sagenhaften Umhüllung ein streng sachlicher Kern verborgen ist: Das zuerst erreichte Tor ist offenbar das westliche Haupttor. Die Ostseite bildete in der Tat (S. 391) den schwächsten Teil der Feste, und an oder nahe der Nordostecke der Stadt befindet sich in der aus vorislamischer Zeit stammenden Untermauer das oben (S. 397) abgebildete, große turmartige Befestigungswerk. (Wie sehr sich nachmals die muslimischen Besitzer der Stadt um die Verteidigung der Ostseite mühten, zeigt die Anlage der doppelten Obermauer und die Inschriften, die von der Anlage einzelner Teile der Ostbefestigungen Kunde geben.) Ebenso sachgemäß ist der Zug, daß nach dem Gelingen der Überrumpelung der Torwache — denn darum handelt es sich natürlich — die Eingedrungenen sich geradeswegs zu der Kirche als dem Mittelpunkte der Stadt begeben. So gehörte nun Farkin zum Reiche des Chalifen.

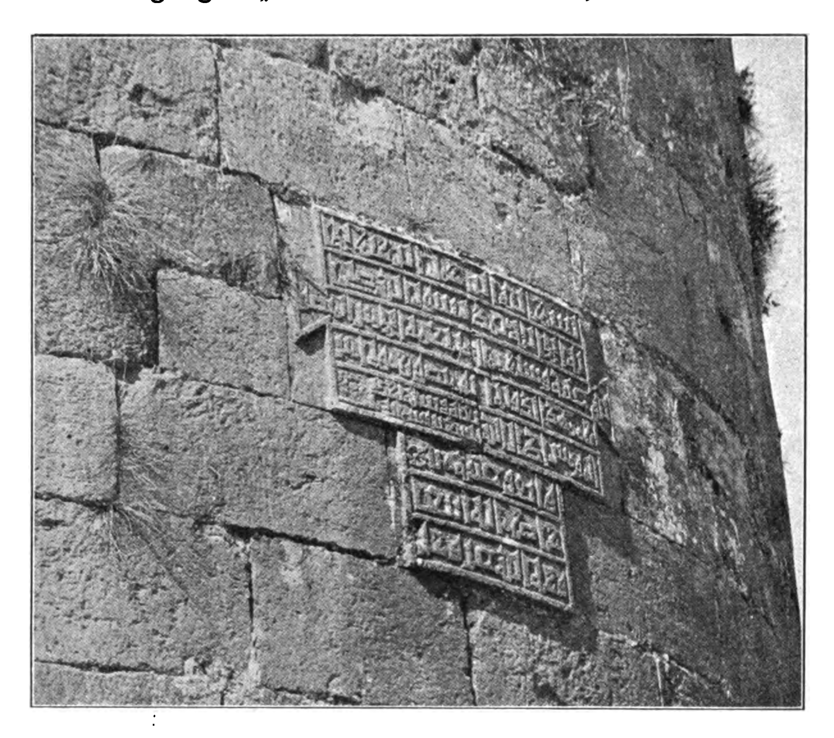
Nachdem die unmittelbare Herrschaft über diese Gebiete dem Chalifen entglitten war, herrschten hier wie in Hassan-Kêf zunächst die Hamdaniden, alsdann die Merwaniden.

Drei Söhne Merwans, des Begründers der Dynastie, haben nacheinander über Farkin geboten. Abû ʿAlî al-Ḥasan, der erste von ihnen, regierte vom Jahre 380 H. (990—991 n. Chr.) ab in Hassan-Kêf, Amid und Farkin. Nach sechs Jahren endete er durch Meuchelmord. Während aber in Amid der Mörder zur Herrschaft gelangte, folgte ihm in Farkin sein Bruder Mumahhid al-daula Abû Manßûr Saʿîd, der im Jahre 1010 von einem seiner Offiziere ermordet wurde. Daß er öffentliche Bauten in Farkin anlegte, berichtet der arabische Schriftsteller Ibn al-Azraq. Jetzt belehrt uns eine eigene Inschrift des Fürsten, daß im Jahre 1000—1001 n. Chr. ein runder, aus glatten Quadern errichteter Turm an der Nordostecke der Obermauer (S. 424) von ihm erbaut worden ist. Von Osten her waren die Angriffe der Hamdaniden zu erwarten; so ist es mehr denn wahrscheinlich, daß diese Verstärkung der Befestigungen an der dem Gelände nach besonders gefährdeten Ostseite ihnen zu wehren bestimmt war.

Bald nach Saʿîds Tode nahm sein Bruder Naßr al-daula Abû Naßr Aḥmad unter Beseitigung der verschiedenen Usurpatoren das ganze Gebiet von Dijarbekir in Besitz und dehnte seine Herrschaft im Osten bis nach Djezîreh (ibn Omar), im Westen bis nach Urfa hin aus. Seine lange Regierung — er starb erst im Jahre 1062—1063 — war nach der Schilderung der arabischen Historiker für die Kunst, die Wissenschaft und den allgemeinen Wohlstand seiner Untertanen äußerst segensreich.

Zu seiner Zeit, im Jahre 1046—1047, besuchte der persische Reisende Nâßiri Chusrau Farkin. Er schildert die große aus großen weißen Steinen erbaute Stadtmauer und die aus gleichem Material gebauten Zinnen als so vortrefflich im Stande, „als ob die Arbeiter sie eben vollendet hätten“, ferner das westliche Haupttor mit steinernem Bogen und einer ganz aus Eisen bestehenden Tür.

Er gedenkt sodann der großen Moschee und besonders der in ihrem Hofe angelegten „Latrinen mit 40 Kabinen“, die von zwei starken



Turm mit Inschrift des Merwaniden Abû Manßûr Sa'îd.

Wasserläufen — Ableitungen des durch die Stadt geführten Teils des Farkin-su (S. 391) — durchströmt werden. Der eine fließt an der Oberfläche: hier reinigt man sich; der andere ist unterirdisch und dient zur Fortschaffung der Unreinigkeiten und zur Reinigung der Gruben. In der außerhalb der Stadt belegenen Vorstadt befinden sich Karavansärais, Basare, Bäder und eine weitere große Moschee“.

Sie wird in der Gegend des oben besprochenen Minarets zu suchen sein, das aber natürlich mit dem zugehörigen Gotteshause auch aus einer späteren Zeit herrühren kann. „Dem Fürsten, der dieses Land regiert,“ so fährt Nâßiri Chusrau fort, „werden in dem öffentlichen Gebet die folgenden Titel beigelegt: ‚der größte der Emire, die Ehre des Islam, der Segen des Glaubens, der Förderer des Staates, die Zierde

der Gemeinschaft der wahren Gläubigen Abû Naßr Ahmad'. Er ist ein Greis, der das Alter von 100 Jahren erreicht hat. Man versicherte mir, daß er noch lebt."

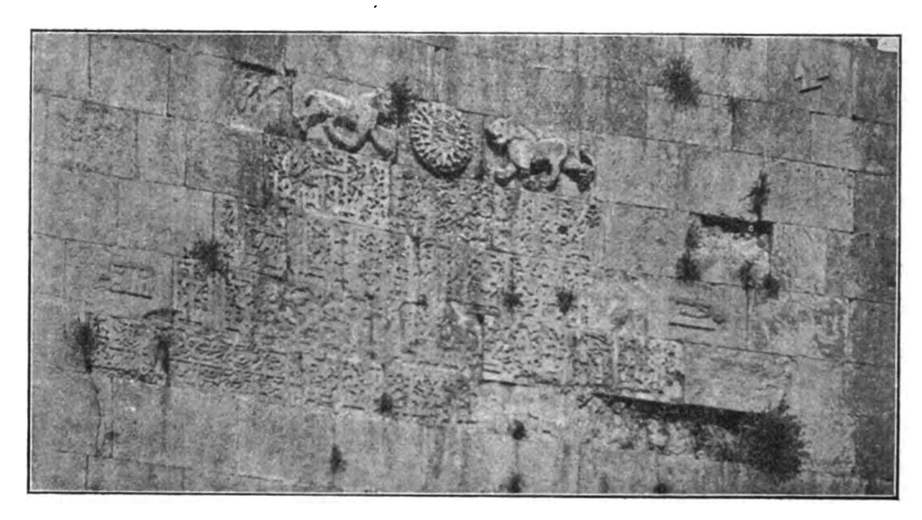
In Wahrheit war Abû Naßr Ahmad damals etwa 65 Jahre alt. Unter seinen zahlreichen Bauten werden bei den Historikern ausdrücklich Reparaturen und Zusätze an der Stadtmauer von Farkin erwähnt, und an der Nordseite der oberen Stadtmauer gibt eine, zum Teil schwer leserliche Inschrift aus dem Jahre 1025 von solchen Erneuerungen Kunde. Fast dieselben Titulaturen, wie Naßiri Chusraus Bericht, geben ihm seine beiden an der Stadtmauer von Amid angebrachten Inschriften. Diesen gesellt sich dort noch eine Inschrift von Aḥmads Sohn Abu'l Qasim Naßr, der seinem Vater in Farkin unmittelbar folgte, um nach dem Tode seines Bruders Sa'id auch in Amid die Herrschaft zu übernehmen.

Andere als diese fünf Merwaniden-Inschriften — die drei in Dijarbekir, die schon Niebuhr 1766 kopierte, die aber ziemlich unbeachtet geblieben waren, und die beiden von uns in Farkin gefundenen — sind bisher nicht bekannt; sie alle hat Max v. Berchem dem sprachlichen und geschichtlichen Verständnis erschlossen.

Den Merwaniden folgten in Farkin die Ortokiden, die, wie wir bereits sahen (S. 397), in Hassan-Kêf ihren Wohnsitz hatten, und diesen mit Saladin (Salâḥ al-dîn, dem mächtigen Gegner der Kreuzfahrer), der im Jahre 1185 n. Chr. Farkin eroberte, die ägyptischen Aijubiden, bis im Jahre 1260 die Mongolen, die bereits 1231 Maiyâfâriqîn und sein Gebiet verwüstet hatten, die Stadt eroberten und den letzten Aijubiden Muḥammad töteten. Seitdem ist die Stadt dem Verfalle preisgegeben. Über die Aijubidenzeit führt keine inschriftliche Kunde hinaus. Dagegen geben fünf von uns dort gefundene Aijubiden-Inschriften von einer erfreulichen Blüte Zeugnis.

Nachdem die Stadt noch einmal vorübergehend in ortokidische Hände geraten war, betraute (1192) Saladin, nachdem er sie zurückerobert hatte, seinen Bruder Saif-al-dîn Abu Bakr Muhammad († 1218 n. Chr.) mit der Herrschaft über Farkin, der später seine Residenz nach Achlath im Nordwesten des Van-Sees verlegte und auf seinen Münzen den Titel „König der Armenier" führt, während er in Farkin die Herrschaft (1201) seinem Sohne, Saladins Neffen, Malik Auḥad Nadjm al-dîn Aijûb überließ, dem wiederum nacheinander seine Brüder Mûsâ und Gâzî folgten.

Von Malik Auḥad ist ein sechseckiger, zum Teil aus Buckelquadern bestehender Turm der inneren Obermauer auf der Ostseite der Stadt errichtet worden, wie die an dem Turme angebrachte Inschrift bezeugt, über welcher sich eine Sonne zwischen zwei schreitenden Löwen in die Quadern eingemeißelt findet — ein Wappen, das in wenig späterer Zeit den kleinasiatischen Seldjukiden-Sultanen eigentümlich ist, hier aber sicherlich nicht etwa auf eine Abhängigkeit von den Seldjukiden deutet. Die Inschrift nimmt insofern eine sehr eigenartige Stellung ein, als die beiden Hauptarten des arabischen Schriftstils, die ältere „kufische" Eckenschrift und die jüngere Rundschrift Naschi, deren Goethe im „Westöst-



Inschrift und Wappen des Aijubiden Malik Auḥad.

lichen Diwan" gedenkt, in ihr vereinigt sind. Name und Titel des Herrschers sind in großen reichdekorierten kufischen Buchstaben, Datum (Ramazan 599 der Flucht, d. i. Mai/Juni 1203 n. Chr.) in kleingeschriebenem Naschi ausgedrückt — das einzige bisher bekannte Beispiel solcher Verbindung.

Von Malik Auhads Bruder Malik Aschraf Mûsâ (herrscht in Farkin 1210—1211) rührt die dreizeilige Inschrift her, die über jenem bereits mehrfach berührten, nachträglich in die Untermauer gebrochenen Nordtore, und zwar unmittelbar über dem Entlastungsbogen des Türsturzes, angebracht ist.

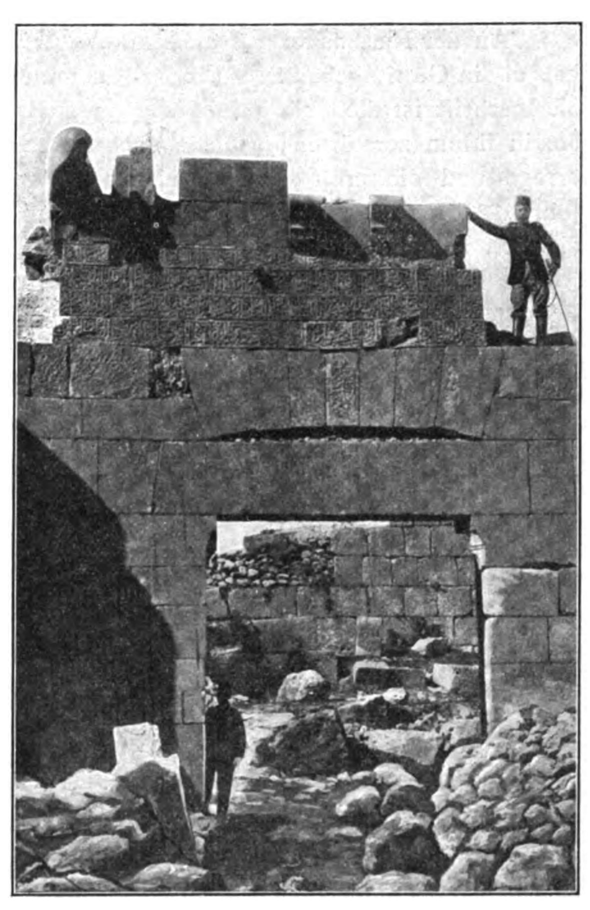
Sie ist in der für die Aijubidenzeit bezeichnenden Form des Naschi in großen, reich mit Rankenwerk dekorierten Buchstaben besonders schön ausgeführt und lautet im wesentlichen:

„Befohlen hat zu bauen dies neue glückverheißende Tor, bekannt einst unter dem Namen ‚Tor der weiten oder schönen Aussicht' und jetzt unter dem Namen ‚Tor der Frau', unser Herr, der Sultan al-Malik al-ʿAschraf, der Weise, der Gerechte, der von Allah Unterstützte, der Siegreiche, der Herr der Araber und Perser, der König der Armenier, Abul fatḥ Mūsā, Sohn unseres Herrn al-Malik al-ʿAdil Abu Bakr Muḥammad, Sohnes des Aijûb, der Helfer des Fürsten der Gläubigen. Allah mache ihrer beider Siege mächtig! Dieser Bau fand statt unter Aufsicht des armen Knechtes Abû Saʿîd Alṭunbâ und durch die Hände des angesehenen Predigers Schams al-dîn Abul-maʿâli al-Mufaḍḍal, Sohnes des Djaʿfar, Sohnes des Schâh und durch die Fürsorge des erhabenen, verehrten Pilgers Sâbiq al-dîn, der Zuversicht des Islams . . ."

Die Erwähnung eines älteren und eines jüngeren arabischen Namens beweist, daß der hier in die Nordmauer gebrochene Durchgang schon vor Sultan Mûsâ vorhanden war und von ihm nur erneuert worden ist; sie steht aber auch in Einklang mit der Beobachtung, daß sich der Nord-

eingang bis in die spätrömische (byzantinische) Zeit, wie die griechische Inschrift (S. 414; 417f.) lehrte, auf der Obermauer befunden hat, so daß dieser Durchbruch aus islamischer Zeit stammt und gleich von vornherein mit einem arabischen Namen belegt worden ist.

Die militärische Bedeutung der neuen Anlage verraten noch ein paar Kragsteine, die auf dem Bilde zu sehen sind und mutmaßlich als Träger eines eingefallenen Torerkers aus der halbzerstörten Mauer gerade über der Inschrift hervortreten. Die am Ende genannten Vermittler des Baues sind wie gewöhnlich Beamte des Gründers.



Das in die untere Mauer nachträglich gebrochene Nordtor mit Inschriften (1203 n. Chr.) des Aijubiden Malik Aschraf Mûsâ und seines Steinmetzen sowie (darüber) Fragment eines Steuererlasses.

Die Inschrift ist gesetzt bei Lebzeiten seines Vaters und Oberherrn (Saif al-dîn) Abû Bakr Muḥammad (S. 425).

Unter der Inschrift, auf den Schlußstein des Entlastungsbogens ist die Unterschrift des Steinmetzen auf vier Zeilen in ganz kleinen, undeutlichen Buchstaben eingemeißelt: „Werk des Abul-ʿalâ, Sohnes des Abul-fatḥ. Allâh erbarme sich seiner!“

Unmittelbar über der großen Inschrift befindet sich noch in einer Zeile eine Inschrift gänzlich verschiedenen Inhalts, in der genannt werden: „... der Farbstoff, das Salz, der Käse, das Getreidemessen, der Proviantmarkt ... die Baumwolle, der Sesam, der Schafmarkt, der Markt der Lasttiere, das Getränk, die Delikatessen.“ Offenbar handelt es sich hier um ein Steueraufhebungsdekret oder eine Marktpolizeiverordnung: vermutlich sollte die Steuer (Accise), die an diesem

Tore für die darin aufgezählten zum Verkauf auf den genannten Märkten bestimmten Waren beim Eintritt in die Stadt zu zahlen war, aufgehoben werden. Solche Verordnungen sind in den arabischen Inschriften, besonders Syriens und Mesopotamiens, sehr häufig. Der Umstand, daß dieses Bruchstück unmittelbar über der anderen Inschrift steht, scheint auf einen noch späteren Umbau hinzuweisen.

An der Nordmauer hat auch Mûsâ's Bruder, Malik Muzaffar Schihab al-din Gâzî, gebaut. Weit bedeutsamer aber als dieser Bau und die Inschrift ist die prächtige, aus rotem Backstein erbaute Moschee, die in ihrem zerstörten Zustande noch heute Staunen und Bewunderung erregt, und die nach einer bereits von Taylor gelesenen Inschrift im Jahre 1227 von Gâzî erbaut ist. Sie ist ein Bau mit mehreren Schiffen, die sich um eine achteckige, an das Florentiner Battisterio gemahnende Anlage gruppieren; an den Fenstern und in den Ecken des gesamten Baues sind noch heute die Reste der reichen Dekoration, besonders in der maurischen Stalaktitenmanier zu erblicken. Doch fehlt, soweit ich mich erinnere, der einst vorhandene Emaillebelag durchweg. Den Erforschern der neuerdings mit so lebhaftem Interesse verfolgten islamischen Kunst wird dieses Bauwerk gewiß eine lohnende Ausbeute bieten.

Gâzîs Moschee wird einen Neubau jenes älteren Gotteshauses darstellen, das in merwanidischer Zeit die Bewunderung Nâßiri Chusraus (S. 424) erregt hatte.

Gâzî war Zeuge des ersten Mongolensturmes. Auch sein Sohn Malik Kamil Muhammad hat (1256) vier Jahre, ehe er den Mongolen, die Maijâfâriqîn erstürmten, zum Opfer fiel, an der Nordmauer gebaut und des zum Zeugen eine von einem kräftig profilierten Rahmen umgebene Inschrift hoch an der Obermauer anbringen lassen — das letzte Blatt aus der so reichen und wechselvollen antiken und mittelalterlichen Geschichte der Stadt, die wir uns nun noch einmal in kurzen Zügen vergegenwärtigen wollen:

Von den Assyrern begründet, wurde sie später von den Armeniern besiedelt und blieb eine bescheidene Provinzialstadt, bis Tigranes, der sich hier, aus parthischer Gefangenschaft heimkehrend, die Krone Armeniens aufgesetzt hatte, sie zur Hauptstadt seines armenisch-mesopotamischen Großreiches erhob und in gewaltigem Umfange als Tigranokerta neu gründete. Von Lucullus zerstört, noch ehe sie völlig vollendet war, ist sie gleichwohl später wiederhergestellt worden und hat in der frühen wie in der späteren römischen Kaiserzeit, ihrer bedeutungsvollen Lage entsprechend, mehrfach, besonders auch in den persisch-römischen politischen und religiösen Kämpfen, eine hervorragende Rolle gespielt.

Zum Gedächtnis der großen Zahl christlicher Märtyrer, die hier im Kampfe gegen den Parsismus ihr Leben ließen, wurde im vierten Jahrhundert ein christliches Heiligtum gegründet und die Märtyrerstadt Martyropolis, die syrisch in der Folge als Mîyâfâriqîn bezeichnet wurde, zum Bischofssitze erhoben. Nach längerer Blüte von den Arabern erobert, hat die Stadt (arabisch Maijâfâriqîn) weitgehende Umwandlungen erfahren und ist eine vielumstrittene Stätte muslimischer Herrschaft und Kultur geblieben, bis im 13. Jahrhundert n. Chr. der Mongolensturm ihrer Größe endgültig ein Ziel setzte.

Gegenwärtig aber bereitet sich für die Stadt, die ihre Bezeichnung so oft gewechselt hat, eine neue Umnennung vor, da sie, wie schon angedeutet (S. 394), als Mittelpunkt des Gebiets der Siliwan-Kurden, offiziell von den Türken lediglich als Siliwan bezeichnet wird.



Tigranes.

## Vierzehntes Kapitel.

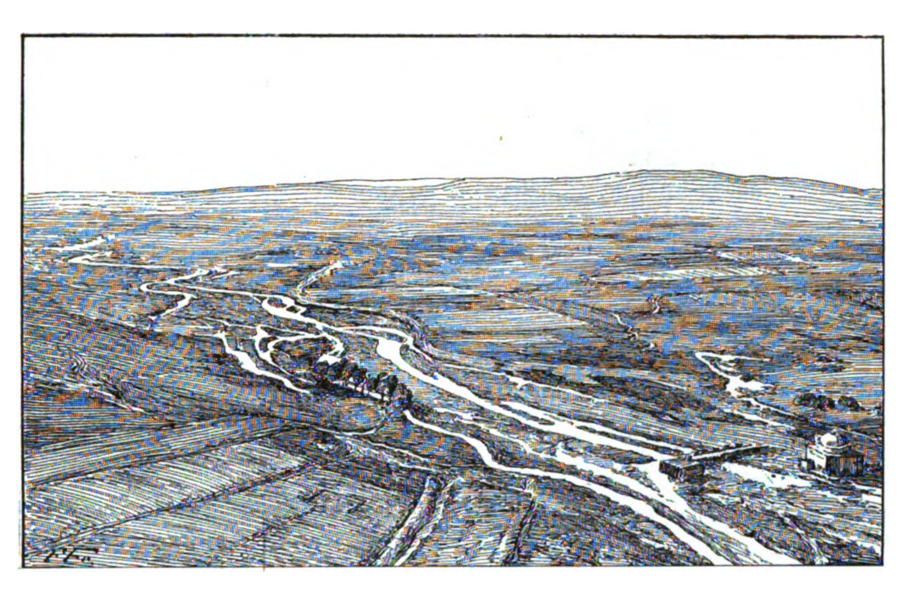
# Der Tigris-Tunnel.

Nach Lidje. — Zustand der Pferde. — Zur „Quellgrotte des Sebeneh-su“. — Schwierigkeiten beim Eindringen. — Die Felsenbrücke. — Die Inschrift Tiglatpilesers I. — Die früheren Besucher der Stätte und ihre Berichte. — Der eigene Befund. — Die am weitesten nach dem Innern zu angebrachte Inschrift Salmanassars II. — Lagerplatz. — Die obere Höhle mit Bildnis und Inschriften Salmanassars II., nicht Assurnaßirabals III. — Salpeter in der oberen Höhle. — Die zweite Inschrift an der Quellgrotte von Salmanassar II., nicht von seinem Großvater Tukulti-Ninib II. gesetzt. — Die Gleichsetzung der Örtlichkeit mit der Subnatquelle hinfällig. — Diese mit der Quelle bei Babil identisch. — Die große Tropfsteinhöhle. — Auffindung des freien Oberlaufes des Flusses: „Tigristunnel“, nicht „Quellgrotte“. — Plinius über den Tigristunnel. — Taylor. — Die vier Inschriften Salmanassars II. alle aus dem 15. Regierungsjahr. — Seine Kriegszüge. — Sein Besuch der eigentlichen Tigrisquelle, der des Westtigris im Arganagebiete. — Die hydrographischen Verhältnisse vor dem Tunneldurchbruch. — Die assyrischen Vorstellungen über Ursprung und obersten Lauf des Tigris.

Von Tigranokerta, dessen Lage nunmehr für mich feststand, strebte ich der Tigrisgrotte zu, und mein nächstes Ziel war die ihr zunächst belegene Ortschaft Lidje.

Von Boschât (S. 408) ging es (am 23. Mai 1899) durch die Hazrudaghlary weiter hinunter in ein meist weites und wasserreiches, stark vulkanisch zerrissenes Gelände, dessen Zerklüftungen oftmals einem erstarrten Strome (S. 117) glichen und auch in ihrer roten und rotvioletten Färbung wieder (S. 93) an die Umgebung des Ätna erinnerten. Es behält diesen Charakter auf mehr als eine Tagereise hin bei.

In Lidje fand ich gute und zuvorkommende Aufnahme beim Kaimmakam. Auch den Pferden wurde eine gemeinsame helle Stallung angewiesen. Als ich sie hier so vereinigt sah, wurde mir der jammervolle Zustand erst recht klar, in dem sich die armen Tiere infolge der Unmöglichkeit, geeignetes Futter zu verschaffen, befanden; den traurigen Eindruck werde ich nicht so leicht vergessen.

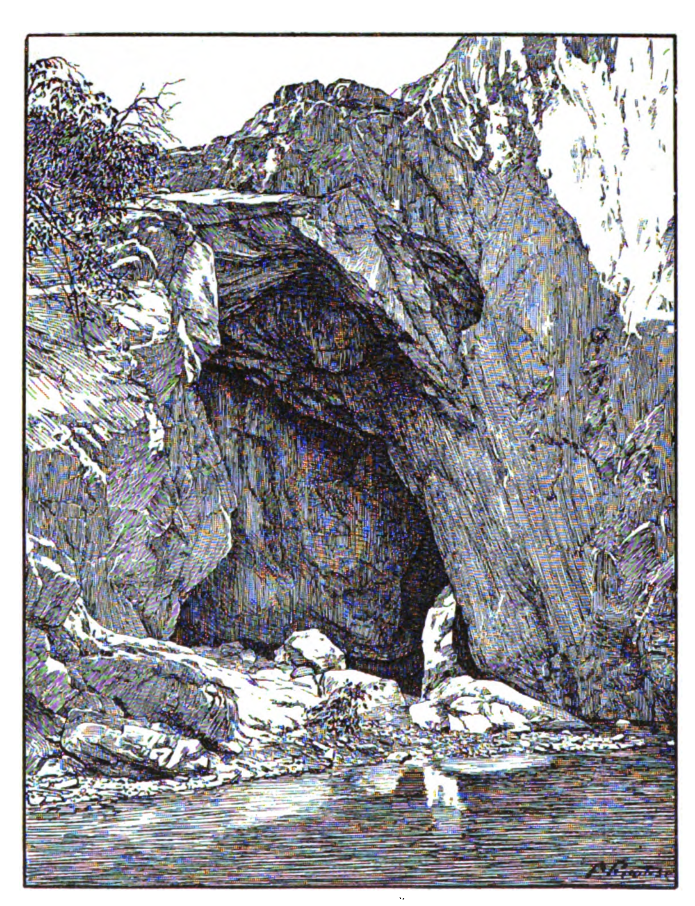


Niederblick ins Tal von Lidje aus.

In Lidje mußte wieder trotz behördlicher Unterstützung ein Kampf um die Gerste geführt werden. Militär zur wirksamen „Befürwortung“ meiner Ansprüche fehlte augenblicklich. Die Gerste, die mit minderwertigem Korn untermischt war, mußte gesichtet werden; der einzige Kurde, der für die Lieferung und Sichtung in Frage stand, weigerte sich dessen, und erst nach langem Hin und Her wurde eine keineswegs genügende Portion bewilligt.

Lidje (auch Ilidje genannt) liegt am Berghang und bietet, großenteils von Bäumen gedeckt, einen freundlichen Anblick. Ich hatte jedoch wenig Zeit, mich dessen Genuß eingehender hinzugeben, sondern traf alle Vorbereitungen zum baldigen Weitermarsch zur Quellgrotte. Daß es mir am Nachmittage des Ankunftstages nicht gelang, braucht kaum erwähnt zu werden. Ich hätte den angesehenen Kurden, in dessen Hause man mich einquartiert hatte, tödlich beleidigt, wenn ich nicht die Abendmahlzeit bei ihm eingenommen hätte. Auch war man in sehr gütiger, aber ganz überflüssiger Weise um mein Wohl und meine Reise bemüht. Ich mußte, obgleich ich mir über die nächsten Schritte vollkommen im klaren war, eine mehrstündige Beratschlagung der Honoratioren, den Kaimmakam und den Kadi an der Spitze, über mich ergehen lassen. Majewskis Zelt hatte ich schon auf dem Hinweg mit Freuden etwas außerhalb Lidjes im Dorfe erspäht und die Herrschaften kurz begrüßt. Ich ging nun noch einmal hinaus und besprach das Nähere betreffs des Zusammentreffens an der Tigrisgrotte.

Diese erreichte ich am folgenden Morgen in ca. $2^1/_2$ stündigem Marsche in WNW-Richtung. Als wir von dem nach Palu führenden Hauptweg abschwenkend, vorbei an einem kleinen Tûz-Maden (Salinenwerk), in das Seitental eingeritten waren, das zur Quellgrotte führt, und nach Erklimmung einer ziemlich hohen Scheidewand den Fluß, der der Grotte entströmt, vor uns sahen, fiel mir gleich auf, wie sehr bedeutend und wasserreich der Fluß so unmittelbar hinter seiner „Quellgrotte" sich darstellte.



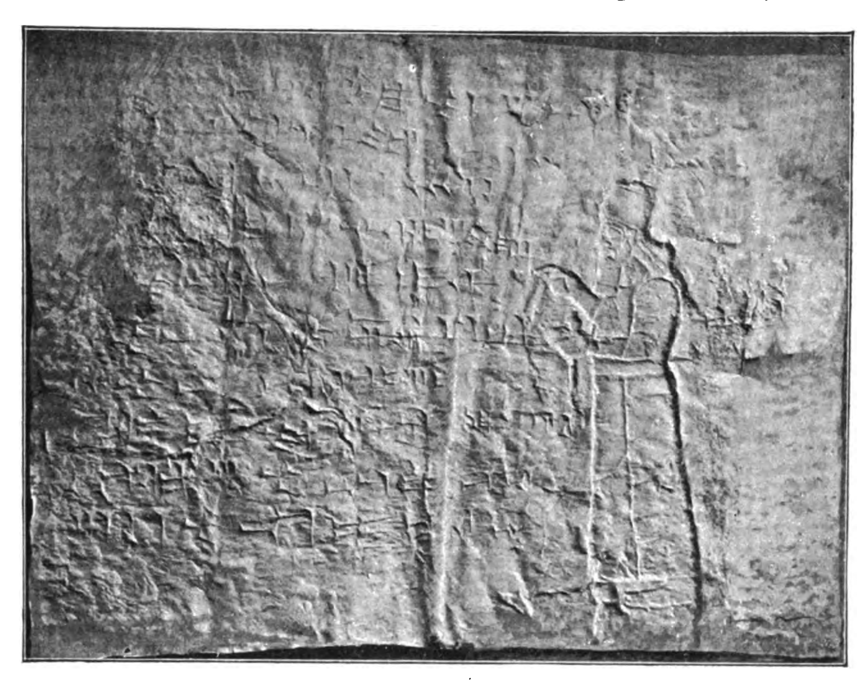
Felsenbrücke unterhalb des Tigristunnel-Ausgangs.

Es wurde zuerst versucht, direkt durch das Wasser in die „Quellgrotte" unter einer ihr in einiger Entfernung vorgelagerten Felsenbrücke hindurch einzudringen, d.h. ich erzwang den Versuch, indem ich den sich weigernden Zaptiehs ins Wasser hinein voranritt, das einzige wirksame Mittel in solchen Fällen. Tatsächlich erwies sich das Wasser aber in dem hier verengten Felsenbette als zu tief.

Wir mußten also einen Umweg machen und konnten, nachdem wir den Fluß ein wenig weiter unterhalb durchritten hatten, auf dem Landwege von der Höhe des linken Ufers aus in die Schlucht hinunterblicken, so zwar, daß die Einsicht rechts durch die dunkle Höhle der

„Quellgrotte“, links durch die Felsenbrücke begrenzt war. Um uns und unter uns eine grüne Wildnis, verschlungenes Buschwerk, hohe Bäume, blühende Wildrosen — erquickend nach der Dürre und Eintönigkeit so mancher unter den letzten Reisetagen.

Als ich nun Miene machte, in die Schlucht hinunterzusteigen, bemerkte ich zu meinem Erstaunen auf allen Gesichtern meiner türkischen Herren Begleiter, auch des Polizeikommissars, den Ausdruck großer Bedenklichkeit und unverhohlener Angst, Gefühle, die sich



Felsinschrift und Bildnis Tiglatpilesers I (nach dem Abklatsch).

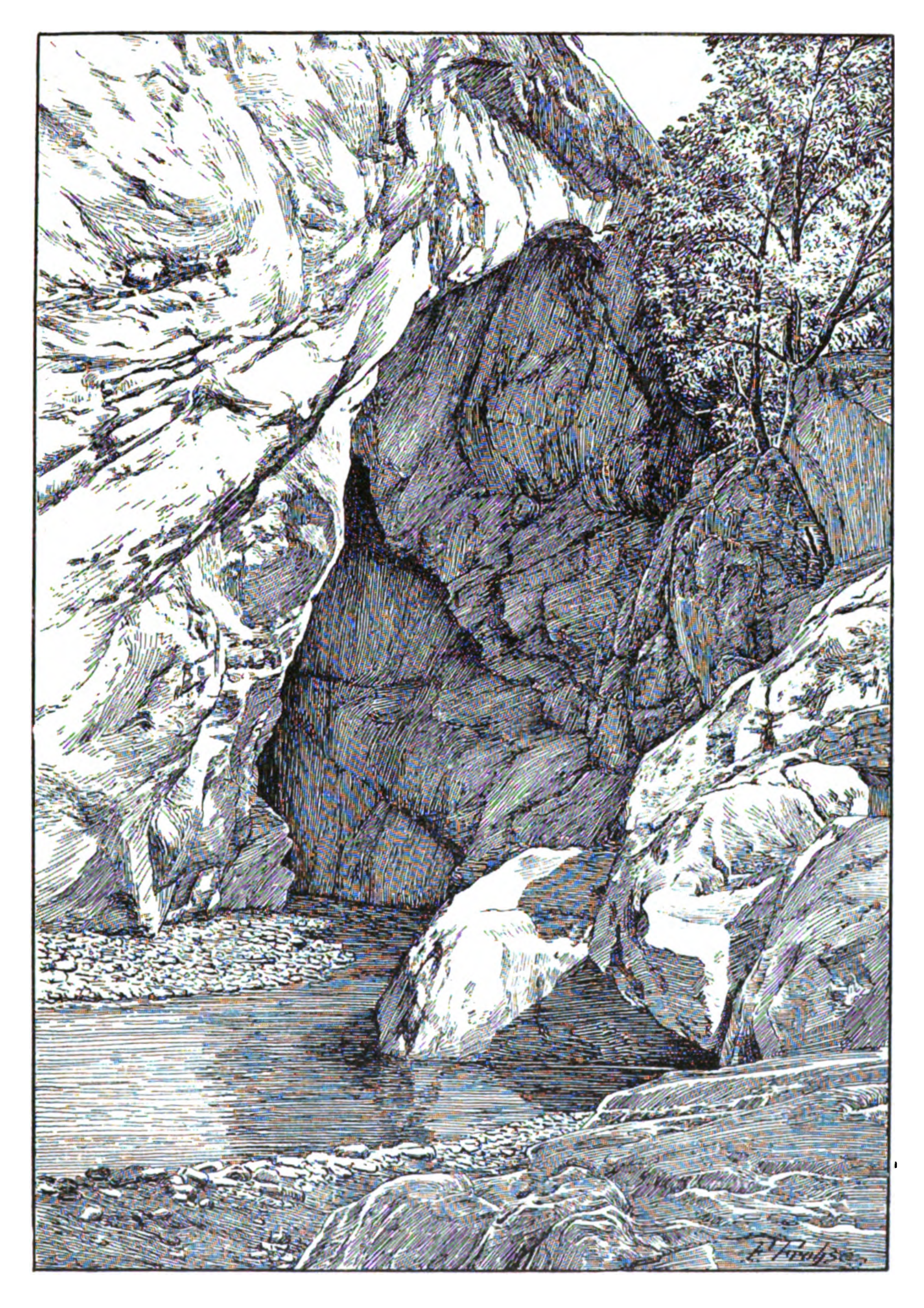
bald in die Worte umsetzten, wir müßten warten, bis Leute, die sie aus den zurückliegenden Dörfern bestellt hätten, herankämen. Auf meine Frage, ob die Gegend hier unsicher sei und etwa Räuber hier ihre Schlupfwinkel hätten, wurde mir erwidert: „Räuber nicht; aber wilde Tiere, Wölfe und Bären sind vielleicht da!“ Nun ist es allerdings richtig, daß die Höhlen, von denen es in den Bergen eine ganze Anzahl gibt, im Winter von diesen Vierfüßlern aufgesucht und bewohnt werden, aber in der von einem reißenden Bache erfüllten Sohle der Schlucht waren sie hier im Frühjahr nicht zu erwarten, und vor den Schlangen, mit denen allerdings zu rechnen war, konnten uns auch die requirierten

Dorfbewohner nicht schützen, so erklärte ich, daß wir sofort den Weg in die Tiefe anzutreten hätten, und da sie mich, der ich die Gegend nicht kannte, nicht voraus lassen wollten, mußte einer den Weg zeigen. Nun wollte, gleich den sieben Schwaben, jeder dem andern den Vortritt lassen, ein Gebaren von unvergeßlich komischer Kläglichkeit.

Unten angekommen, wurde ich von einem Kurden durch das Wasser getragen und befand mich nun an der rechten Flußseite vor der „Grotte“, der bekannten Inschrift Tiglatpilesers I. (S. 13) mit dem übrigens sehr kleinen Bildnis des Herrschers gegenüber.

So war ich denn zu der Stätte vorgedrungen, die die Assyrerkönige als die oder eine der Quellen des Tigris, ihres heimischen Stromes, betrachteten, und die sie zu erreichen strebten, wenn sie ihre Waffen nach Norden trugen. Die Wasser, die die Mauern ihrer Hauptstädte, Assur, Kalach, Niniveh bespülten, hier traten sie aus felsigem Dunkel zutage, und die Opfer, die die kriegerischen Herrscher, wie ihren Berichten zu entnehmen schien, an dieser Stelle ihren heimischen Göttern darbrachten, galten ursprünglich und ihrem inneren Sinne nach dem Gott des Stromes und der Quelle. Wenige Forscher hatten vor mir diese Stelle betreten, keiner, der die Inschriften selbst zu lesen vermocht hätte, und der mit den Umständen, denen sie ihre Entstehung verdankten, lebendig vertraut war. Ich durfte hoffen, dem Felsen selbst von den Worten, die ihm vor mehr als $2^1/_2$ Jahrtausenden anvertraut waren, mehr abzugewinnen, als es die bisher nach Europa abgesandten und erst dort gelesenen Papierabklatsche ermöglichten. Auch war nach den vorliegenden Nachrichten die Auffindung neuer, ganz unbekannter Inschriften zu erwarten. Man wird die gehobene Stimmung, mit der ich zu dem Bilde Tiglatpilesers I. aufschaute und meine Studien an den Inschriften begann, mir nachfühlen können. Aber auch ihre Steigerung durch die alle Erwartungen übertreffenden Entdeckungen, die meiner harrten, und die eine vollständige Umwälzung unserer historischen und geographischen Anschauungen über die „Quellgrotte des Sebeneh-su“ herbeiführten, möchte ich diejenigen, die mich im Geiste begleiten, mitempfinden lassen. Sie müssen daher etwas Näheres über die bis zu meinem Besuche herrschenden Vorstellungen erfahren.

Der König Assurnaßirabal III. (884—60 v. Chr.), mit dem wir uns schon mehrfach zu beschäftigen hatten (S. 13; 365 ff.), berichtet in seinen Annaleninschriften, daß er in seinem zweiten Regierungsjahre am Quellort des Subnat sein Bildnis neben demjenigen seines Vaters, Tuklat-Ninib II., und ihres früheren Vorgängers Tiglatpileser I. errichtet habe. Für den zum Tigrissystem gehörigen Fluß, der an der Stelle, wo ich heute



**Die sog. „Quellgrotte des Sebeneh-su", in Wahrheit der Ausgang des Tigristunnels.**

stand, dem Felsen entströmt, nannten die Berichte der Reisenden den Namen Sebeneh-su. Die Abklatsche der an unserer Quellgrotte angebrachten Inschriften zeigten mit Sicherheit das Vorhandensein eines Bildnisses und einer Inschrift Tiglatpilesers I., und man hatte allen Grund, nach dem, was die Abklatsche boten, je eine weitere Inschrift als von Tukulti(Tuklat)-Ninib II. und von Assurnaßirabal III., seinem Sohne, herrührend anzusprechen. Somit erkannte man in der „Quellgrotte des Sebeneh-su" die von Assurnaßirabal genannte Subnatquelle.

Ferner hatte Salmanassar II. (860—26), Assurnaßirabals III. bedeutender Sohn (S. 13), wie er in den verschiedenen Fassungen seiner Annalen berichtet, auf seinen wiederholten Kriegszügen gegen Norden und speziell gegen unsere Urartäer wiederholt die Tigrisquelle besucht, und da sich unter den Abklatschen aus der „Quellgrotte des Sebeneh-su", welche der in türkischen Diensten stehende Ingenieur Sester im Jahre 1883 genommen hatten, auch solche einer Inschrift Salmanassars II. gefunden hatte, so folgerte man, daß die Subnatquelle eben die von Salmanassar II. besuchte Tigrisquelle sei.

Salmanassar hätte danach den Hauptstrom genannt, wo sein Vater Assurnaßirabal III. den dem Quellarme besonders zukommenden Namen bevorzugte.

Keiner der früheren Besucher, weder Taylor, der im Jahre 1862 die Örtlichkeit neu entdeckte und die ersten Abklatsche nach Europa sandte, noch Sester, noch Naumann, der als letzter vor mir die Grotte (1890) besuchte, hatten über den Standort der Inschriften irgendeine ausreichende Kunde gegeben. Hier Klarheit zu schaffen, war meine erste Aufgabe. Sämtliche Inschriften stehen an der im Sinne des Flußlaufes rechten Felswand, am weitesten flußabwärts die Inschrift Tiglatpilesers I. (A). Weiter, dem Innern der Höhle zu, erblickte ich an sehr unregelmäßiger, stark verwitterter Felsenfläche die „Inschrift Tukulti-Ninibs II." (B), erkennbar an dem sie begleitenden Königsbilde. Dieses blickt ebenso wie das Bildnis Tiglatpilesers I. in der Flußrichtung aus der Höhle heraus und wirkt wie jenes ernüchternd durch seine kleinen Dimensionen. Noch weiter flußaufwärts findet sich eine dritte Inschrift (C) eingegraben, und bereits im Inneren der Höhle, hinter einem auf unserer Abbildung deutlich erkennbaren kleinen Felsenvorsprung, fanden sich an einer vierten Stelle weitere Keilinschriften angebracht. Die letztgenannten beiden Inschriften mochten von Assurnaßirabal III. und Salmanassar II. herrühren, und so schien der Befund an Ort und Stelle die aus den Abklatschen gezogenen Schlüsse aufs beste zu bestätigen. An der Felswand, flußabwärts unterhalb der Inschrift Tiglatpilesers I., wäre reichlicher

und bequemerer Raum für die Anbringung von Inschriften gewesen. Aber anscheinend hatte jeder spätere Herrscher dem Ursprungsort des Flusses im Inneren des Felsens näher kommen wollen als sein Vorgänger. Auch mich reizte die am weitesten nach innen zu angebrachte Inschrift, um so mehr, als die günstige Tageszeit sogleich ausgenutzt werden mußte: es war klar, daß nur die Strahlen der sinkenden Nachmittagssonne ins Innere der gegen Westen offenen Höhle dringen konnten. Durch eine kleine im Flußbett gelegene Felseninsel gelang es mir mit Hilfe meiner kurdischen Begleiter, ziemlich trockenen Fußes dorthin zu gelangen und auf der zum Glück vor der Inschrift vorhandenen schlüpfrigen Felsenbank mich einzunisten. Drei wohlerhaltene, sehr lange Keilschriftzeilen ließen in ihrem Wortlaut alsbald erkennen, daß von einer selbständigen Inschrift hier nicht die Rede sein konnte, und es ergab sich alsbald, daß die an dritter und vierter Stelle (C 1 und C 2) eingegrabenen Schriftzeichen zu einer und derselben Inschrift (C) gehörten, die Salmanassar II. zum Urheber hatten, und deren im wesentlichen alsbald von mir festgesetzter Text lautet:

„Assur, Sin“ (der Mondgott), „Samas“ (der Sonnengott), „Adad“ (der Wettergott), „Istar sind die großen Götter, die da lieben mein Königtum und groß machen meinen Namen: (Ich,) Salmanassar, der König der Welt, der König von Assyrien, Sohn Assurnaßirabals, des Königs von Assyrien, Sohnes des Tukulti-Ninib, des Königs von Assyrien, nahm, indem ich erobernd vordrang vom Meere des Landes Naïri bis zum großen Meere des Sonnenunterganges“ (das ist das Mittelmeer) „das Chetiterland in seinem Gesamtumkreise ein. In die Pässe des Landes Enzite gelangte ich, Suchme, Daiani, Urartu in seinem Gesamtumfang eroberte ich, nach Gilzan“ (Landschaft am Nordwestufer des Urmia-Sees, zu der u. a. die uns bekannte Ebene von Salmas [s. Kap. X] und die von Choi gehören wird) „zog ich, den Tribut von Gilzan empfing ich. Zum dritten Male war ich so nach Naïri gezogen und schrieb (nunmehr) meinen Namen an der Tigrisquelle (ein).“

Daß diese Inschrift Salmanassars II. an der Quellgrotte aus mehreren Teilen bestand, hatten bereits Sesters Abklatsche erkennen lassen. Nur hatte das Papier für die langen Zeilen der zweiten Abteilung (C 2) nicht ausgereicht, und so waren aus drei großen sechs in ihrer Zusammengehörigkeit nicht erkennbare Halbzeilen geworden.

Wo aber war die Inschrift Assurnaßirabals III., des Hauptzeugen für die Subnatquelle? Weiter grotteneinwärts, an der gleichen Felswand war sie nicht zu suchen, wenn sie ihren Zweck, gelesen zu werden, jemals erfüllen sollte. Zum Überfluß bestätigte eine in der Folge von meinen Dienern mit Fackeln vorgenommene Untersuchung diese Erwartung durchaus. Der jenseitige Felsen aber erstreckt sich einmal weniger weit fluß-

abwärts, und anderenteils ist er nicht bloß seinem heutigen Zustande, sondern überhaupt seiner Anlage nach, derartig zerklüftet, daß er zur Anbringung von Inschriften, von denen sich denn auch nirgends eine Spur fand, ungeeignet war. Und doch hatte uns Sester bei Antritt unserer Reise mitgeteilt, daß sich an der Quellgrotte des Sebeneh-su „sechs Keilinschriften" befänden. Mein ortskundiger Begleiter, der Kurde Zulfakar, abgekürzt Zulfo genannt, bestätigte mir denn auch auf nunmehriges Befragen das Vorhandensein weiterer Inschriften, aber er wies aus der Höhle heraus in die Höhe, nach einem zweiten nördlicher belegenen Bergzuge hin, den ich bei der Annäherung an die Quellgrotte bereits bemerkt hatte. So verließen wir zunächst die Quellgrotte.

Da das benachbarte Korcha, Zulfakars Heimatsdorf, für meine Zwecke zu weit entfernt war, beschloß ich, mein Zelt in der nächsten Umgebung der Quellgrotte aufzuschlagen.

Ein geeigneter Lagerplatz war bald gefunden auf einer Bergwiese, die Spuren künstlicher Planierung und Reste von mittelalterlichen Befestigungsmauern zeigte, und die daher auch als Kalah ‚Festung' bezeichnet wurde. Von hier verfolgt das Auge links in der Tiefe den der Quellgrotte entströmenden Fluß, der sich in breiten, blinkenden Windungen durch das Gelände zieht. Den Namen Sebeneh-su aber kannte hier niemand. Er kam offenbar dem Gewässer erst in seinem späteren Laufe zu. Die Kurden verwandten nur den einen Namen, Bylkäle(i)n-su oder Byrkäle(i)n-su gesprochen. Daß ein Fluß dergestalt scheinbar mehrere Namen trägt, von denen die jedesmaligen Anwohner nur den einen, in ihrer Gegend gebräuchlichen, kennen, war mir nichts Neues mehr.

Die neun Tage, während deren ich hier im Zelt an der Quellgrotte hauste, gehören zu den anstrengendsten, aber auch ertragreichsten und daher in meiner Erinnnerung sonnigsten Tagen der Reise. Schwierig war namentlich die Notwendigkeit, Inschriften an zwei ganz getrennten Stellen, der „Grotte" und jener höher gelegenen Stätte, zu studieren, photographieren und abzuklatschen, deren jede nur zu ganz bestimmten, knapp gemessenen Zeiten eine erträgliche Beleuchtung hatte. Erschwerend wirkte ferner die leidige Futternot, die mich zwang, die Pferde mit Begleitung nach dem Dorfe Mark zurückzuschicken, ohne hoffen zu können, daß sie dort wirklich gut verpflegt würden. Auch wiederholte sich das alte Spiel, daß fortwährend die zu meiner Sicherheit notwendigen Zaptiehs nach Lidje abberufen wurden oder dort nötig zu sein behaupteten. Als nach einigen Tagen meine Kavallerie-Eskorte unter Djemal Effendi, der offenbar mit neuen, sehr weit gehenden Instruktionen vom Oberkommando versehen und deshalb äußerst zuvorkommend war, zu mir zurückkehrte,

konnte ich die Gendarmen natürlich entbehren. Zeitraubend wirkten auch einerseits der mehrfache ausgedehnte Besuch des Kaimmakams und die für die Verwertung der Forschungsergebnisse wie die für die Fortsetzung der Reise nötige Korrespondenz. Eine erfreuliche Abwechslung dagegen ward mir, als Herr Majewsky, seiner Zusage getreu, mit seinen Damen nach der „Quellgrotte“ kam und einige Tage lang sein Zelt unweit des meinigen aufschlug. Im übrigen verwendete ich meine abendliche knappe Muße zur Aufzeichnung türkischer und kurdischer Geschichten und Lieder aus dem Munde eines der aus Lidje mir beigegebenen Zaptiehs.

Zu jener zweiten nördlicheren Felswand an der sich die übrigen Inschriften befinden sollten, konnte man auf zweierlei Wegen gelangen: einmal indem man zum Fluß herunterstieg und ihn durchschritt, um dann auf steilem Felswege die Höhe zu erklettern, oder indem man den Rücken des Quellgrottenfelsens überstieg und so trockenen Fußes den unsichtbaren Fluß passierte. Dies wird erleichtert durch einen natürliches Felsentor (s. die Vignette S. 463), das einen bequemen Durchgang gewährt, ohne daß man die volle Höhe zu erklimmen braucht (b auf der Planskizze S. 451). Ehe man das Felsentor, von der Bergwiese kommend, durchschreitet, trifft man auf Spuren künstlicher Bearbeitung des Felsens, die auf uralte Verwendung und Befestigung des Weges schließen lassen, und dabei versäumte Zulfakar nicht, mir im Felsboden an einer geglätteten Stelle die Fußspur Alexanders des Großen (Zulkarnain) zu zeigen. Interessant ist, daß sich dabei die Namensform Zulkarnain in Zyrkarnäin wandelte, denn derselbe — sprachlich durchaus begreifliche — Lautwechsel zwischen l und r war auch für den Namen unseres Tigrisquellarmes zu beobachten. Während mir anfänglich die Form Bylkale(i)n begegnete, überwog während meines ganzen Aufenthaltes durchaus die Form Byrkäle(i)n. Mein Reisegefährte dagegen, der im Herbst desselben Jahres die „Quellgrotte“ seinerseits besuchte, hörte nur die Form mit l, die ihm auch aufgeschrieben wurde.

Durch das Felsentor, dessen linke Wandung eine Keilinschrift zu tragen schien, was sich aber bei näherer Prüfung als eine Täuschung erwies, gelangte ich in ein wildes Hochtal voller Steine und Gestrüpp, aber auch mit mancherlei blühenden und grünenden Sträuchern bewachsen. Wir strebten dem jenseitigen Bergzuge, ein wenig aufwärts kletternd, zu und befanden uns nach wenigen Minuten vor einem riesigen, in eine domartige natürliche Höhle führenden Felsportal. Mehr als dieses, so überraschend es sich darstellte, fesselte mich jedoch zunächst das Königsbild und die Keilschriftzeilen, die vor dieser Höhle, an der, vom Beschauer rechten, Felswand angebracht waren. Das Bild der assyrischen

Majestät zeigte dieselben enttäuschend geringen Maße wie seine Brüder unten an der Grotte. Aber in auffallendem Gegensatz zu jenen blickt die Gestalt in die Höhle hinein. Ein eingehendes Studium der Keilschriftzeilen ergab dann, daß wir es nicht mit einer, sondern mit zwei verschiedenen untereinander stehenden Inschriften (D, E) zu tun hatten, die beide von Salmanassar II. herrührten. Er war nun bereits mit drei Inschriften (C, D, E) vertreten. Die von dem Königsbild begleitete, obere der beiden Inschriften (D) war in der rechten Zeilenhälfte völlig zerstört und in den erhaltenen Teilen stark verwittert, die untere (E) dagegen recht gut erhalten. Diese war denn auch von Sester abgeklatscht worden, und es hatte sich so gefügt, daß nur der Name des Vaters, den der König üblichermaßen nennt, lesbar erschien. So hatte man Assurnaßirabal III. als Urheber der Inschrift betrachtet, die in Wahrheit Salmanassar II. zum Urheber hat. Und wieder und lebhafter erhob sich nun die Frage: Wo bleibt hier an der „Subnatquelle“ die Inschrift Assurnaßirabals III.? Es blieb nun nur noch die Möglichkeit, daß unten an der „Quellgrotte“ an der zweiten, in sehr ausgedehntem Maße beschriebenen Stelle (B) sich — wie hier an der oberen Höhle untereinander angebracht — außer der angeblichen Inschrift Tukulti-Ninibs II. noch eine solche seines Sohnes Assurnaßirabals III. befänden.

Es galt also nun, diese zweite Inschrift (B) unten an der „Quellgrotte“ genau zu studieren. Das war aber leichter gesagt als getan. Unmittelbar unter der Inschrift floß der Strom in einem tiefen Arme vorbei. Eine Astgabel wurde als Leiter zurechtgemacht und durch sie eine Brücke von der nächsten Sandbank zur Inschrift geschaffen. War dies schon an sich kein sonderlich bequemer Sitzplatz und Standort, so wurde die Mühseligkeit der Arbeit noch dadurch erhöht, daß infolge der Unregelmäßigkeit der Felsenfläche die längeren Zeilen niemals vollständig zu überblicken waren. Dies war namentlich im unteren, noch niemals gelesenen, weil in Abklatschen nicht vertretenen, Teile der Fall, und wenn man außerdem den mangelhaften Erhaltungszustand hinzunimmt, sowie die Tatsache, daß der Steinmetz mehrfach, wie ein Schulknabe, das Ende der Zeilen nach oben umgebogen hatte — was auf assyrischen Tontafeln zwar häufig, bei Felsinschriften aber sonst zum Glück niemals beobachtet ist —, so hat man eine ungefähre Vorstellung von den Schwierigkeiten, die ich hier als einzelner allein zu bewältigen hatte.

Das Umbiegen der Zeilen hatte ich mir bisher durch die Annahme erklärt, daß entweder die Assyrer in damaliger Zeit nicht mehr in der Anbringung größerer Felsinschriften geübt waren, oder aber, daß Salmanassar II. einen in der Anbringung assyrischer Inschriften nicht be-

sonders erfahrenen Steinmetzen aus der Umgegend der „Quellgrotte" mit der Anbringung dieser Inschrift betraut hätte. Neuerdings aber sind im Mittelpunkt des assyrischen Reiches, in Assur, Keilinschriften gerade Salmanassars II. gefunden worden, die genau die gleiche Eigentümlichkeit zeigen, obgleich nicht, wie an der Felswand des Tigristunnels, Schwierigkeiten der Raumverteilung sie erklären und entschuldigen können. Es ergiebt sich vielmehr die interessante Tatsache, daß wir es hier mit einer individuellen Eigentümlichkeit eines bestimmten königlichen Steinmetzen zu tun haben, der den König von der Heimat aus auf seinen Feldzügen nach Nordwesten begleitete.

Zu den genannten Schwierigkeiten tritt noch der Umstand hinzu, daß die Inschrift nicht eine fortlaufende Fläche des Felsens bedeckt, sondern, daß namentlich in ihrem unteren Teile, eine Mittelfläche und je eine in scharfem Winkel an sie anstoßende Anfangs- und Endfläche zu unterscheiden ist; letztere von einem und demselben Standpunkt aus meist gar nicht und niemals völlig zu übersehen. Daß ganz kurze mit sehr langen Zeilen wechseln, hängt wohl zum Teil damit zusammen.

Ein von Färädj mit großer Mühe angefertigter, wohlgelungener Abklatsch ermöglichte mir die Arbeit auch in den Stunden fehlender Beleuchtung fortzusetzen und zu kontrollieren. So ergab sich alsbald, daß es sich nicht etwa um zwei, sondern nur um eine Inschrift handelte, und daß ihr Urheber weder Tukulti-Ninib II. noch sein Sohn Assurnaßirabal III. war, sondern wieder Salmanassar II. Auf Grund des Abklatsches und meiner Lesungen ist es mir dann in der Heimat nach langen und mühevollen Studien gelungen, die Inschrift vollständig wiederherzustellen, sie lautet in deutscher Übersetzung:

„Salmanassar, der große König, der mächtige König, der König der Welt, der König von Assyrien, der König der Masse der großen Völker, welcher unter der Beihilfe des Samas und des Adad, der Götter seines Vertrauens, machtvoll einherschreitet, und dessen Hände sie mächtige Gebirge, vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang der Sonne, fassen ließen; der gewaltige König, der unüberwindliche, der, wenn er die Feinde verfolgt, gleichwie zu einem Schutthügel der Sturmflut Flüsse und schwierige Gebirge siegreich niedertritt; Sohn Assurnaßirabals, des Königs von Assyrien, Sohnes des Tukulti-Ninib, des Königs von Assyrien, (er), der eroberte vom Meere des Landes Naïri" (d. i. der Vansee) „bis zum großen Meere des Sonnenunterganges. — Das Chetiterland in seiner gesamten Ausdehnung, die Melitene (?), das Land Daiani, das Land Suchme, die Stadt Arzaschkun, die Königsstadt des Aram von Urartu, das Land Gilzan, das Land Chubuskia, das Gebiet vom Quellhaupt des Tigris bis zur Quelle des Euphrat, (sowie) vom Meere des Landes Zamua ‚unseres Hauses'" (d. i. der Urmia-See) „bis zum Meere des Kaldäerlandes" (d. i.

der persische Golf) „ließ ich sich meinem Fuße beugen. Nach Babylon zog ich, Opfer brachte ich dar, zum Lande der Kaldäer stieg ich hinab, eroberte ihre Städte, nahm ihren Tribut entgegen. Adadidri von Damaskus, Irchulini von Hamat mit 15 Städten von der Meeresküste zum Angriff gegen mich zogen sie: mit ihnen kämpfte ich, bewirkte ihre Niederlage, ihre Streitwagen, ihre Reitpferde vernichtete ich, ihr Schlachtgerät nahm ich ihnen: um ihr Leben zu retten, entwichen sie."

Mit der Erkenntnis, daß diese einheitliche Inschrift nicht vom Tukulti-Ninib, sondern wiederum von Salmanassar II. herrührte, fiel überraschenderweise auch die Gleichsetzung unserer Quellgrotte mit der Subnatquelle endgültig zu Boden. Nur Tiglatpileser I. und Salmanassar II. waren an und in der Nähe unserer „Tigrisquelle" mit Inschriften vertreten. Die Subnatquelle dagegen, an der, wie wiederum Tiglatpileser I., so auch Tuklat-Ninib II. und Assurnarßirabal III. ihr Königsbild angebracht hatten, mußte neu ermittelt werden. Der leichte Anklang von Subnat an Sebeneh-su hatte sich als trügerisch erwiesen; ohnehin hätte er nur dann Bedeutung gehabt, wenn das Gewässer gerade in der Gegend der „Quellgrotte" den Namen Sebeneh-su geführt hätte, was nicht der Fall war.

Betrachtet man nun, mit dieser neuen Erkenntnis ausgerüstet, die Annalenberichte Assurnaßirabals III., so fällt es einem wie Schuppen von den Augen. Man sieht, daß die Subnatquelle ganz unmöglich dort gesucht werden darf, wohin man sie so lange verlegt hat; denn zu ihr gelangt Assurnaßirabal, von Niniveh kommend, ehe er das Kaschiargebirge, den Tûr-Abdîn, in dem Midjâd belegen ist, und die Gebiete südlich des Westtigris berührt und u. a. den Tribut von Kipani-Hassan-Kêf empfängt (S. 375). Sie ist also im eigentlichen Mesopotamien, viele Tagereisen südöstlich der Tigrisgrotte und erheblich näher an Mosul-Niniveh, als man sich bisher vorstellte, zu suchen. Gerade in diesem Gebiete aber hatte ich, als ich auf den Pfaden Assurnaßirabals von Niniveh (S. 29) über Djezîreh nordwärts zog, jene Quelle bei Babil berührt, an der sich eine Stele mit Inschrift Assurnaßirabals III. und Fragmente von wenigstens zwei weiteren solchen Denkmälern befanden (S. 367). Und was mir gleich damals an der Tigrisgrotte dämmerte, ist seither zur Gewißheit geworden: die antik gefaßte Quelle von Babil ist die alte Subnatquelle, und um so dringender ist zu hoffen, daß die Reste jener übrigen Stelen, von denen mit Sicherheit eine Tiglatpileser I., die andere Tukulti-Ninib II. zuzuschreiben sein wird, geborgen werden, ehe sie vollständig verloren gehen.

Die Subnatquelle bezeichnet Assurnaßirabal III. in seiner Prunkinschrift als den Ausgangspunkt seiner gegen Norden gerichteten Er-

oberungen. Und so ergibt sich, als weitere Überraschung, daß unter diesem, nach seinen volltönenden Berichten anscheinend so mächtigen Herrscher, Assyrien nach Norden zu eine verhältnismäßig und im Vergleich zu früheren Zeiten erstaunlich geringe Ausdehnung hatte. So rückt die bereits früher ermittelte Tatsache, daß Assyrien unter Assurnaßirabal III. gegenüber den von Norden vordringenden Naïri-Völkern im Zurückweichen war, in eine neue, grelle Beleuchtung. Und wenn Assurnaßirabal III. in einer Fassung seiner Prunkinschrift behauptet, daß er von der Subnatquelle bis nach Urartu erobernd vorgedrungen sei, so ist das entweder eine großartige Übertreibung, oder aber es liegt uns bereits hier, bei der ältesten Erwähnung von Urarṭu, eine Verwechslung und Vermischung mit einem anklingenden Gebirgsnamen Ararṭi vor. Diese Prunkinschrift Assurnaßirabals bedeckte in Hunderten von Exemplaren die Wände des königlichen Palastes in Kalach-Nimrud. In der regelmäßigen Fassung der erwähnten Stelle sagt der König, er habe erobert „von der Subnatquelle bis zum Lande Niribi, und zwar dem zum angestammten Besitz seines Hauses gehörigen Teil dieses Landes“. Niribi aber liegt in der südlichen Abdachung der Gebirge, die die mesopotamische Tiefebene im Norden begrenzen, und gerade in derselben Gegend ist das Gebirge Ararṭi oder Arardi, das Assurnaßirabal auf seinen Zügen berührt hat, zu suchen.

Der ernstlichen Bedrohung altassyrischen Besitzstandes durch das Vorrücken der armenischen Bergvölker und der zum Teil mit ihnen Hand in Hand wirkenden aramäischen (S. 286) Beduinen hat mit einigem Nachdruck und Erfolge erst Salmanassar II. Einhalt getan. Er ist wirklich bis zu der am oberen Euphrat gelegenen Stammlandschaft des späteren Großreiches Urartu vorgedrungen und hat, wie uns die eine seiner Inschriften an der Tigrisquelle aufs neue gezeigt hat, mit Aram, dem ersten Könige dieses Landes und Reiches, zu kämpfen gehabt. Freilich darf man die Größe und Nachhaltigkeit seiner Erfolge keineswegs überschätzen. Das zeigt nicht nur die gesamte spätere Entwicklung, sondern schon die Geschichte seiner Feldzüge selbst. Er hat sie unaufhörlich wiederholen und gegen Arams Sohn Sardur I. fortsetzen müssen. Noch im späten Alter hat er, der eigenen Waffengänge müde, seinen Oberfeldherr Daian-Assur gegen Sardur senden müssen. Wir werden später sehen, daß die Chalderkönige von Urartu regelmäßig mit den Gegnern Assyriens im Westen, besonders mit den Aramäerstaaten Nordsyriens in Verbindung und förmlichem Bündnis standen. Entsprechendes legt für Salmanassar II. die Beobachtung nahe, daß den Kriegszügen gegen Aram von Urartu regelmäßig Waffengänge mit Damaskus, Hamat und deren Verbündeten vorangehen.

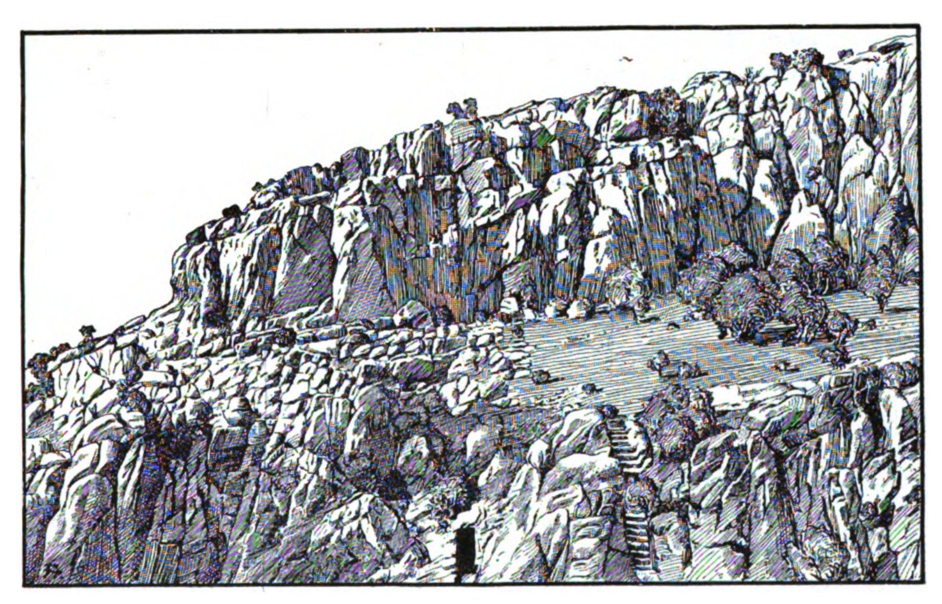
Ehe er aber nach Urartu gelangte, mußte Salmanassar das Gebiet der Naïrivölker im Quellgebiet des Tigris durchziehen. In welchem dieser zahlreichen kleinen Gebiete und Staaten die „Tigrisgrotte" gelegen war, erfahren wir von ihm selbst. „In die Pässe des Landes Enzite drang ich ein, schrieb meinen Namen an der Quelle des Tigris." Der Name hat sich bis in spätere Zeit erhalten. Es ist die Anzitene der Griechen und Byzantiner, das Chandzith der Armenier.

Da, wo unser Weg von Lidje her sich ins Gebirge hineinwandte, ist offenbar der Eintritt in die Pässe, von denen der König spricht, zu verstehen. Diese Straße aber führte nicht bloß zur Tigrisgrotte, sondern sie bildet den Ausgangspunkt für eine wichtige Hauptroute nach Norden, die wir noch näher kennen lernen werden.

War diese wichtige Enge ganz unverteidigt, und konnten Tiglatpileser I. und anderthalb bis zweieinhalb Jahrhunderte nach ihm Salmanassar II. ganz ungehindert bis zur Tigrisgrotte vordringen und von hier aus nordwärts weiterziehen? Die verneinende Antwort ergibt mit zwingender Notwendigkeit die nächste Umgebung der Tigrisgrotte selbst.

Der Felsenrücken, dem der Bylkälensu entströmt, ist über der Tigrisgrotte zu einer Felsenfestung ausgestaltet. Ursprünglich von den Naïräern angelegt, wird sie später nach der Besitznahme des Gebietes durch die Chalder besetzt und neugestaltet sein, so daß sie alle charakteristischen Merkmale der vorarmenisch-chaldischen Felsenburgen zeigt. Die erste deutliche Spur solcher Bearbeitung bot sich dem Auge unmittelbar von meinem Lagerplatz in der schöngearbeiteten Treppe, die unsere Illustration zeigt. Wenig links unterhalb von ihrem ersichtlichen Ende ist in den Felsen eine auf unserem Bilde gleichfalls sichtbare, schmale, aber scharfe und sehr regelmäßige Türöffnung geschnitten, durch welche man in zwei kleine Kammern tritt. Von der links gelegenen führt ein Gang durch den Felsen zum Flusse. Ein Stein, von der Kammer hinuntergeworfen, brauchte eine ziemlich lange Zeit, um dann schließlich mit hellem Klang im Wasser aufzuschlagen. Das heutige Ende des Ganges ermittelte ich, indem ich Steine aus der Kammer herunterwerfen ließ, während ich selbst mich vor der zweiten Inschrift (B) an der „Quellgrotte" befand. Sie traten in der oberen Wölbung des Quellgrottentores an der gegenüberliegenden linken Flußseite heraus. Möglich, daß der Gang einstmals bis zum Wasser selbst hinabführte, und daß starke Abbröckelungen und Verwitterungen stattgefunden haben. Anderenfalls muß schon in alter Zeit das Wasser mit Eimern und Krügen aus der Höhe geschöpft worden sein.

Von der rechten, etwas höher gelegenen jener Kammern führt, nach der Aussage meiner Begleiter, ein Gang in die Höhe zur Felsenfestung. Das ist zweifellos richtig; der Tunnelgang vom und zum Wasser ist, wie wir ja wissen (S. 103, 313), für solche „chaldische“ Felsenfeste unentbehrlich. Natürlich ist er jetzt von Steinen und Geröll verstopft, so hätte auch eine nähere Untersuchung im Rahmen meiner knappen Zeit wenig gefruchtet. Sie auszuführen, verhinderte mich unmittelbar eine kleine, aber schwerlich ungiftige Schlange, die sich beim Hin-



Der westlichere Teil des Tigristunnelfelsens, von Süden gesehen. Im Vordergrunde die Felsentreppe, links davon der Türeinschnitt.

einleuchten im Hintergrunde zeigte. Ich war froh, daß sie regungslos blieb und nicht dem kleinen Kurdenknaben, der die Kerze trug, in die nackten Beine fuhr. Um zur „Eski-Kalah“, der „alten Festung“ (im Gegensatz zu der jüngeren, S. 438), hinaufzugelangen, benutzten wir statt des verstopften Ganges im Felsinnern vielmehr die äußere Felsentreppe. Auf die unteren freiliegenden Stufen folgt eine verschüttete Partie, durch ein Stück des lebendigen Felsens bedeckt. Dann zählte ich wieder 23 unverschüttete Stufen, um schließlich wieder über eine Verschüttung zu einem abgeplatteten Absatz des Berges zu gelangen. Von hier aus führen wenige Schritte in ungefähr nördlicher Richtung und in gleicher Höhe zu jenem Felsentor (b),

das man auf dem Wege zur oberen Höhle durchschreitet. Über diesem Tor erstreckt sich der Felsenkopf, der die alte Festung „Eski-Kalah" trägt, von Osten nach Westen leicht abfallend. Mein Begleiter Zulfakar erklärt mir in der üblichen Weise, daß hier ein Schatz vergraben sei. Links den Berg etwas hinansteigend, gelange ich zu einer natürlichen, aber künstlich erweiterten Felsgrotte. Es führen rechts und links aus dieser gemeinsamen Vorhöhle künstlich geglättete Wege durch den Berg; vermutlich geht einer hinauf zur Festung, ein anderer hinunter, als Seitenarm in den Hauptgang zum Wasser einmündend. An einer Stelle ist ein schöngeglätteter, schmaler Toreinschnitt deutlich erkennbar; alles übrige dagegen stark verschüttet. Nach weiterem Ansteigen auf der Höhe angelangt, erkenne ich, wie vortrefflich der höchstens ca. 20 m breite, langgestreckte Felsenrücken zur Burganlage geeignet ist. Gemäuer aus späterer Zeit bezeugt deren fortdauernde Verwendung. Mich aber beschäftigte nur die älteste Anlage. Nach dem NW-Ende und an der nach N gerichteten Seite des Felsens, etwas unterhalb des Kammes, fällt zunächst eine tiefe, künstlich geschaffene, quadratische Einsenkung auf, wie sie uns von Haikapert (Bd. II) her bekannt war. Die Seiten sind $2^1/_2$ m lang, und ebensoviel beträgt die größte erhaltene Tiefe. Zulfo meinte, daß hier der Tunnelgang zum Wasser beginne. Wohl möglich: die Einsenkung würde dann einen verschütteten Schacht darstellen.

An der südöstlichen Seite hängt unser Felsrücken im Winkel mit einem weit höheren Berge zusammen, und es war zu erwarten, daß dieser Zusammenhang durch einen künstlichen Einhau (S. 313; 374) nach Möglichkeit unterbrochen wäre. Dies bestätigte sich denn auch. Einem natürlichen Einschnitt war künstlich nachgeholfen, indem, sowohl diesseits wie jenseits, Stücke ausgeschnitten und so glatte Seitenflächen hergestellt wurden. Ob auch der Boden geglättet ist, war nicht ohne weiteres ersichtlich. In die Befestigung im weiteren Sinne war, der Regel gemäß, auch die jenseitige Erhebung einbezogen: von minder sicheren Anzeichen der Bearbeitung abgesehen, geht von ihr in nordöstlicher Richtung eine freilich minder sorgfältig gearbeitete Felsentreppe herunter. Sie führt auf einen alten Felsweg, der an der nördlichen Seite des Felszuges, der die Festung trägt und die Tigrisgrotte birgt, in östlicher Richtung entlangführt. Wir verlassen ihn, uns links zur Tiefe wendend, alsbald und gelangen nach ca. drei Minuten zu einem, aus dem Felsen gehauenen Brunnenbassin von ungefähr $1^1/_4$ m Seitenlänge. Die Brüstung des Bassins erhebt sich etwa $^1/_2$—$^3/_4$ m über dem Boden. Das Bassin selbst ist mit Steinen ausgefüllt. Von

hier aus ist die „obere Höhle“ mit den Inschriften Salmanassars nicht ganz zehn Minuten entfernt. Man braucht nur jenes wilde Hochtal, das unseren Felszug von dem nördlichen Bergzuge trennt, zu durchqueren. Wenden wir uns ihr und ihrem Innern gleich einmal zu.

Das gewaltige Tor führt in eine weite, domartige Halle. In der Höhe, und mehr noch im Hintergrunde des Gewölbes, sind reichliche Tropfsteinbildungen zu bemerken. Vögel in Menge nisten in den Spalten des Gesteins und schwirren hin und wieder. Der Boden ist an manchen Stellen mit zartsprießendem Grün bedeckt. Vielfach bemerkt man in dem bräunlichem Erdreich dunklere runde Stellen von ca. 20 cm Durchmesser. Diese sind für Zulfo und seine Genossen weitaus das Interessanteste. Mit großem Eifer bedeuten sie mich, daß es Schießpulver sei, das von der Höhe herabtropfe. Auf ein Vorkommen von Salpeter hat auch Sester in seinem Berichte hingewiesen. Die Tropfsteinbildungen links im Hintergrunde der Höhle werden noch von dämmerigem Tageslicht getroffen. Rechts neben ihnen setzt sich die Höhle in einem schmalen Gange fort, in den ich nur wenige Schritte eindringen konnte, ohne zu dem Wasser zu gelangen, das sich darin befinden sollte und wahrscheinlich auch wirklich vorhanden ist. Da der Gang nach dem Berginnern zu abfällt, so muß das Wasser in seiner Richtung, d. h. nach Norden, dem Euphrat zu, ablaufen. War etwa dies der Grund, warum das Königsbild hier in die Höhle hineinblickt? Folgen die Blicke, wie unten an der Grotte der Richtung der ablaufenden Wasser?

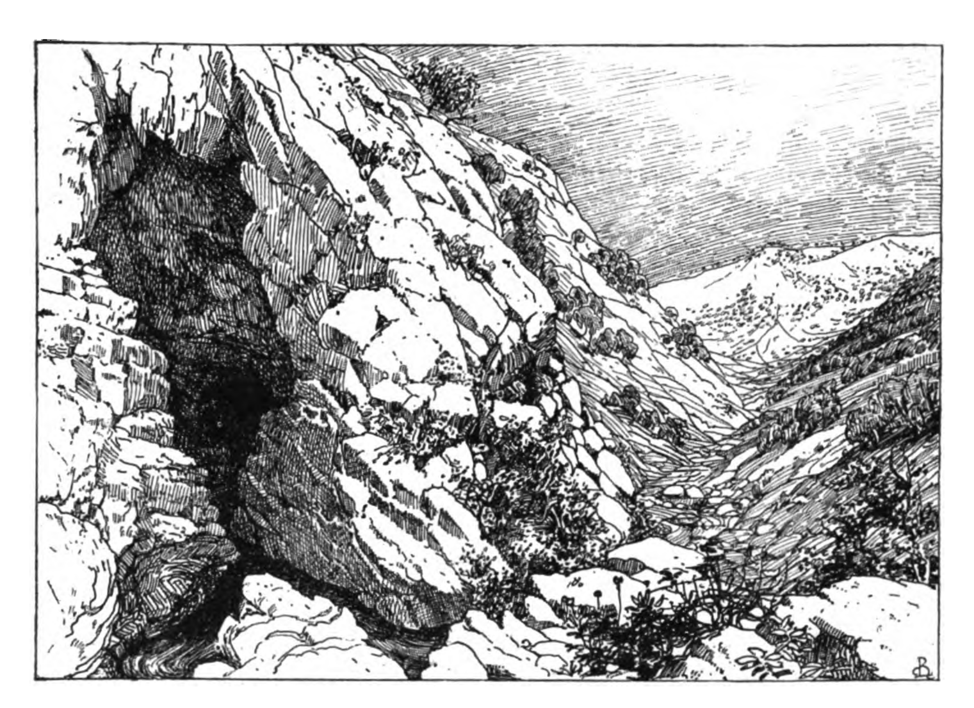
Überhaupt ist die ganze Umgebung der Tigrisgrotte äußerst reich an Höhlenbildungen. Ganz nahe rechts (östlich) unserer oberen Höhle zieht sich noch ein zweiter Höhlengang in diesen Teil der Gebirge hinein, der geologisch von besonderem Interesse ist. Mit Herrn Majewski und seinen Damen traten wir, von Kurden begleitet und mit Lichtern versehen, eine kleine Entdeckungswanderung in sein Inneres an und wurden durch den Anblick der herrlichsten Tropfsteinbildungen belohnt: Stalaktiten und Stalagmiten, die an Größe und zartschimmerndem Weiß alles mir Bekannte — ich denke besonders an die Baumannshöhle bei Rübeland — übertreffen. Verschiedentlich wurde unser Vordringen durch kleine, anscheinend stehende oder deutlich abfließende Gewässer gehemmt. Auch glaubten wir mehr als einmal am Ende zu sein, um schließlich doch noch durch einen verborgenen Spalt in gewundenen Gängen, manchmal nur gebückt, vorschreiten zu können. Da unsere Lichter auf die Neige gingen, und unsere Begleiter je länger um so weniger Lust

verspürten, die vermuteten Schrecknisse des Innern zu erproben, so kehrten wir nach etwa 20 Minuten um. Mein Reisegefährte ist bei seinem späteren Besuche dieser Gegend bis zum letzten Ende vorgedrungen und schätzt die Gesamtlänge auf 1500—1700 m. Die ihn begleitenden Kurden streuten sehr überflüssigerweise, da es nur einen Hauptgang gibt, reichlich Häcksel, um den Rückweg aus dem Labyrinth zu sichern.

Die Tiefe der Höhle ist immerhin bedeutend genug, um die hier besonders reichlich wuchernde Legendenbildung (S. 211) zu erklären. Es wurde sogar behauptet, der Gang reiche bis nach Erzerum, und es sei einem Manne geglückt, nach 15tägigem unterirdischen Marsche wohlbehalten dort anzulangen. —

Weitaus am nachdrücklichsten beschäftigten sich die Gedanken natürlich mit der Hauptgrotte, der der Bylkälein-su entströmt. Herr Majewski erklärte, er wünsche nichts sehnlicher, als mit einem Floß oder Boot soweit als irgend möglich in die Höhle hineinzufahren, um zu sehen, wo und wie das Wasser entspringt, und in der Tat schien ein anderer Weg, zum Ursprung der Wasser zu gelangen, ausgeschlossen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als eines Tages ganz zufällig Zulfo den Ursprungsort des Flusses erwähnte und auf meine überraschte Frage sich bereit erklärte, mich dorthin zu führen. Näheres konnte ich nicht erfahren. Ich nahm also an, daß irgendein Seitengang in den Quellgrottenfelsen in die Nähe des Ursprungs des Wassers im Innern hinführe. An der unserem Lagerplatz zugekehrten Seite des Felszuges war derartiges nicht zu bemerken. Es konnte daher nur an der nach Norden gekehrten Seite des Felszuges der Fall sein. Dem entsprach es denn auch, daß wir, am 31. Mai von unserem Lagerplatz früh aufbrechend, zunächst durch das Felsentor jene Seite gewannen und in dem dortigen Hochtale über Felsgeröll, zwischen blühenden Weißdornsträuchern, der Flußrichtung entgegengesetzt, aufwärtsstiegen. Dagegen bemerkte ich mit Befremden, daß wir uns auf einer Bergwiese, zu der sich das Tal erweiterte, dem Ende des Felszuges zu unserer Rechten näherten, ohne irgendwelche Seitenwendung zu machen.

Und nun eine plötzliche, überraschende Veränderung. Auf einer Felsenkanzel angelangt, sehe ich in der Tiefe unter mir und vor mir, soweit das Auge reicht, ein Gewässer in offenem Bette mit ziemlich starkem, mir zugekehrtem Gefälle dahinfließen. Rechts neben und hinter mir aber öffnet sich in der Tiefe ein Felsentor, durch welches der Bach, mit ziemlich scharfer Wendung in den Berg eintritt und darin verschwindet.



Der freie Oberlauf des Flusses und sein Eintritt in den Tunnel.

So haben wir es denn nicht mit einer „Quellgrotte" zu tun, in welcher der Fluß sich neu bildet, sondern mit einem Felsentunnel, den er nach längerem freien Laufe durchströmt. Der vermeintliche „Eingang der Quellgrotte", an dem die Inschriften angebracht sind, ist der Ausgang des Tunnels. Ich aber stand am Eingang des Tunnels, der Stelle, „wo das Wasser verloren geht", kurdisch: Abalan, türkisch: Subatan.

Nachdem ich mich von der ersten Überraschung erholt hatte, ging ich an eine möglichst genaue Untersuchung der ganzen Örtlichkeit und bemühte mich namentlich, den freien Oberlauf sowie das Eintrittstor photographisch festzuhalten, was trotz mancher Schwierigkeiten glücklich gelang. Unsere Abbildung, die auf diesen verschiedenen Aufnahmen beruht, zeigt die Gestalt des Tunneleingangs genau und gibt im übrigen einen ungefähren Begriff vom Oberlauf des Flusses und seinem Eintritt in den Tunnel.

Auch in das Flußbett stieg ich hinab, und die hier reichlich verstreuten Felsstücke benutzend, drang ich in den Tunnel ein, an dessen rechter Seite der Bach einen ziemlich ebenen Weg über das Gestein frei gelassen hatte. Plötzlich ruft mir der mich begleitende Soldat (meiner Eskorte) zu: sen git! sen git! „Mach', daß du wegkommst!" Da er diese seltsame Aufforderung mit sehr lebhaften Gebärden begleitete, kam ich ihr zunächst nach und ging weiter in den Tunnel

hinein, um dann rückblickend zu sehen, wie er ungefähr auf die Stelle, von der ich mich entfernt hatte, ein lebhaftes Bombardement mit Steinen eröffnete. Ich kehrte zu ihm zurück und sah, daß sein Ziel eine gewaltige braungrünschillernde Schlange war, die zur Spirale gerollt dalag: sie mag 7—8 cm dick und mindestens $1^1/_2$ m lang gewesen sein. Leider verpaßte ich den Augenblick, wo sie es vorzog, sich den Steinwürfen durch die Flucht unter ein Felsstück zu entziehen.

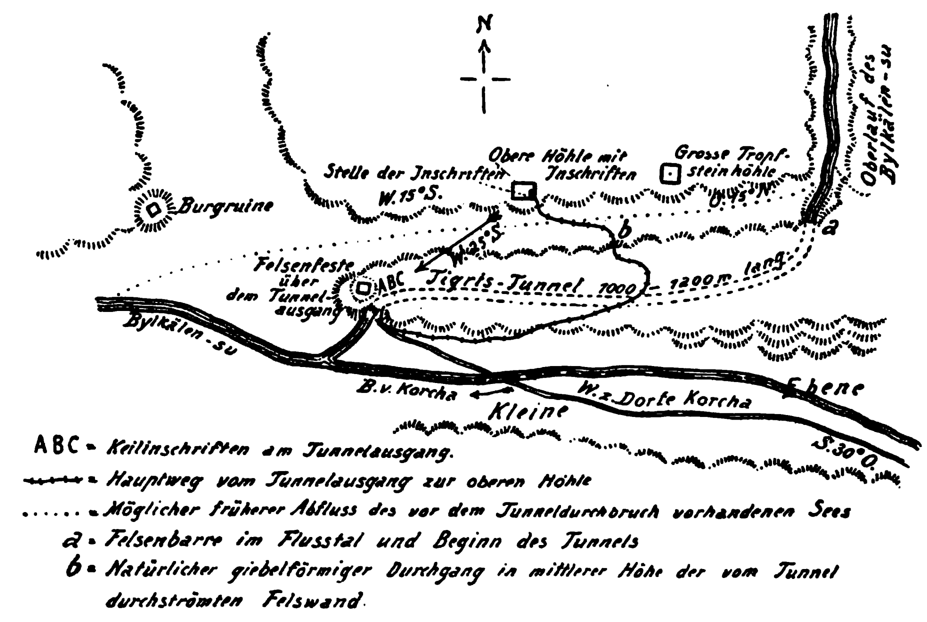
Was den Ursprung und den freien Oberlauf des Flusses anlangt, so wurden mir sechs Dörfer als von ihm bespült oder in seiner Nähe belegen genannt, deren letztes keine volle halbe Stunde oberhalb des Abalan liegt. Der gesamte Oberlauf wird auf 4—6 Wegstunden zu schätzen sein. Meinem Reisegefährten wurde nachmals als Ursprungsstelle des Flusses das ca. 15—20 km oberhalb belegene Dorf Schech-Mirân im Kaza Petschâr und der Flußlauf selbst als Schech Mirân-tschai bezeichnet. Doch wird ja oft genug, wie es sich gerade beim Tigris mehrfach zeigt, ein wasserreicher Zufluß oder Nebenfluß in der Anschauung des Volkes als das eigentliche Quellgewässer betrachtet.

Die tief eingeschnittene Schlucht des Baches flußaufwärts verfolgend, erkannte ich aus der Gesamtkonfiguration, daß der Durchbruch dermaleinst erheblich früher begonnen hatte als jetzt. Es hat den Anschein, als sei der Tunnel an seinem oberen Ende durch Einsturz in Trümmer gegangen und ebenso wird die Felsenbrücke unterhalb des Tunnelausgangs vormals mit dem Tunnel zusammengehangen haben.

Daß der Fluß sich seinen Weg durch den harten Marmorkalk des Felsens ganz selbst geschaffen haben sollte, ist schwerlich anzunehmen. Vielmehr werden vorhandene Höhlen und Gänge die erste Möglichkeit dazu gegeben haben. Und so soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Tunnelfelsen rechts neben dem Abalan in einiger Höhe eine Reihe ineinandergehender Höhlen aufweist, und daß auch die gegenüberliegenden Felsen die für die gesamte Umgebung charakteristische Neigung zur Höhlenbildung nicht verleugnen.

Unter diesen Umständen erscheint die Frage berechtigt: welche Gestalt mögen nun Flußlauf und Landschaft gehabt haben, ehe der Durchbruch des Flusses sich vollzog? Ihre Beantwortung hat nicht nur geologisch-geographisches, sondern auch historisches Interesse. Die Schranke, die den Blick talauf über den Oberlauf des Byrkalein-su ermöglichte, liegt erheblich (ca. 40—50 m) über dem Flußbette, und wie wir sahen, steigt man zu ihr von dem Tunnelausgang her in unserem Hochtal ebenfalls erheblich bergan.

Diese Schranke konnte vor dem Durchbruch nur so überwunden werden, daß sich durch natürliche Stauung ein See bildete, der das jetzige Flußtal bis zur Höhe des Querriegels ausgefüllt haben muß. Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Schranke, ehe der Tunnel sich bildete und vorn einstürzte, erheblich mächtiger gewesen sein muß. Flußabwärts aber muß die Niveaudifferenz durch ein ziemlich starkes Gefälle des abfließenden Wassers ausgeglichen worden sein, dessen Menge freilich durch die Verdunstung der Seeoberfläche erheblich vermindert




Der Tigristunnel und seine Umgebung (zu *b* vergleiche Vignette auf S. 462).

war. Die beiden Bergzüge, der Tunnelberg und der der oberen Höhle bildeten die Uferberge dieses Abflusses, und es ist nicht undenkbar, wenn ich es auch nicht mit allzu großer Sicherheit hinstellen will, daß ein Arm desselben am Rande des Felszuges rechts, in felsigem Bette dahinströmend, seinen Abfluß durch die obere Höhle nahm. In der Hauptsache aber muß das Wasser, um von dem etwas tiefer als die obere Höhle gelegenen Ende unseres Hochtales bis in die Talsohle zu gelangen, einen prächtigen Wasserfall gebildet haben, der etwas unterhalb des heutigen Tunnelausgangs die Tiefe erreichte.

Hier vereinigten sich dann wahrscheinlich seine Gewässer mit dem Abfluß der im Innern des späteren Felsentunnels entspringenden Quellen. Denn daß wir mit solchen zu rechnen haben, hat das geübte Auge

meines Reisegefährten alsbald bei seinem späteren Besuche erkannt. Es tritt ganz erheblich mehr Wasser aus dem Tunnel heraus, als beim Abalan in den Felsen hineinfließt; auch unsere auf meinen Photographien beruhenden Abbildungen lassen das erkennen. Fraglich bleibt mir nur, ob diese Quellen nicht erst, durch den Durchbruch des Flusses geweckt, ans Licht getreten sind. Zwischen dem heutigen und dem einstigen Zustand kann man einen Übergang in Betracht ziehen. Ein Teil des Seegewässers kann durch die vorhandenen Schründe und Spalten des Felsens unterirdisch abgeflossen sein, bis diese, zum Tunnel erweitert, den Abfluß vollständig besorgten, so daß der See verschwand. Dieser ältere Zustand liegt offenbar lange vor Beginn unserer historischen Kunde. Daß etwa in historisch erreichbarer Zeit nur die untere Öffnung als Grotte bestanden hätte, aus der die Quellen des Berginnern hervorströmten, während der See noch da war ist völlig ausgeschlossen.

Wir sind hier nicht auf allgemeine Erwägungen angewiesen. Vielmehr läßt sich der jetzige Zustand bereits für das Altertum, zunächst durch ein Zeugnis aus klassischer Zeit, belegen. Denn namentlich Plinius gedenkt, wie unten (S. 460) näher darzulegen, des Tigristunnels.

Noch Naumann aber, der, wie bemerkt, als letzter vor mir die Tigrisgrotte besuchte, erörterte in seinem Berichte die Stelle des Plinius und glaubt ihr, auch in dem uns angehenden Teile, nur eine beschränkte Richtigkeit zugestehen zu dürfen: „Hoffentlich löst sich das Rätsel, wo der unterirdische Tigrisarm seinen Ursprung nimmt, recht bald. Nach einem von Schrader erwähnten Briefe Sesters läuft die Grotte eine Stunde weit in den Berg hinein, und soll derselbe viel Salpeter enthalten. Die Verhältnisse sind jedenfalls kompliziert genug, um bei einem fernab wohnenden Schriftsteller, wie Plinius, der sich auf unklare Berichte stützen mußte, eine verwirrte Anschauung herbeizuführen, selbst wenn er durch römische Kriegführung über die betreffenden Gegenden besser unterrichtet war als andere.“

Hierzu ist zu bemerken, daß die eine Stunde weit in den salpeterhaltigen Berg führende Höhle mit dem Tigristunnel nichts zu tun hat. Sesters Worte beziehen sich auf die oben beschriebenen Höhlen des jenseitigen Bergzuges. Sein Bericht ist unklar, und er vermengt anscheinend außerdem unsere „obere Höhle“ und den von ihr zu unterscheidenden „bis nach Erzerum führenden“ Höhlengang.

In die Heimat zurückgekehrt, ermittelte ich nachmals, daß ich schließlich doch nicht der erste Entdecker des freien Oberlaufs und des Tigristunnels in neuerer Zeit gewesen bin. Der um die geographische Erforschung Armeniens so verdiente englische Forscher Taylor, dem

wir überhaupt die Kenntnis der Örtlichkeit verdanken, hatte den Abalan gesehen und klar und deutlich geschildert, ja, er hatte, gerade wie ich, erkannt, daß der Tunnel, einstmals erheblich größer, durch Einsturz an seinem oberen Ende verkleinert worden war. Taylors Abklatsche kannte man und hatte man studiert, aber seine geographischen Schilderungen blieben von Assyriologen, Historikern und Reisenden gleichermaßen unbeachtet, wodurch bedenkliche Irrtümer gezeitigt oder doch befördert wurden. Wieder eine Mahnung gegen die allzu große Zersplitterung der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie speziell gegen die weitverbreitete Gewohnheit, bei Auffindung und beim Studium der Inschriften die Topographie und Archäologie des Standortes beiseite zu setzen. Taylor gelangte zum Tunneleingang durch den günstigen Umstand, daß er, von Norden kommend, den Oberlauf des Flusses verfolgte. Wer am Ausgang des Tunnels steht und nicht gerade, wie nachmals mein Reisegefährte im Oktober, an der Austrittsstelle eine schmutziggelbe Färbung des Wassers antrifft, die, da sie nur von Regengüssen herrühren kann, ohne weiteres einen freien Oberlauf anzunehmen zwingt, der wird, wie Sester und Naumann, wie zunächst auch ich, wiewohl mir ja die große Wassermenge des Flusses gleich hinter seinem Austritte aus dem Felsen aufgefallen war (S. 432), zunächst den Ursprung des gesamten Gewässers im Innern des Berges vermuten und in der Stätte die Quellgrotte des Flußes erblicken.

Die Assyrerkönige waren in der gleichen Lage. Wie stand es um ihre Kunde? Wußten sie bereits, was später Plinius berichtete? Und zeigte sich ihnen die Gegend bereits völlig in ihrer heutigen Gestalt? Sehen wir, ob Salmanassars II. Inschriften darüber einen Aufschluß geben.

Zunächst erhebt sich die Frage, warum der König vier Inschriften an dieser Stätte hinterließ? Ihrer zwei, die letzte am Tigristunnel und die zweite von der oberen Höhle, sind gleichlautend und melden: „Dreimal zog ich zum Lande Naïri (und) schrieb meinen Namen an der Quelle des Tigris.“ Nun wissen wir aus des Königs Annalen, daß er in seinem 7. und 15. Regierungsjahre zur Tigrisquelle gelangte und dort sein Bild und seine Inschriften anbrachte. Auf je einen dieser früheren Besuche — das war der nächstliegende Schluß — beziehen sich die beiden mit einem Bildnis versehenen Inschriften des Königs, die eine am Tunnel, die andere — von mir schließlich trotz ihrer argen Verstümmelung völlig hergestellte — an der oberen Höhle. Als er dann zum dritten Male hingelangte, genügte ihm für diese Leistung eine Inschrift nicht, und er fügte jeder der beiden früheren eine Meldung über seinen dritten Besuch hinzu.

Aber freilich. Wann sollte dieser dritte Besuch erfolgt sein? Kriegszüge gegen Urartu sind unter Salmanassar noch während seines 27. und während seines 31. Regierungsjahres erfolgt. Wir kennen sie recht genau aus den Schilderungen seiner Annalen in ihren verschiedenen Fassungen. Aber der König selbst nahm an ihnen nicht mehr teil; die Annalen nennen als deren Führer den Generalissimus Daian-Assur.

Man mußte also annehmen, was dem Oberstkommandierenden gelungen, sei dem König auf Rechnung gesetzt worden, wie es so häufig gerade in den assyrischen Inschriften geschieht, und man könnte in dem Fehlen eines besonderen Königsbildes bei den diesen „dritten Besuch" verewigenden Inschriften eine Bestätigung erblicken. Aber es war doch schon, weil die beiden ersten Besuche wirklich vom König ausgeführt waren, eine sehr bedenkliche Annahme, und die geographisch sehr genaue Schilderung der Züge des Daian-Assur in den Annalen schloß die Möglichkeit, daß diese zum Tigristunnel gelangt sein können, vollends aus. Aber auch die Zuweisung der beiden anderen Inschriften je an das 7. und 15. Regierungsjahr des Herrschers ließ sich nicht halten. Zwar daß die Inschriften anscheinend ungefähr gleich lauteten, schuf keinerlei Bedenken: die Verhältnisse lagen eben in beiden Jahren fast durchaus gleich. Der König hatte in den Vorjahren jedesmal eine Koalition westländischer Fürsten unter Führung von Damascus und Hamat zu bekämpfen und war erst dann in die nördlichen Berglande gezogen. Aber in beiden Inschriften wurde des Zuges gegen die im Südbabylonien wohnhaften Chaldäer gedacht, und da dieses nach den Annalen erst im 9. Jahre stattfand, so konnte keine der beiden Inschriften aus dem 7. Jahre stammen; sie waren vielmehr ebenfalls Duplikate und gehörten beide dem 15. Regierungsjahre an.

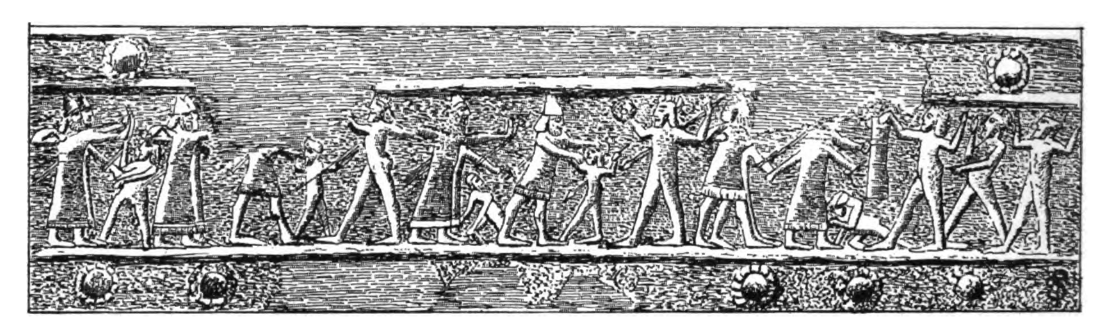
Von einem dreimaligen Besuch des Tigristunnels kann also, weder tatsächlich, noch in der angedeuteten weitherzigen Auffassung, die Rede sein. Das „dreimal" in den Worten des Königs bezieht sich nur auf die Züge nach Naïri: auf dem dritten Zuge nach Naïri schrieb ich diese meine Inschrift an der Tigrisquelle. Analog, aber deutlicher, hatte sich Tiglatpileser I. in der einen von ihm hier gesetzten Inschrift ausgedrückt: „Unter dem Beistande Assurs, des Schamasch, des Adad, der großen Götter meiner Herren, bin ich, Tiglatpileser, König von Assyrien, Sohn des Mutakkil-Nusku, Königs von Assyrien, dessen Eroberungen sich vom großen Meere des Westlandes" (d. i. das Mittelländische Meer) „bis zum Meere des Landes Naïri" (d. i. der Vân-See) „erstrecken, zum dritten Male ins Land Naïri gezogen." Der Tigrisquelle wird, wie man sieht, überhaupt nicht gedacht.

Mit Naïri hat nun, nach seinen Annalen, Salmanassar II. im Antrittsjahr, sowie im 3., 7. und 15. Regierungsjahr zu tun gehabt. Der dritte Naïri-Zug fiele danach ins 7. Jahr (853 v. Chr.), und diesem Jahre wären somit die letzte in zwei Teilen am weitesten nach dem Tunnelinnern zu angebrachte Inschrift und die zweite, unten an der „oberen Höhle“, zuzuweisen. Wir hätten also ein Inschriftenpaar vom 7. und eins vom 15. Regierungsjahr vor uns.

„Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.“

Es fehlt ja dann bei den beiden Inschriften „vom 7. Jahre“ das Bildnis des Königs, dessen Anbringung die Annalen so nachdrücklich melden. Und ist es denkbar, daß die Inschriften aus dem 7. Jahre je einmal hinter, einmal unter der aus dem 15. Jahre angebracht wurden? Sicher nicht. Was an erster Stelle steht, muß auch zuerst eingehauen sein. Und da ein späteres als das 15. Jahr ausgeschlossen ist, so ergibt sich die überraschende Tatsache, daß alle vier Inschriften aus dem 15. Jahr (845 v. Chr.) herrühren. In Wahrheit handelt es sich um eine Doppelinschrift in zweimaliger Wiederholung. Ihr erster, mit dem Königsbild versehener Teil (zweite Inschrift [B] am Tunnel, obere Inschrift [D] an der oberen Höhle) schildert allgemein die Großtaten des Königs unter besonderer Betonung der Erfolge im Westen und Norden des Reiches. Wo immer der König in eroberten oder glücklich verteidigten Gebieten sein Königsbild und seine Inschrift anbrachte — die Annalen berichten davon des öfteren —, da werden wir ebendiesen Text vorauszusetzen haben. Ihm fehlte aber jegliches für diese spezielle Örtlichkeit passende, individuelle Gepräge. Und so wurde ein zweiter Teil in Gestalt einer neuen Inschrift hinzugefügt (letzte Inschrift [C] am Tunnel, untere [E] an der oberen Höhle), die speziell das Vordringen in die Anzitene und zur Tigrisquelle und die unmittelbar vorausgehenden und sich daran anschließenden erfolgreichen Kämpfe betonte. Erst nachdem die letzteren vollendet waren, können die betreffenden Zeilen eingegraben sein, und so belehren uns die Inschriften gleichzeitig, daß das Gebiet um den Tigristunnel nicht nur vorübergehend durchzogen ward, sondern eine dauernde Besetzung erfuhr.

Aber wir hatten doch oben festgestellt, daß im 15. Jahre Salmanassar bereits zum vierten Male nach Naïri zog. Auch das erkennen wir geschärften Auges jetzt als einen Irrtum. Denn im 7. Jahre zog der König nicht nach Naïri, sondern empfing nur auf einem Zuge weiter im Westen den Tribut von Naïri. Wirklich betreten hatte er die Naïri-Länder nur in seinem Antrittsjahr, in seinem 3. und dann erst



Kampf zwischen Assyrern und Urartäern (Palasttore von Balawat).

wieder im 15. Regierungsjahre, und so ist es durchaus zutreffend, wenn der König in unseren Inschriften vom 15. Jahre stolz erklärt: Dreimal zog ich nach Naïri und schrieb (nunmehr bei diesem dritten Zuge, wie einst Tiglatpileser I.) meinen Namen an der Tigrisquelle.

Gleichzeitig aber — und das ist besonders wichtig — ergibt sich, daß im 7. Jahre eine gänzlich andere, gleichfalls als Tigrisquelle betrachtete Örtlichkeit von Salmanassar II. besucht und mit Königsbild und Inschrift versehen wurde!

Sie lag außerhalb des Naïri-Gebietes weiter im Westen. Das trifft am besten zu für die Quelle des Argana-su, desjenigen Armes des Westtigris, den wir heute als dessen eigentlichen Quellfluß betrachten. Er entspringt in der Sophene, im heutigen Wilajet Charput, und dort, in der Umgebung der Quelle und des ihr benachbarten Sees Göldjük, von dem der Quellfluß zeitweilig vielleicht gespeist wurde (S. 458), wird man nach der Inschrift und dem Bilde des Königs vom 7. Jahre zu suchen haben.

Klarer und klarer wird es um uns. In den Annalen des Königs werden, wie wir nun erkennen, die beiden „Quellen“ ganz deutlich und scharf unterschieden: Im 7. Jahre heißt es: „Von Tel-abnî brach ich auf und ging zur Quelle des Tigris, dem Ort selbst, wo sich das Hervorquellen (event. Hervortreten) des Wassers vollzieht; ich reinigte dort die Waffen Assurs und brachte meinen Göttern Opfer dar . . . Ich empfing den Tribut von Naïri . . .

Dagegen der spätere Bericht lautet:

„Im 15. Jahr meiner Regierung zog ich zum Lande Naïri. An der Quelle des Tigris ließ ich auf der Felswand, am Ausgang seines Tunnels, mein Bildnis anbringen und schrieb darauf den Ruhm meiner Macht und die Waffengänge meiner Tapferkeit.“

Das bisher unverstandene assyrische Wort für „Tunnel“, nagâbu, ist in seiner Bildung und Bedeutung vollkommen klar und durchsichtig. Von derselben gemeinsemitischen Wurzel naḳâbu, „durchstechen“, stammt der heutige Name Ngûb des Tunnels am Großen Zab (Bd. II),



An der Tigrisquelle (Palasttore von Balawat).

wie die althebräische Bezeichnung nakab für den Siloah-Tunnel, den zum Siloah-Teich führenden unterirdischen Durchstich.

Für einen Tunnel und einen Durchstich sind Ausgangspunkt und Ende charakteristisch. Zur Bezeichnung einer nur einen Ausgangspunkt aufweisenden Grotte oder Höhle hätten, wie uns im Deutschen, so auch dem Assyrer andere Ausdrücke zur Verfügung gestanden. Und so ist es zum mindesten höchstwahrscheinlich, daß Salmanassar II. und seinen Begleitern bekannt war, daß der Tunnelausgang nicht die erste Stelle war, an der dieser Quellarm des Tigris zutage trat. Hätte es sich seiner Ansicht nach um eine uranfängliche Quelle gehandelt, so würde zudem der König sicher „die Waffen Assurs gereinigt" und Opfer dargebracht haben. Davon ist aber im 15. Jahre, worauf man bisher nicht geachtet hat und auch kaum hat achten können (S. 434 Abs. 3), nicht die Rede.

Auch Tiglatpileser I. spricht in seiner Inschrift gar nicht von der Tigrisquelle, und so können wir ziemlich sicher sein, daß Salmanassar recht wohl wußte, daß es sich nur um ein sekundäres Hervortreten, um ein erneutes Hervorquellen dieses Tigrisquellflusses handelte, dem er — warum, werden wir gleich sehen — den Rang einer Tigrisquelle verlieh.

Für alle diese Schlüsse ergeben nun die Kupferbeschläge der Palasttore Salmanassars II. aus Balawat, die — bisher nur in einem unerschwinglichen und schwer zugänglichen Prachtwerk vorliegend — ganz neuerdings durch Delitzsch und Billerbeck der Forschung bequemer zugänglich gemacht worden sind, eine schlagende Bestätigung. Denn hier werden nicht nur die Kämpfe des Herrschers mit den in zwei ganz verschiedenen Typen, — einem größeren und einem kleineren, — dargestellten Urartäern (S. 306), sondern der Besuch der Tigrisquelle im siebenten Regierungsjahre bildlich dargestellt, wie es in unserer Abbildung wiedergegeben ist, und auf den ersten Blick ersieht man, daß es sich um eine vom Tigristunnel gänzlich verschiedene Örtlichkeit, um eine aus dem Felsen in einzelnen kleineren Quellgrotten, im übrigen aber frei und unmittelbar hervortretende Quelle handelt, an der auch nicht eine Felsinschrift mit einem ungerahmten und sehr kleinen Königsbilde, wie am Tigristunnel und an der oberen Höhle an-

gebracht, sondern eine durch ihre Umgrenzung deutlich erkennbare Standsäule mit Bild und Inschrift des Königs — wie an der Subnatquelle und sonst häufig — aufgestellt wird.

Wenn also sowohl Taylor wie Huntington von Keilinschriften an Felswänden, die sie im Quellgebiet des Arghana-su gesehen haben, Kunde geben, so können diese Inschriften — oder falls beide Forscher dieselbe Inschrift im Auge haben sollten —, kann diese nicht mit der von Salmanassar an der Tigrisquelle aufgestellten Inschrift identisch sein, sondern, sofern sie etwa von ebendiesem Könige herrühren sollte, nur eine andere — vielleicht eine der allgemein gehaltenen Prunkinschriften — sein, die wie überall beliebig, so auch in der weiteren Umgebung der ersten Tigris- quelle angebracht werden konnte.

So wußte also Salmanassar II. sehr wohl, daß beim Tigristunnel in mehr als einer Hinsicht von einer Tigrisquelle nicht die Rede sein könne. Warum sagt er nun in seinen dortigen Inschriften doch, er habe seinen Namen, d. h. die ihn enthaltenden Inschriften, an der Tigrisquelle verzeichnet? Die Erklärung ist leicht gefunden. Salmanassar ist im Norden und Nordwesten trotz mehrfacher Siege nicht weniger als erfolgreich gewesen; offenbar war das Gebiet um die eigentliche Tigrisquelle, das Land Supani, die Sophene, die später zu Menuas' Zeiten unter chaldischer Oberhoheit steht, nach dem siebenten Jahre des Königs (854) den Assyrern verloren gegangen, und um diese Einschränkung der assyrischen Macht zu verschleiern, wurde der Tigristunnelausgang wider besseres Wissen zur Tigrisquelle gemacht. Ich möchte aber noch weiter gehen. Klare Vorstellungen über den Lauf und das Quellsystem entfernterer Flüsse dürfen wir im früheren Altertum nicht erwarten. Es ist bekannt, wie lange man griechischerseits den Indus als den Oberlauf des Nil betrachtete. So ist es an sich wahrscheinlich, daß auch Salmanassar II. glaubte, der Fluß, der den Tunnel durchströmte, sei derselbe Quellarm, zu dessen erstem Ursprung er acht Jahre früher gelangt war, und an dem er damals seinen Göttern, d. h. mittelbar dem Geist der Quelle, geopfert hatte. Der Irrtum wäre schwer, aber verzeihlich: Der Argana-su wie der Byrkale(i)n-su sind ja Quell- oder Nebenflüsse des Diarbekir-su, des westlichen Hauptquellstromes des Tigris.

Freilich bekäme die Sache noch ein ganz anderes Gesicht, wenn sich bestätigte, was Huntington auf Grund einheimischer Überlieferung und geologischer Erwägungen über die Anfänge des Westtigris in älterer Zeit ermittelt hat. Huntington beschreibt seine Forschungen am See Göljük, südwestlich von Charput, und erwähnt, daß das Wasser bis 1879 seit vielen Jahren allmählich geschieden war und damals nach dem Tigris

hin überzutreten begann, der jetzt regelmäßig nicht aus ihm gespeist war. Er schreibt:

„Auf der Karte findet sich südlich vom See Göljük ein winziger See und diesem entfließt der Tigris. Dies ist ein Irrtum. Der kleine See ist bloß der Krater eines Vulkans und hat in seiner größten Ausdehnung kaum 1000 Fuß im Durchmesser, im Sommer sogar nur 500 Fuß. Er liegt auf einer Höhe von 6000 Fuß und hat keinen Abfluß. Am See Göljük sind Niveauveränderungen zu bemerken; sie werden zweifellos bewiesen durch die Merkmale längs seiner Gestade, welche kiesige und sandige Seeablagerungen abwechselnd mit dichten Lagern vegetabilischer Dammerde zeigen.

„Das Steigen des Wassers in neuerer Zeit ist bereits erwähnt worden. Die Armenier, welche in der Nähe des Sees leben, haben eine Überlieferung, daß vor 500 oder 600 Jahren kein See dort war: ein Fluß floß mitten durch die Ebene und verschwand endlich in einem Loch im Boden. Ich bin überzeugt, daß diese Geschichte in der Hauptsache wahr ist. Wahrscheinlich befand sich am tiefsten Punkte der Ebene ein kleiner See. Ein anderer Grund für die Wahrheit dieser Überlieferung ist die Lage zweier Burgen in der Nähe des Gestades.

„Der kürzeste Weg von Charput nach Arghana, Dijarbekir und den südlichen Pässen rings um das westliche Ende des Sees folgt sechs Meilen lang dem Gestade und wendet sich dann nach Südosten. Augenblicklich wird diese Straße wenig benutzt, zum Teil, weil sie gefährlich ist, hauptsächlich aber wegen des neuen Fahrweges, und weil Arghana Maden jetzt der Sitz des Gouvernements ist. In alter Zeit muß dieser wenig gebrauchte Weg von großer Bedeutung gewesen sein. An der Stelle, wo er den See verläßt, liegt eine kleine Burg, welche augenscheinlich dazu diente, die Heerstraße zu bewachen. Gerade gegenüber befindet sich eine andere Burg am Fuße eines sehr bequemen Passes, der vom See nach der Ebene von Charput führte. An der anderen Seite dieses Passes sind zwei Höhlen, für welche ich keine andere Bestimmung finden kann, als diejenige, den Paß zu bewachen. An der nächsten geeigneten Stelle liegt eine mittelgroße Burg.

„Gegenwärtig liegen diese zwei Burgen und zwei Höhlen weder an einer Landstraße noch in der Nähe eines günstigen Platzes für eine Stadt, noch sind andere Ruinen in der Gegend gefunden worden. Folgen wir dagegen der Überlieferung betreffs des Sees, so gewinnen diese Ruinen große Wichtigkeit als Wächter einer der beiden bedeutendsten Landstraßen des Altertums. Die andere war die Straße von Palu nach Malatia.

„Diese Ansicht wird bestärkt durch die Tatsache, daß an keiner der modernen Landstraßen Ruinen gefunden worden sind. Meiner Meinung nach scheint kein Zweifel darüber zu sein, daß vor 1000 oder 2000 Jahren der gegenwärtige See durchaus nicht vorhanden war oder höchstens durch einen sehr kleinen Wasserlauf repräsentiert wurde. Die Zunahme der Größe kann nicht durch Regengüsse entstanden sein; das würde voraussetzen, daß die Niederschläge verdoppelt gewesen sein würden, zum

mindesten während 1000 Jahre; aber es findet sich kein Beweis für irgend eine solche Veränderung. Das Wasser müßte dann die Ebene durch einen unterirdischen Abfluß verlassen haben, und es bliebe zu ermitteln, wo es wieder an die Oberfläche gekommen ist. Die Überlieferung sagt, daß das Wasser zum Euphrat floß. Ich forschte in dieser Richtung, fand aber nichts. Die Beschaffenheit des Seegrundes läßt bestimmt erkennen, daß der unterirdische Abfluß sich am östlichen Ende des Sees befand; ich hoffe, ihn eines Tages zu finden."

Treffen diese in mehr als einer Hinsicht hochwichtigen Schlüsse zu, so ist mit der Tatsache zu rechnen, daß nicht nur, wie jetzt noch der Osttigris, sondern einst auch der Westtigris — denn das wäre der von Huntington als Vorläufer des Göldjük-Sees vermutete Wasserlauf — einen unterirdischen Lauf gehabt hat, und daß dann die beiden Tunnels und die beiden Oberläufe mit ihren Eigentümlichkeiten von den Assyrern miteinander vermengt und vereinheitlicht wurden, darf nicht wundernehmen.

Die Sache greift aber noch weiter: Bei Plinius (vgl. S. 452) findet sich (VI, 127, 128) folgende Schilderung des Tigrisoberlaufes: er entspringe aus einer offenen Quelle in einer Ebene, mit Namen Elegosine, fließe dann in einen See Aretissa, der alles, was in ihn hineingeworfen werde, trage und Salpeterdünste ausatme. Er habe nur eine Gattung Fische, die nicht in den Tigris, wie die Tigrisfische nicht in den See übergingen. Dann tauche er unter in eine Höhle, wo ihm der Taurus entgegentrete und wo er an der anderen Seite wieder hervorbreche. Der Ort heiße Zoroanda. Daß es dasselbe Gewässer sei, werde bewiesen dadurch, daß das, was oben hineingeworfen würde, am anderen Ende wieder herauskäme. Dann durchfließe er einen andern See, namens Thespites und tauche dann wiederum in eine Höhlung unter, um schließlich beim Nymphaeum wieder herauszukommen. Plinius fügt nach dem Kaiser Claudius hinzu, daß der Tigris dem Arsanias in dem Gebiete Archene so nahe ströme, daß beide Flüsse, wenn sie anschwöllen, sich vermischten, freilich ohne sich zu mischen, da das Wasser des Arsanias das leichtere sei.

Somit weiß auch die klassische Überlieferung von zwei unterirdischen Strecken des Tigrisoberlaufes zu berichten: die erste beginnt, als der Taurus sich dem jungen (West-)Tigris entgegenstellt, nachdem er einen See durchflossen hat, eine Nachricht, die Huntington durch ganz unabhängig gewonnene Ermittlungen überraschend bestätigt. Plinius' Gewährsmann für diese Nachricht wird nicht unter den späteren seiner Zeit nahestehenden Geographen zu suchen sein. Sonst würden wir ihr auch bei deren sonstigen Benutzern, vor allem bei dem über kleinasiatische Verhältnisse zudem besonders gut unterrichteten Strabo begegnen. Weit

eher entstammt sie den Kreisen der älteren und ältesten Reisenden griechischer Nationalität, den Logographen und Periegeten des sechsten und fünften Jahrhunderts, die das nördliche Vorderasien aus eigener Anschauung besser kennen lernten, als selbst die Zeitgenossen Alexanders des Großen und die ersten Generationen ihrer Nachfahren. Jedenfalls reicht der Ursprung dieser Kunde erheblich vor Plinius zurück. Der Name Zoroanda zeigt eine für die ältesten vorarischen und vorsemitischen Bewohnerschaften Kleinasiens typische Bildung. Es kommt hinzu, daß sich auch die gleichen Nachrichten über den Oberlauf des Tigris bei dem späten römischen Chorographen Solinus finden und daß diese Übereinstimmung von Plinius und Solinus ohnehin auf eine hecatäische Grundlage schließen läßt.

Mit dem See Thespites, in den der Tigris oben eintritt, kann nur der Vansee (Thospitis) gemeint sein; noch heute herrscht südlich desselben (Bd. II) die wegen der Höhenverhältnisse ganz unmögliche Vorstellung, die Quellbäche des Bohtansu entströmten dem Vansee, und wenn es dann wieder heißt, der Tigris verliere sich zum zweitenmale in Klüften, so ist damit zweifellos der Tigristunnel und mit dem Nymphaeum dessen Ende gemeint, und was wir für die Zeit Salmanassars II. erschlossen haben, haben noch Hecataeus und die ihm folgten, angenommen: dasselbe Gewässer, das östlich von Charput entspringt, trete nach zweimaligem Verschwinden am Ausgang des Tigristunnels wieder zutage, und Westtigris, Bohtan-su und Bylkäl(i)n-su werden zu einer Wassermenge zusammengefaßt, von der auch der Vansee gespeist wird. Da kann es auch nicht Wunder nehmen, daß dem See Aretissa gerade Eigenschaften zugeschrieben werden, die dem stark borhaltigen Wasser des Vansee-Thospitis zukommen, in dem in der Tat nur eine Sorte Fische lebt.

Nur noch eine Frage bleibt zu erledigen. Weshalb ließ Salmanassar seine Doppelinschrift an der oberen Höhle wiederholen? Etwa nur um ihre Fortdauer zu sichern? Oder weil der Schluß seiner zweiten Inschrift am Tunnelausgang (C) nur bei besonders günstigen Verhältnissen erreichbar war? Möglich. Aber eine andere Deutung drängt sich auf. Unten blicken die sämtlichen Königsbilder aus dem Tunnel hinaus, in der Richtung des Stromes. Oben wendet der König das Auge dem Innern der Höhle zu, als folge sein Blick einem nach innen zu abfließenden Gewässer (S. 447). Die Möglichkeit, daß auch, als der Tunnel längst bestand, ein Rinnsal als Rest vom Abfluß des vormaligen Sees noch seine Existenz fristete und hier, an den Felsen sich stauend, durch die obere Höhle abfloß, ist, wie S. 461 angedeutet, vielleicht nicht ganz ausgeschlossen. Oder aber die Höhle selbst war damals in ihrem vorderen Teile mit Wasser

angefüllt. Dann waren Bild und Inschrift auch hier durch das Gewässer in seiner Verknüpfung mit der Felsenhöhle veranlaßt. Ihr Abfluß mußte sich anscheinend dem Euphratsystem zuwenden, und von einer mehr als nahen Nachbarschaft des Tigris und des Arsanias-Muradsu fabelte, wie wir sahen, das klassische Altertum (S. 460). Davon hatten die Assyrer zu Salmanassars II. Zeiten anscheinend keine Vorstellung. Denn ganz wie am Tigristunnel (B, oben S. 441) heißt es auch in der ersten Inschrift an der oberen Höhle (D), daß der Assyrerkönig Urartu von der Quelle des Tigris bis zur Quelle des Euphrat durchzogen habe, so daß also von einer näheren Nachbarschaft einer Euphrat- und einer Tigrisquelle nichts darin erwähnt wird.

Daß übrigens der Ausgang des Tigristunnels Gegenstand einer einheimischen Quellenverehrung gewesen sein muß, ergab sich mir noch in letzter Stunde, als ich fand, daß die großen Schwierigkeiten, die die Lesung der früher fälschlich Tuklat-Ninib zugeschriebenen Inschrift (B) am Tunnelausgang bot, zum Teil von einer absichtlichen Schädigung herrührte. Mehrere große christliche Kreuze waren über der Inschrift eingehauen, gerade wie ich auch zur Seite eines der von der „alten Feste“ herabführenden Wege drei Kreuze an der Felswand angebracht gefunden hatte, alles Beweise dafür, daß hier Altheidnisches christianisiert worden war. — —

Zur „Quellgrotte des Sebeneh-su“ war ich gekommen; den Tigristunnel verließ ich, froh, auch die Subnatquelle, die ich längst hinter mir gelassen, nachträglich bestimmen zu können.

Bald sollte ich vom Bylkäle(i)n-su, dessen Lauf ich noch eine Tagereise weit folgte, und vom Tigris überhaupt Abschied nehmen und seinem Bruderstrome zueilen.



Natürlicher Durchgang im Tunnelfelsen (*b* in der Skizze auf S. 451).

## Fünfzehntes Kapitel.

# Vom Tigris zum Euphrat.

**Durch die Kleisurai nach Palu. — Menuas' Keilinschrift von Palu. — Neue Lesungen. — Die historische Bedeutung der Inschrift. — Die Felsenbauten der Burg. — Nach Mazgert. — Die Felsinschrift Rusas' II. zu Kalah bei Mazgert. — Die Felsenbauten der Kalah und ihre Besonderheiten. — Pertak. — Nach Charput. — Lage der Stadt. — Die Ebene von Mäzrä. — Zwischen Taurus und Anti-Taurus. — Die amerikanische Mission. — Die deutschen Missionare. — Verpackung und Versendung der Abklatsche. — Ein Skulptur-Fragment. — Die Inschriften des Corbulo bei Käzrik. — Die antiken Felsanlagen und die mittelalterlichen Bauten der Burg von Charput. — Die syrische Kirche und die Moschee. — Zum Kümürchan. — Die Keilinschrift Sardur II. — Sardurs Kämpfe mit Tiglatpileser IV. und ihre Örtlichkeit. — Über den Euphrat bei Izoli. — Malatia. — Eski-Malatia. — Ein römischer Meilenstein. — Die Felsenfeste Wank. — Die griechische Grabinschrift der Athenais, Tochter der Antonia. – Klein-Armenien unter den Polemoniden, den Nachkommen des Triumvirn Antonius'. — Egin. — Kjemach, das ältere Ani. — Die dortigen Ruinen, Bauten und die große Wasserleitung im lebendigen Felsen. — Nach Erzingian.**

„Vom Tigris zum Euphrat“ lautete die Parole, als ich den Tigristunnel am 2. Juni 1899 verließ, um zunächst am ersten Tage in den Nachmittagstunden, dem Bylkäle(i)n-su in seinem breiten Bette folgend und ihn unzählige Male durchkreuzend, nach dem äußerst jämmerlichen, von Zaza-Kurden bewohnten Dorfe Schelehaida zu gelangen, dessen Einwohner (soweit sie nicht, als sie meiner Eskorte ansichtig wurden, das Weite gesucht hatten) an Widerwilligkeit und Ungastlichkeit das Menschenmögliche leisteten.

Der nächste Tag führte uns um Mittag nahe vorbei an dem beim Dorfe Tirnial erfolgenden Zusammenfluß des Bylkäleïn-su mit dem Aghdagh-su, welch letzteren wir überschritten. Lachende Frühlingslandschaft, aber an Bachesrand ein ernstlich verwundeter Kurde. Grund: der uralte Nachbarstreit um Mühlgewässer!

An diesem Tage erwies sich, wie später noch öfter, die sonst so außerordentlich störende Schwierigkeit, Futter für die Pferde zu finden, als eine Förderung. Da die Pferde der Eskorte Grünfutter noch schlechter vertrugen als unsere eigenen, so mußten wir absolut in einem Dorf übernachten, wo Häcksel und Gerste zu finden waren. Ein solches war aber erst nach einem vierzehnstündigen Marsche zu erreichen, der lange Zeit auf erhöhtem Wege am Berghange über einer grünen, breiten Talebene hinführte, um dann scharf nordwärts umbiegend durch eine namentlich für größere Heeresmassen recht beschwerliche Enge zu führen, in der vermutlich die zweite der beiden, die Kleisurai des Prokop bildenden Engen zu erblicken sind, — die erste wird in dem tags zuvor durchmessenen Paß zu erkennen sein, der in unmittelbarer Nachbarschaft des Tigristunnel-Ausgangs und nahe bei Lidje — dem „Illyrisis“ des Prokop (S. 523) — den Weg nach Norden zum Euphrat beginnt. So hatten wir an diesem Tage ganz entgegen der sonstigen Gewohnheit der Eskorte, eine sehr beträchtliche Marschleistung aufzuweisen.

Unser Nachtquartier wurde das Dorf Djaro, das nur $1\frac{1}{2}$ Stunden vom Murad-tschai und dem jenseits belegenen Palu entfernt war. Wir wurden bei einem türkischen Beg, trotz der späten Stunde, zu der wir unangemeldet einrückten, sehr gut aufgenommen. Das Dorf selbst ist von Zaza-Kurden bewohnt, die in dieser Gegend aufzutreten beginnen, hauptsächlich aber in Gebieten nördlich des Murad-tschai, so namentlich im Dersim, wohnen. Sie werden noch häufiger als Kyzyl-basch, „Rotköpfe“ bezeichnet. Ihre Sprache unterscheidet sich sehr wesentlich von den übrigen kurdischen Dialekten, und auch ihrer Religion, ihren Sitten und Gebräuchen nach sind sie von den übrigen Kurden deutlich geschieden. Wohl möglich, daß hier ein Stamm der älteren Urbevölkerung vorliegt, der das Kurdische nur angenommen und dann freilich in einer sehr eigentümlichen Form bewahrt hat.

Daß überhaupt unter den Stämmen kurdischer Zunge ein großer Prozentsatz von Volkselementen zu finden ist, die mit den Kurden ursprünglich nichts gemein haben und nur allmählich, unter Annahme ihrer Sprache, sich mit ihnen vermischten, ist eine Einsicht, die sich uns — und gewiß nicht uns allein — auf unserer Reise wiederholt aufgedrängt hat. Über die Zaza und ihre Sprache sind neue Aufschlüsse von Oskar Mann zu erwarten, der diese Gebiete zum Zwecke kurdischer Studien inzwischen im Jahre 1906 bereist hat.

Der nächste Morgen ist mir in besonders freundlicher Erinnerung, weil sich im hellen Frühlingssonnenschein das Dorf in sehr reizender Lage präsentierte. Das Haus unseres Wirtes umgab ein förmlicher Park

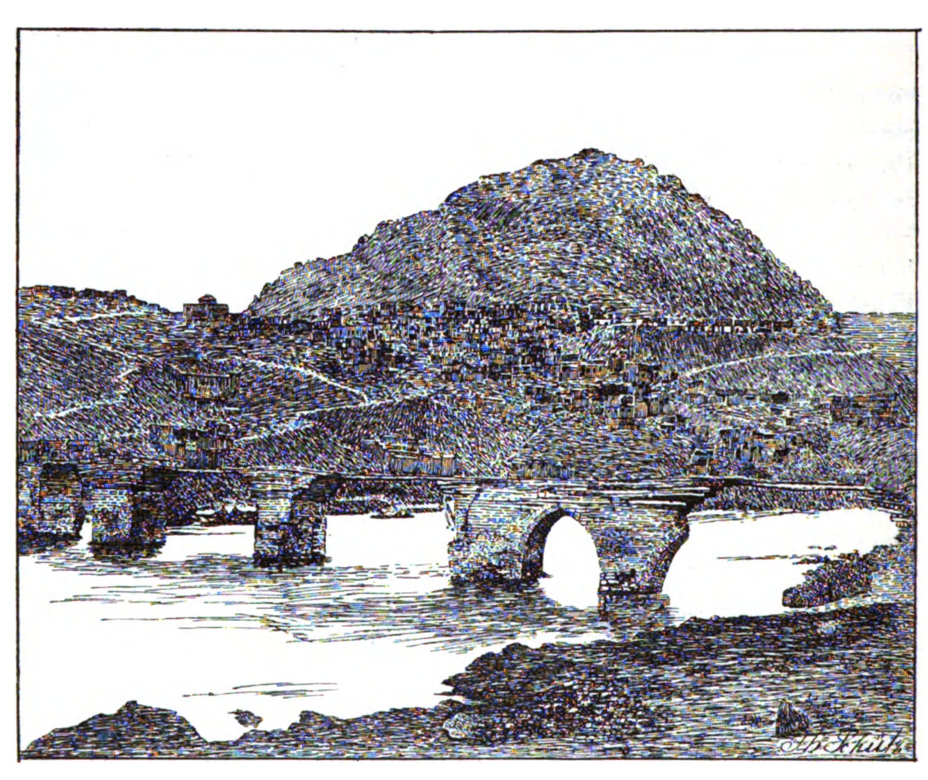
von schönen alten Nuß- und Maulbeerbäumen und voll blühender Wildrosen, der sich bis zu dem steinigen Ufer eines munteren Baches hinzog. Ungern verließ ich diese Oase, um wieder die öden, steinigen Gefilde zu durchreiten.

Ein Marsch von $1^1/_2$ Stunden brachte uns an den Punkt, von dem ich zum erstenmal den Euphrat erblicken durfte, für mich ein feierlicher Moment. Der Murad-tschai (der „östliche", besser „südliche", in der Ebene von Alaschgert bei Karakilissa entspringende Euphrat), denn mit diesem haben wir es hier zu tun, präsentierte sich in stattlicher Breite, gleichzeitig wurde am jenseitigen Ufer Palu und der seltsame, isolierte, gewaltige Felskegel, an den die Burg sich anlehnt, sichtbar. Zum Niveau des Flusses hinabgestiegen, überschritten wir die alte, mehrfach notdürftige Verbesserungen aufweisende Brücke, um am jenseitigen Ufer wieder zum höher gelegenen Teil der Stadt hinaufzuklimmen.

Hier fand ich Unterkunft im Hause des deutschen Missionars oder Waisenpflegers Herrn Jacob. An der nur allzu notwendigen Fürsorge für die vielen Waisen, die die Metzeleien geschaffen hatten, sind, wie bekannt, auch deutsche Mittel und deutsche Kräfte beteiligt. Von den Waisen in Van wird eine beträchtliche Anzahl aus deutschen Mitteln erhalten. In Charput befindet sich eine Niederlassung deutscher Missionare, Brüder und Schwestern, die ich noch näher kennen lernen sollte. Die Schule und Anstalt in Palu ist eine Zweigniederlassung derer von Charput. Palu aber gehört zum Wilajet Diarbekir, und alle neugegründeten Schulen und Anstalten zur Erziehung armenischer Waisen in diesem Wilajet waren gerade vor kurzem durch Erlaß des Wali geschlossen worden. Es bestand Aussicht, daß diese Maßregel rückgängig gemacht werden würde. Aber einstweilen war die Arbeit eingestellt. Die Kinder lagen wieder armen Müttern oder Verwandten zur Last; und die so nicht untergebracht werden konnten, waren der Mildtätigkeit einzelner oder dem Elend überlassen.

Palu gilt trotz seiner erhöhten Lage auf felsigem Grunde im Sommer für sehr ungesund. Die Ausdünstungen des Euphrat und der Stadt wirken in dieser Richtung zusammen.

Mein erster Gang richtete sich natürlich nach der altbekannten Inschrift von Palu. Sie steht in ca. $^3/_4$ Höhe des vorerwähnten Felskegels, nach Süden blickend, in einen isolierten Felsblock eingegraben, dessen Vorderseite in eine gewaltige Nische umgewandelt ist. Die ganze Art der Anbringung, die Größe der Schriftzeichen, der freie Zwischenraum zwischen der eigentlichen Inschrift und der Fluchformel geben der Inschrift etwas Großartiges, das mit ihrem Inhalt wohl im Einklang steht.



Palu.

Denn sie ist die Künderin der Kriegstaten, die König Menuas im Kampfe mit den Chati, den Hetitern, in den Besitz dieses so weit westlich von Van liegenden Gebietes brachten und seinen Einfluß bis nach Malatia, dessen König genannt wird, ausdehnten. Die Hetiter stellten freilich nicht mehr, wie in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends, eine Großmacht dar, bildeten aber doch im Ausgangs- und Mittelpunkt ihres Gebietes, dem nördlichen Kappadokien, anscheinend noch einen ansehnlichen Staat. Wesentlich weiter westlich hat sich das Chalderreich niemals erstreckt. Zwei Inschriften, die uns alsbald beschäftigen werden, liegen nördlicher und fast auf derselben Breite wie die von Palu. Wesentlich weiter nach Westen ist bisher nur die Inschrift von Izoli, unweit Malatia (S. 7; S. 481) bekannt geworden. Meine Vergleichung der Inschrift von Palu, die seit Layards Befund im Jahre 1858 (S. 7) nicht wieder wissenschaftlich untersucht worden war, ergab wesentliche Berichtigungen der bisherigen Lesung. Namentlich erwies sich, daß der Name von Burg und Stadt Palu (altarmenisch Balu), zu Menuas' Zeiten Sebiterias war, nicht Puterias, wie man bisher gelesen hatte. Zweimal wird ein Land erwähnt, das man bisher Gupani las; in Wahrheit ist es Supâni, ein Name, der

uns schon in Van in den Inschriften von Menuas' Sohn Argistis begegnet war, dessen Auftreten hier im Westen aber die historisch-geographische Bestimmung des Gebietes endgültig sichert. Es liegt zweifellos ein Zusammenhang mit der Sophene der klassischen Autoren vor (s. Kap. XVI.), eines Gebietes, dessen heutige Hauptstadt Charput von Palu nur eine Tagereise entfernt ist.

Auch glückte mir die Lesung einer stark zerstörten Stelle, aus der hervorging, daß Menuas die Burg von Sebiterias wiederhergestellt habe.

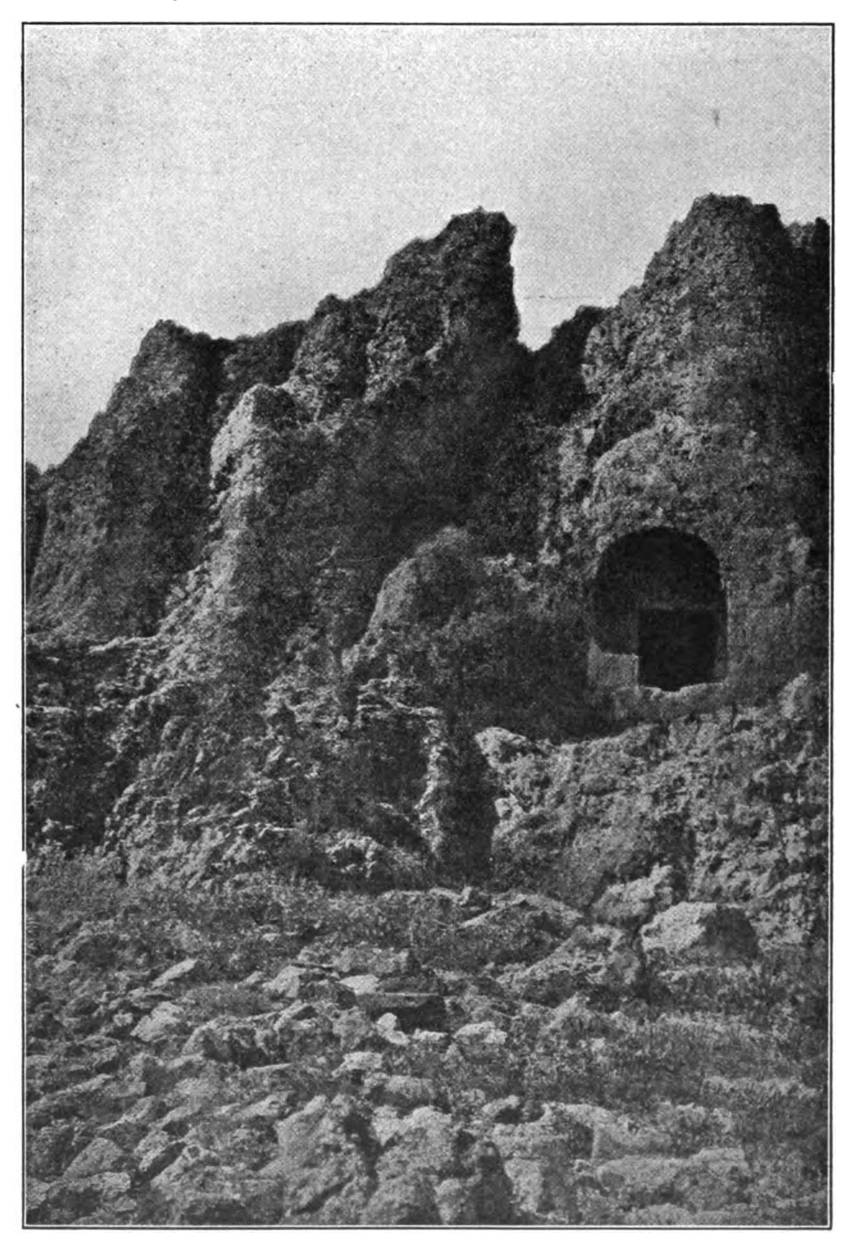
Die Felsenzimmer, Treppen, unterirdischen Gänge usw., die der Felsen von Palu in reichlichem Maße zeigt, und deren Grundriß und Anlage, auf die später zurückzukommen sein wird, ich durch eingehende Messungen feststellte, sind also großenteils unter Menuas angelegt oder ausgestaltet.

Von Palu sandte ich den größeren Teil der Lasttiere nach Charput, während ich mich selbst mit einem Teil der Eskorte und einem Diener nordwärts wandte, den Peri-su, einen recht bedeutenden linken Zufluß des sich von Norden her in den Murad-tschai ergießenden Muzur-su, mit dem Kellek überschreitend, um in forciertem Marsch in einem Tage nach Mazgerd zu gelangen. $1^1/_2$ Stunde von hier, beim Dorfe Kalah, waren von Professor Joseph Wünsch in Prag Felsenzimmer mit einer Keilinschrift signalisiert, auf die wir von vornherein seit unserer Ausreise besonders gespannt waren. Man kann sich denken, mit welcher Freude ich es begrüßte, als bei meinem Besuch am nächsten Tage sich die Inschrift, die an der linken Seite des mächtigen in den Felsen gehauenen Eingangstores angebracht ist, als von Rusas II., Argistis' II. Sohn, „unserem neuen Herrscher von Chaldia“ (S. 164), herrührend erwies. Sie nennt neben den Hetitern u. a. noch Muskîni, die Moscher (S. 51; 58; 104), ein kleinasiatisches Volk, das unter einer stammfremden, thrakischen Herrscherschicht und unter Königen, die den Namen Mita, d. i. Midas, trugen, von Phrygien aus ein bedeutendes Reich gebildet hatte, und dessen politisches Verhältnis zu den Hetitern noch der Klärung bedarf. Rusas II. hat, wie bereits angedeutet, sein Reich Urartu-Chaldia von den Wunden zu heilen verstanden, die ihm die Kimmerier geschlagen hatten, die unter seinem Großvater Rusas I. durch die zentralen Kaukasuspässe (S. 51; 53) in Asien einfielen und die Nordmarken des Reiches gründlich zerstörten, um sich dann westwärts gegen Lydien zu wenden. Ein weiteres Glied in der Kette der Neuschöpfungen Rusas' II. ist wohl auch die Wiedererrichtung der von Menuas hergestellten (erbauten) Burg Baghin (altarmenisch Palin), etwa $22^1/_2$ km genau östlich von Mazgerd und etwa 29 km nordwestlich von Palu, wo nach unserer Heimkehr von Mr. Huntington und gleichzeitig von anderer

Seite eine Inschrift des Menuas gefunden wurde, die einen spezifisch hetitischen Namen nennt. Der betreffende Stein bildet das Fragment einer Stele, war aber in seiner richtigen, für das Lesen geeigneten Lage in die chaldische Burgmauer wieder eingefügt. Das kann nur von chaldischer Seite geschehen sein, und es ist das nächstliegende, zu vermuten, daß die Kimmerier die Zerstörer, Rusas II. der Hersteller war. Andererseits hat Rusas II. sich der Kimmerier als Verbündeter oder als Söldner, wie das in der Geschichte so häufig geschehen ist, in seinen Kämpfen gegen die Assyrer bedient. Dadurch wurde dem nachmaligen Wiedereindringen der Kimmerier nach ihrer Niederlage in Lydien (Mitte des 7. Jahrh. v. Chr.) vorgearbeitet. Mit der Erschütterung, die das westlichere Kleinasien sowohl durch die Kimmerier und ihr Rückfluten, wie durch die gleichzeitig von Westen her vordringenden thrakischen Völkerschaften, mit denen die Kimmerer sich begegneten und zum Teil nach Osten zurück wanderten, erlitt, hängen dann die Schiebungen und Wanderungen nach Osten zusammen, durch die die auf hetitischem Gebiete im nachmaligen Kappadokien wohnhaften Armenier und die Kappadokier selbst in ihre letzten Sitze gelangten. Diese Bewegungen müssen auch die Hetiter und die Moscher wesentlich mitbetroffen haben, welch letztere ja schließlich, ebenso wie die Tibarener, bis an die Südostecke des Schwarzen Meeres und an den Südfuß des Kaukasus gedrängt wurden (S. 57 f.). Und so ist gerade die neue Inschrift Rusas' II., die diese kleinasiatischen Völkerschaften nennt, ein Dokument von besonderer historischer Wichtigkeit, dessen nähere Beleuchtung und Würdigung freilich noch vorbehalten bleiben muß (Bd. II). —

Aber auch die Anlage der Felsenfestung ‚Kalah' — diesmal Gattungs- und Eigenname — bei Mazgerd selbst weist eine ganze Anzahl von Besonderheiten auf, zunächst schon (s. die Abbildung) den oben durch einen Rundbogen abgeschlossenen Eingang. Sämtliche mir sonst bekannten Eingänge chaldischer Felsenkammern haben, soweit überhaupt eine regelmäßige Gestaltung angestrebt wird, die Form einer einfachen, rechteckigen Türöffnung. Ebenso sind die Inschriftnischen regelmäßig rechteckig gestaltet, was um so auffälliger ist, als für die größeren Schriftsteine in ihrer Mehrheit bei den Chaldern von Anfang an die Form der oben gerundeten Stele vorherrscht. Davon gibt es nur eine Ausnahme: die ein gewölbtes Tor darstellende Inschriftnische Sardurs II. (III.) (S. 14) an der Nordseite des Vanfelsens und die daneben befindliche, ebenso gestaltete unbeschriebene Nische (Bd. II). Hier liegt es nahe, Beeinflussung von Westen her in Betracht zu ziehen, wo gerade Sardur in der Ausbreitung der chaldischen Macht so erfolgreich war, bis

er von Tiglatpileser IV. besiegt wurde. Denn diese im Rundbogen geschlossenen Eingänge sind für den Westen charakteristisch. Sie sind nament-



Felsenfeste Kalah bei Mazgerd (links am Eingang, im Winkel verlaufend, die Keilinschrift, vom Abklatschpapier bedeckt).

lich vertreten an den dem 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. angehörigen pontischen Königsgräbern bei Amasia und gewissen paphlagonischen Felsengräbern der Kaiserzeit. Und in dem oben gerundeten Eingange der mehr als ein halbes Jahrtausend älteren Feste Kalah bei Mazgerd ist nun das lange gesuchte Prototyp dieser pontischen Anlagen gefunden worden. Offenbar hat Rusas sich hier eine im Westen übliche Besonderheit zu eigen gemacht.

Bleiben wir bei den äußeren Anlagen, so begegnen wir auf der Höhe der Burg großen Zisternen, die in den Felsen gehauen sind. Die gleiche Eigentümlichkeit fiel mir und E. Huntington (S. 340), der meine Untersuchungen im Wilajet Charput auf meine Anregungen fortsetzte, an einer ganzen Anzahl Felsenburgen dieses Gebietes auf, so gleich an der hoch über dem Murad-su belegenen Felsenburg von Pertek, die ich auf dem Wege von Mazgerd nach Charput besuchte. (Beiläufig bemerkt ist auf der diesem Bande beigegebenen Kartenskizze Mazgerd in die rotbezeichnete Route noch einzubeziehen, ebenso Maragha [S. 200; 207 ff.] und Babil bei Djezireh [S. 365 ff.].) An Stelle des für die eigentlichen Chalderburgen charakteristischen Gewimmels kleinerer und schmalerer Treppenstufen, deren praktischer Zweck vielfach nicht ersichtlich ist, zeigen diese westlichen Felsanlagen ferner vielfach die Bearbeitung der Felskuppen oder sonstiger geeigneter Teile des Felsens zu möglichst breiten, terrassenförmigen Abstufungen von beschränkter Zahl: sie finden sich u. a. auf der Burg von Charput. „Kalah" bei Mazgerd hingegen bietet auf dem Gebiete der Treppen eine andere Besonderheit: hohe, mit großer Regelmäßigkeit in den Felsen gehauene Stufen, die jede denkbare menschliche Schritthöhe übertreffen. Zwischen ihnen kleinere, für die Beschreitung geeignete Stufen. Herrn René du Bois-Reymonds Vermutung, daß diese Stufen Gartenerde trugen, auf denen Weinpflanzungen, Gemüse- und vielleicht auch Blumenbeete angelegt waren, wird dadurch bestätigt, daß eine im Nordosten des Vansees belegene altchaldische Felsanlage, die ähnliche Stufen zeigt, noch heute den Namen Bostankaja „Gartenfels" führt.

Einen mit Steinen angefüllten, von der Felsoberfläche abwärts ins Innere führenden Gang versuchte ich ausräumen zu lassen. Es gelang mir jedoch nur, ihn bis zu einer beträchtlichen Tiefe freizulegen und festzustellen, daß er in der üblichen Weise Stufen zeigte, die in die Tiefe, offenbar, wie stets, zu einem Bach oder einer Quelle führten (S. 102 f.).

Treten wir durch das Eingangstor, so befinden wir uns in einer sehr sorgfältig in den Felsen gehauenen Serie von Zimmern und erblicken als Umrahmung der Türnische, die aus dem ersten Hauptraum nach rechts in ein Seitengemach führt, eine an den Eierstab erinnernde, aber wesentlich einfachere in den Felsen gehauene Verzierung — der

einzige Fall von Innendekoration in allen mir auf der Reise bekannt gewordenen Felsenburgen.

Daß auch diese Felsenhöhlen später der christlichen Religion dienst-



Linker Teil der (im Winkel verlaufenden) Inschrift Rusas' II. an der Felsenfeste Kalah bei Mazgerd.

bar gemacht wurden (S. 18), beweist das an den Wänden mindestens einmal angebrachte christliche Kreuz. Bei den Visierungen zur Bestimmung der Lage der Burg machte ich eine interessante Beobachtung. Der Burgberg von Palu konnte von hier aus gesehen und somit eine Verständigung durch optische oder Feuersignale zwischen diesen beiden Chalderburgen erzielt werden. Das ist für die strategische Würdigung der chaldischen Festungsanlagen von um so höherer Bedeutung, als sich ganze Serien von noch näher aneinander belegenen und daher zu solchem Signaldienst geeigneten chaldischen Felsenfestungen ohnehin, und gerade hier im Westen, beobachten lassen (S. 487).

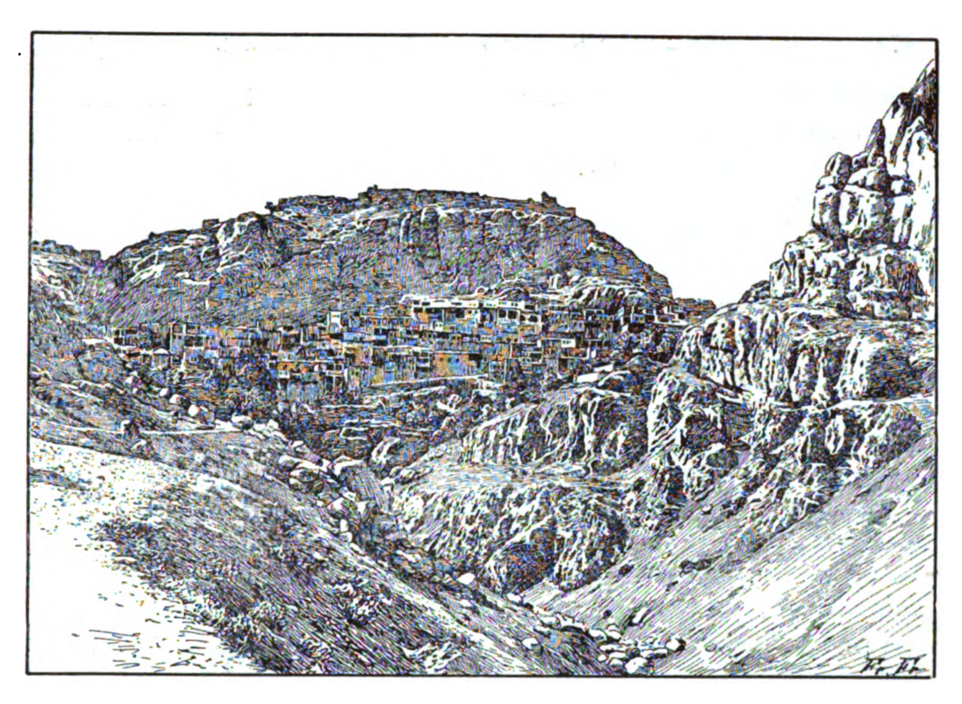
Die hier meiner harrenden Arbeiten, genaue Kopie, Abklatsch der Inschrift, Beschreibung der Felsenzimmer und Photographien der Burg von verschiedenen Seiten, in $1^1/_2$ Tagen zu erledigen, gelang mir nur mit der äußersten Anspannung aller Kräfte.

Erwähnen will ich nur noch, daß mir hier von den Kurden eine Frau vorgeführt wurde, der vor kurzem ihr Mann den Arm zerschlagen hatte, so daß er gebrochen war.

Die Feste von Mazgerd, die eine mittelalterliche Anlage zeigt, besuchte ich nicht. Spätere Erfahrung, unter anderen beim Besuch der Burgen von Pertek, Charput und Baiburt, lehrte mich, daß diese mittelalterlichen Festungen fast regelmäßig an der Stätte älterer Anlagen, die bis in chaldische Zeit zurückgehen, angelegt sind. Diese mittelalterlichen Anlagen werden in dieser Gegend und erheblich weiter nach Osten hin als „genuesische" bezeichnet.

Ellsworth Huntington betonte in Charput mir gegenüber mit besonderem Nachdruck den Gesichtspunkt, daß die späteren mittelalterlichen Anlagen sehr natürlich fast an derselben Stelle erfolgt sind, wie in älteren Zeiten, weil die Konfiguration der Berge und des Landes, und somit die Bedingungen für die Verteidigung, natürlich zu allen Zeiten dieselben bleiben. Nur hin und wieder findet man, daß in späterer Zeit die Burgen etwas tiefer nach der Ebene zu angelegt wurden. Er hat auf meine Bitte den von mir versäumten Besuch der die Stadt Mazgerd selbst überragenden Burg nachgeholt und in ihr eine typische „chaldische" Festung mit den für den Westen charakteristischen Eigentümlichkeiten festgestellt. Solcher Felsenfestungen hat dann Huntington im Wilajet Charput noch eine ganze Anzahl entdeckt.

Von Mazgerd wandte ich mich (9. Juni 1899) wieder südwärts und gelangte, den Muzur-su auf einer Brücke passierend, zunächst nach der gleich Palu am nördlichen Ufer des Murad-su



Die Burg und (links) ein Teil der Stadt Charput, von der Sarbunak-Schlucht aus gesehen. Am Fuße der Burg das Dorf Synamud.

malerisch gelegenen Felsenburg von Pertak (türkisch Pertek), die eine mittelalterliche Anlage auf „westchaldischer“ Grundlage darstellt; im gleichnamigen, ungeheuer langgestreckten und sehr fruchtbaren Dorfe übernachteten wir. Nach Überschreitung des Murad-su ging die recht gute Straße ein gebirgiges und zerklüftetes Gelände hinauf, schließlich bewegten wir uns längere Zeit ziemlich eben auf der Höhe eines felsigen Plateaus, und recht verwundert war ich, als sich hier allmählich Gärten und die sonstigen Anzeichen der Annäherung an eine Stadt zeigten, bis ich denn zu meiner weiteren Überraschung innewurde, daß Charput unmittelbar am Rande dieses Plateaus angelegt ist, da, wo es nach Süden steil in eine fruchtbare Ebene abfällt.

In dieser Ebene liegt, etwas mehr nach Westen zu, Mäzrä, die Hauptstadt des Wilajets Maʿmuret el-ʿAzîz (Charput) (S. 12), und an ihrer anderen Seite erheben sich die Berge des Taurus, der sich vom Westen her über den Euphrat, der ihn bei Izoli (S. 7; 479) durchbricht, nach Osten hinzieht und sich wenig südöstlich von Charput zu dem gewaltigen Massiv des Masdar erhebt. Hier allein versteht man, — ein sehr wichtiger Aufschluß —, was im Altertum in diesen

Gebieten die Begriffe Taurus und Antitaurus zu bedeuten hatten (Kap. XVI). Charput selbst liegt auf den Vorhöhen des Antitaurus. Diese Bezeichnungen sind, wie ich an Ort und Stelle hörte, noch heute dort lebendig.

Der Blick von dem hochgelegenen Charput in die Ebene mit der Stadt Mäzrä und den vielen umliegenden anderen Dörfern und hinüber zum Taurus ist höchst überraschend. Eigenartig und nicht minder malerisch präsentiert sich andererseits für den, der, aus der Ebene kommend, die Schlucht des vom Antitaurus herabplätschernden Flüßchens Saburnak hinaufreitet, die Burg und die Stadt Charput mit den an ihrem Fuß gelegenen Dorfanlagen.

Außer Armeniern und Türken befinden sich auch chaldäische Christen in Charput, mit deren Bischof ich bekannt wurde. In den Massakers im Jahre 1895 haben die Armenier in Charput, sowohl in der Stadt, wie im ganzen Wilajet, schwer gelitten, und hier ist es denn auch vorgekommen, daß nicht einmal die Mitglieder der amerikanischen Mission unbehelligt blieben. Die Gebäude der Mission wurden beschossen, und ihre Bewohner flüchteten sich in das festeste steinerne Gebäude. Und als der Kommandant der scheinbar zum Schutz, in Wahrheit zum Angriff anrückenden Truppen sagen ließ, die Missionäre möchten das Gebäude verlassen, weil es verbrennen würde, antwortete der greise Chef der Mission, Dr. Barnum: „Wir bleiben hier, und wenn das Haus verbrennt, verbrennen wir alle mit.“ Vor dieser letzten Konsequenz scheute man denn doch zurück, so blieben die Bewohner der Mission verschont, während fast alle Gebäude eingeäschert wurden. Noch heute sind reichliche Spuren dieser traurigen Zerstörung vorhanden.

Ich fand die liebenswürdigste Aufnahme im Hause und in der Familie des Mitgliedes der Mission Dr. Gates. Auf seine und Dr. Barnums Veranlassung hielt ich in dem großen Saale der Mission in englischer Sprache einen Vortrag über die historischen Ergebnisse der Expedition, der von den Kopf an Kopf gedrängten Armeniern, dem größten Auditorium, das ich je gehabt habe, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Für die des Englischen Unkundigen wurden meine Worte von einem neben mir stehenden Herrn armenisch verdolmetscht, wobei einige scherzhafte Mißverständnisse unterliefen, die ich, dann mich des Armenischen bedienend, verbesserte.

Die Notwendigkeit, den Pferden Ruhe und Futter zu gönnen, die Erledigung einer großen und — wegen des damaligen, alle Bewegungen und Entschlüsse lähmenden Tiefstandes der Mittel — aufreibenden und wenig erfreulichen Geschäftskorrespondenz, sowie die Reparatur fast aller

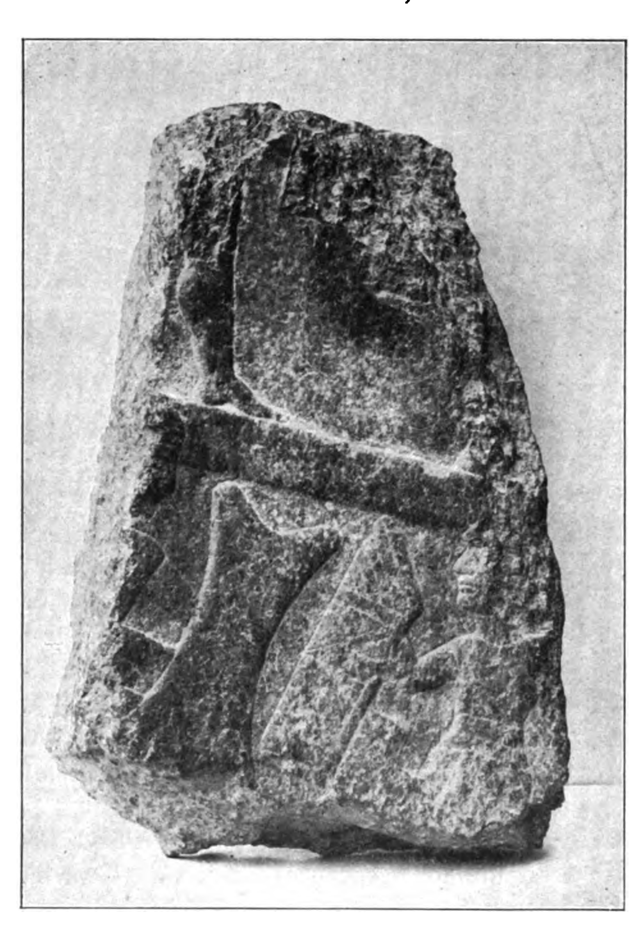
geographischen und photographischen Apparate, bei der mich Mr. Huntington in weitgehendstem, mich zu größter Dankbarkeit verpflichtendem Maße unterstützt hat, zwangen mich in Charput einen nahezu 14tägigen Aufenthalt zu machen, erheblich länger, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte. Während dieser Zeit hatte ich auch die Freude, mit den deutschen Missionaren und Waisenpflegern, sowohl Brüdern wie Schwestern, an deren Spitze Herr Ehmann stand, in freundschaftliche Beziehungen zu treten.

Es galt nun nicht mehr, bloß Inschriften und Altertümer zu gewinnen, sondern auch ihre Überführung in die Heimat zu sichern. Die deutschen Missionare verhalfen mir zu einer geeigneten, mit Zinkblech ausgeschlagenen Kiste, in der ich die von mir bisher auf meiner Alleinreise gesammelten Abklatsche bergen konnte. Es waren darunter die Abklatsche besonders umfangreicher Inschriften, so der zweiten vom Tigristunnel, der von Palu und der von Izoli.

Daher mußte die Kiste von außergewöhnlicher Größe sein. Diese Riesenkiste wurde dann durch Vermittlung der amerikanischen Mission auf einer Araba (Frachtwagen) nach Trapezunt gebracht und von der dortigen amerikanischen Mission durch den Zoll nach Konstantinopel geleitet. Sie ist schließlich gleich vielen anderen (Bd. II) nach mancherlei Fährlichkeiten in Deutschland eingetroffen. In Charput erreichte mich auch eine unsere wissenschaftliche Ausstattung ergänzende Sendung, die zu Schiff via Bombay und Bagdad aus Deutschland gekommen war. Der neue Sextant ermöglichte E. Huntington und mir eine Breitenbestimmung der Lage von Charput durch Beobachtung der Monddistanz. Über die geographischen und historischen Probleme dieser westlichen Gebiete wurde mit E. Huntington als Geologen und Geographen manche fruchtbringende Erörterung gepflogen.

Von einem Händler erwarb ich in Charput das umstehend abgebildete Fragment einer Skulptur auf grauem basaltischen Gestein. Über die Herkunft — es sollte auf einem Kirchhof unmittelbar am Fuße der Burg Pertak gefunden sein — war nichts Sicheres zu erfahren, doch ist diese Gesteinsart, nach Huntingtons Mitteilungen, in der Umgegend nicht selten, und er fand nochmals in einem fünf Stunden von Charput entfernten Dorfe einen Basaltblock genau derselben mineralischen Struktur, der von einem alten Torpfeiler herzurühren schien. So ist anzunehmen, daß es sich wirklich um ein aus dieser Gegend stammendes, nicht etwa um ein aus Mesopotamien herrührendes Kunstwerk handelt. Auch die Form der Schilde der beiden Kämpfenden widerspricht dem nicht. Der eine, links, erinnert mit den eingezogenen Rändern an

hetitische Schilde, der andere zeigt Anklänge an den altmykenischen Turmschild. Ein Transport aus der Ferne nach Charput hätte auch seine großen Schwierigkeiten gehabt; der Stein war außerordentlich dick, und um ihn der Heimat zuzuführen, mußte ich ein Stück der unbearbeiteten Unterseite abmeißeln lassen.



Skulpturfragment, in Charput erworben.

Der Felsen von Charput trägt jetzt ein festes, mittelalterliches Schloß, in dem einst europäische Kreuzritter geschmachtet haben, von deren Gefangenschaft und Befreiung allerlei Legenden im Schwange sind. In der Nähe des Eingangs, links, sind mehrere unbehilfliche Skulpturen eingegraben, namentlich ein Löwe und eine unklare Gruppe, in der mit einiger Deutlichkeit ein Elefant zu unterscheiden ist. Über dem Löwen steht rechts eine arabische Inschrift, die ich gleich einer ganzen Anzahl anderer Inschriften, die ich an dem Hauptturme des Schlosses aus der Saburnak-Schlucht erblickte, nicht kopierte, weil ich annahm, daß sie längst bekannt seien.

Die Grundlage des Schlosses bildet auch hier eine Felsenburg „westchaldischen“ oder hetitischen Schlages, die außer den üblichen Stufen und Terrassen noch eine nur hier beobachtete Eigentümlichkeit zeigt, nämlich eine ganze Serie völlig unterirdischer, nur durch einen Treppenschacht erreichbarer kuppelförmiger und gerundeter Kammern

im Innern des Felsen. Die eigentlich chaldischen Felsanlagen, soweit ich sie überblicke, zeigen stets einen viereckigen Grundriß und sind, abgesehen von den unterirdischen Tunnelgängen zum Wasser, durch Tür- oder Fensteröffnungen mit der Außenwelt verbunden und zum Teil dadurch erleuchtet. Ein solcher Tunnel zu Wasser scheint ebenfalls vorhanden zu sein; denn in der Kirche, die etwas unterhalb des Schlosses innerhalb der Stadt an den Felsen herangebaut ist, sagte man uns, es gäbe einen Weg, der vom Schlosse durch den Felsen zum Schatzhaus der Kirche führe. Von der Kirche nicht allzu entfernt, etwas mehr in der Tiefe, beobachtete ich einen Wasserlauf; so wird wohl dieser Gang mit einem vom Schlosse zum Wasser führenden Tunnel identisch sein oder zu dessen System gehören. Auf eine Schilderung der interessanten Kirche, in der sich auch verschiedene syrische Inschriften befinden, näher einzugehen, muß ich mir versagen. Sie soll nach einer Inschrift am Portal im Jahre 1134 n. Chr. durch Tataren wiedererbaut, „zum ersten Male im Jahre 197 n. Chr.“ (?) errichtet worden sein.

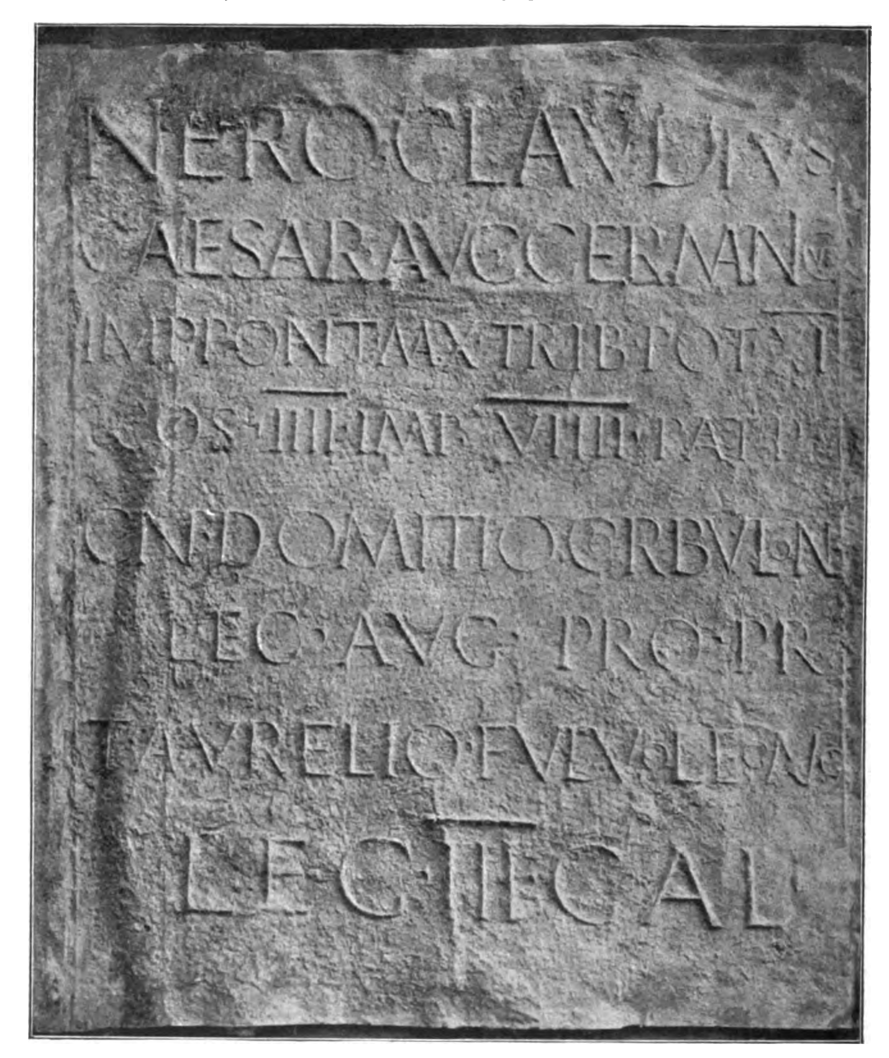
Nicht weit davon liegt die Moschee, in deren Hofe ich eine elfzeilige kufische Bauinschrift Fachr al-dîn Qara-arslâns, des uns bereits als Erbauer der Brücke bei Hassankêf bekannten vierten Ortokiden der Dynastie von Hißn-Kaifâ (S. 379), fand.

„Dies ist, was befohlen hat zu bauen, um sich Allah zu nähern und aus Begehren nach seinem Wohlgefallen, der Emir, der große, erhabene Heerführer, der Herr, der gerechte, der von Allah unterstützte und zum Siege geführte, der kämpfende, der weise Fachr al-dîn, die Schönheit des Islâms, der Beschützer des Imâms, der Helfer der Menschheit ..... die Stütze der Regierung, die Majestät der Religion, die Krone des Volkes, die Sonne der Könige, die Macht der Sultane, der Adel der Heere der Muslims, die Hülfe der Kämpfenden, der Töter der Ungläubigen und Polytheisten, die Sphäre der Edeltaten, das Schwert des Chalifats, der Herr der Emire, Abul-Hârith Quara-arslân, Sohn des Dâwud, Sohnes des Sukmân, Sohnes des Urtuq, der Helfer des Fürsten der Gläubigen, Allâh lasse dauern seine Herrschaft, denn sie ist die Krone und ....... verfluche Allâh wer ...... Und dies ist geschehen im Jahre 561 (1165/66) (S. 478).“

Im Dorfe Käzrîk, in der Ebene von Mäzrä, etwas südöstlich von Charput, befinden sich an einer Kapelle die bekannten beiden gleichlautenden Inschriften eingemauert, die von Corbulo unter Nero im Jahre 64 n. Chr. gesetzt sind, und die höchst bedeutsame Zeugnisse für die Marschrichtung des Corbulo wie des Lucullus (Kap. XVI) darstellen. Ich ließ neue Abklatsche von ihnen nehmen.

In Charput lebte noch der Mann, der seinerzeit Moltkes (S. 7)

Diener gewesen war. Leider ist meine Absicht, ihn aufzusuchen und kennen zu lernen, nicht zur Ausführung gekommen.




**Corbulo-Inschrift von Käzrik.**

„Der Caesar und Augustus Nero Claudius, der Germanensieger, der Feldherr und Oberpriester, in seinem 11. tribunizischen Amtsjahr, seinem 4. Konsulat, zum 9. Mal als Imperator begrüßt, der Vater des Vaterlandes! Unter dem kaiserlichen proprätorischen Statthalter Cn. Domitius Corbulo und dem kaiserlichen Kommandanten T. Aurelius Fulvus (hat) die 3. gallische Legion (das Kastell errichtet?)"

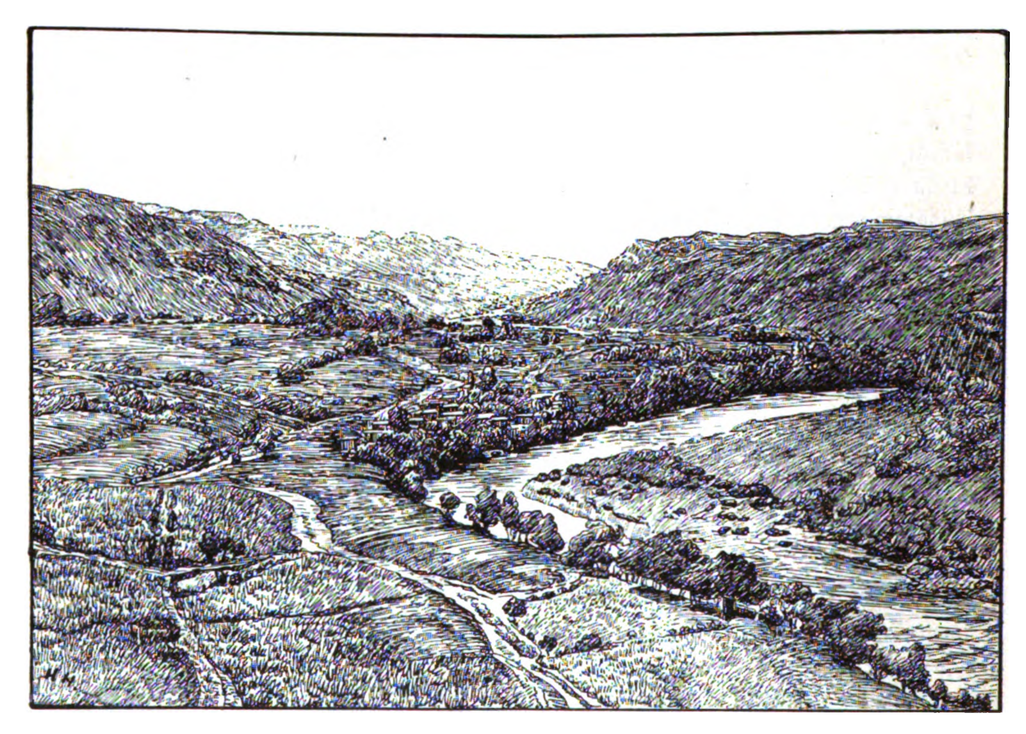
Von Charput ging es zunächst in südwestlicher Richtung durch die Taurus-Berge zum Gesamteuphrat, dessen ich beim Kümür-Chan am 25. Juni zum ersten Male ansichtig wurde. Unweit südwestlich des

Kümür-Chan gräbt sich der Euphrat sein Bett durch eine Felsenenge des Taurus. Hier wäre, wie man mir bereits in Charput gesagt hatte, und wie es auch später in Malatia wieder zur Sprache kam, der geeignetste Punkt gewesen, um die projektierte Bagdad-Bahn, wenn sie, den Forderungen des türkischen Kriegsministeriums gemäß, von Malatia nach Charput und von da nach Dijarbekir geleitet werden sollte, über den Euphrat zu führen. Doch hat man ja jetzt von den strategischen Rücksichten abgesehen und sich für die wirtschaftlich günstigere Linie über Alexandrette und Aleppo entschieden.

Kurz vor dem Kümür-Chan begegneten wir den Zelten eines Ingenieurs, der mit Vermessungsarbeiten für eine Chaussee Charput—Kümür-Chan beschäftigt war. Er erwies sich als ein seit langem in türkischen Diensten stehender Österreicher, und wir genossen ein kurzes Zusammensein und die Freude, gegenseitig wieder einmal unser geliebtes Deutsch anwenden zu können.

Der Weg von Kümür-Chan führt am linken Ufer des Euphrat aufwärts zum Dorfe Izoli. Nur wenig von Kümür-Chan entfernt, findet sich dort an dieser offenbar sehr alten Straße die westlichste aller chaldischen Keilinschriften eingegraben. Sie rührt her von Sardur II. (III.), Argistis' I. Sohn. Die Inschrift wurde einst, 1838, von Moltke aufgefunden. Moltke gelangte gleich uns von Charput zum Kümür-Chan und berichtet darüber aus Marasch, den 28. März 1838: „Noch vor Sonnenaufgang ritten wir eine steile Höhe hinab an den Euphrat ... An dieser Stelle durchbricht er einen der vielen Arme des Taurus-Gebirges, und nachdem er oberhalb schon 250—300 Schritte Breite hatte, verengt er sich hier auf 80 und schießt pfeilschnell zwischen hohen schwarzen Felswänden fort, deren Gipfel mit Schnee gekrönt sind. Eine alte, ganz zerfallene Burg klebt an einer schroffen Klippe am linken Ufer, und ein von Sultan Murad erbautes, seitdem zerstörtes Hann mit einer Moschee erhebt sich unten am Ufer. Eine Viertelstunde unterhalb dieses Kymyr oder Kohlen-Hann entdeckte ich an einer Felswand rechts eine große Tafel mit vielen tausend kleinen Keilchen; diese Inschrift ist später von dem Hauptmann v. M. sorgfältig kopiert worden." Sie wurde dann nach v. Mühlbachs Kopie mehrfach veröffentlicht, war aber seither niemals wieder besucht worden, und eine den Fortschritten der Keilschriftforschung entsprechende erneute Untersuchung war seit langem als ein dringendes Bedürfnis empfunden worden. Da die Anfertigung des Abklatsches durch Färädj, den ich von Charput dazu ausgesandt hatte, bereits erledigt war (S. 475), so konnte ich mich gleich dem Studium der schwierigeren und zerstörten Stellen der großen, vierzigzeiligen Inschrift und ihrer Um-

gebung zuwenden. Sie handelt, wie man bereits wußte, hauptsächlich von den Eroberungen, die Sardur jenseits des Euphrat im Gebiete von Malatia gemacht hat. Er nennt dessen König Chilaruada(s), Sohn des Sachu(s) — eine besonders wichtige Angabe (Kap. XVI) —, und außer der Hauptstadt selbst eine ganze Anzahl von Städten, die er im Gebiete von Malatia erobert hat. Unter anderem eine Residenz des Chilaruadas, deren bisher fälschlich gelesenen Namen ich als Sasini feststellen konnte. Eine

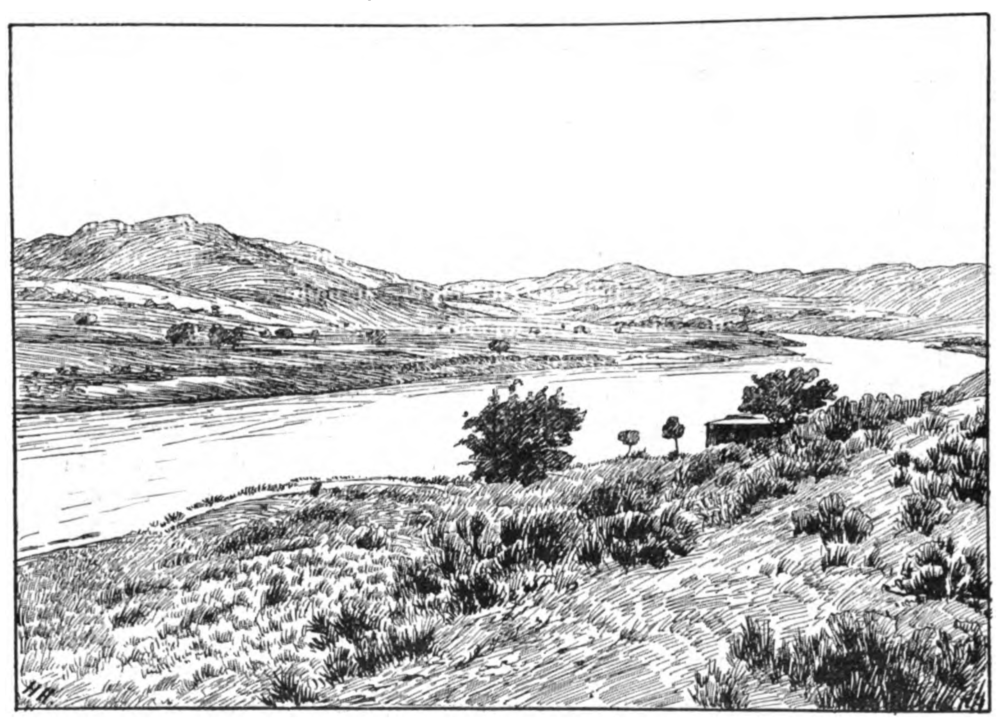


Blick vom Kastell mit der Inschrift Sardurs flußabwärts zum Euphrat-Durchbruch beim Kümür-Chan. In der Mitte am linken Ufer das Dorf Buton.

andere wertvolle Ermittlung ergaben die Zeilen 30 und 31, wo zwei bisher gänzlich verlesene Städtenamen sich mir als Tase und Quëra-Tase ergaben ... Es handelt sich also um zwei Städte desselben Namens, deren eine speziell nach dem Gotte Quëras benannt ist. Dieser Gott gehört aber auch dem chaldischen Pantheon an, was bemerkenswert ist, da wir uns hier nicht ursprünglich chaldischen, sondern von den Chaldern erst von Osten her eroberten Gebieten befinden. So gesellt sich Quëras dem Teisbas, dem Wettergott der Chalder, der ihnen mit einer ganzen Anzahl den ‚Teschub' verehrender westlicherer Völker, bis zu den

Hetitern hin, gemeinsam ist, — einer Gruppe weder semitischer, noch indogermanischer Völker (S. 7 Abs. 4), die man sogar, einschließlich der Chalder, gerade nach diesem Gotte als „Teschub-Völker“ bezeichnet.

Wir werden später sehen (Bd. II), daß diese Beobachtungen zusammen mit einer großen Anzahl weiterer zu dem Schlusse führen, daß die Chalder die östlichen Sitze, in denen sie ihr Reich gründeten, erst durch eine Einwanderung vom Westen her erreichten, so daß ihre Er-



Blick von dem Felskastell mit der Inschrift Sardurs flußaufwärts in der Richtung nach Izoli und Pirot.

oberungen im Westen sie zugleich den ursprünglichen Sitzen ihrer Vorväter wieder näher brachten.

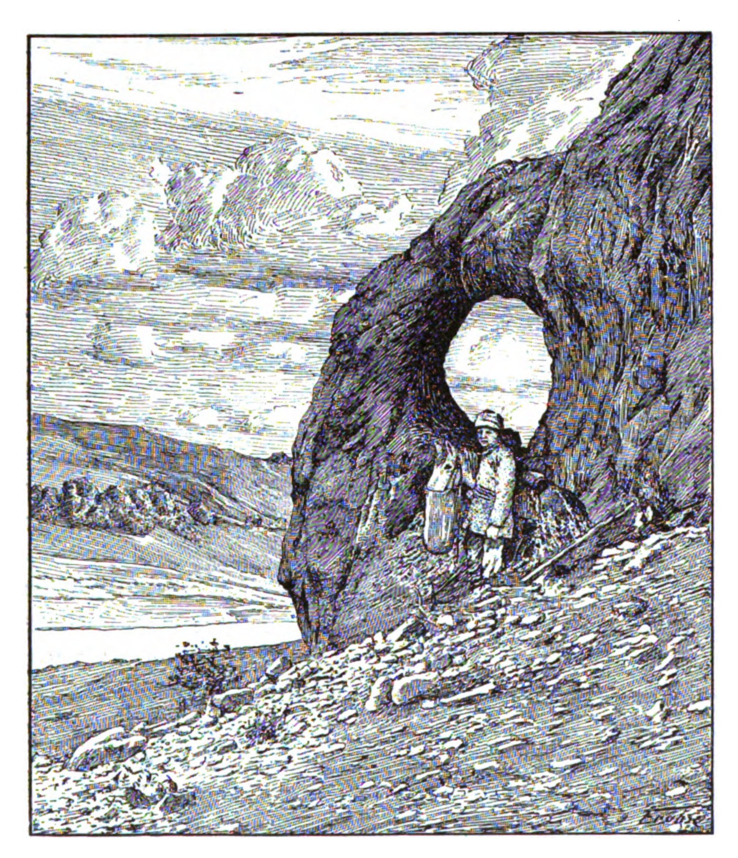
Sardur ist, das zeigt schon der Inhalt der Inschrift, weiter vorgedrungen als sein Großvater Menuas, der Malatia (S. 418) kaum selbst berührt und dessen König wohl nur zu einer mehr oder weniger ernst gemeinten und allenfalls von Geschenken begleiteten Huldigung gebracht haben wird. Und aus anderweitigen assyrischen wie chaldischen Inschriften wissen wir (S. 14), daß gerade unter Sardur die Macht der Chalder im Westen ihren Höhepunkt erreichte, daß seine Herrschaft

mittelbar in Syrien, ja bis nach Palästina anerkannt wurde und die politischen Vorgänge in Israel und Judäa beeinflußte.

Erst die feste Stadt Arpad, das heutige Tell Erfad, scheint dem Vordringen der Chalder in das assyrische Gebiet ein Ziel gesetzt zu haben. Im Jahre 754 unternahm nach der assyrischen Eponymenliste der König Assurnirari, der letzte Vorgänger Tiglatpilesers IV., einen Kriegszug „nach dem Lande“ (Variante „nach der Stadt“) „Arpad“. Die Annahme, daß sich dieser Zug gegen die Chalder gerichtet habe, wurde durch eine von unserer Expedition in der Kirche Surb Poghos in Van entdeckte Inschrift (Bd. II) bestätigt, in welcher Sardur den Assurnirari ausdrücklich als seinen Gegner nennt — übrigens der erste sichere Fall, wo ein Assyrerkönig in den chaldischen Inschriften namhaft gemacht wird. Da sich Tiglatpileser IV., der den Chaldern die Vorherrschaft in Vorderasien wieder entreißen sollte, nach der genannten Liste im Jahre 743 in der Festung Arpad aufhielt, so ist anzunehmen, daß es Assurnirari damals gelungen war, die Stadt gegen Sardur zu halten, und so konnte Tiglatpileser sie zu seiner Operationsbasis machen und von hier aus dem vordringenden Sardur entgegenrücken. Die Schlacht, die nunmehr geliefert wurde, fiel zu Ungunsten der Chalder aus. Auf einer Stute reitend, was im Orient und in Griechenland in alten Zeiten als lächerlich galt, — eine Anschauung, die auch heute noch in Kleinasien und in Armenien vorherrscht, — rettete sich Sardur nach der Schilderung der Assyrer „bis zur Brücke des Euphrat, der Grenze seines Reiches“. Aber einen nachhaltigen Erfolg ergab dieser Sieg für Assyrien nicht, denn Arpad ging noch im selben Jahre, (743) für Assyrien verloren. Entweder die syrischen Staaten, die mit Sardur im Bunde standen, fielen den Assyrern in den Rücken, oder aber der Erfolg der Assyrer war ein Pyrrhussieg, dem Niederlagen gegenüber den Chaldern folgten, über die wir nichts Näheres erfahren. Drei Jahre lang ist dann Arpad in Kämpfen gegen die urartäisch-syrische Koalition belagert und schließlich 741 von Tiglatpileser eingenommen worden, und selbst dann waren die Gegner in diesen Gebieten nicht besiegt, denn im Jahre 740 war, nach den assyrischen Nachrichten, wieder ein Kriegszug nach (gegen) Arpad nötig. Und es ist aller Grund, anzunehmen, daß bei den Kämpfen, die die Assyrer in den folgenden Jahren 739—736 gegen Syrien und Phönizien sowohl, wie gegen armenische Grenzlandschaften — möglicherweise selbst den Zug gegen die Meder 737 nicht ausgeschlossen — Sardur die Seele des Widerstandes gegen Assyrien war, der erst vorderhand gebrochen wurde, als Tiglatpileser IV. in Armenien selbst eindrang und die Hauptstadt Tuschpa(-Van) zerstörte (735).

Die Inschrift beim Kümür-Chan muß demnach vor 743, vielleicht gerade im Jahre 754, beim ersten Vordringen Sardurs in diese Gebiete gesetzt worden sein. Besonders bedeutsam erschien die Frage, wo sich die Brücke über den Euphrat befand, über die Sardur nach der unglücklichen Schlacht 743 als Flüchtiger in sein Gebiet zurückkehrte. Bei Izoli, in dessen nächster Nähe sich die Inschrift befindet, muß von jeher einer der wichtigsten Übergänge über den Euphrat bestanden haben, denn weiter abwärts, beim Kümür-Chan, wo der Euphrat den von Westen her streichenden Taurus erreicht und durchbricht, sind auf weite Strecken keine flachen Ufer mehr zu finden. So wird heute der Verkehr an dieser Stelle durch ein Kaik vermittelt, das zwischen den Dörfern Pirot am rechten und Izoli am linken Euphratufer hin und her geht. Solche Fährstellen, und ebenso die Furten, bezeichnen im Orient sehr oft den Standort einstiger Brücken, und daß sich hier, sei es unmittelbar zwischen diesen beiden Dörfern, sei es etwas weiter flußabwärts, einmal eine Brücke befunden hat, ergaben der Augenschein und besonders die Überlieferung bei den Bewohnern der beiden Dörfer, wie sie nach mir später wieder Huntington bei seiner Kellekfahrt den Euphrat hinab begegnete. Aber der Gedanke, daß die vom Sardur auf seiner Flucht benutzte Euphratbrücke sich an dieser Stelle befunden habe, mußte aufgegeben werden. Tiglatpileser berichtet nämlich, daß die Sardurschlacht zwischen den Gefilden von Kischtan und Chalpi, Gebieten des Landes Kummuch-Kommagene (S. 418; 485), stattgefunden habe. Und nach unserer Rückkehr hat mein Reisegefährte diese beiden Ortschaften mit ihren fast unveränderten alten Namen „Küschtam“ und „Chalfat“ in den Berichten neuer Reisender wiedergefunden, aber wesentlich weiter südlich, als man sich bisher vorgestellt hatte. Sie liegen 20—30 km flußabwärts von Samosata, Küschtam etwas westlich vom Euphrat, Chalfat unmittelbar am Flusse, so daß auch die Ausdrucksweise in den Inschriften Tiglatpilesers „mitten zwischen den Gefilden von Kischtam und Chalpi“ wörtlich als eine Begrenzung des Schlachtfeldes zu verstehen ist. Somit fand die Schlacht südlich des Taurusgebirges in Kommagene statt, und selbstverständlich hat sich dann auch die Brücke im Süden des Gebirges befunden, denn Tiglatpileser hat den geschlagenen Sardur unmöglich über den unwegsamen Taurus verfolgen können. Das Reich des Sardur erstreckte sich also mit seinem unmittelbaren Herrschaftsgebiet südlich über den Taurus hinaus. Immerhin aber ist der Felsen, an dem sich die Inschrift Sardurs befindet, ein strategisch sehr wichtiger Punkt: die einzige Erhebung auf dem oberhalb des Kümür-Chan sonst ganz flachen, linken Euphratufer,

die eine Beobachtung der Übergangsstelle von und nach Izoli gestattete, gleichsam ein Wachtposten und ein Brückenkopf. Und so ist denn auch dieser Felsen durch chaldische Treppen, unterirdische, zum Teil gewundene Schächte zu einem Wachtposten und Luginsland verarbeitet, ein in eine Wandung des Felsens gehauener künstlicher Durchblick, der beide Euphratufer bis zur Überfahrtstelle und darüber hinaus zu beobachten gestattet, ist wohl die wichtigste der durch die Sachlage gebotenen Besonderheiten.



Künstlicher Durchblick an der die Keilinschrift Sardurs tragenden Felsenfeste.

Nach vierstündiger, durch Hitze und Durst erschwerter Tätigkeit erreichte ich Izoli (oder Gadi-köi) in anderthalbstündigem Ritte bei völliger Dunkelheit. Da jenseits die Unterkunft besser sein sollte, so setzte ich sogleich mit der Fähre über den Euphrat und übernachtete im gegenüberliegenden Dorfe Pirot, die Untersuchung der beiderseitigen Euphratufer auf den folgenden Morgen verschiebend. Von Pirot ging es am 26. Juni weiter in südwestlicher Richtung, Malatia zu. Malatia (die neue Stadt), mehrere Stunden vom Euphrat entfernt gelegen, hat seiner Lage und Anlage nach sehr viel Ähnlichkeit mit der persischen Stadt Maragha. Wie diese streckt es sich langgedehnt über mehr als

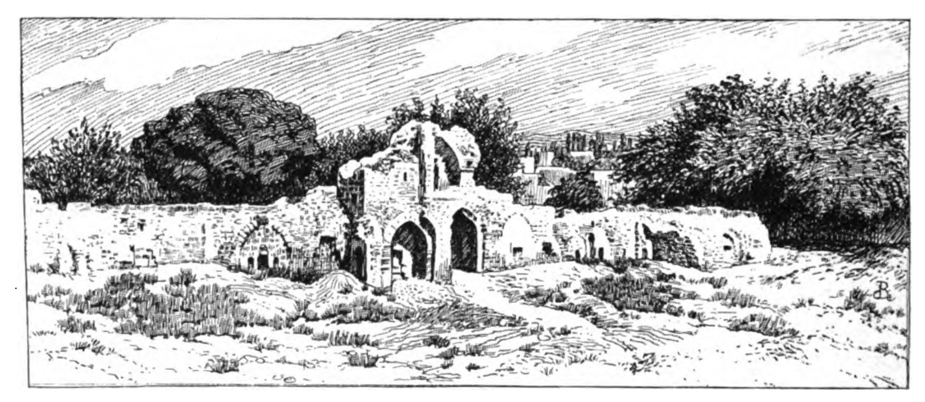
eine deutsche Meile. Die Häuser verschwinden vollständig in den Baumpflanzungen und Gartenanlagen; Malatia ist wegen seiner Obstzucht berühmt. Ich fand besonders zuvorkommende Aufnahme bei dem Mutessarif Djemil Pascha, einem sehr gebildeten türkischen Herrn, der fließend Französisch sprach und die europäischen Verhältnisse von der Zeit her, da er in Angelegenheiten der türkischen Millionenanleihe $1^1/_2$ Jahr in Paris verbracht hatte, recht wohl kannte. Ich hatte sowohl über vergangene wie über zukünftige Wege- und Brückenanlagen eingehende Gespräche mit ihm und begegnete bei ihm namentlich einem sehr lebhaften Interesse und Verständnis für die Bedeutung der projektierten Bagdad-Bahn. Seine aufgeklärten Anschauungen kamen darin zur Geltung, daß er mit den amerikanischen Missionaren und den von ihnen zum Protestantismus bekehrten Armeniern in guter Beziehung steht. Er lud den zufällig in Malatia anwesenden Mr. Brown von der Mission in Charput und gleichzeitig den protestantischen armenischen Priester von Malatia mit mir zum Frühstück ein.

Der Priester stammte aus einem Dorfe namens Wank, in der Nähe von Aghyn gelegen, welch letzteres man erreicht, wenn man von Malatia, ohne Arabkir zu berühren, nach Egin reist. Er teilte mir mit, daß sich bei dem Dorfe Wank eine ‚Kalah‘, und zwar eine Höhlenstadt, befände, bei welcher eine Inschrift eingegraben sei, die nur durch zwei aneinander gebundene Leitern zu erreichen wäre, und deren Schrift genau der Inschrift vom Kümür-Chan gleiche. Diese mit so genauen Details von einem Bewohner des Dorfes Wank gegebene Mitteilung veranlaßte mich, von Malatia den Weg nach dem genannten Dorfe zu nehmen.

Mit einiger Mühe widerstand ich der Verlockung, den Hügel Arslantäpä, der, eine Stunde nordöstlich von Malatia beim Dorfe Ordasu belegen, mehrfach hetitische Altertümer, Reliefs und Inschriften in hetitischer Hieroglyphenschrift geliefert hatte, zu besuchen. Dort nach weiteren hetitischen Altertümern zu forschen, hätte jedoch einen größeren Aufenthalt und erhebliche Aufwendungen erfordert, und Zeit und Mittel waren mehr als knapp. Noch weniger durfte ich daran denken, den mir so nahe gerückten kommagenischen Denkmälern auf dem Nimrud-dagh einen Besuch abzustatten, so interessant mir das persönlich gewesen wäre. Ohnehin schien nach Humanns und Puchsteins Forschungen auf irgendwelchen Ertrag einer Nachlese nicht zu hoffen. E. Huntington hat freilich später, auf dem Wege von Gerger nach dem Nimrud-dagh, ein bis dahin unbekanntes, kommagenisches Denkmal aufgefunden: das Grabmal eines Avidius Antiochus, der anscheinend zur Zeit, als sich gegen Marcus Aurelius Avidius Cassius 175 n. Chr. als Gegenkaiser erhob, Aussicht gehabt hatte, als Nachkomme in weiblicher Linie des 72 n. Chr. entthronten

kommagenischen Königsgeschlechtes das kommagenische Schattenkönigtum zu neuem Scheinleben zu erwecken. Bei allen Orientalen beliebt, zählte Avidius Cassius speziell seine Landleute, die Syrer und Kilikier, zu seinen Parteigängern. Zwischen beiden Gebieten bildete die der Provinz Syrien angegliederte Landschaft Kommagene das Bindeglied, und als eine der Hauptstützen Avidius' Herrschaft wird das von Kommagenes Südgrenze nur wenig entfernte Antiochia genannt.

Der Weg von Malatia nach Wank führte (27. Juni) zunächst nach der alten Stadt (Eski-Malatia), die in ihren verfallenen Mauern und Ruinen von Minarets und Palästen noch eine Anzahl von türkischen Bewohnern birgt, während die dort wohnenden Armenier in den Massakers bis auf drei Brüder, von denen ich den einen sprach, ausgerottet worden sind.



Ansicht aus Eski-Malatia.

Auf der von nun ab schnurgeraden Chaussee Malatia—Siwas begegnete ich kurz hinter Eski-Malatia einem römischen Meilenstein. Da diese im westlicheren Kleinasien nicht selten sind, so wäre es schwierig gewesen, zu wissen, ob gerade dieser Stein und seine Inschrift schon bekannt seien oder nicht. Aber die Angabe meines Zaptieh, daß er die Mitte des Weges Bagdad—Stambul bezeichnen solle, ließ keinen Zweifel, daß es sich um den von Fischbach und Hogarth bereits gesehenen und gelesenen Meilenstein handelte. Meine Kopie und mein Abklatsch ermöglichten eine Verbesserung der Lesung.

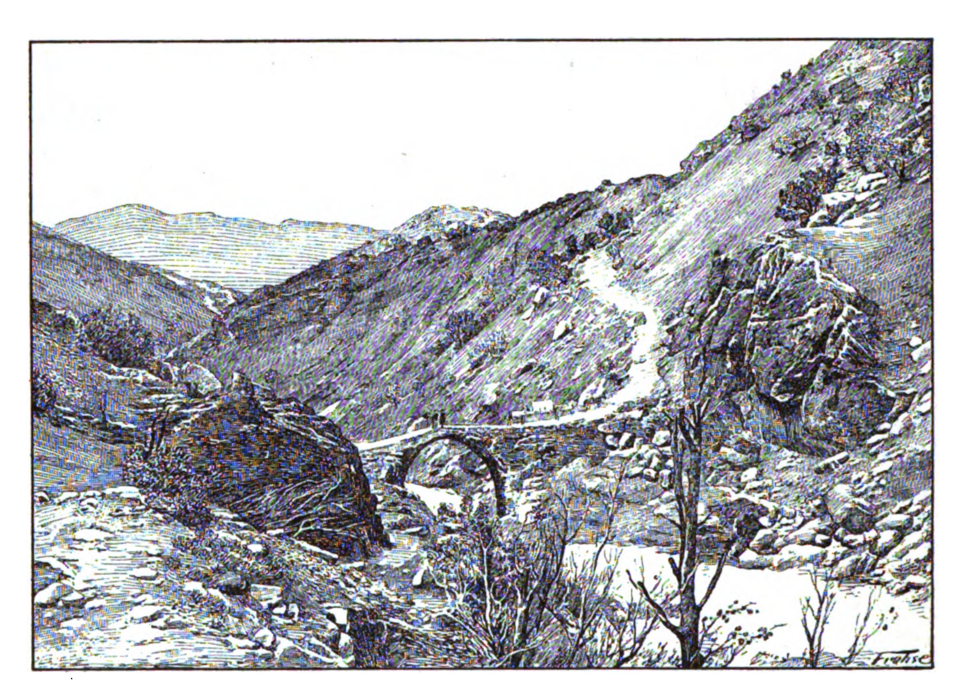
Kurz darauf passierte ich die „Vierzigbogenbrücke“ (Kirkgöz-köprü) die — genauer — außer einem Hauptdurchlaß diesseits zehn, jenseits zwölf enge Bogen aufweist. Sie ist eine der hin und wieder anzutreffenden wohlerhaltenen, mittelalterlichen Brücken, muß aber an Stelle einer älteren (Römer-)Brücke stehen. Denn die Chaussee folgt, wie auch der Meilenstein beweist, einer alten Römerstraße, und zwar, wie wir

sehen werden (Kap. XVI), der auch von Lucullus und Corbulo benutzten Hauptstraße für den Einmarsch nach Armenien über Malatia-Izoli durch die Ebene von Charput.

Weiter ging es an dem berühmten Knie des Euphrat, das nach Malatia benannt wird, aber eine ganze Anzahl Stunden von ihm entfernt liegt, vorüber. Die Biegung des Euphrat ist eine sehr ausgesprochene, vollzieht sich aber andererseits sehr allmählich, da der Fluß hier eine außerordentliche Breite zeigt. Wir zogen am rechten Euphratufer entlang. Gegenüber, direkt am Ende des Bergzuges (Musherdagh), der den Euphrat zu seiner Ausbiegung veranlaßt, liegt ein Dorf, dessen Namen Kalah mich auf den Gedanken brachte, daß dort eine alte Festung, vermutlich chaldischer Art, zu finden sei. Ich sandte sofort Färädj mit einigen militärischen Begleitern auf eine Exkursion aus, die das vermutete Ergebnis brachte. Tatsächlich sind in dem Felsen, an den sich das Dorf lehnt, Treppen und Felsenkammern eingehauen, die deutlich chaldischen Ursprung zeigen. Es hat also einmal hier, an diesem geographisch und strategisch wichtigen Punkt, ein chaldisches Fort bestanden, dessen Zweck durch eine Beobachtung von E. Huntington noch näher aufgeklärt wurde. Es erwies sich, daß diese Feste zu einer Kette von Felsenfestungen (vgl. S. 472) gehört, die, alle ungefähr eine Tagereise voneinander entfernt, eine große Kriegsstraße bezeichnen und sichern, die in chaldischer Zeit von Malatia über Charput nach Palu und vermutlich von da weiter nach Van führte. Wahrscheinlich werden solche Chalderburgen sich weiter am Euphrat auf der linken Euphratseite bis in die Gegend von Samosata und andererseits auch von dem Knie bei Malatia auf der rechten Euphratseite landeinwärts durch Kommagene hin, soweit als möglich bis in die Nachbarschaft von Arpad (Tell Erfad) hin erstrecken. —

Das Dorf Aigribük unweit des Euphratknies, in welchem ich an diesem Tage übernachtete, ist von Alallahi bewohnt, d. h. einer Sekte, die Ali für Gott hält, also eine Potenzierung des schiitischen Glaubens darstellt und deren Anhänger, wie das zu gehen pflegt, von den schiitischen Persern gemieden werden.

Die bei Kjeban-Maden befindliche Vereinigungsstelle der beiden Quellströme des Euphrat, des Murad-tschai, an dem Palu liegt, und des bei Erzerum entspringenden westlichen oder nördlichen Euphrat, des Frat, dessen Gebiet wir jetzt zustrebten, wurde mir in der Ferne gezeigt. Am 29. Juni kamen wir dann — vor uns im Norden immer die schneebedeckte, wenig modulierte Kette der Dersîm-Berge — in das Gebiet des Arabkîr-tschai, eines linken Euphrat-Nebenflusses, der malerisch in tiefem Felsenbette dahinströmt.



**Brücke über den Arabkîr-Fluß.**

Daß wir uns einer altbewohnten und durch besondere Eigentümlichkeiten ausgezeichneten Stätte näherten, zeigte bereits die Brücke, mittels derer wir den Fluß überschritten. Sie ist in einem schön geschwungenen Bogen über den Fluß gespannt, und die gerade und regelmäßig behauenen Blöcke, aus denen sich die Wölbung zusammensetzt, tragen jeder einen griechischen Buchstahen. Diese ergeben in ihrer Aufeinanderfolge den 8. Vers des Psalmes 121: „Der Herr behüte Deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit. Amen, Amen." Brücke und Inschrift sind bereits von Taylor und Lebas-Waddington beschrieben und wiedergegeben worden.

Die Kalah von Wank liegt unmittelbar am Rande der Schlucht, in deren Tiefe der Arabkîr-tschai dahinrauscht. Einer Biegung, die der Fluß hier macht, folgt das felsige Ufer im wesentlichen, so daß ein amphitheatralisches Halbrund entsteht. Der ganze Felsen ist in eine Höhlenstadt umgewandelt, an welcher die für die Verteidigung bestimmten Anlagen — Gänge mit Schußöffnungen in mehreren Stockwerken übereinander — besonders auffallen. Am weitesten flußaufwärts liegt ein großes Felsenzimmer mit einer Apsis, deren Boden erhöht und deren Rückwand durch eine weitere Erhöhung im Boden zu einer Nische abgeteilt ist. In dieser steht, dem lebendigen Felsen abgewonnen, ein Altar- oder Taufstein mit Wasserablauf. Offenbar haben wir es hier,

wie in anderen Höhlenstädten, mit einer dem christlichen Kultus bestimmten Anlage zu tun, aus der sich auch der Name der Örtlichkeit „Wank-Kloster" erklärt. Der Vorderraum ist 4,56 m breit, $4^1/_2$—5 m tief, die Tiefe des ganzen Raumes beträgt ca. $6^1/_2$ m.

Hier war nun tatsächlich die von dem armenischen protestantischen Priester signalisierte Inschrift vorhanden. Sie befindet sich flußabwärts von dieser Felsenkirche am Felsen. Weitere 50 m von der Inschrift flußabwärts liegt eine Felsenkapelle, deren Decke ein richtiges Tonnengewölbe bildet (Tiefe 2,65, Breite 1,94, Höhe ca. 2 m). An der linken Wand eine Reihe sehr fein gearbeiteter und verzierter christlicher Kreuze. Der Boden dieser Kapelle erhebt sich 4,03 m über dem an dem Felsenhang hinführenden Wege, noch etwa $^1/_2$ m höher über dem Boden liegt der untere Rand der benachbarten Inschrift.

Weiter flußabwärts folgt dann eine Suite von sechs ineinandergehenden (Wohn-) Räumen, von sehr verschiedener Größe, an die sich eine Zisterne und einer der erwähnten Gänge mit Schießlöchern anschließt.

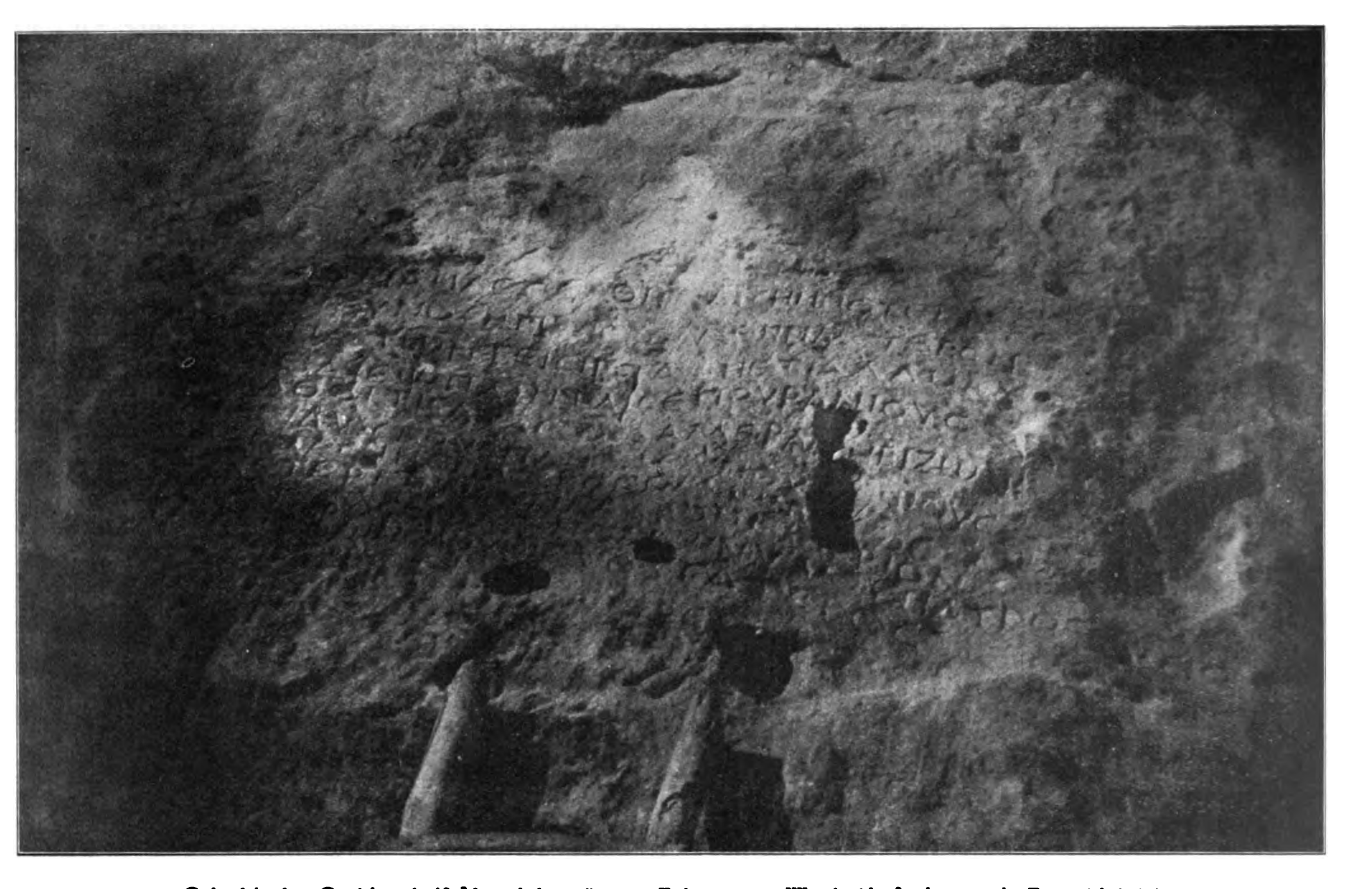
Die Inschrift war wirklich nur erreichbar durch Aneinanderbinden von zwei Leitern, und das Kopieren muß als ein sehr zweifelhaftes Vergnügen bezeichnet werden. Erst auf der obersten (13.) Sprosse der nahezu 6 m langen Doppelleiter stehend, erkannte ich z. B. die für das Wesen der Inschrift entscheidenden Anfangsworte: ‚Hier ruht' (*Ἐνθάδε κεῖται*).

Der erste Abklatsch wurde durch den das Tal durchbrausenden Wind abgerissen. Eine Hilfskonstruktion ermöglichte, den zweiten so lange zu halten, bis er abgenommen und am Feuer glücklich getrocknet werden konnte.

Nach dem Abklatsch stellt sich die Inschrift, unter Ergänzung der genannten beiden, nur noch am Felsen selbst lesbaren Anfangsworte, wie folgt, dar:

1 ΕΝΘΑΔΕΚΕΙΤΑΙΑΝΑϹϹΑΑΘΗΝΑΙϹΗΝΠΟΤΕΓΩΓΕ
ΗΓ..ΓΟΜΗΝΕΥΝΟΥΝΠΡΟϹΓ.ΑΜΟΝΗΜΕΤΕΡΟΝ
ΤΑΥΤΗΝΟϹΠΑ. ΩΝΤΕΙϹΙΡΟ.ΔΩΗΕΤΙΑΛΛΩ
ΑΝ ΘΕΙΕΧΟΙΕΙΛ.ΕΩΠΑ ΝΤΑϹΕΠΟΥΡΑΝΙΟΥϹ
5 ΕΙΔΑΛΛΟϹΕΛΘΟ.ΙΤΙϹΑΤΑϹΘΑΛΑΜΕΡ. ΗΡΙΖΩΝ
ΤΟΥΤΟΝΕΧΕΙΝΔΥ.ϹΝΟΥϹΠΑΝΤΑϹΥΠΟΧ ΝΙΟΥϹ
ΟΓΡΑΥΑϹΑΕΙΜΑΡ ΙΗϹΠΑΤΡΟϹΟΜΩΝ ΟϹ
ΖΩϹΑΝΕΠΙϹΤΕΡΓΩΝϹΥΝΓΑΜΟΝΗ. ΡΙΟΝ
ΚΑΥΤ ΗΝΠΑΤ.ΡΟϹΕΟΥϹΑΝΟΜΩΝΥΜ.ΟΥΠΑΤΡΟϹΕΜΕΙΟ
10 ΜΗΤΡΟϹΤΑΝΤΩΝΙΗϹΛΟΥΚΙΟΥΘΥΓΑΤΕΡΟϹ

0 50 100 Cm



Griechische Grabinschrift der Athenaïs am Felsen von Wank (Aufnahme mit Fernobjektiv).

Es wird von Interesse sein, damit die Aufnahme zu vergleichen, die ich mit dem Fernobjektiv von der Inschrift nahm, um so mehr als es nach meiner Kenntnis die erste Fernaufnahme ist, die überhaupt von einer Inschrift in einer klassischen Sprache gemacht worden ist. Sie zeigt den oft sehr unregelmäßigen Verlauf der Zeilen. Die Sprünge im Felsen sind zum Teil schon bei der Eingrabung der Inschrift vorhanden gewesen und vom Steinmetzen berücksichtigt worden.

Da gerade vor der Inschrift für diese Aufnahme mit Fernobjektiv kein genügender Raum vorhanden war, so mußte ich sie schräg von rechts aufnehmen und mich dabei halten lassen, um nicht vom Schluchtrand in die Tiefe zu stürzen. Dabei mußte der Apparat so steil aufwärts gerichtet werden, daß es schwer war, das Gleichgewicht zu erhalten und die — für solche, eine sehr lange Expositionszeit erfordernde, Fernaufnahme nötige — Festigkeit zu gewinnen. Gleichwohl ist sie, abgesehen von den durch den Standort verursachten Unvollkommenheiten, wohlgelungen.

Bei der Herstellung des Textes haben mich Herr August Mommsen in Hamburg und Herr F. Hiller v. Gaertringen freundlichst unterstützt.

Die Inschrift lautet (mit Ergänzung der beschädigten Teile in [ ], unter Beifügung der ausgelassenen Buchstaben oder Schriftzeichen in ⟨ ⟩ und Bezeichnung überflüssiger durch [[ ]], undeutlicher durch untergesetzte Punkte):

*Ἐνϑάδε κεῖται ἄνασσα Ἀϑηναῒς ἥν ποτ' ἔγωγε*<br>
   *ἠγαγόμην εὔνουν πρὸς γάμον ἡμέτερον.*<br>
*ταύτην ὃς παρ̣ι̣ὼν τ[[ε]]ίσ⟨ε⟩ι ῥόδῳ⟨ι⟩ ἢ ἔτι ἄλλωι*<br>
   *ἄνϑει ἔχοι [[ε̣]]ἵλεω⟨ι⟩ πάντας ἐπουρανίους,*<br>
5 *εἰ δ' ἄλλος τις ἔλϑοι ἀτάσϑαλα μερμηρίζων*<br>
   *τοῦτον ἔχειν δύσνους πάντας ὑποχ[ϑ]ονίους.*<br>
*ὁ γράψας Ἀε̣ιμαρίης πατρὸς ὁμώνυμος*<br>
   *ζῶσαν ἐπιστέργων σύνγαμον ἡμ̣[έ]ριον*<br>
*καὐτὴν πατρὸς ἐοῦσαν ὁμωνύμου πατρὸς ἐμεῖο*<br>
10 *μητρὸς τ' Ἀντωνίης Λουκίου ϑυγατέρος.*

Die metrisch außerordentlich schlechten Verse besagen ungefähr: „Hier ruht die Fürstin Athenais, die ich einst, unserer Neigung folgend, als Gattin heimführte. Wer ihr im Vorübergehen eine Rose oder eine andere Blume weihen wird, dem mögen alle Himmlischen gnädig sein. Käme aber jemand, der Freventliches sänne, dem mögen

alle Unterirdischen abhold sein. Der dies schrieb, ist Aeimaries, vom Vater gleichen Namens, dem sie, solange sie lebte, doch kurze Zeit nur, als liebende Genossin verbunden war, sie, die von einem Vater stammte, der auch mit meinem Vater gleichnamig war, und von der Mutter Antonia, der Tochter des Lucius."

Unterhalb der Inschrift tritt der Fels zurück, so daß im Boden unter der so entstehenden Wölbung Raum für das Grab sein konnte. Da hier zudem eine leichte Vertiefung sichtbar war, so ließ ich nachgraben und fand einige spärliche Reste von Knochen, ob von menschlichen, steht dahin. Wenn sich das Grab hier befunden hat, so muß es längst und gründlichst ausgeräumt worden sein. Reste von Beigaben fehlen so gut wie gänzlich.

Wer ist nun die Athenaïs der Inschrift?

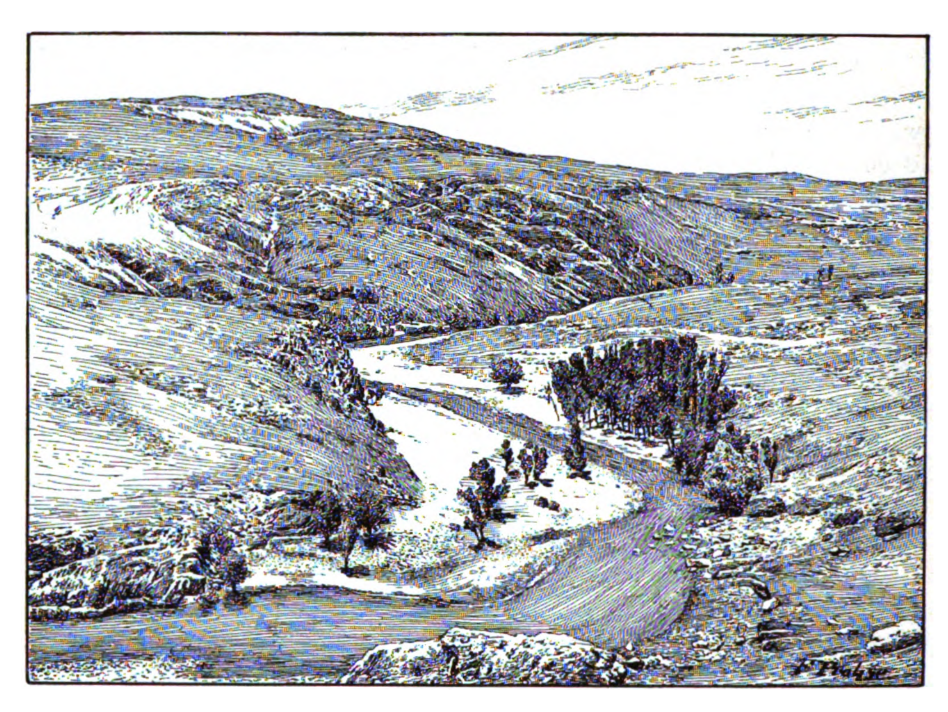
Läßt die ganze Art der Bestattung auf Reichtum und Ansehen des Gemahls schließen, so legt die Bezeichnung *ἄνασσα*, „Königin, Fürstin", die Vermutung königlicher oder fürstlicher Herkunft nahe. Zwar eine Übertreibung in der Anwendung dieses Wortes wäre ja in einer, auch sonst mit homerischen Wendungen nicht sparenden Grabschrift nicht ausgeschlossen. Aber diese Annahme wäre erst die letzte Zuflucht, wenn die wörtliche Auffassung versagte, was hier schwerlich zutrifft. Die Inschrift befindet sich auf kleinarmenischem Gebiete (S. 16; 22), und durch den Namen ihrer Mutter, Antonia, werden wir mit großer Wahrscheinlichkeit in einen eigentümlichen Abschnitt der wechselvollen Geschichte Kleinarmeniens versetzt. Der Triumvir Marcus Antonius war u. a. vermählt mit der Antonia, der Tochter seines Oheims Antonius. Seine Tochter aus dieser Ehe, Antonia, vermählte er mit einem reichen Asiaten aus Tralles namens Pythodoros. Dieser Ehe entsproß Antonia Pythodoris, die mit dem Könige Polemon I. von Pontus und Kleinarmenien vermählt war. Beider Tochter, Antonia Tryphaina, war die Gemahlin des Thrakerkönigs Kotys, und ihren Söhnen Polemon II. und Kotys gab der Kaiser Gajus Caligula, der gleich ihnen ein Urenkel des Antonius und mit ihnen zusammen erzogen war, Fürstentümer in Kleinasien. Polemon II. erhielt das pontische Reich seines Großvaters, Polemons I., sein jüngerer Bruder Kotys Kleinarmenien. Dem ersteren nahm Nero im Jahre 63 n. Chr. sein pontisches Königtum, der letztere muß Kleinarmenien spätestens 54 n. Chr. verloren haben, denn damals setzte Kaiser Nero den Aristobul, den Sohn des Königs Herodes von Chalkis am Libanon, über das Ländchen. Solange die Polemoniden die Krone trugen, haben sie ihre Zugehörigkeit zur Familie der Antonier, wie Theodor Mommsen hervorhebt, anscheinend nicht hervortreten lassen. In späterer Zeit aber sind

eine Anzahl Träger des Namens Marcus Antonius Polemon nachweisbar, der letzte unter Kaiser Valerian, 253—260 n. Chr. Wo mehrere Brüder voneinander zu unterscheiden waren, wird man statt Marcus ein anderes Pränomen haben wählen können und dabei die der Brüder des Triumvirn, speziell dessen, der zeitweilig in Asien eine Rolle gespielt hat, bevorzugt haben. Einmal verwendet, konnte es auch vererbt werden. So würde sich das Auftreten des Namens Lucius bei den späteren Polemoniden, die sich, wie wir sehen, bis ins dritte Jahrhundert n. Chr. verfolgen lassen, erklären. Unter den Nachkommen der Kotys von Kleinarmenien (ev. auch des Polemon von Pontus) werden wir Lucius (Antonius), den Großvater unserer Athenaïs, in erster Linie zu suchen geneigt sein. Der Frauenname Athenaïs ist sowohl in Pontus, wie in dem politisch und kulturell eng mit ihm verbundenen Nachbarlande Kappadokien für die Mitglieder des Königshauses bezeugt.

Lucius Antonius könnte dann frühestens der auf Polemon II. und Kotys folgenden ersten Generation angehören. Seine Enkelin Athenaïs wäre um 130 n. Chr. anzusetzen. Ebensogut können wir aber auch mehrere Generationen heruntergehen. Eine gewisse Grenze wird dadurch gegeben, daß die Inschrift zwar gewisse, für den Anfang der christlichen Ära charakteristische Spielformen zeigt, aber von den in den späteren Jahrhunderten überhandnehmenden Ligaturen und Abkürzungen, wie sie unsere griechische Inschrift aus Tigranokerta (S. 410 ff.) zeigt, ganz frei ist. Die Form *Λούκιος*, die erst im ersten Jahrhundert ebenbürtig neben die ältere *Λεύκιος* tritt, widerspricht ebenfalls diesem unserem Ansatz nicht.

Der Gemahl der Athenaïs, ihr Vater und ihr Schwiegervater, führen nach der Inschrift den Namen *Ἀειμαρίης* Aeimaries. Wahrscheinlich besteht also eine Verwandtschaft der Ehegatten untereinander, vielleicht sogar eine engere, als die Inschrift ausspricht, wenn man statt der immerhin auffälligen Gleichnamigkeit der Väter deren Identität annimmt. Ehen unter Stiefgeschwistern würden sich ja bei einer vornehmen Familie mit hellenistischen Allüren leicht erklären. Am liebsten würden wir auf einheimische kleinarmenische Dynasten, die einen Teil des Landes unter römischer Oberhoheit und Statthalterschaft verwalteten, oder auf deren Nachkommen schließen. Der Gemahl der *ἄνασσα* wäre dann selbst eine Art *ἄναξ*, ein Fürst, ohne daß er berechtigt gewesen wäre, den Königstitel zu führen.

Den ständigen Wohnsitz des Gemahls der Athenaïs werden wir uns schwerlich in der Höhlenstadt Wank — die, anders als z. B. Hassankêf, keine zur dauernden Wohnung Vornehmer eingerichteten Räume aufweist — zu denken haben, eher in Egin (S. 496), vielleicht auf dem Felsen, der in schwindelnder Höhe die Stadt überragt und die Reste einer

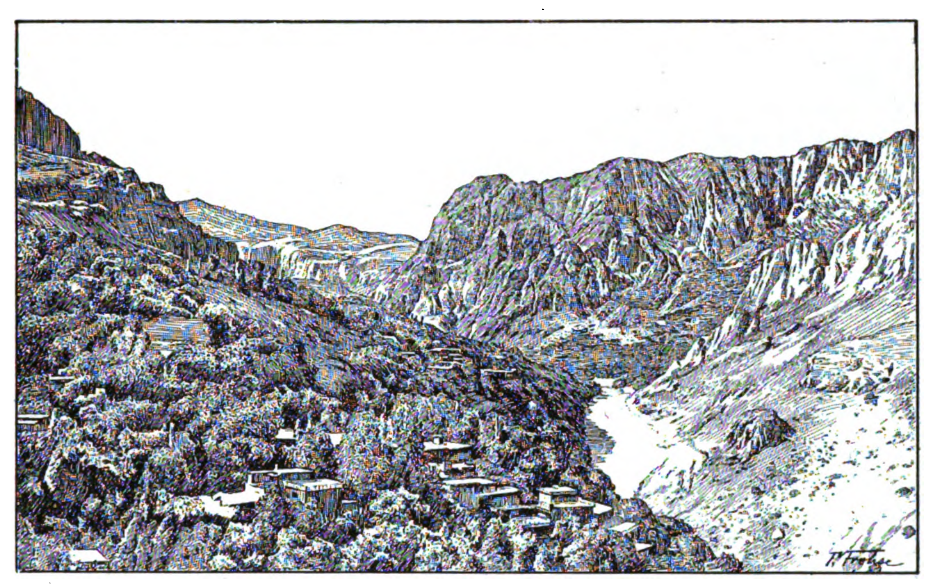


Der Frat oberhalb Egin, von einem Dache in Egin aus aufgenommen.

mittelalterlichen Burg trägt. Der Tod der Athenaïs kann ja auch bei zeitweiligem Aufenthalt in der Feste, z. B. in Zeiten der Kriegsnot, erfolgt sein.

Polemon II. ist zeitweilig Gemahl der Berenike gewesen, die vorher und nachher mit ihrem Bruder Herodes Agrippa II. vermählt, dann die Geliebte des Kaisers Titus war und beinahe seine rechtmäßige Genossin auf dem römischen Kaiserthron geworden wäre. Polemon II. war damals zum Judentum übergetreten; das einmal erweckte Interesse am Monotheismus scheint ihn nachmals dem Christentum zugänglich gemacht zu haben. Er wie seine Mutter, Antonia Tryphaina, spielen in der christlichen Legende eine Rolle, der es nicht ganz an historischen Anklängen gebricht. Tryphaina soll sich der von Paulus in Ikonium bekehrten und zum Tode durch die wilden Tiere verurteilten Christin Thekla angenommen und nach deren wunderbarer Rettung von ihr zum Christentum bekehrt worden sein.

Unsere Athenaïs aber dürfen wir nicht etwa als eine heimliche Bekennerin des Christentums betrachten. Dagegen spricht die Anrufung der himmlischen und der unterirdischen Götter. Auch ein Taufstein, wie ihn die eine Felsenkapelle links zeigt, ist jedenfalls nicht vor dem vierten Jahrhundert, vielleicht nicht einmal für dieses, bezeugt, und die christlichen Kreuze weisen mit ihrem Vorhanden-



Egin.

sein — wenigstens ist ihre Anbringung an den Wänden für die ersten nachchristlichen Jahrhunderte nicht direkt belegt — und ihrer Form ebenfalls in eine spätere Zeit. Der christliche Kult hat offenbar hier in der Felskapelle, wie so oft in Armenien, an eine ältere Stätte heidnischen Gottesdienstes angeknüpft. Das Vorhandensein einer solchen mag für die Wahl der Grabstätte zum Teil bestimmend gewesen sein. Vielleicht hat aber auch das Grab und haben die Spenden, zu denen die Inschrift auffordert, sei es das Ansehen einer vorhandenen Grabstätte gesteigert, sei es erst ihrerseits zur Entstehung eines einheimischen Kultus an bisher ungeweihter Stätte Anlaß gegeben, an den dann später das Christentum anknüpft.

Sicher ist, daß die ihrem Gemahl zu früh Entrissene, ob sie nun dem einst königlichen Geschlecht der Polemoniden entstammte, ob sie — was auch als denkbar, aber weit weniger wahrscheinlich ist — eine vornehme Dame aus einer Familie römischen Bürgerrechts war, eine unvergleichlich schöne Grabstätte gefunden hat, in prächtiger Gebirgsgegend, hoch über dem in tiefer Schlucht wild und frischgrün dahinbrausenden Arabkir-tschai. —

Nach anderthalbtägiger Arbeit (29. und 30. Juni), die an Mannigfaltigkeit hinter der in Kalah bei Mazgerd nicht zurückstand, brachen wir nach Egin auf und kamen damit vom Gebiet des Murad-tschai und des Gesamteuphrat zum Gebiet des Frat.

Das Tal des nördlichen bei Erzerum entspringenden Euphratarms, des Frat, in das wir am Nachmittage des 1. Juli, an dem wir Wank

verließen, eintraten, präsentierte sich im Gegensatz zu dem sonstigen Charakter der meist offenen und flachen Euphrat-Landschaft in einer wilden Romantik, die an Schönheit und Großartigkeit nur wenig hinter den schönsten Partien des oberen Bohtan-su-Laufes (Bd. II) zurücksteht. Der Frat bricht sich sein Bett zwischen hochaufragenden Felsen. Eine neue und ausnahmsweise gut gebaute Straße führt am rechten Ufer des Frat in wechselnder Höhe entlang, oft nur wenig über dem Niveau des Flusses.

Dieses Mal hatte ich Grund, meine Eile zu beklagen. Hätte ich die Schönheit des Weges geahnt, so hätte ich dem Eskortenführer gegenüber nicht darauf bestanden, das als Nachtquartier gewählte Dorf Avschutka — in welchem wir von Wank her allerdings schon nachmittags um 3 Uhr eintrafen — aufzugeben, um noch am Abend Egin zu erreichen, denn der größere Teil des Weges mußte nun in der Dunkelheit zurückgelegt werden. Dabei gingen, neben der Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen, auch manche Schönheiten dem Auge verloren. Am schlimmsten war das Einreiten in Egin selbst. Die Stadt ist terrassenförmig in einer großen Anzahl ziemlich weit auseinander liegender Quartiere an dem Felsen aufgebaut, und hier in der Nacht vorzudringen und sich zurechtzufinden machte die größte Schwierigkeit.

Von der herrlichen Lage von Egin, dessen Häuser vielfach ganz unter Nuß- und Maulbeerbäumen verschwinden, erhielt ich am folgenden Tage einen Begriff. Sie muß, wie einst unseren Moltke, jeden Besucher entzücken. Die armenische Bevölkerung von Egin gilt als besonders gebildet und genießt einen ausgezeichneten Ruf. Wohlstand und einen gewissen Kunstsinn verraten die Häuser der Stadt und der Umgegend, namentlich fielen mir kunstvolle Arbeiten — Schlösser und Türbeschläge in Eisen und Schnitzereien — auf. Archäologisch aber bot die Stadt nichts Besonderes, und so eilte ich am 2. Juli, ohne die für eine chaldische Anlage anscheinend viel zu hoch belegene Burg, zu besuchen, weiter nach Kjemach (4. Juli), dem alten, von der gleichnamigen Bagratiden-Hauptstadt in Transkaukasien (S. 23) wohl zu unterscheidenden Ani, der einstigen Residenz der armenischen Könige. Die Burg und ihre Bauten, von denen freilich über der Erde nur wenige Überreste erhalten sind, bieten noch heute dem forschenden Auge mannigfaltige Besonderheiten. Schon die Lage ist merkwürdig genug.

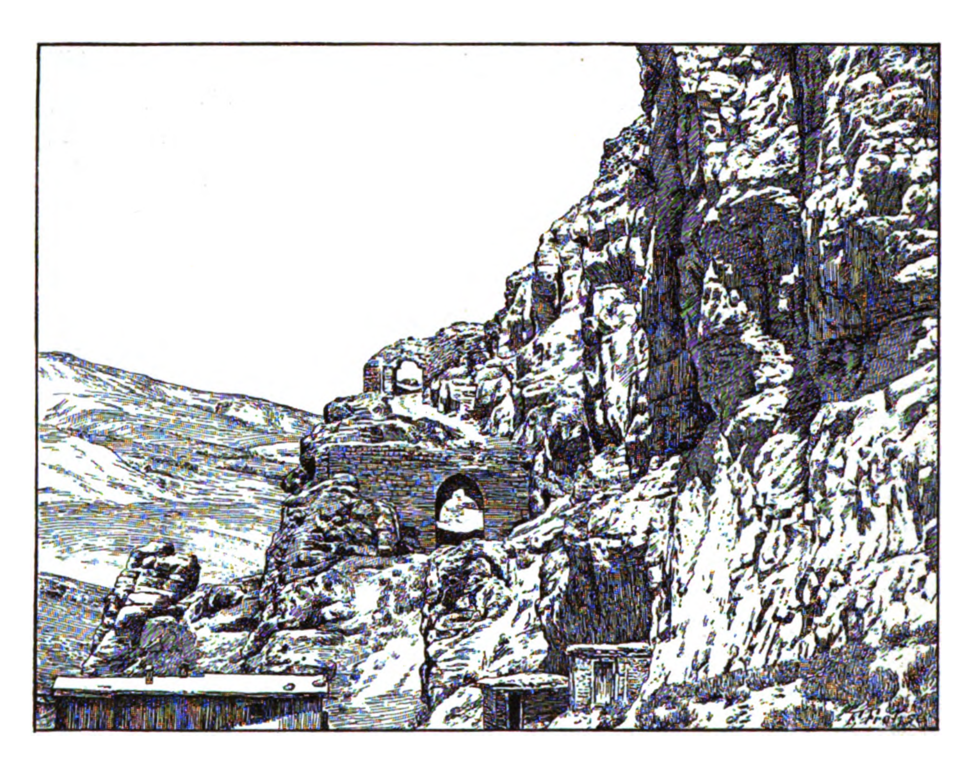
Der Kümür-tschai, ein rechter Nebenfluß des Frat, in dessen Tal wir, vom Frat abbiegend, während des letzten Teiles unseres Marsches nach Kjemach vorgedrungen waren, vereinigt sich etwas nordwestlich von der heutigen, auf dem linken Fratufer belegenen Stadt Kjemach mit dem Frat. Gleich nach dieser Vereinigung nimmt der Frat

von links ein kleines Flüßchen auf mit Namen Tanadzor (dzor armenisch = Tal), das aus den Bergen südöstlich hinter Kjemach kommt. Der Burgfelsen von Kjemach bildet einen ungeheuren isolierten Felsrücken, der sich in der Hauptrichtung OW, genauer OSO—WNW, erstreckt. Das Tanadzor mit seinem Bache umschließt die nördliche Längsseite und die westliche Schmalseite des Burgberges. Die Mündung in den Frat ist nur wenige Schritte von dem Südwestende des Felsens entfernt. Der Frat macht nach Einmündung des Kümür-tschai eine starke Biegung aus seiner Hauptrichtung NW nach Süden zu und folgt dann, nachdem er den Tanadzor aufgenommen hat, wieder seiner Hauptrichtung W. Zwischen der südlichen Längsseite des Burgfelsens und dem Frat liegt ein fruchtbarer ebener Landstrich, der zu einem guten Teil noch von den äußersten Quartieren der Stadt Kjemach eingenommen wird, während deren Mittelpunkt mehr auf den Hängen der im Osten des Burgberges befindlichen Hügel und Berge belegen ist.

Den Burgfelsen hinauf führt ein gutgebahnter Weg, und durch ein ziemlich wohlerhaltenes prächtiges Doppeltor betritt man die Stätte, die einst die Tempel und Paläste der alten Stadt Ani-Kjemach (vgl. S. 499) getragen hat.

Den Gipfel des Burgberges bildet ein schmales Plateau von etwa 1 $^1/_4$ km Länge. Es bietet das Bild einer traurigen Dürre. Nur Disteln und wenige verdorrte Gräser wachsen auf den von Erde bedeckten Schuttmassen, und einzelne Baureste zeugen von vergangenem Glanz. Beim Anblick dieser dürren Fläche fragt man sich, wie es möglich gewesen, daß hier auf diesem Felsen, auf dem von irgendwelchen Quellen nicht die geringste Spur zu entdecken ist, eine, wie die Tradition und die Baureste bezeugen, volkreiche Feste gestanden hat, und von den erhaltenen Anlagen nehmen diejenigen, die zur Wasserversorgung des Burgfelsens dienen, vornehmlich, man kann selbst sagen allein, das Interesse in Anspruch. Einmal führt zum Tanadzor ein sehr kompliziertes System von Treppen und Gängen, die in den lebendigen sandsteinartigen Felsen gehauen sind. Daß diese Gänge und Treppen auch in späterer Zeit noch benutzt sind, dafür zeugen Überbauungen und Überwölbungen mit Steinen, die durch Mörtel verbunden sind. Aber die Versorgung durch den Tanadzor konnte natürlich für eine volkreiche Stadt nicht genügen, vielmehr nur als Zuflucht für Kriegs- und Notfälle dienen.

Die mich begleitenden Bewohner von Kjemach wußten nach einer früheren Tradition zu erzählen, daß aus den Höhen hinter Kjemach eine auf hölzernen Röhren aufgeführte Wasserleitung auf den ca. 80—100 m



Eingang zur Burg von Kjemach.

hohen Burgberg geleitet worden sei. Das Felsenbett eines Wasserkanals, in welchen diese Röhrenleitung gemündet resp. ihre Fortsetzung am Felsen selbst gefunden haben dürfte, war noch deutlich sichtbar. Bei meinen Untersuchungen fand ich auf dem von Kjemach abgewendeten westlichen Ende des Felsens mehrere in den Felsen gehauene Kammern, die offenbar als Wasserreservoirs gedient hatten. Das Wasser wurde ihnen durch Kanäle zugeführt, die unterirdisch in den Felsen gegraben worden waren. Die Löcher, durch welche das Wasser in die Reservoirs geflossen, waren erhalten und von der Suite von Felsenkammern aus, die ich als Reservoirs bezeichnet habe, lief eine sich ständig verengende Fortsetzung, die offenbar als Weiterleitung zu einem anderen Reservoir dienen sollte. Ich kroch in einen der engen Ausgänge hinein und fand hier nicht nur die in den Felsen gehauenen Öffnungen für die Weiterleitung, sondern auch Reste von Holz, so daß also die Tradition auch betreffs des Materials der Leitung bestätigt erscheint. Bei meinen weiteren Untersuchungen fand ich ganz am Westende des Burgberges Anlagen, die offenbar das Ende der gesamten Leitung bezeichneten. Ein großes Stammrohr mit kolossaler Hauptöffnung und eine ganze Anzahl von Nebenleitungen, alle direkt aus dem Felsen gehauen und deutliche

Spuren der Auswaschungen durch das Wasser, das jahrzehnte- und jahrhundertelang hindurchgeflossen, zeigend, boten sich dem überraschten Auge dar.

Mit den Gängen und Treppen, die zum Tanadzor führen, und mit dieser höchst merkwürdigen und mühsamen, unterirdisch in den Felsen gehauenen Wasserleitung ragt also hier in Ani-Kjemach die vorarmenische, speziell auch zu hydraulischen Zwecken hochausgebildete Kunst der Felsenbearbeitung in die armenische Geschichte hinein.

Dieses westliche Ani war, wie schon erwähnt, die Begräbnisstätte der älteren armenischen Könige, und möglicherweise hängt der Name Kjemach damit zusammen. Armenisch heißt Kmachkh (kh Pluralendung) „Leiche, Skelett", und dieses Wort ist, wie Brockelmann gezeigt hat, ein Lehnwort, aus dem Assyrischen kimachchu = „Sarg". Der zunächst befremdende Bedeutungsübergang wird verständlich, wenn man sich an die Gestalt der assyrisch-babylonischen Tonsärge erinnert, die die Leiche fest umschlossen, ja zuweilen sogar deren Gestalt sich anschmiegen. Die altbabylonische Bestattungsweise in Tonsärgen und Tongefäßen läßt sich auf westarmenischem Gebiete nachweisen, und so ist es nicht verwunderlich, daß durch die Vermittlung der Hetiter oder der Chalder oder sonstiger älterer Völkerschaften dieses Wort zu den Armeniern gedrungen ist. Mit dem Worte ‚Kmachkh' hat schon St. Martin (S. 6) den ständigen Beinamen „Kamach" des älteren Ani wegen der dort befindlichen Königsgräber zusammengebracht. Dem hat Brockelmann entgegengehalten, daß das a der ersten Silbe dieser Auffassung widerstreite. Tatsächlich aber wird, soweit ich gehört habe, niemals Kamach, sondern von Türken wie Armeniern an Ort und Stelle immer nur K(j)ĕmách gesprochen mit sehr kurzem Vokal der ersten Silbe und dem Ton auf der zweiten. Durch diese Beobachtung freue ich mich, Saint Martins alte Aufstellung wieder zu Ehren bringen zu können.

Der Umstand, daß, während die Hauptresidenz der armenischen Könige sich immer viel weiter im Osten befunden hat, in Armavir, in Artaxata, zeitweilig in Tigranokerta, dann in Waghraschpat (S. 219), sie doch in arsakidischer Zeit ständig in Ani bestattet wurden, gibt zu denken. Es kommt hinzu, daß sich in Ani-Kjemach auch eine altheilige Verehrungsstätte des Ormuzd befand, der in vorchristlicher Zeit auch im armenischen Pantheon eine wichtige Rolle spielte (S. 17), und daß auch von Schatzhäusern der Könige und von Tempelchroniken, die über die Taten der Könige berichteten, und aus denen der Chronist Olympius von Ani schöpfte, die Rede ist. All das legt die Vermutung nahe, daß Ani in den Zeiten kurz vor der Einwanderung der Armenier in ihre

neue Heimat eine wichtige Rolle gespielt hat. Wir kommen darauf bei Erörterung dieser Frage im Gesamtzusammenhange (Bd. II) zurück. Dabei wird auch das durch die Felsenbauten im armenischen Kjemach gebotene Problem seine Erörterung finden.

Die Stadt wurde unter Schâpûr II. von dem verräterischen armenischen Feldherrn Meruschan zerstört, und im Auftrage des Sassaniden die Gebeine der arsakidischen Herrscher mit einer Ausnahme aus den Gräbern gerissen. Die armenischen Großen bewahrten sie dann vor dem Schimpf, nach Persien verschleppt zu werden. Sie erbaten sie sich von dem persischen General und begruben sie am Fuße des Alagöz. Der Steinsäule, die möglicherweise die Stätte noch heute bezeichnet, wurde von uns (oben S. 147) bereits gedacht. In byzantinischer Zeit wird die Stadt unter dem Namen Kamacha verschiedentlich als Festung und Garnison der oströmischen Kaiser erwähnt.

Nachdem ich meine photographischen Aufnahmen und Messungen der geschilderten Anlagen beendet hatte, nahm ich Abschied von meinem liebenswürdigen Wirt, dem angesehensten türkischen Bürger von Kjemach, Tewfik Effendi, um mich nach Erzingian weiter zu begeben.

In Erzingian, das am Fuße des Sipikör, einer der zum Südrande des Paryadres gehörigen Bergketten gelegen ist, und in Baiburt und Erzerum, wohin mich von dort aus die Reise führte, harrten meiner Aufgaben, die größtenteils durch die Erlebnisse und Forschungen im türkischen Ostarmenien bedingt waren, und die deshalb im zweiten Bande zur Sprache kommen sollen.



## Sechzehntes Kapitel.

# Noch einmal Tigranokerta.

**Geographische Gebiete und staatliche Provinzen. — Der geographische Begriff „Mesopotamien" und seine Abgrenzung gegen Armenien. — Lage und Begriff der Sophene. — Karkathiokerta-Charput. — Sophene und Sophanene bei armenischen und klassischen Autoren. — Taurus, Masius, Antitaurus. — Der Gau Nphrkert mit Tigranokerta-Martyropolis-Farkin geographisch noch zur Arzanene gehörig, politisch abwechselnd dieser und der Sophanene zugeteilt. — Nisibis und Tigranokerta. — Die regio Tauranitium = Taron mit der Ebene von Musch. — Legerda = Lidje. — Tell Ermen ein vorgeschobener Posten aus Tigrans Zeiten. — Tigranokerta endgültig in Farkin-Martyropolis wieder gefunden.**

Nachdem wir nun auch die Gebiete im Westen und Nordwesten von Farkin aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, kehren wir noch einmal zu dem Problem der Lage von Tigranokerta zurück, um unserer oben (S. 407) bekundeten Absicht gemäß die mit ihm verknüpften, weitergreifenden historisch-geographischen Fragen zu erledigen.

Im wesentlichen handelt es sich hier um Folgendes: Von Strabo wird bezeugt, daß Tigranokerta in Mesopotamien belegen sei, und als Grenze zwischen Armenien und Mesopotamien der Taurus genannt. Einen Teil dieser großen Gebirgskette bildet der Masius, von dem es heißt, daß er Tigranokerta überragt. Den Masius aber setzt die herrschende Ansicht ausschließlich mit dem Tûr-Abdîn gleich, und da der letztere lediglich südlich des (West-)Tigris verläuft, so könnte nach dieser Ansicht Tigranokerta auch nur südlich des Westtigris liegen, also mit Farkin nicht identisch sein. Mit diesem Problem nahe verknüpft ist die Frage nach der Lage der von Lucullus und Corbulo durchzogenen Sophene und ihrer Abgrenzung gegen Armenien. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß Martyropolis, das, wie wir wissen, mit Mayafâriqîn sicher identisch ist, die Hauptstadt der armenischen Provinz Sophanene (S. 222; 421) war, während für Tigranokerta die Zugehörigkeit zu einer anderen Provinz, zur Arsanene bezeugt ist.

Die Schwierigkeiten, die man hier gesehen hat und vielfach noch heute erblickt, beruhen großenteils auf zwei eng miteinander verknüpften fundamentalen Irrtümern. Man bedenkt nicht, daß die Gebietsbezeichnungen nicht bloß rein geographisch zu verstehen sind, sondern daß auch Verwaltungsbezirke mit den vorhandenen geographischen Namen bezeichnet zu werden pflegen, daß aber dann, je nach dem Wandel der historischen Verhältnisse, vielfach mit einem Wechsel und einer Verschiebung in dem Umfang und der jeweiligen Abgrenzung solcher, durch die Organisation der Verwaltung geschaffener Gebilde zurechnen ist, da diese Organisation den geographischen Verhältnissen nur in bedingtem Maße Rechnung tragen kann. Indem man dies außer Acht läßt und den Gebietsnamen unveränderliche, rein geographische Größen entsprechen läßt, gelangt man notgedrungen zu einer vielfach irrigen und mit den vorhandenen Zeugnissen nur mühselig in Einklang zu bringenden, aber um so fester eingewurzelten Auffassung auch der Gebirgsnamen.

Ursprünglich ist Mesopotamien die Ebene zwischen dem mittleren Laufe der beiden großen Ströme Euphrat und Tigris, die im Süden durch die Stelle, wo sich beide Flüsse einander bis auf wenige Meilen nähern, und wo Babylonien beginnt, begrenzt wird. Strabo (XI 12,3 C. 521).

Da aber Flüsse regelmäßig mehr verbinden als trennen und daher als natürliche Grenzen nicht in Betracht kommen, so werden, wie zumeist, so auch hier, benachbarte Gebirge als die eigentlichen Abgrenzungen angesehen. In der ältesten, die Südgrenze Armeniens betreffenden Angabe, Xenophons bekannter Nachricht (S. 234), wird der Kentrites nur deshalb als Grenze Armeniens angegeben, weil er beiderseits von beachtenswerten Gebirgszügen begrenzt ist und diese an der westlichen, armenischen Seite unmittelbar das Flußufer bilden und schwer ersteiglich machen. Wohl zu beachten aber ist, daß diese Gebirgszüge auf dem rechten Ufer des Osttigris liegen, also keine Einschränkung des Begriffes Mesopotamien als des Landes zwischen den beiden Strömen mit sich bringen. Und das ist das Naturgemäße. Strabos Angabe, wonach der Taurus die Grenze zwischen Armenien und Mesopotamien bildet, wird aber von der herrschenden Meinung so aufgefaßt, als ob sie eine Minderung des Begriffes Mesopotamien bedeuten wolle, insofern, als der Tûr-Abdîn, oder wenigstens dessen nördliche Abdachung, nicht mehr zu Mesopotamien gehöre, wiewohl sie in dem Gebiete zwischen den beiden Strömen liegt. Rein geographisch gesprochen, müssen die Randgebirge des armenischen Hochlandes als die natürliche Abgrenzung zwischen Armenien und Mesopotamien gelten, und es fragt sich zunächst, wo wir diese natürliche Abgrenzung zu suchen haben.

Bereits bei der Annäherung an Farkin war mir, wie oben S. 390 betont, klar geworden, daß die Hazru-Berge in Wahrheit an dieser Stelle die eigentliche Grenze zwischen dem armenischen Hochlande und der Ebene im Süden bilden. Das bestätigte sich mir, als ich in der Folge vom Südabhang und vom Kamm der Berge, im Rücken von Farkin, also von einem Standpunkt auf den Hazrû-daghlary (S. 389f.) aus, südwärts bis zum Westtigris und zu den ihn im Süden begrenzenden Bergzügen hinüberblickte.

Da fällt der Blick zunächst auf die südlich und südwestlich von Farkin beginnende Batman-su-Ebene, die auch den diesseitigen Winkel zwischen Batman-su und dem ihn aufnehmenden Westtigris ausfüllt. Bergzüge — und zunächst nicht einmal sehr bedeutende — trifft das Auge überhaupt erst in der Gegend von Hassan-Kêf, — es handelt sich um die Nordwestecke des welligen, aber an charakteristischen Erhebungen armen Tûr-Abdîn, die sich, wie wir wissen, bis an den Tigris heranzieht.

Im Südwesten aber erhebt sich klar sichtbar der isolierte Bergrücken des Karatscha-dagh, von den Bergen des Tûr-Abdîn und selbst von den über Hassan-Kêf hinaus sich erstreckenden niedrigen Ausläufern durch eine deutliche Lücke getrennt, d. h. also, soweit das südliche rechte Tigrisufer in Betracht kommt, es schiebt sich zwischen den Karatscha-dagh und den Tûr-Abdîn eine Ebene, und diese Uferebene erstreckt sich südwärts beträchtlich ins Land hinein.

Der Karatscha-dagh ist nun in der Tat eine ganz isolierte, auch geologisch von den benachbarten Gebirgen getrennte Erhebung. Sachau schildert ihn als „einen einzigen, massiven Gebirgsrücken aus Basalt, der in der Entfernung von fünf bis sechs Stunden nordwestlich von Dijarbekr anhebt und in einer Höhe von 5—6000 Fuß fast gerade südwärts streicht, dem dortigen Laufe des Tigris entsprechend, mit weithin sich erstreckenden Abdachungen gegen West und Ost". „Es ist ein kahler, schwarzer Fels ohne Baum und Strauch; nur selten findet man kleine Fleckchen Humus, auf denen Gras wächst. Ferner ist er wasserarm: Die wenigen perennierenden Bäche, welche vom Karatscha-dagh herabfließen, sind sehr unbedeutend, und die Hunderte von Bächen, welche in der Zeit des Schneeschmelzens durch zerrissene Schluchten herabrieseln, verschwinden von der ersten Sonnenhitze. Das Gebirge ist ferner unwegsam im höchsten Grade, selbst die größeren ebenen Flächen der Abhänge sind in einer jeder Beschreibung spottenden Unregelmäßigkeit mit formlosen Basaltblöcken besät, so daß weder Mann noch Pferd einen Fuß sicher aufsetzen kann."

„Die Grenzen dieses vom Karatscha-dagh beherrschten Basaltterrains gegen die glücklicheren Kalksteingebirgsgebiete im Westen und Osten sind noch nicht sicher zu bestimmen.“

Jene Lücke im Westen der Berge des Tûr-Abdîn war mir bereits vom Tell-Min (S. 349) her aufgefallen; doch war von dort das Gesamtmassiv des Karatscha-dagh nicht zu erkennen gewesen.

So erscheint der Tûr-Abdîn weit mehr wie eine Fortsetzung der nach Südwesten streifenden Hazrû-daghlary, als des Karatscha-dagh. Die Anschauung, daß ein Gebirge von einem Hauptstrome durchbrochen wird und sich jenseits desselben fortsetzt, ist, wie wir sehen werden, dem Altertum und auch Strabo durchaus geläufig.

Hinzu kommt, daß sich außerdem die Hazru-Berge in den Gebirgen jenseits des Batman-su (an deren Hängen Tigranes den Angriff Luculls abgewartet hatte), fortsetzen, so daß es auch dem östlichen Teile des Tûr-Abdîn nicht an einem nördlichen Gegenbilde fehlt. Mit einem Worte: die Hazrû-daghlary erweisen sich als ein wesentliches Glied der von Nordwesten nach Südosten über den Tigris streichenden Gebirgskette, während der Karatscha-dagh nur den Charakter eines gesonderten Ausläufers oder Begleitzuges trägt.

Da den Hazrû-daghlary in ihrem östlichen Teile überhaupt kein Gebirge südlich des Tigris entspricht, sie so die südliche Abdachung des armenischen Hochlandes nach der Ebene zu bilden, so müssen sie an dieser Stelle als die eigentliche Grenze zwischen dem Hochlande Armenien und der Ebene Mesopotamien im physikalisch-geographischen Sinne gelten. Mit dieser physikalisch-geographischen Einteilung kann sich aber die Verwaltungseinteilung nur dann decken, wenn größere Teile Mesopotamiens und Armeniens in einer Hand vereinigt sind, wenn es sich also lohnt, eine Provinz oder ein Generalgouvernement Mesopotamien zu bilden. In diesem Falle ergibt sich die politisch-provinzielle Abgrenzung zwischen Armenien und Mesopotamien aus der geographischen Sachlage mit Notwendigkeit.

Ein solcher Fall lag vor unter dem oströmischen Kaiser Mauricius (582—602, S. 22). Von ihm wurden die Provinzen Arzanene einschließlich des Gaues Nphrkert, in dem Martyropolis lag, und Sophanene mit dem angrenzenden Teile der byzantinischen Provinz Mesopotamien, deren Hauptstadt Dijarbekir war, vereinigt, und diese Gebiete bildeten gemeinsam die Provinz Ober-Mesopotamien oder Armenia Quarta I., während das bisherige vierte Armenien (S. 22) davon durch die Bezeichnung Armenia Quarta II. unterschieden wurde (unten S. 520). So erfolgte die Vereinigung der — geographisch gesprochen — armenisch-mesopotamischen Grenz-

bezirke zu einer Verwaltungseinheit, die in erster Linie als Mesopotamien bezeichnet wurde, und zu der das fraglos nördlich des Westtigris belegene Martyropolis, unser Farkin, gehörte. Kaiser Leo hinwiederum rechnete zur Provinz Mesopotamien sogar die noch weiter nordwestlich, aber ebenfalls südlich der Haupttauruskette belegene Landschaft Anzitene, das Gebiet des Tigristunnels (S. 455). Daß diese armenischen Gebiete zu Mesopotamien gerechnet wurden, erklärt sich aus der geographischen Tatsache, daß die Hazrukette tatsächlich die Grenze zwischen dem armenischen Hochlande und der Ebene im Süden bildet.

Liegt aber eine solche Vereinigung der beiderseitigen geographischen Grenzgebiete in einer Hand nicht vor, so müssen entweder der Ost- und Westtigris oder die südlich diesem vorgelagerten Gebirgsteile, einerlei ob sie dem naturgemäß trennenden Hauptstock angehören oder nicht, die Grenze bilden. Da nun einesteils diese Gebietstrennung während der ganzen historischen Entwicklung des Altertums und darüber hinaus die Regel bildete, und da ferner die tatsächliche Gestaltung des Geländes bis heute so gut wie unbekannt blieb, so hat man sich gewöhnt, die Angaben Strabos aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten und mit ihm wohl oder übel zu vereinigen, ohne zu bedenken, daß gerade unter Tigranes „dem Großen" zum ersten Male der Fall der Vereinigung beider Gebiete vorgelegen hat, der es ermöglichte, die Unterscheidung der Verwaltungsbezirke der geographischen Gestaltung des Geländes möglichst anzupassen. Wie unter jenen späteren oströmischen Kaisern, so erfolgte offenbar schon damals die Abgrenzung im gleichen Sinne. Was südlich der Hazrû-daghlary lag, und somit auch Tigranokerta, gehörte zu Mesopotamien, d. h. zu der Reichshälfte oder dem Generalgouvernement, das innerhalb des tigranischen Großreiches diese Bezeichnung trug. Diese Sachlage spiegelt sich in den Bezeichnungen wieder, die Strabo, um 63 v. Chr. in Kleinasien geboren, also den Zeiten des Tigranes nahestehend, seinen geographischen Darlegungen zugrunde legt, sei es nun, daß er aus Quellen jener Zeit schöpft, oder daß sich jene Bezeichnungen erhielten, auch nachdem mit der Vernichtung von Tigranes' Großmachtstellung Anlaß und Begründung für diese Terminologie in Wegfall gekommen war. —

Während demjenigen, der die Hazru-Berge und das Gelände südlich von ihnen aus eigener Anschauung kennt, bis zum Beweise des Gegenteils klar sein muß, daß, wenn der Taurus im Sinne einer mit der geographischen Sachlage sich deckenden Verwaltungseinteilung als Grenze zwischen Armenien und Mesopotamien genannt wird, die Hazru-

Berge zu ihm gehören, betrachtet die herrschende Ansicht, wie sie zuletzt Sachau formuliert hat, die Hazru-Berge als nicht mehr zum Taurus gehörig. Von dieser Vorstellung ausgehend, zog Sachau aus Strabos Angabe, Tigranokerta liege in Mesopotamien, den Schluß, daß die Stadt nur südlich der dem Ost- und Westtigris im Süden vorgelagerten Gebirge zu suchen sein könne und wurde so auf Tell Ermen (S. 384) geführt. Und diese Anschauung muß durch die Auffassung des Masius als eines lediglich südwestlich des Tigris laufenden Bergzuges bestärkt werden.

Daß bei Strabo die Verwaltungseinteilung aus der Zeit des Tigranes eine Rolle spielt, wird klar, wenn man die Angaben anderer Autoren über die Zugehörigkeit von Tigranokerta heranzieht. Plinius (VI, 26), der hier u. a. auf dem Kaiser Claudius, dem Vorgänger des Nero, unter dem Tigranokerta wieder eine wichtige Rolle gespielt hat, fußt, und Frontin (II, 1, 14; 2, 4) rechnen Tigranokerta zu Groß-Armenien. Ganz richtig, es gehört zum armenischen Reiche, und in späterer Zeit war eine Provinz Mesopotamien, zu der das Gebiet südlich der Hazru-daghlary hätte geschlagen werden können, nicht vorhanden. Die zutreffendste und vorsichtigste Angabe über die Lage von Tigranokerta, die uns das Altertum aufbehalten hat, findet sich bei Quadratus, dem Verfasser einer Parthergeschichte, der ganz richtig angibt, Tigranokerta liege *πρὸς Ἀρμενίαν* „nach Armenien hin“, „in unmittelbarer Nachbarschaft von Armenien“. Das trifft für die Lage von Farkin, wie wir sie oben S. 390; 419 gekennzeichnet haben, vortrefflich zu.

Sehen wir nun, ob Strabos eigene Angaben diese lediglich aus der Gestaltung des Geländes und aus historisch-geographischen Erwägungen ohne spezifische Berücksichtigung des Tigranokerta-Problems gewonnenen Angaben bestätigen oder ihnen widersprechen. Strabo (XI, 12, 2 ff. C. 521 f.) schildert den Verlauf des Taurus in den uns hier angehenden wesentlichen Punkten wie folgt:

„Das Gebirge beginnt in Karien und Lykien, umschließt, nach Osten sich weiter erstreckend, die weiten „Schluchten“ (oder „Täler“: *αὐλῶνες*) von Kilikien. Dann spaltet sich von ihm an der einen Stelle der Amanus ab, an der anderen der“ (westliche) „Anti-Taurus, in welchem das kappadokische Komana liegt. Dieser endigt in Kataonien. Der Amanos dagegen läuft bis zum Euphrat und bis zur Melitene, der Grenzlandschaft zwischen Kommagene und Kappadokien. Er geht ohne Unterbrechung in die jenseits des Euphrat gelegenen Gebirge über, die mit den vorher genannten Bergzügen im Zusammenhang stehen, außer insoweit sie der Fluß, der zwischen ihnen hindurchfließt, trennt.“ (Damit ist, was wohl zu bemerken [S. 504 Abs. 3], gesagt, daß in Strabos Sinne der Euphrat-

durchbruch bei Izoli-Kümürchan keine eigentliche Unterbrechung der Tauruskette bedeutet.) „Nun steigert er sich sehr, sowohl was die Höhe, wie was die Breite und die Zahl der Abzweigungen (*τὸ πολυσχιδές*) angeht. Der südlichste Bergzug ist nun derjenige, der im engeren Sinne (*μάλιστα*) Taurus genannt wird und der Armenien von Mesopotamien trennt."

Taurus ist also der Hauptname des gesamten Gebirgssystems Kleinasiens; speziell führt diesen Namen, soweit die Teile östlich des Euphratdurchbruchs in Betracht kommen, der südlichste Hauptteil des Gesamtzuges. Wir haben also zwischen dem allgemeinen und dem spezielleren Namen Taurus zu unterscheiden; beide Anwendungen finden sich auch in dem östlicheren, uns besonders angehenden Teile des gesamten Systems. Die allgemeinere z. B. gleich, wenn Strabo nunmehr vom Euphrat und Tigris spricht und Mesopotamien in der oben bereits zitierten Weise definiert. Da heißt es:

„Der Euphrat aber ist der größere und durchläuft mehr Land wegen der Krümmungen seines Laufes, seine Quellen aber hat er in dem nördlichen Teile des Taurus und fließt nach Westen durch Groß-Armenien bis nach Klein-Armenien, welch letzteres er zur Rechten behält, während zur Linken die Akilisene liegt. Dann wendet er sich nach Süden und berührt durch diese Wendung das Gebiet der Kappadoker, läßt dieses und das der Kommagener zur Rechten, die Akilisene und die zu Groß-Armenien gehörige Sophene zur Linken und geht nun weiter nach Syrien, um nach einer weiteren Wendung nach Babylonien und zum Persischen Golf zu fließen.

. . . Von dem Taurus aber erfolgen viele Abzweigungen nach Norden; unter ihnen eine, die Antitaurus genannt wird. Denn auch hier" (vgl. oben) „trägt ein Bergzug diesen Namen, und zwar derjenige, der die Sophene umschließt, in einer Taleinsenkung (*ἐν αὐλῶνι*), die belegen ist zwischen ihm und dem Taurus. Jenseits des Euphrat aber, in der Gegend von Klein-Armenien, erstreckt sich vom Antitaurus aus noch weiter nach Norden ein großes und vielgespaltenes Gebirge. Einen Teil desselben nennen sie Paryadres, einen Teil die Moschischen Berge, wieder einen Teil mit anderem Namen. Diese Gebirge umschließen ganz Armenien bis zu den Iberern und Albanern. Dann erheben sich im Anschluß daran weitere im Osten, die sich über das Kaspische Meer bis nach Atropatene" (S. 182f.) „und nach Groß-Medien hin erstrecken." Strabo gibt auch für diese Züge die Namen und fährt dann fort: „Die nördlichen Berge haben also diese Namen; diejenigen aber, die sich jenseits des Euphrat, von Kappadokien und Kommagene nach Osten erstrecken, führen zu Anfang den Namen Taurus, der Sophene und das übrige Armenien von Mesopotamien abgrenzt; einige bezeichnen sie auch als Gordyäische Berge" (S. 333; 393); „unter diesen Gebirgen befinden sich auch der Masius, das Gebirge, welches über Nisibis und über Tigranokerta liegt. Alsdann" (im Gegensatz zu dem Obigen ‚zu

Anfang') „erhebt er sich höher und wird Niphates genannt. Dort sind auch irgendwo die Quellen des Tigris, in dem südlichen Teile des Gebirgsgebietes. Vom Niphates erstreckt sich der Kamm weiter und weiter und bildet das Zagrische Gebirge, das Medien und Babylonien trennt."

Über Taurus, Euphrat und Tigris handelt Strabo dann noch einmal in ganz ähnlichem Sinne (XI, 14, 1—3). Auch hier beginnt er damit, daß der Taurus Armenien von dem gesamten Gebiete trennt, das zwischen Euphrat und Tigris liege, und das Mesopotamien genannt werde. Ebenso spricht er ausdrücklich wieder davon, daß der Euphrat sich nach Süden wende und den Taurus zwischen Armenien einer- und Kappadokien und Kommagene andererseits durchbricht. In der Folge heißt es dann:

„Zu dem Taurusgebirge, das wiederum seinen Anfang nimmt in dem Gebiete, das der Euphrat zur ‚Peräa'" (zum jenseitigen Gebiet) „von Kommagene und Melitene macht, gehört der Masius, der sich an seiner Südseite über den in Mesopotamien wohnenden Mygdonen erhebt, in deren Gebiet auch Nisibis liegt. In dem nördlichen Teil liegt Sophene zwischen dem Masius und dem Antitaurus. Der letztere nimmt seinen Anfang vom Euphrat und dem Taurus und endet im Osten Armeniens, indem er die Sophene umschließt, während er an der anderen Seite die Akilisene behält, welche belegen ist zwischen dem Taurus" (richtiger wäre hier Antitaurus; doch braucht man den Text nicht zu ändern, weil ja das gesamte Gebirge immer als Taurus bezeichnet werden kann) „und dem Ufergelände des Euphrat oberhalb seiner Biegung nach Süden. Die Königsburg von Sophene aber ist Karkathiokerta. Weit nach Osten liegt, höher als der Masius in Gordyene, der Niphates, dann der Abos, von welchem auch der Euphrat und der Araxes herfließen, der eine nach Westen, der andere nach Osten; dann folgt der Nibaros, der sich bis nach Medien erstreckt."

Auf Grund von Strabos Angaben versteht nun Sachau unter dem Taurus, soweit er für unsere Frage in Betracht kommt, folgende vier Gruppen: 1. „die Gebirge zwischen dem Euphrat und oberen Tigris (zwischen Kjeban Maden, Izôli, Charput und Mezire im Norden und Arghana, Tschermuk und dem kleinen Tigriszufluß Dewegetschîd im Süden), östlich von den Landschaften Melitene und Kommagene. Diese einzelnen Gebirgsstöcke, der Höhe nach Mittelgebirge, von West nach Ost, mehr noch von Nordwest nach Südost streichend, verbinden, transversale Rippen, den Euphrat in der Gegend der Katarakte mit dem (West-)Tigris in seinem obersten Lauf". Als zweite und dritte Gruppe gelten Sachau der Karatscha-dagh (S. 503) und der Tûr-Abdîn (S. 370); als vierte Gruppe und als Fortsetzung des Tûr-Abdîn der isolirte Basaltkegel des Êlim Dagh, zu dessen Gebiet Djezîreh gehört, und der

uns nicht minder wohlbekannt ist (S. 368) wie (Bd. II) „die einsamen Höhenzüge des Karatschok Dagh gegenüber Fêschâbûr, die, von dem Êlim Dagh durch eine Einsenkung getrennt, das Basaltgebirge gegen Süden fortsetzen und in dem Hügelland der Wüste und den Uferbergen des Tigris verlaufen".

„Diese viele Tagereisen lange Kette von Gebirgen von Izôli bis Djezîreh ist es, welche" — nach Sachau — „Strabo als den Taurus im besonderen" bezeichnet. Als den Antitaurus im Sinne Strabos dagegen betrachtet Sachau jene Gebirgszüge, welche, von der Ebene von Mäzrä und Charput ausgehend und den Murad-su an der Südseite begleitend, ostwärts gegen den Van-See reichen, „die im Sprachgebrauch von Dijarbekir Hazrû daghlary (die Gebirge von Hazrû) genannt werden".

Danach wären auch die zu den Hazrû-daghlary gehörigen, Maijâfâriqîn überragenden Höhen, die Farkin-daghlary, dem Antitaurus zuzuweisen.

Diese Auffassung steht nun mit Strabos eigenen Angaben verschiedentlich im Widerspruch: denn Strabo sagt ausdrücklich, daß zum Taurus auch die Gordyäischen und die nördlichen, ihnen parallel laufenden Gebirge gehören, die sich südlich des Van-See erstrecken und die direkte Fortsetzung der Ketten darstellen, zu denen die Hazrû-daghlary gehören: so würde der Antitaurus, der doch, wie sein Name besagt, dem Taurus gegenüberliegen soll, mit dem Taurus in eine Linie gesetzt: die Verlängerung des Antitaurus hieße Taurus, wie dies auch Kiepert auf seiner Karte des alten Kleinasien verzeichnet. Nichts kann besser die Irrtümlichkeit der bisherigen Auffassung kennzeichnen, als dieser offenbare Notbehelf. Ferner betrachtet Strabo den Niphates als eine höhere Erhebung des Taurus, nicht des Antitaurus; der Niphates aber liegt nordöstlich des Van-Sees und, wenn schon die am Van-See südlich vorbeistreichenden Gebirgszüge dem Antitaurus zuzurechnen wären, so müßte der Niphates sicher zum Antitaurus gehören und könnte nicht als ein ohnehin schon sehr weit nördlich belegener Ausläufer des Taurus im engeren Sinne betrachtet werden.

Die Abzweigung des Antitaurus ist nach Strabo offenbar in der Nachbarschaft des Euphratdurchbruches bei Izoli zu suchen; in der Tat finden sich bei Izoli, also etwas oberhalb der Stelle, wo der Taurus den Euphrat überschreitet, Höhenzüge, die, vom linken Euphratufer etwas entfernt, landeinwärts streichen und wohl in den die Ebene nördlich von Mäzrä begrenzenden Zügen ihre Fortsetzung finden.

Den Verlauf des Antitaurus schildert nun aber Strabo in ganz unzweideutiger Weise: es ist der Gebirgsstock, der Armenien ein-

schließlich der Sophene zunächst im Westen, dann im Norden begrenzt, zu dem auch der Paryadres, die Moschischen Gebirge (S. 104) und die Gebirge am Südufer des Kaspischen Meeres gehören.

Es ist also klar, daß der Antitaurus nach Strabo in der Hauptsache einen ungleich nördlicheren Verlauf nimmt, als es die hier bekämpfte Ansicht voraussetzt, und — abgesehen vom Westen, wo er sich vom Taurus abzweigt — unmöglich über den Frat und den Murad-su, die beiden Quellflüsse des Euphrat, nach Süden übergreifen kann.

Da nun Strabo im östlicheren Kleinasien nur die beiden Hauptzüge, den Taurus und den Antitaurus, kennt und namentlich den ersteren als besonders vielverzweigt nennt, so ergibt sich schon daraus, daß die Hazrû-daghlary zum System des Taurus gehören, daß dieser also — um zunächst einmal so zu sprechen —, wie er zu beiden Seiten des Tigris beginnt (Gruppe 1, S. 508), so auch nach der Auffassung Strabos sich fortsetzt.

Somit wäre dem isolierten und geologisch von seiner Umgebung geschiedenen Karatscha-Dagh als zweite Gruppe südlich des oberen Tigris die Hazru-Kette als nördliche Hauptgruppe bei- und vorzuordnen, und ebenso sind die isolierten Basalterhebungen Elim-Dagh und Karatschokdagh nur Ausläufer des Taurus im engeren Sinne (dessen Hauptkette in den gordyäischen Gebirgen mit ihrer nördlichen Parallelkette (S. 509) und im Zagros zu erblicken ist). Somit bestätigen Strabos Angaben unsere im Gelände gewonnene Anschauung, statt ihnen zu widersprechen. Hätte Strabo den Lauf des Tigris und seine Beziehung zu den Gebirgen — sei es, daß sie ihn auf beiden Ufern begleiten, sei es, daß sie sich von einem zum andern Ufer fortsetzen — so genau geschildert wie im Falle des Euphrat, so hätte die irrige Auffassung nicht aufkommen können. Aber ein Gegenbeweis liegt in der Nichterwähnung des Tigris nicht. Sonst dürfte ja auch die erste der obigen Gruppen (S. 508), die größtenteils nördlich des Tigris liegt, nicht zum Taurus gerechnet werden. Der Masius, der Nisibis und Tigranokerta überragt, und an dessen Südseite in Mesopotamien seit Alexanders des Großen Eroberung makedonische Mygdonen angesiedelt worden waren (S. 105; 407), ist also ein über den Westtigris in südöstlicher Richtung streichender Gebirgszug.

Jeder noch etwa verbleibende Zweifel wird hinweggeräumt, wenn wir Strabos Angaben über die Sophene einerseits und den Masius andererseits näher ins Auge fassen und mit dem Befund des Geländes und den Angaben der übrigen Autoren zusammenhalten.

Was bei der vergleichenden Betrachtung der beiden parallelen Strabostellen (S. 507 u. 508) vor allem in die Augen fällt, ist die sehr genaue

Beschreibung, die Strabo von der Lage der Sophene gibt, und sodann die Tatsache, daß er einmal angibt, diese Landschaft liege zwischen dem Taurus (im engeren Sinne) und dem Antitaurus, das andere Mal dagegen im gleichen Zusammenhange statt des „Taurus" den „Masius" setzt. Daraus kann für die unbefangene Betrachtung nur der eine Schluß gezogen werden, daß Strabo den Masius-Namen nicht bloß als einen kleineren Teilabschnitt des Gebirges betrachtet, das nach seiner Auffassung Armenien und Mesopotamien voneinander abgrenzt, sondern ihm daneben in seiner ganzen Länge vom Euphratdurchbruch bis dahin, wo der Niphates im Süden des Vansees beginnt, den Namen Masius beilegt. Auch Hübschmann bekennt sich in aller Kürze zu dieser Auffassung.

An der argen Verwirrung, die bis in die neueste Zeit hinein in der Bestimmung des geographischen Begriffes der Sophene im ursprünglichen und eigentlichen Sinne herrscht, trägt die irrige Auffassung des Masius-Namens und der Begriffe Taurus und Antitaurus die Hauptschuld.

Läßt sich nun die Lage der Sophene bestimmen, so erhalten wir auch für den Begriff des Masius eine sichere Grundlage, und zwar, was von besonderer Bedeutung ist, eine, die gänzlich unabhängig von dem Tigranokerta-Problem gewonnen und deshalb zu dessen weiterer Aufhellung von höchstem Werte ist. Und in der Tat: die Lage von Sophene läßt sich völlig einwandfrei feststellen. Zu Strabos wichtigen Angaben treten noch die Nachrichten des Plutarch und des Tacitus über den Einmarsch des Lucullus und des Corbulo in Armenien und die Angaben der armenischen Autoren hinzu.

Tacitus gibt an, daß Corbulo den Euphrat bei Malatia in der Melitene, d. h. also bei Kümürchan-Izoli, überschritten habe, und daß er dann denselben Weg gezogen sei, den früher Lucullus genommen habe, von dem er nur die in der Zwischenzeit entstandenen Hindernisse, Gestrüpp, Geröll usw. hinwegräumte.

Daß Lucullus den Euphrat in der Gegend von Izoly überschritt, geht ohnehin aus Strabos Angabe (XII 2, 1) hervor, daß es in der Sophene, angesichts des der Melitene gegenüber belegenen Kastells Tomisa, geschehen sei, wodurch unzweideutig auf einen den Euphratübergang bei Izoly-Kümürchan verteidigenden festen Punkt hingewiesen wird. Darunter kann schwerlich etwas anderes zu verstehen sein, als die Felsenburg, die die Inschrift Sardurs trägt (S. 483 f.), und an der die chaldischen Bearbeitungen im lebendigen Felsen noch erhalten sind, während das Gemäuer der später darüber errichteten Burganlagen größtenteils verschwunden ist.

Damit ist die Einmarschlinie beider Feldherren in allem Wesentlichen gesichert. Sie können nur von Izoli-Kümürchan — in entgegen-

gesetzter Richtung wie einstmals Moltke und später ich — durch die Ebene von Mäzrä, bei dem in der Höhe gelegenen Charput vorbei, ostwärts gezogen sein. Das wird dann aber außerdem noch durch jene beiden Inschriften des Corbulo bestätigt, die sich beim Dorfe Käzrik gefunden haben, und deren bereits oben (S. 478) gedacht wurde. Da nun mit dem Übergang über den Euphrat die Sophene betreten wurde, so wissen wir, daß die Ebene von Mäzrä, nach deren östlicherem Ende zu Käzrik liegt, zur Sophene gehört. Und vergleicht man damit Strabos Angaben über die Lage von Sophene, so wird klar, daß eben die Ebene von Mäzrä die Einsenkung zwischen dem Taurus und dem Antitaurus darstellt, die nach Strabo den Kern des Begriffs der Sophene bildet.

Daß die Gebirge, die die Ebene von Mäzrä im Süden begrenzen, der Tauruskette angehören, steht außer Zweifel; also gehören die gegenüberliegenden Berge, auf deren Rande Charput liegt, zum Antitaurus. Höchstens könnte man zweifeln, ob die Einsenkung, der *αὐλών*, von dem Strabo spricht, in seinem Sinne nicht noch etwas weiter zu fassen ist, d. h. daß das Plateau, daß sich vom Murad-su bis zu dem Rande hin, auf dem Charput liegt, erhebt (S. 473), auch noch als in der Einsenkung belegen betrachtet würde und somit dieses Plateau mehr als Vorerhebung, denn als eigentlicher Zug des Antitaurus betrachtet würde. Doch ergibt das, wie man sieht, für die Bezeichnung der Gebirgszüge keinerlei Unterschied.

Unsere Bestimmung des Kerns der Sophene wird nun durch die armenischen Nachrichten durchaus bestätigt.

Armenisch heißt Sophene Tsophkh, denselben Namen aber führt auch die Landschaft Sophanene, die, geographisch gesprochen — der Bevölkerung nach wird die Sache anders liegen —, nichts mit der Sophene zu tun hat.

Wenn auch diese Doppelbedeutung ihre Unbequemlichkeiten hat und mancherlei Verwirrungen älterer und späterer Zeit Vorschub geleistet, so unterscheidet doch besonders der älteste armenische Historiker Faustus beide Landschaften wieder durch klärende Zusätze. Sophene heißt Tsophkh Schahunwoths, „das Tsophkh der Schahûnier oder Schahiden“ (oder Tsophkh Schaheay, „das schahische Tsophkh“), während die Sophanene als das „große Tsophkh“ (Tsophkh mets) davon unterschieden wird. Faustus zählt in geographischer Reihenfolge von Osten nach Westen und Norden die folgenden Kantone auf: Arzanene, Sophanene (Tsophkh mets), Ingilene, Anzitene (S. 455, vgl. S. 437), Sophene (Tsophkh Schahunwoths), Mzur, Daranaghi, Ekegheaths = Akilisene.

Also war, wie Hübschmann richtig bemerkt, Sophanene im vierten Jahrhundert der östliche Kanton zwischen Arzanene östlich vom Batman-su

und Ingilene (am Zibene-su).... Sophene dagegen der westliche Kanton zwischen Anzitene im Süden und Mzur nördlich vom Arzanias.

Das ist aber gerade die Landschaft, deren Kern die von Charput überragte Ebene von Mäzrä ist. Auf sie aber — und auf sie allein — paßt, wie mir in Charput selbst klar geworden (S. 474 f.), Strabos Schilderung, sie liege in einer Einsenkung zwischen Taurus und Antitaurus, ebenso schlagend und einleuchtend, wie sie für eine Begrenzung durch die Hazru-daghlary und den Karatscha-dagh nebst dem Tûr-Abdîn absolut nicht zutrifft. Und da Strabo an einer anderen Stelle statt des Taurus ausdrücklich den Masius nennt, so ist klar, daß die Bezeichnung Masius für den Südarm des Taurus nicht nur über den Tigris nördlich hinausreicht, sondern dem ganzen südlicheren Teile der Tauruskette vom Euphrat ab bis zum Tûr-Abdîn zukommt und die Hazru-daghlary mit einschließt.

Legt man Sophene nach der herrschenden Auffassung zwischen die Hazru-daghlary als den vermeintlichen Antitaurus einerseits und den Karatschadagh als den Taurus und den Tûr-Abdîn als den „Masius“ andererseits, so kommt man nicht nur in eine von der Bestimmung des Faustus ganz verschiedene Lage, sondern das Hauptmerkmal, die Lage in der Einsenkung zwischen zwei einander gegenüberliegenden Gebirgszügen, kommt völlig in Wegfall oder muß sich Umdeutungen gefallen lassen, die Faustus und der Augenschein an Ort und Stelle als unzulässig erweisen.

Die diesen fruchtbaren Gau beherrschende Burg von Charput ist die gegebene Residenz für die Fürsten dieses Gebietes. Als Königssitz von Sophene nennt Strabo Karkathiokerta: der Name hat sich offenbar im heutigen Charput umgestaltet erhalten.

Daß wir es in der Burg von Charput mit einer in uralte, in „hetitisch-chaldische“ Zeiten zurückreichenden Anlage zu tun haben, zeigten uns schon die Felsanlagen (S. 476 f.). So ist denn ja auch Sophene schon den Chaldäerkönigen Menuas und Argistis unter dem Namen Supâni bekannt; dieser Landschaft gedenkt Menuas im Zusammenhang mit der Melitene in seiner Inschrift am Burgfelsen der Charput so nahe belegenen Stadt Palu (S. 466 f.). Da Malatia die äußerste Westgrenze des chaldischen Gesichtskreises bezeichnet (S. 481 f.) und die Richtung nach Nordwesten durch den Inhalt der Menuas-Inschrift von Baghin, die ganz andere Personen und Landschaften nennt, als die von Palu, ausgeschlossen ist, so bleibt für Supâni nur das westlich von der Landschaft um Palu, zwischen dieser und der Melitene belegene Gebiet, ebendie Landschaft unterhalb Charput, die Sophene im Sinne des Faustus und des Strabo übrig.

So gewinnen wir in Karkathiokerta den alten Namen des heutigen Charput zurück, dessen antike Bezeichnung bisher völlig unbekannt war.

Alle Versuche, den Namen Karkathiokerta, sei es zu verändern, sei es in der Strabonischen Form einer unter anderem Namen wohlbekannten Stadt beizulegen, haben lediglich ihren Grund in den falschen Vorstellungen über die Lage der Sophene und der diese Landschaft begrenzenden Gebirge.

Weder ist der bei Strabo überlieferte Name nach Plinius in Argathiokerta zu verändern, — denn diese Stadt liegt nach Plinius am Tigris und ist offenbar identisch mit dem heutigen Arghana —; noch bietet das heutige Dijarbekir, das von assyrischen bis in die römischen und byzantinischen Zeiten und auch bei den Armeniern stets als Amida bezeichnet wurde, Anlaß und Raum zur Einsetzung einer Nebenbezeichnung Karkathiokerta.

Lucullus hatte seinen Soldaten nach dem Euphratübergang einen Rasttag gegönnt. Als sie dann auf dem Weitermarsche ein festes Schloß, das viele Schätze barg, zu erobern wünschten, wies er sie auf die hohe Tauruskette mit den Worten hin: „Jenes Schloß müssen wir erst erobern, dieses bleibt für die Sieger aufbewahrt" (Plut. Luc. 24). Das einzige feste Schloß, dem die Römer zu Beginn des Marsches nach dem Euphratübergang begegnet sein können, war die Burg von Charput, deren Erstürmung von der Ebene von Mäzrä aus nicht ohne erheblichen Zeitaufwand möglich war, und da Lucullus den Tigranes überraschen wollte, so tat er ganz recht, eine derartige Abschweifung nicht zu genehmigen.

Eine weitere Bestätigung ergibt sich aus der Bezeichnung Tzophkh Schahunwoths. Wir sahen (S. 480), daß in der Inschrift von Izoli der König Chilaruadas von Melitene als Sohn oder Abkömmling des Sachus (so nach assyrischer Aussprache des Zischlautes in ursprünglicher, vielleicht auch für das Chaldische geltender Aussprache Schachus) bezeichnet wird. Da nun Supani-Sophene und die Melitene, der gegenüber die Inschrift aufgestellt ist, einander nächst benachbart und durch den Euphratübergang bei Izoli mehr verbunden als getrennt sind, so ist die Vermutung meines Reisegefährten sehr ansprechend, daß sich in dem armenischen Worte Schahuni der Name des alten Fürstengeschlechtes, das einst über Sophene und Melitene geherrscht hat, erhalten hat. Daß die große Mehrzahl der armenischen Landschafts- und Ortsnamen aus vorarmenischer Zeit stammen, wird auch ausdrücklich von Hübschmann, ihrem besten Kenner und Bearbeiter, anerkannt. Von der eigentlichen Sophene hat sich dann diese Bevölkerung nach Südwesten ausgedehnt,

und so erklärt es sich, daß hier eine im Armenischen gleichbenannte Landschaft Groß-Tsophkh entstand, die die Oströmer der Regel nach von der anderen durch die vollere Namensform Sophanene unterschieden haben: sie entspricht dem ursprünglichen Namen nebst angehängtem vorarmenischen Landessuffix. Supani-na = Sophanene, gebildet wie Melitene gegenüber Malatia und Kommagene gegenüber Kummuch (S. 418 letzter Absatz nebst der Anmerkung dazu).

Daß Sophanene als Groß-Tsophkh, Sophene nach der einstigen Dynastie bezeichnet wird, stimmt zu diesen unseren Ermittlungen sehr wohl: das Stammland ein engeres Gebiet, an Umfang erheblich übertroffen durch die über Anzitene und Ingilene hinausreichende (S. 518f. und Anm. dazu) südwestliche Erweiterung.

Ein Punkt, der, mißverständlich aufgefaßt, unserer Darlegung scheinbar widersprechen könnte und der die alte falsche Bestimmung der geographischen Begriffe Sophene und Masius bis zu einem gewissen Grade erklärt und entschuldigt, bedarf noch besonderer Erörterung. Plutarch bietet in der Lebensbeschreibung des Lucullus (c. 24) die, in letztem Grunde wohl auf Lucullis Zeitgenossen Sallust zurückgehende (S. 517f.) besonders wichtige Angabe, daß der römische Feldherr mit der Überschreitung des Tigris die Sophene verlassen und Armenien betreten habe. Schon die Tatsache, daß Strabo ausdrücklich den Taurus im engeren Sinne als Grenze zwischen der Sophene als einem Bestandteil Gesamtarmeniens (S. 507 unten) einerseits und Mesopotamien andererseits bezeichnet, während Lucullus den Tigris, wo immer die Durchfurtung stattgefunden habe, immer erst nach Überschreitung des Taurus erreicht haben kann, zeigt, daß hier wiederum zwei verschiedene Auffassungen vorliegen (S. 502). Im römischen Sinne ist das Königreich Sophene gemeint, das Tigranes erst dem Nachkommen jenes Zariadres (S. 15), der sich zugleich mit Tigranes' Vorfahren Artaxias im dritten vorchristlichen Jahrhundert (S. 15) von dem Seleukidenreiche unabhängig gemacht hatte, entrissen hatte, und dessen Erwerbung die Römer nicht anerkannten. Strabo hinwiederum hat die Landschaft, den Gau Sophene im geographischen Sinne, im Auge, und es ist begreiflich, daß in der Verwaltungsordnung des Tigranes, der Strabo und seine Quellen folgen (S. 505), höchstens der engbegrenzte ursprüngliche Gau berücksichtigt werden, dagegen der Begriff des einverleibten und nicht mehr anerkannten Staates in seinem letzten vollen Umfange nicht figurierte. Einen Widerspruch gegen unsere Bestimmung der Landschaft Sophene und damit des Masius liegt also nicht vor.

Gleichwohl ist die nähere Bestimmung der Übergangsstelle des Lucullus sowohl strategisch-historisch von Bedeutung, weil sie uns einer-

seits die Ansätze zur Bildung der Sophanene, anderseits die Entstehung irrtümlicher Auffassungen der Begriffe Sophene und des Masius erschließt.

Vom Ende der Ebene von Mäzrä war der weitere Weg bis Arghana-Maden vorgeschrieben, da nur dieser eine Paß in dieser Gegend über den Taurus führt. Um zu diesem Orte zu gelangen, mußte Lucullus den westlichsten Quellarm des Tigris passieren, der hier nach Browskis Schilderungen noch ein seichtes, unscheinbares Bächlein ist. Von Arghana-Maden stehen ins Innere Armeniens zwei Wege zur Verfügung; der eine über Piran-Hani und Hazru oder der über Arghana (Argathiokerta S. 514), das nach Browski am rechten Ufer in einiger Entfernung vom Tigris höchst romantisch in der Mitte einer breiten Schlucht belegen ist, die sich gegen Süden hin nach einer großen, mit zahlreichen Basaltblöcken übersäten Ebene öffnet; diese — ein schönes Tafelland fast ohne alle Niveau-Ungleichheiten — war im Altertum sehr fruchtbar und dichtbevölkert. Beim erstgenannten Wege wäre die Überschreitung des seichten Arghana-su, mit der ich früher auch gerechnet habe, einmal viel zu geringfügig, als daß sie ausdrücklich erwähnt zu werden verdiente, andererseits ist solcher Bach selbst zur politischen Grenze wenig geeignet. Ich schließe mich daher jetzt der Ansicht meines Schülers Kurt Eckhardt an, der in seinen Untersuchungen über die armenischen Feldzüge des Lucullus unter eingehender Erwägung aller Momente dargetan hat, daß die einzig ernstlich in Betracht kommende Übergangsstelle sich etwa 20 km oberhalb Dijarbekirs kurz unterhalb der Einmündung des Dewegedschid-su (S. 508) zu suchen ist, wo der Tigris auch bei etwas erhöhtem Wasserstande, auf den wir deshalb schließen, weil die Überschreitung des Euphrat bei Izoli acht Tage zuvor dem Lucullus ernstliche Schwierigkeiten bereitet hatte (Plutarch, Luc. 24), noch bequem zu überschreiten ist. Noch bei Dijarbekir wird der Fluß im Sommer, also zu Zeit des niedrigsten Wasserstandes, nach Moltke leicht durchfurtet. Bei mittlerem, „normalem“ Wasserstande kann dies nach Browski nur zu Pferde geschehen. An der Stelle 20 km oberhalb Dijarbekirs führt heute noch die Straße von Zibene nach Dijarbekir über den Fluß, so daß hier eine brauchbare Furt vorauszusetzen ist. Gerade hier hören jenseits, links des Tigris, beim Dorfe Schabian, die Ausläufer des Taurus auf, und es beginnt die fruchtbare Tigrisebene, in der Lucullus ohne Rücksicht auf Wege und Berge, wo er wollte, in jeder beliebigen Marschformation marschieren und so ohne Schwierigkeiten nach Farkin gelangen konnte.“ Es bestätigt sich also: Strabo hat den engeren Begriff, den eigentlichen Gau Sophene, im Auge, Lucullus das ehemalige Königreich und seine politischen Grenzen. Da das letztere südöslich über den Taurus hinaus-

griff, so ist es verzeihlich und erklärlich, daß man, ohne diesen Unterschied in der Auffassung und die armenischen Nachrichten zu beachten, die Angaben Plutarchs und Strabos kombinierte und nun eine Ausdehnung der Sophene südöstlich der ersten Gruppe des Taurus im Sinne Sachaus und des Karatscha-dagh, Sachaus zweiter Gruppe (S. 508), annahm und den Tûr-Abdîn als südöstliche Grenze des Gesamtbegriffes Sophene betrachtete, in welchem dann so oder so die nachmalige Provinz und Satrapie Sophanene mit eingeschlossen war. Aber falsch ist es darum nicht minder und unser Befund bleibt zu Recht bestehen: den Kern der Sophene bildet die große Einsenkung der Ebene von Mäzrä, südlich derselben verläuft der Taurus im engeren Sinne, der als Ganzes, wenigstens bis zum südöstlichen Ende des Tûr-Abdîn hin, auch Masius genannt wird. In südwestlicher Richtung streichend, überschreitet die Hauptkette des Masius-Taurus den Tigris in der Gegend von Hassan-Kêf, dessen durchhöhlte Felsenhöhen die unmittelbare Fortsetzung der felsigen Erhebungen von Skiefdan und Korä bilden. Zu ihm gehören: die Hazru-daghlary, die Berge südlich des Vansees und die ihnen parallelen gordyäischen Berge im Norden des Ost- und Westtigris, der Tûr-Abdîn in dessen Süden, während die Basaltgebirge, Karatscha-dagh, und weiter Elim-dagh und Karatschok-dagh, zu den zahlreichen Ausläufern und Nebenzügen gehören, deren Strabo ausdrücklich gedenkt.

Die Sophene wäre erledigt und mit ihr auch die Frage der Gebirgsbenennungen verabschiedet. Nun aber erhebt sich eine weitere mit der Sophanene (oben S. 512) zusammenhängende Schwierigkeit.

Wie mehrfach erwähnt, ist Martyropolis als Hauptstadt der Satrapie Sophanene bezeugt. Andererseits wissen wir bereits, daß Tigranokerta zu verschiedenen Zeiten als in der Arzanene gelegen bezeichnet wird. Ist dies nun etwa ein Gegenbeweis gegen unsere Gleichsetzung mit Martyropolis-Maiyâfâriqîn? Ehe wir diese Frage beantworten, ist der Versuche zu gedenken, die die Zugehörigkeit zur Arzanene betreffenden Angaben hinwegzudeuten, weil sie, wegen der Lage der Provinz nördlich des Westtigris und des Bohtan-su, der auf Tacitus gestützten Ansicht von Mommsen und Sachau, als liege Tigranokerta südlich des Tigris in der Nähe von Nisibis, widerstreitet. Daß bei Faustus und den übrigen armenischen Autoren nicht die moderne Verwechslung mit Amida vorliegt, ward bereits gezeigt (S. 405 f.). Wie aber steht es mit Eutrop?

Der erste Römer, der die Feldzüge des Lucullus unter Verwertung von dessen eigenen Berichten geschildert hat, war Sallust, dessen Ge-

schichtswerk zum größten Teil verloren ist. Aber er bildete die Hauptquelle des Livius für diese Periode, und Livius' Werk ist uns zwar in diesem Teile nicht in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten, wohl aber in Auszügen und abgekürzten Bearbeitungen.

Eine von diesen, der Abriß der römischen Geschichte des Eutrop, meldet (VI, 9) von Lucull, er habe Tigranokerta, eine Stadt in der Arzanene, die bedeutendste Stadt Armeniens, erobert.

Sachaus Gedanke, Eutrop habe aus den Längen- und Breitenangaben des Ptolemäus für Tigranokerta die Lage in der Arzanene nach den Verhältnissen seiner Zeit ermittelt und dann diese Provinz, die Ptolemäus gar nicht nennt, in seinen — dem Livius entnommenen — Text selbständig eingefügt, tut Eutrop eine Ehre an, die ihm nimmermehr gebührt: er hat lediglich das von Livius Gebotene im stark verkürzten Abriß wiedergegeben und dabei naturgemäß auch so manche bedeutsame geographische Angabe ausscheiden müssen, aber nirgends selbständig etwas aus eigener Wissenschaft hinzugetan. Das lehren die Abschnitte, wo Eutrops Schrift mit dem erhaltenen Originaltext des Livius verglichen werden kann, aufs deutlichste.

Es bleibt also dabei, daß für zwei gänzlich verschiedene Perioden durch völlig voneinander unabhängige Zeugen, Sallust-Livius-Eutrop einerseits, die armenischen Autoren andererseits, die Lage von Tigranokerta in der Arzanene bezeugt ist.

Und nun zu der Hauptfrage: auch sie erledigt sich durch Beachtung der Geländeverhältnisse einer-, des Wechsels der politischen Umgrenzungen andererseits.

Daß Martyropolis die Hauptstadt der Sophanene ist und somit der Gau Nphrkert, in dem Martyropolis-Maijâfâriqîn belegen ist, zur Sophanene gehört, ist uns nur aus dem sechsten Jahrhundert n. Chr. durch Prokop, der unter Justinian lebte, bezeugt. Aber da Justinian die Satrapien aufhob und aus ihnen das „vierte" Armenien machte (S. 22), so müssen die Hauptstädte der Satrapien gemeint sein, so wie sie früher bestanden, es fragt sich nur, seit wann.

Im Jovianischen Frieden (S. 22) blieben nur die westlichen Satrapien „Ingilene und Sophene" bei den Römern, während die drei übrigen diokletianischen Satrapien Arzanene, Kordyene und Moxuene an die Perser abgetreten wurden. In den tatsächlichen Besitz wenigstens der Arzanene gelangten die Perser freilich erst durch den Abfall der armenischen Großen von ihrem Könige Arschak (S. 408 f.). Durch den jovianischen Frieden wurde der Nymphius, d. h. der Batman-su, als Grenze zwischen beide Reiche der persischen und der römischen Interessensphäre festgesetzt, also bildet er auch

die Grenze der Landschaft Arzanene, und damals gehörte also der Gau Nphrkert, der auf dem rechten Ufer des Batman-su liegt, nicht zur Arzanene, sondern zum römischen Gebiet, demjenigen, das später der Sophanene zugehörte, und das in diesem Falle in dem Begriffe der Ingilene, im weiteren Sinne, mit einbegriffen ist. Daß sie die wichtige Feste behielten, war ein Vorteil für die Römer, und so erklärt sich die Nymphiusgrenze; denn, wie aus unserer Schilderung der Lage der Stadt und des Geländes der Lucullusschlacht hervorgeht, beherrscht Farkin das Gelände zu beiden Seiten des Batman-su und die östlichen und südöstlichen Zugänge zum Batman-su und zum Tigris. Der Abschnitt zwischen den Hazru-daghlary und dem dem Batman-su zufließenden Farkin-su, in welchem die Stadt liegt, eben der Gau Nphrkert, ist also im Grunde weit mehr mit der Arzanene verbunden und als ihr zugehörig zu betrachten, und so muß, als die infolge des jovianischen Friedens abgefallenen Gebiete, voran die Arzanene (S. 410ff.), durch Pap für Armenien und mittelbar für Rom wiedergewonnen wurden, der Gau wieder zur Arzanene geschlagen sein. So erklärt es sich, daß Faustus, der diese Ereignisse miterlebt hat, Tigranokerta, wie es das natürlichere ist, der Arzanene zurechnet und nicht der Sophanene. Sein oben (S. 408; 421) schon berührter Bericht (V, 27) lautet des näheren dahin, daß „der heilige Epiphanius, nachdem er im Kanton Groß-Tsophkh (Sophanene) in der Einsiedelei Mambre am Flusse Mamuschegh gelebt und von da aus das Land belehrt, mit Klöstern erfüllt und erleuchtet hatte, hinüberging in das Land Aghdznikh (Arzanene) und auch dieses erleuchtete, mit Klöstern anfüllte, eine Märtyrerkapelle in der Stadt Tigranakert baute am Tage des Gedächtnisses der Heiligen zum Heile und zur Fürsprache für das Land und, nachdem er Wunder gewirkt hatte, an seinen Wohnsitz zurückkehrte". Also damals gehörte Tigranakert, aus dem bald Martyropolis werden sollte, nicht zur Sophanene, sondern zur Arzanene.

Durch die theodosianische Teilung (387 n. Chr.) aber wurde die Arzanene der persischen Interessensphäre zugeteilt, was aus einer Nachricht zu erschließen ist, nach welcher sie im Jahre 424 n. Chr. unter persischer Herrschaft stand. Die für die Grenzverteidigung so wichtige Feste Tigranakert-Martyropolis dagegen blieb römisch und wurde nun der Satrapie Sophanene zugeteilt, bei der sie bis auf Justinians Zeiten verblieb. Später freilich ging auch Martyropolis an die Perser verloren und wird von ihnen mit der ihnen gehörigen Provinz Arzanene vereinigt worden sein. Denn als im Jahre 591 der Kaiser Mauritius den Chosrov Parwe II. in Persien auf den Thron gesetzt hatte (S. 22) und dafür einen großen Teil des bisherigen Persarmenien zurückerhielt (S. 22),

hören wir, daß die mesopotamische Feste Daras und Martyropolis den Römern zurückgegeben worden sei. Wann Martyropolis von den Persern gewonnen wurde, erfahren wir nicht mit Bestimmtheit, aber von Daras ist es bekannt. Es wurde 573 von Chosrov II., bald nach Beginn des letzten der drei großen römisch-persischen Kriege des sechsten nachchristlichen Jahrhundert, nach mehrmonatlicher Belagerung eingenommen. Erst im Verlauf dieses fast 20 Jahre dauernden Krieges ist wohl auch Martyropolis von den Persern erobert worden, da es nach Inhalt und Tendenz der beiden vorherigen Friedensschlüsse in den Jahren 532 und 562 sicher in oströmischen Händen verblieben war. Nach jenem Frieden von 591 richtete Kaiser Mauritius, wie wir bereits wissen (S. 504), die neue Provinz Ober-Mesopotamien oder „Viertes Armenien I." ein, in welcher die Arzanene und die Sophanene vereinigt wurden, worüber uns die unter Mauritius geschriebene Beschreibung des römischen Reiches des Georgius Cyprius nach Gelzers Darlegungen unterrichtet.

Da nun wieder die beiden Nachbarprovinzen den Römern zusammen gehörten, so wäre anzunehmen, daß nun der Gau Nphrkert zu der Provinz gerechnet worden wäre, zu der er naturgemäß gehörte, zur Arzanene, und dafür gibt es nun eine höchst erfreuliche Bestätigung; die um dieselbe Zeit wie Georgius Cyprius' Schrift verfaßte Armenische Geographie, die den Moses von Chorene als ihren Verfasser nennt, zählt zehn Gaue der Provinz Aldznikh auf, und unter ihnen auch Nphrkert. In der kirchlichen Diözesaneinteilung, in der sich die staatlichen Gebilde, auch wenn sie längst der Vergangenheit angehören, noch widerzuspiegeln und fortzusetzen pflegen, wird, worauf, wie auf jene Angabe der Armenischen Geographie, schon Kiepert hingewiesen hat, ein Dorf Atach, das westlich des Batman-su liegt, der Arzanike, d. h. der Arzanene, zugerechnet. So ist es durchaus erklärlich nicht nur, sondern geradezu erforderlich, daß unter Tigranes, der sein Reich weit über diese Grenzgebiete ausdehnte, der Geländeabschnitt, der Tigranokerta umfaßte, wie es Livius-Eutrop nach Sallust bezeugen, zur Arzanene gerechnet wurde, wohin er naturgemäß gehörte, um so mehr, als die neugegründete Hauptstadt den neuerworbenen Osten des Reiches schützen sollte (S. 144).

Damit ist auch hier jeder Anstoß hinweggeräumt. Es hat sich historisch-geographisch erklärt, warum Tigranokerta-Martyropolis zeitweilig zur Arzanene, zu anderen Zeiten zur Sophanene gerechnet wurde, und die Gleichung Tigranokerta-Martyropolis-Maijâfâriqîn bleibt endgültig zu Recht bestehen. —

Es bleibt uns nun nur noch eine strategisch-geographische Nachlese zur Bestätigung unserer Ermittlung der Lage von Tigranokerta übrig.

Mommsen läßt Lucullus fast genau an derselben Stelle den Tigris überschreiten wie wir (oben S. 516). Damit verließ aber der römische Feldherr das Gebiet desjenigen Flußufers, auf dem nach Mommsens Ansicht die feindliche Hauptstadt belegen war. Lucullus mußte dann, um vor Tigranokerta anzulangen, den Tigris weiter im Osten noch einmal überschreiten, was, um in die Gegend von Nisibis-Mardin zu gelangen, etwa bei Hassan-Kêf hätte geschehen können, und zwar sei Lucullus' Absicht dabei gewesen, den Tigranes von seinen Verbindungen mit dem Hinterlande abzuschneiden. Wer aber einmal die Freuden einer Tigrisüberfahrt in dieser Gegend — wie wir bei Hassan-Kêf — kennen gelernt hat, weiß, daß jeder, vor allem aber der Führer eines großen Heeres, sich zehnmal besinnen wird, ehe er ohne die allerzwingendste Notwendigkeit den Fluß einmal und nun gar zweimal mit einem großen Heere zu überschreiten unternimmt. Lag Tigranokerta wirklich in der Nachbarschaft von Nisibis, so hätte das Hauptkorps bei der Eile, die Lucull hatte, die Hauptstadt einzunehmen, ehe Tigranes zum Entsatz erschien, auf dem rechten Tigrisufer bleiben müssen und höchstens ein Detachement zur Beobachtung und zur Trennung der Verbindungen über den Tigris senden können; ganz abgesehen davon, daß es mit den vermeintlichen Verbindungen und daher auch mit der Möglichkeit, sie gründlich abzuschneiden, dort recht bedenklich bestellt ist.

Tacitus' irrige Angabe, daß Tigranokerta 37 Milien = 55 km von Nisibis entfernt gelegen hätte (S. 383; 385), findet sich in dessen Bericht über die Züge des Corbulo. Der von den Römern eingesetzte Dynast Tigranes wird von Monaeses in Tigranokerta belagert im Auftrage des Partherkönigs Vologeses, der Armenien für seinen Bruder Tiridates in Anspruch nimmt. Corbulos Gesandter trifft 61 n. Chr. den Vologeses bei Nisibis; Mommsen folgert daraus, daß Vologeses mit dem Belagerungskorps von Tigranokerta Fühlung hatte. Aber solche Fühlung kann militärisch auf weit größere Entfernung aufrechterhalten werden. Zudem sagt Tacitus fast in einem Atem mit jener Angabe, daß Vologeses stets vermieden habe, mit den römischen Waffen in Berührung zu kommen, und daß damals die Sachlage für ihn ungünstig gewesen sei. (Ann. 15, 5: Vologesi vetus et penitus infixum erat arma Romana vitandi nec praesentia prospere fluebant.) Auch danach wäre es schwer denkbar, daß Vologeses sich nur 55 km von den Römern entfernt aufgehalten haben sollte, selbst

wenn sonst keine Gründe gegen die Entfernungsangabe bei Tacitus vorlägen. Ein wichtiges Gegenstück zu der Nachricht des Tacitus bildet in diesem Sinne der oben S. 409 bereits angeführte Bericht des Faustus (IV 20), wo für den zwischen Armenien und Persien ausgebrochenen Krieg Nisibis ohne weiteres als Kriegsschauplatz gilt, zu dem König Arsakes von Armenien, von seinen Satrapen begleitet, gelangt, in dem er zunächst die Arzanene, deren Hauptstadt damals Tigranokerta war, durchzieht.

Wäre Nisibis so bequem von Tigranokerta aus zu erreichen gewesen, so wäre es unerklärlich, warum Lucullus die Stadt nicht sofort nach der Eroberung von Tigranokerta eingenommen hätte. In Wirklichkeit kam er erst im folgenden Jahre dazu, nachdem er beim Vormarsch auf Artaxata, das er beinahe schon erreicht hatte, durch seine Soldaten zur Umkehr gezwungen wurde. Damals ist er, wie ausdrücklich bezeugt wird, durch andere Pässe, als durch die er nach Norden gezogen war, durch den Taurus zurückgekehrt. Er muß also nach der Schlacht am Arsanias aus dem oberen Tale des Murad-su und der Ebene von Bajazed bis nach Salmas marschiert und über Dêr und Baschkalah — jede andere Auffassung erweist sich bei näherer Prüfung als ausgeschlossen — zum Tigris vorgedrungen, diesen in der Gegend von Djezireh überschritten haben und dann auf Nisibis gestoßen sein. —

Tell Ermen (S. 384; 392), das somit nicht gleich Tigranokerta ist, bildet ebenso eine armenische Enklave im arabischen, wie Farkin im kurdischen Gebiet, und Tigranes wird, das bleibt richtig, im eigentlichen südlicheren Mesopotamien vorgeschobene Posten zur Sicherung seiner Herrschaft errichtet haben. Ein solches Fort wird in Tell Ermen zu erblicken sein. —

Corbulos Marsch zur Einnahme von Tigranokerta im Jahre 60 n. Chr., nach der Eroberung von Artaxata, führte in die regio T a u r a u n i t i u m, das ist die armenische Landschaft Taron, mit der Hauptstadt Musch (S. 18). Die Bewohner des Taurus hier zu vermuten, was schon rein sprachlich sehr bedenklich wäre, liegt förderhin kein Anlaß mehr vor. Hier melden ihm Gesandte, daß die Tore Tigranokertas ihm offen stehen: Tigranokerta muß also in erreichbarer Nähe gelegen haben; von Musch aus ist die nächste größere Stadt in südwestlicher Richtung unser Farkin, wie denn auch im Jahre 69 v. Chr. Tigranes sein gegen Lucullus zum Entsatz von Tigranokerta aufgebotenes Heer nur in der Ebene von Musch zusammengezogen haben kann. Während sich Tigranokerta dem Corbulo ergibt, leistet der feste Platz (praesidium) Legerda (Elegerda bei Ptolemäus) Widerstand; anderthalb bis zwei Tagereisen westlich von Farkin liegt in der Landschaft Anzitene auf Bergeshöhe, die Talebene beherrschend,

unfern des Tigristunnelausganges das uns wohlbekannte Lidje oder Ilidje. Ilidje bedeutet türkisch „heiße Quelle“. Eine solche ist dort nicht vorhanden, der Name hat also einen andern Ursprung, ist volksetymologisch mißverstanden und umgeformt aus (E)Legerda. Eine andere ältere volksetymologische Umformung ist das Illyrisis des Prokop, das der ursprünglichen Namensform näher bleibt. Da Lidje-Legerda-Illyrisis den wichtigen Paß durch die Kleisurai (S. 464) nordwärts nach Palu und Charput beherrschte, so blieb nach dem Falle von Farkin-Tigranokerta die Einnahme dieses bedeutsamen Punktes für Corbulo unerläßlich — auch diese Feststellung eines benachbarten strategisch wichtigen Punktes ergibt eine erwünschte Bestätigung für die Gleichsetzung von Tigranokerta mit Martyropolis-Farkin. —

So ist denn nach Erledigung aller engeren und weiteren Fragen und Fragengruppen die Lage von Tigranokerta fürderhin genau bekannt und damit das Problem gelöst, von dem, um mit Mommsen zu sprechen, nicht bloß „die strategisch richtige Auffassung zweier der wichtigsten Kriege des römischen Altertums“, sondern „die historische Stellung Armeniens überhaupt“ abhängt.



# Anmerkungen.

Über die Umschreibung der Fremdnamen ist im Anschluß an das im Vorwort (S. VIf.) Berührte Folgendes vorauszuschicken.

Im Haupttext des Buches habe ich die Anwendung diakritischer Zeichen, Punkte, Häkchen usw. für Laute, die dem Deutschen nicht eigen sind, nach Möglichkeit vermieden. Nur wo eine Möglichkeit war, den Fremdlaut durch ein einheitliches deutsches Schriftzeichen wiederzugeben, ist er zum Ausdruck gekommen.

Daher habe ich von den sogenannten emphatischen, mit Kehlkopfverschluß gesprochenen Konsonanten der semitischen Sprachen (die übrigens bekanntlich auch im Georgischen und den übrigen Kaukasus-Sprachen eine sehr bedeutende Rolle spielen) den Gutturallaut meist durch *q*, den tonlosen Zischlaut — außer zu Anfang der Worte — meist durch ß wiedergegeben, dagegen das emphatische *ṭ* nicht von unserem *t* unterschieden, und ebenso die drei arabischen h-Laute *h ḥ ḫ* nur durch *h* und *ch* wiedergegeben, ebenso die Hauchlaute ʾAleph (ʾ) und ʿAjĭn (ʿ) meist nicht zum Ausdruck gebracht. Nur wo es sich speziell um die Behandlung von Inschriften handelte (wie Kap. 14 S. 422ff.) oder der Zusammenhang eine genauere Feststellung der Namensform erforderte oder ein vorübergehend zu nennender persischer, türkischer, arabischer Eigenname sich gar zu unwissenschaftlich ausgenommen hätte, habe ich schon im Haupttext die genauere Transkription angewendet, während diese im übrigen den folgenden Anmerkungen vorbehalten geblieben ist.

Ebenso bin ich durchweg mit der Längenbezeichnung absichtlich sparsam verfahren und habe sie bei häufig wiederkehrenden Namen im Text später meist weggelassen, indem ich sie als nunmehr dem Leser in ihrer Aussprache bekannt voraussetzte. Dies nur einige wenige von zahlreichen Störungen der Stetigkeit in der Umschreibung. Da nun andererseits in die, sonst nach Möglichkeit gemeinverständlich gehaltene, Darstellung die auf der Reise entdeckten griechischen Inschriften (S. 410ff.; 489ff.) und gelegentlich auch Zitate aus griechischen Schriftstellern im Originaltext einzufügen waren, so muß auch ich die Entschuldigung wegen mangelnder Konsequenz bei der Transkription hier anbringen, die nachgerade eine ständige Rubrik in den Vorbemerkungen nicht streng und ausschließlich linguistischer Werke bildet.

Für das armenische Alphabet hat H. Hübschmann (Die Umschreibung der iranischen Sprachen und des Armenischen 1882 S. 38) neben der streng wissenschaftlichen Umschrift gleichzeitig eine für nicht speziell sprachwissenschaftliche Schriften vorgeschlagen, die ich nach Möglichkeit bereits im Haupttexte angewendet habe. Dafür ergibt sich hier durch die armenische Lautverschiebung eine neue, jede Konsequenz ausschließende Schwierigkeit. Bei Ortsnamen habe ich in der Regel, wo eine ältere sichere Form bekannt war, diese beibehalten, also Tigranokerta in seiner armenischen Namenform durch „Tigranakert,“ nicht nach heutiger Aussprache: „Dikranagert“ umschrieben. Hier, wie überhaupt für die historische Geographie Armeniens, bildet Hübschmanns Abhandlung „Die altarmenischen Ortsnamen“ (Indogermanische Forschungen, Bd. XVI, S. 197—440) ein unschätzbares Hilfsmittel. Bei den armenischen Personennamen aber hat mir die Entscheidung, ob ich die moderne Aussprache und Schreibung oder die Form des älteren Schriftarmenisch wählen sollte, oft große Schwierigkeiten gemacht.

Den dem Russischen eigentümlichen Vokal ый habe ich durch *y* ausgedrückt, das auch zum Ausdruck des durch die Vokalharmonie im Türkischen und Tatarischen vor geschriebenen dunkeln *i*-Lauts dient, sofern er nicht wie im Azärbaidjân-Tatarischen meist mit dem „hellen" *i* zusammengefallen ist. Die russischen Endungen ый und ій sind durch einfaches *y* und *i* umschrieben worden. Die russische patronymische Endung durch *-off* und *-eff*, wie es vielfach üblich ist, wiedergegeben zu haben und nicht durch *-ow* und *-ew*, bedaure ich im Grunde, da gerade das Russische die Medien im Auslaut bewahrt, die auch durch das harte Zeichen ъ keineswegs in die Tenuis verwandelt werden.

Die palatalen Zischlaute habe ich im Haupttext durch *sch*, *tsch*, *j* (wie in französisch *jeu*) und *dj* (wie *gi* in italienisch *giorno*) und dem aus *l* entstandenen (dem norddeutschen *g* in *Tag* vergleichbaren) tönenden Guttural des Armenischen ebenso wie den mit ihm so gut wie identischen Laut des Türkischen durch *gh* wiedergegeben. Die wissenschaftliche Umschrift für diese fünf Laute wäre *š*, *č*, *ž*, *ǧ* (oder *ǰ*) und *ḷ* (für das Armenische) oder *ǵ* (für das Türkische etc.).

In Fremdnamen und Fremdwörtern, die nicht wie russisch „Zar" völlig ins Deutsche übergegangen sind, drückt *z* die tönende Media wie im Französischen, nicht den Doppelkonsonanten des Deutschen aus, *tz* dagegen mußte mit seinem im Deutschen üblichen Lautwert besonders in den kaukasischen Namen beibehalten werden; fremdnamiges *s* bezeichnet nicht die tönende Media, wie im Deutschen, sondern die tonlose Tenuis, wie im Französischen, Englischen usw. Da ich unser deutsches *w* nicht durch *v* wiedergegeben habe, so wäre es richtiger gewesen, auch Wan statt Van zu schreiben; in semitischen, besonders arabischen Namen bezeichnet dagegen *w* den Halbvokal *u* des Englischen.

Bemerkt sei noch, daß in Flußnamen türkisch *su* „Wasser" und *čai* „Fluß" vielfach wechseln, so daß z. B. im Text (Kap. XV) der südliche Euphrat-Quellfluß mit gleichem Rechte sowohl als *Murad-su* wie als *Murad-tschai* bezeichnet werden konnte.

---

S. 3 Absatz 1 (s. S. 525) und passim. Urarṭu, Urarṭäer wäre die wissenschaftlich korrekte Wiedergabe.

S. 6 Abs. 2. Schulz' Anregung auf Ritter zurückzuführen: Ritters Erdkunde Bd. 9 S. 981 f.; vgl. ferner über Schulz' Forschungen ebenda Bd. 8, S. 74 u. 84, Bd. 9, S. 11; 649 ff.; 983 ff. u. Bd. 10, S. 303 ff.

S. 6 Abs. 3. Mémoire sur le lac de Van et ses environs, par M. Fr. Ed. Schulz (Envoyé à Paris le 8 juin 1828. Journal Asiatique. Avril-Mai-Juin 1840, p. 257—323. Dazu 8 große, vielfach zusammengefaltete Tafeln mit Keilinschriften nach Schulz' Kopien, auf den 6 ersten 42 vanische Keilinschriften, auf Tafel 7 und 8 altpersische Keilinschriften nach Schulz' Kopien. — Mohl über Schulz' Karte und Reiseschilderung, ib. p. 259 note 1: „Ces lettres" (B, T, L, C, usw. als Bezeichnung von Örtlichkeiten) „se rapportent à la carte de M. Schulz, que la société a fait lithographier, mais qui ne peut paraître qu'avec le Voyage. J. M."

S. 7 Abs. 2. Layards unveröffentlichte Kopien p. 385 von Sayces gleich zu nennender Abhandlung.

S. 7 Abs. 4. A. H Sayce, The Cuneiform Inscriptions of Van, deciphered and translated: Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, Vol. XIV (1880) p. 377—732. Fortgesetzt ebenda 1888 p. 1 ff., 1893 p. 1 ff., 1894 p. 691 ff., 1901 p. 645 ff, 1906 p. 611 ff. M. Stanislas Guyard, Les Inscriptions de Van à propos d'un ouvrage de M Sayce, p. 113—144 der Paris 1883 erschienenen Schrift: „Mélanges d'Assyriologie. Notes de Lexicographie assyrienne, suivies d'une étude sur les Inscriptions des Van".

S. 8 Abs. 2. Wesentliche Förderungen für das Verständnis der vanischen Inschriften, besonders auch der Fluchformeln, brachten D. H. Müllers Ausführungen: „Die Keilinschrift von Aschrut-Darga". Entdeckt und beschrieben von Prof. Josef Wünsch. Publiziert und erklärt von Dr. David Heinrich Müller. Wien 1886. Denkschriften d. Königl. Akad. d. Wissensch., Philos.-Histor. Kl., XXX VI. Bd.

S. 8 Abs. 3 bis S. 10 Abs. 2. Erste Verwertung der von Belck 1891 gesammelten vorarmenischen Inschriften: „Über neuerlich auf-

gefundene Keilinschriften in Russisch- und Türkisch-Armenien. Von Waldemar Belck und C. F. Lehmann (vorgelegt in der Sitzung der Berl. Anthropol. Gesellsch. vom 30. April 1892), Ztschr. f. Ethnologie 24 (1892) S. 122—152. Darin: 1. Vorläufiger Reisebericht von W. Belck S. 122—127, 2. Inschriftproben nebst vorläufigen Bemerkungen von C. F. Lehmann (mit topographisch-archäologischen Beiträgen von W. Belck). Texte von L. nach B.s Kopien autographiert S. 149—152. Weitere Reiseberichte W. Belcks: Archäologische Forschungen in Armenien, Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1893 S. 61—82. Untersuchungen und Reisen in Transkaukasien, Hocharmenien und Kurdestan, Globus 63 Nr. 22 u. 23; 64, Nr. 10 u. 12.

S. 9 Abs. 3. Kanalinschriften des Menuas- und Semiramis-Kanals Ztschr. f. Ethnologie 1892, S. 133—140, 149—151.

S. 10 Abs. 1 u. 2. Die Inschrift der Stele des Rusas ebenda S. 141—147, 151—152. Daß die Urarṭäer als Urheber der vorarmenischen Inschriften identisch seien mit den pontischen Chaldäern der Griechen (Sophokles, Xenophon, Strabo), zeigte ich daselbst S. 131 f.; daß bereits A. v. Gutschmid, F. Hommel, A. H. Sayce den Gedanken gleichfalls angedeutet hatten, ergab sich später und damit ein Zusammentreffen von vier voneinander unabhängigen Forschern in derselben Anschauung. Nachweis der Namensformen *Χάλδοι*, *Χάλδις* bei den Griechen und ihres ausdrücklichen Hinweises, daß die richtige „Bezeichnung die zweisilbige, nicht die dreisilbige (*Χαλδαῖος*) sei“: Ztschr. f. Assyr. VII u. IX. Weitere Literatur, in der wiederholte Einwendungen gegen die Gleichsetzung behandelt und erledigt wurden: C. F. Lehmann: „Der Name Chalder“, Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1895 S. 578—592; „Chaldisch und Armenisch“, Recueil des travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie Égyptiennes et Assyriennes XVIII (1895) p. 207—217 und u. a. im Hilprecht Anniversary Volume (1909) p. 263—268. Ausführlicheres im II. Band.

S. 13 Abs. 4. Sardur, Sohn des Lutripris = Sardur-Sedur, Arams Nachfolger? s. W. Belck in Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1894 S. 486. Zur Menuas-Dynastie (S. 13 f.) vgl. noch die Anmerkung zu S. 105 auf S. 530.

S. 17—25. Überblick über die spätere Geschichte Armeniens vielfach in nahem (in einigen, durch Anführungszeichen kenntlich gemachten Fällen, wörtlichem) Anschluß an H. Gelzers Artikel „Armenien“, Herzogs Realenzyklopädie für protest. Theologie, Bd. II S. 63—92.

S. 19 u. 20. Satrapien und Verwandtes: Karl Güterbock, „Römisch-Armenien und die römischen Satrapien im vierten bis sechsten Jahrhundert. Eine rechtsgeschichtliche Studie“, Festschrift für Th. Schirmer. Königsberg 1900. Vgl. noch S. 408 ff. und S. 518 f. nebst Anm.

S. 25 Abs. 4. Gesamtergebnisse der Expedition, vorläufige Berichte darüber: C. F. Lehmann, „Bericht über die Ergebnisse der von Dr. W. Belck und Dr. C. F. Lehmann 1898—1899 ausgeführten Forschungsreise durch Armenien“, Berl. Sitz.-Ber. d Königl. Preuß. Akad. d. Wissensch. 1900 S. 619—633 (wozu zu vergleichen: Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1900 S. 430—439, 443—66, 612—26; 1901 S. 284—328). Voraus gingen: W. Belck und C. F. Lehmann, „Bericht“ und „zweiter Vorbericht über eine Forschungsreise durch Armenien“, Berl. Sitz.-Ber. 1899 S. 116—120, 745—749. Ferner: W. Belck und C. F. Lehmann, „Vorläufiger Bericht“ usw.“, Nachrichten der Königl. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen 1899 S. 80—86. Fortlaufende Berichte, vorgelegt von Rudolf Virchow, Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1898 S. 413—416, 522—527, 568—592; 1899 S. 193—194, 411—420, 427—489, 579—586, (daran anschließend: C. F. Lehmann, „Mündlicher Bericht über den von ihm erledigten Abschnitt der armenischen Expedition, Reise von Rowanduz bis Alaschgert, April-August 1899“ ebenda S. 586—614), S. 661—668. Ztschr. f. Ethnologie 1899 Bd. 31 S. 236—275, 281—290, Mitteil. d. Geograph. Gesellsch. in Hamburg 1899 Bd. 15 S. 189—221; 1900 Bd. 16 S. 16—70. Ferner: C. F. Lehmann, „Von der Deutschen armenischen Expedition“, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. 14 1900 S. 1—46; „Religionsgeschichtliches aus Kaukasien und Armenien“, Archiv für Religionswissenschaft Bd. 3 S. 1—17; „Armenien und Nordmesopotamien in Altertum und Gegenwart“, Vortrag, gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, veröffentlicht in deren Verhandlungen 1900—1901 S. 83—103, Heft 4. Auf die Einzelberichte wird im übrigen je an ihrer Stelle verwiesen. — Über die Ergebnisse

der Ausgrabungen auf Toprakkal'āh siehe den II. Abschnitt S. 125—164 meiner S. 32 genannten Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens: „Materialien zur Kultur und zur Herkunft der Chalder, vornehmlich aus den Ausgrabungen auf Toprakkalāh bei Van".

S. 26 Abs. 3 (vgl. S. 10 Abs. 2). Wer sich über die inneren Gründe, warum mein Reisewerk im wesentlichen nur meine eigenen Ansichten, nicht etwa die beider Expeditionsmitglieder bekunden soll und zugleich über die Ursachen, warum von einer gemeinsamen Bearbeitung der Reiseergebnisse, wie sie anfänglich geplant war, abgesehen werden mußte, — soweit sie auf literarischem Gebiete liegen —, informieren will (vgl. das Vorwort S. V) sei hingewiesen auf meinen Artikel: „Ein Schlußwort" in Bd. 58 (1904) der Ztschr. d. Deutschen Morgenländ. Gesellsch. S. 859-869.

S. 32. M. W. Nikolski: Transkaukasische Keilinschriften (Клинообразныя Надписи Закавказья) = Materialien zur kaukasischen Archäologie (М. В. Никольскій: Матеріалы по Археологіи Кавказа) V. Moskau 1906.

S. 44 Abs. 3. J. Durm, Die Kuppelgräber von Pantikapaion, Jahreshefte des Österr. archäolog. Institutes in Wien, Bd. X 1907 S. 230—242.

S. 45 Abs. 1. E. v. Stern über die Kertscher Kuppelgräber in dem auf dem Internationalen Historiker-Kongreß (Berlin 1908) gehaltenen Vortrage „Die griechische Kolonisation am Nordgestade des Schwarzen Meeres im Lichte archäologischer Forschung", veröffentlicht in der Zeitschrift „Klio", Beiträge zur Alten Geschichte, herausgegeben von C. F. Lehmann-Haupt und E. Kornemann, Bd. IX 1909 S. 139—152, s. dort S. 140.

S. 48f. Über das Fest der Inguschen s. bereits Archiv f. Religionswissenschaft III S. 15ff.

Zu S. 51 Abs. 2 vgl. meine, z. T. auf Sieglin gestützten Ausführungen, Klio II S. 337 u. 342.

S. 52 Abs. 1. Rohrbach über die grusinische Heerstraße: „Aus Turan und Armenien. IV". Preußische Jahrbücher Bd. 90 (Oktober-Dezember 1897) S. 108, vgl. S. 106.

S. 53 Abs. 2. Strabo XI (nicht XL) 3, 8 berichtet, daß der Abstieg an der Aragwaschlucht nur für einen Mann hinter dem anderen ausführbar sei. Es hätte von vornherein noch deutlicher, als im Text (S. 51 Abs. 2 u. S. 53 Abs. 4) geschehen, darauf hingewiesen werden sollen, daß der Paß, über den die heutige sog. ossetinische Heerstraße führt, für Durchzüge von Völkermassen in erster Linie, und vor dem Wege durch die Darialschlucht, in Betracht kommt (S. 144).

S. 54 Abs. 1. Osseten als Nachkommen der Alanen: Hirth, China and the Roman Orient, S. 139; A. v. Gutschmid, Geschichte Irans, S. 68ff.; Tomaschek in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie Bd. I S. 1282ff. Weitere Literatur s. Ed. Meyer, „Geschichte des Altertums", Bd. I (2. Aufl.) 2. Hälfte 1909 S. 799 § 568 Anmerkung. Vgl. auch Täubler, „Zur Geschichte der Alanen", Klio IX S. 14ff. — Schilderung der Alanen bei Ammianus Marcellinus XXXI 2, 21.

S. 58 Abs. 3 Stele von Sarykamyš: W. Belck darüber: Ztschr. f. Assyr. IX (1894) S. 347 Anmerkung; Text publiziert bei Nikolski (oben S. 32 u. 527) S. 90—96 und Tafel 22, Berichte darüber von der Expedition s. besonders Ztschr. f. Assyr. XIII (1898) S. 307—309, Mitteil. d. Geograph. Gesellsch., Hamburg XV (1899) S. 18, Ztschr. f. Ethnologie XXI (1899) S. 281.

S. 59 Abs. 3. Backstein Sargons II. in Tiflis. Ztschr. f. Assyr. XIII S. 309, Lehmann-Haupt „Materialien" (vgl. o. S. 32) S. 49, Nr. 28 Fig. 25.

S. 60 Abs. 1. Backstein Sargons aus Chorsabad. „Materialien" S. 49, Nr. 27 (S. 48) Fig. 24.

S. 60 Abs. 2—3. Gefälschte Altertümer. Ztschr. f. Assyr. a. a. O. S. 309 bis 310.

S. 60 Abs. 4. Keilinschrift von Serizamok (russ. Сѣрый замокъ, Sāiy zamok). S. 42 des im Text angeführten Werkes von Hyvernat und Mueller-Simonis.

S. 61. „Chram". Gewährsmann K. N. v. Seidlitz.

S. 62 Abs. 3. Die armenische Inschrift am grauen Schlosse lautet *Kiḫea*, was die Ergänzung zu einem armenischen Patronymikon *Kiḫean* nahelegt, das freilich, ebenso wie seine Grundform, sonst nicht bekannt ist.

S. 62 Abs. 3—4. Über die Geschichte des grauen Schlosses war nichts Näheres zu erfahren. Doch war ersichtlich, daß es mit seinen Grundfesten in recht alte Zeit zurückreichen muß. An der Südwestecke ließen sich nämlich drei Bauperioden unterscheiden. Zu unterst sah man unregelmäßig behauene Blöcke aus hellgrünem serpentinartigen Gestein, mit Ziegelbruchstücken und Mörtel untermischt, darüber Ziegel römischer Art, für die namentlich die im Vergleich zu ihrer Größe geringe Mächtigkeit charakteristisch ist, darüber regelmäßig behauene Quadern, die ohne Mörtel aneinander gefügt waren, — das charakteristische, wenn auch nicht ausschließliche Merkmal armenischer Bauweise. So mag die Feste in iberischer oder voriberischer Zeit angelegt, in römischer Zeit verwendet und ausgebaut und nachmals im späteren Altertum oder im Mittelalter von den Georgiern zur Zeit, als der armenische Einfluß bei ihnen vorherrschte, umgestaltet worden sein.

S. 73 Abs. 1. „Über Brettchenweberei" von Margarete Lehmann-Filhés, mit 82 Abbildungen. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1901. Diesem Buche sind unsere acht Abbildungen S. 73—75, 76—81 entnommen.

S. 74 Abs. 3 bis S. 78 Abs. 1. Vgl. meine von M. Bartels vorgelegten Berichte über Kaukasische Gürtel und Bänder, Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 16. Juli 1898 S. 329—332.

S. 79. Die Holztäfelchen der Euphemia, Feuilleton der Nationalzeitung 1902 Nr. 184 (Reuleaux), Nr. 193 (C. F. Lehmann[-Haupt]).

S. 81 ff. Gräberfeld von Anduln und Brettchenweberei aus dem Wikingerschiff von Oseberg, s. A. Götze, „Brettchenweberei im Altertum", Ztschr. f. Ethnologie, Jahrg. 40 (1908) S. 481—500

S. 83 Abs. 5. Ivane Zikarischwili („Sohn der Morgenröte") ist, wie mir Arthur Leist mitteilt, der Name von Bodenstedts Lehrer in seiner richtigen georgischen Form.

S. 84 Abs. 1. Werner v. Siemens über Tiflis, aus dessen „Lebenserinnerungen" S 239.

S. 86 Abs. 5. „Das georgische Volk", geschildert von Arthur Leist. Mit zahlreichen Illustrationen, Dresden 1903.

S. 88 ff. Achaltziche, Chertwis, Achalkalake, ausführlicher geschildert bei Lynch, „Armenia", Bd. I, Kap. 3–6 (7) p. 53—95 (117).

S. 88 Abs. 4. Abbildung der Feste von Chertwis, Lynch, Fig. 16 bei p. 76.

S. 89 Abs. 2. Siehe Leist, „Das georgische Volk", S. 145.

S. 89 unten, S. 90 oben. Wardzie und seine Umgebung, geschildert von Du Bois de Montpéreux II. p. 317—324. Brosset, Voyage Archéologique p. 163 f., Atlas pl. XII. Abich, Geologische Forschungen in den kaukasischen Ländern III. p. 31.

S. 90 Abs. 3. Wardzie, abgebildet Lynch I. Fig. 18 bei p. 80, Leist a. a. O. S. 215.

S. 94 ff. Eduard v. Bergmanns Mitteilungen habe ich zuerst veröffentlicht Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1900 S. 43 f. Anm. 2.

S. 95 Abs. 2. Tibarener, Chalder und Sannen (später Tzanen), schon bei Hekataios (um 520 v. Chr.). Siehe Stephanos von Byzanz s. v. *Χαλδία . . . καὶ κατὰ Τιβαρη(ν)ίην καὶ Χαλδίην καὶ Σαννικήν.* Daß der ionische Dialekt auf Hekataios weist, hat bereits der Herausgeber des Stephanos Meineke erkannt. Vgl. vorderhand Ztschr. f. Assyr. VII, 1892 S. 257 Anm. 1.

S. 95 Abs. 3 u. S. 96. Über Heraklius II. von Ost-Georgien vgl. Leist a. a. O. S. 218 ff., Gedicht auf seinen Tod S. 231 daselbst.

S. 99 ff. Über Uplistziche s. Du Bois de Montpéreux III. p. 190—210. Vgl. II. p. 23, 32.

S. 102 Abs. 3. Einen unterirdischen, jetzt verschütteten Gang zum Wasser scheint es nach du Bois de Montpéreux II. p. 319 Abs. 3 verglichen mit 322 Abs. 1 auch in Wardzie zu geben.

S. 107 ff. Über Tschawtschawadse vgl. meine Mitteilungen in Naumanns „Zeit" 1902 Nr. 41—44 und meinen durch seine Ermordung veranlaßten Artikel „Bei Ilya Tschawtschawadse", Sonntagsbeilage Nr. 41 zur „Vossischen Zeitung" Nr. 481 vom 13. Oktober 1907.

S. 109 Abs. 1. Georgische Bräuche beim Mahl, A. Leist a. a. O. S. 44ff.

S. 110ff. Tschawtschawadse an die Aragwa, Leist „Das georgische Volk", S. 265f.

S. 111—112. Tschawtschawadses Erzählung von dem Knaben mit dem abgeschnittenen Nagel als Zeugen habe ich bereits in Naumanns „Zeit" a. a. O. wiedergegeben.

S. 112 unten. Die Verse stammen aus dem Gedicht „Der Kasbek" von Tschawtschawadse, übersetzt von A. Leist, „Das georgische Volk" S. 266.

S. 113. Den tatarisch-armenischen Wirren ist auch der Kreischef Raimond Raimondowitsch Arnold (oben S. 62, 63ff.) zum Opfer gefallen, wovon ich durch eine merkwürdige Fügung Kenntnis erhielt: Von Herrn C. A. Ottenbacher, Frankfurt a. M., wurde ich als Herausgeber der „Klio" im Laufe dieses Sommers ersucht, mich für ein nachgelassenes Werk „Über den Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompejus" zu äußern und zu interessieren, das sein in Rußland verstorbener Vetter R. Arnold hinterlassen habe. Meine Frage, ob dieser mit dem mir wohlbekannten Kreischef von Schulaweri identisch sei, wurde bejaht und auf meinen Wunsch mir die folgenden Mitteilungen über sein Schicksal und seinen Tod gemacht: „Von Schulaweri wurde Raimond Raimondowitsch Arnold, nach einem kurzen Übergang in Nucha, nach Kasach (Gouvernement Jelisawetpol) versetzt, dem verrufensten und unsichersten Kreis in ganz Transkaukasien. Auch dort gelang es seiner Umsicht und seiner Energie, das erbeingesessene Räuberunwesen in wenigen Monaten mit Stumpf und Stil auszurotten und eine Periode der Ruhe und der Sicherheit zu eröffnen, welche man in diesem Landstrich noch nie gesehen hatte. Ich habe vor mir einen in Kawkas abgedruckten Erlaß des damaligen Gouverneurs von Jelisawetpol liegen, der Arnold öffentlich den Dank für seine außerordentlichen Erfolge ausspricht und sich in begeisterten Ausdrücken über seinen persönlichen Mut und seine Geschicklichkeit ergeht. Die von Arnold damals erhoffte Ernennung zum Gouverneur erfolgte nicht, weil der ihm befreundete Großfürst Nikolai Michailowitsch dem Generalgouverneur Golitzin unterlegen war und von Kutais wegversetzt wurde. Arnold blieb nun Kreischef in Kasach bis zum Ende 1905 und erhielt die Ruhe in seinem mehr wie zur Hälfte von Tataren bewohnten Kreis auch dann noch vollständig aufrecht, als die benachbarten Kreise seit Monaten schon in vollem Aufruhr standen. In dieser Zeit war der tatarische Einfluß in Tiflis fast allmächtig, die Armenier überall bedrückt, und erst 1907 nach der Entlassung von Krym-Girei ist hier eine Wandlung eingetreten. Im Herbst 1905 erschien bei dem Statthalter Woronzoff eine Tatarendeputation, welche Arnold als Armenierfreund anklagte" — mit wie geringer Berechtigung, zeigt das S. 62f. Berichtete — „und seine Versetzung durchsetzte. Arnold war darüber so empört, daß er seine Entlassung nehmen wollte und sich erst nach längerem Urlaub zum Kreischef in Signach ernennen ließ. Zwei Tage schon nach der Abreise Arnolds von Kasach erhielt Woronzoff die Quittung über seine Verfügung. Auch in diesem bisher ruhigen Kreis brachen nun die Unruhen aus, und selbst der Hauptort Kasach wurde geplündert und zum Teil niedergebrannt. In Signach wurde Arnold während eines Spaziergangs hinterrücks über den Haufen geschossen und starb nach vierzehntägigem Leiden in Zarskoje-Kolodze".

S. 114. Ilja Tschawtschawadses Bestattung, A. Leist in der „Kaukasischen Post" vom 16. (29.) September 1907 (2. Jahrgang Nr. 14).

S. 114 Abs. 5. Über die ossetinische Heerstraße, W. Belck, Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1900 S. 48.

S. 121ff. Mitteilungen über die Duchoboren, Gewährsmänner G. Kölle und Adolf Oehrn, vgl. das Buch „Духоборцы (Die Duchoboren)" von P. Birjakow 1908, vgl. Lynch, „Armenia" vol. I. Chapter 7: „Gorelovka und Queen Lukeria" p. 96—117.

S. 122—125 Abs. 1. Die Zitate, entnommen aus W. v. Siemens' „Lebenserinnerungen" S. 200ff., 214.

S. 125 Abs. 3—4, entnommen und zitiert aus einem mir von Herrn G. Kölle zugänglich gemachten, unveröffentlichten Bericht über das Hüttenwerk Kedabeg.

S. 128 Abs. 1. Letzter Satz, W. v. Siemens' „Lebenserinnerungen" S. 214 unten, 215 oben.

S. 130ff. Über die heilige Eiche auf der Annettenwiese habe ich die erste Nachricht im Archiv für Religionswissenschaft III S. 110ff. gegeben.

S. 134 Abs. 1. Rudolf Virchow, Über die kulturgeschichtliche Stellung des Kaukasus unter besonderer Berücksichtigung der ornamentierten Bronzegürtel aus transkaukasischen Gräbern. Aus der Abhandl. d. Königl. Preuß. Akad. d. Wissensch. 1895.

S. 143 Abs. 1. Von A. T. Sinclairs einschlägigen Aufsätzen ist besonders zu nennen: Gypsy and Oriental Music, Journal of American folk-lore, Januar-März 1907.

S. 144 unten. Fr. Hommel, Die sumero-akkadische Sprache und ihre Verwandtschaftsverhältnisse, Ztschr. f. Keilschriftforschung I (1884) S. 161ff.; 195ff.; 323ff.

S. 146. Inschrift von Kölani-Girlan oder Alutschalu: erste Nachricht von Mesrop Sembatianths 1863, A. H. Sayce, The cuneiform Inscriptions of Van (s. zu S. 7 Abs. 4) LV S. 661—663; W. Belck, Ztschr. f. Ethnologie 1892 S. 125f., Nr. 21; Ztschr. f. Assyriol. 1894 S. 346—347; Nikolski S. 120—131 Tafel 30—31.

S. 147. Bewegungen des mobilen Teiles der Expedition, siehe Mitteil. d. Geograph. Gesellsch. in Hamburg Bd. 15 „Zweiter Brief“ S. 2 bis S. 4 Abs. 2.

S. 147 Abs. 2. Empfang beim Katholikos, Mitteil. d. Geograph. Gesellsch. in Hamburg Bd. XV 1899 S. 3.

S. 148 Abs. 1. S. die Anm. zu S. 134 Abs. 1.

S. 149 Abs. 3. Griborjädoffs Drama, russisch Горе отъ ума (Gorje ot umá).

S. 149 Abs. 3. Zur Entführung der Fürstinnen Tschawtschawadse und Orbeliani durch Schamyl teilt mir Arthur Leist mit, daß die Sache sich wesentlich anders zugetragen habe. Die Entführung fand in Zinondali statt, dem prachtvollen Gut des Generals Tschawtschawadse in Kachetien. An einem Sonntag, nach dem Mittagessen, wurde das Haus in Anwesenheit des Generals von 100 Lesghiern umringt und alle anwesenden Damen, unter ihnen die im Text genannten, bis nach Dagestan entführt. Sie wurden dann gegen ein Lösegeld von 40000 Rubel, das Zar Nikolaos zahlte, freigelassen. Der Knabe wurde nicht in den Abgrund geworfen, sondern fiel vom Pferde in den Schnee, blieb infolgedessen in seiner geistigen Entwicklung zurück, war aber ein vortrefflicher Mensch, der ein ziemlich hohes Alter erreicht hat, und ist erst vor ca. acht Jahren gestorben.

S. 159 Abs. 4. Tschapar, eigentlich persisch „Eilbote“, wurde in Transkaukasien allgemein und deshalb auch von uns als Bezeichnung für die Begleitmannschaften gebraucht. Der richtige persische Ausdruck für diese Angehörigen der irregulären Cavalerie ist *ǧulâm*.

S. 159 unten. Krikor, Sempadianths, peverakir sind die neuarmenischen Formen, altarmenisch: Grigor, Sembatianths, beveragir (vgl. S. 525f.).

S. 160 Abs. 1. Inschrift von Ordaklu, aufgefunden von Mesrop Sembatianths. Sayce, Journal of the Royal Asiatic Society Bd. XX 1888 Nr. 60 p. 25ff. Nach Belcks Kopie von mir veröffentlicht Ztschr. f. Ethnologie S. 149, vgl. S. 133. Nikolski S. 106—110.

S. 161f. „Die Niveauschwankungen des Goktscha-Sees“. W. Belck, Globus LXV Nr. 19 S. 301ff.

S. 163 Abs. 2. Die von Bulbuljanths gepflanzten Bäume wieder im Wasser: Mitteil. d. Geograph. Gesellsch. zu Hamburg Bd. XV S. 3.

S. 163 Abs. 4 bis S. 164 Abs. 2. Künstliche Ableitung des Goktscha-Sees in die Zanga. W. Belck, Globus a. a. O., Ztschr. d. Deutschen Morgenl. Gesellsch. LVIII 1904 S. 187ff.

S. 165 Abs. 2. Argistis I. hat, wie ein von der Expedition erworbener, in meinen Materialien S. 45ff. (vgl. 177) behandelter assyrischer Text zeigt, mit Salmanassar III, von Assyrien (783—773 v. Chr.) gekämpft, sein Sohn Sardur mit dem 755—745 regierenden Assurnirari von Assyrien (S. 482). Die Grenze zwischen beiden Regierungen ist unbestimmt, daher die obige Beobachtung ev. von Wert.

Für die Menuas-Dynastie (vgl. S. 13f.) ergibt sich im ganzen das folgende, im zweiten Bande näher zu begründende Bild:

Sardur I. (II.)
|
Ispuinis, bezeugt vor 817.
|
Menuas ca. 810—778 v. Chr.
/ \
Inuspuas — Argistis I. ca. 778—750.
|
Sardur II. (III.) ca 750—733.
|
Rusas I. ca. 733—714.
|
Argistis II. ca. 714—680.
|
Rusas II. ca. 680—645.
|
Sardur III. (IV) ca 645—620
notifiziert Assarbanabal von Assyrien seine Thronbesteigung.
|
Erimenas ca. 620—605.
|
Rusas III. ca. 605—585,
gestorben um die oder kurz nach der Halysschlacht des Jahres 585.

S. 167. Vgl. das zu S. 178 Abs. 2 Bemerkte.

S. 167 Abs. 2. Hauptausgangspunkt und Richtung der armenischen Einwanderung. W. Belck, Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1896 S. 319; C. F. Lehmann-Haupt, „Die Einwanderung der Armenier im Zusammenhange mit den Einwanderungen der Thrakier und Iranier", Verhandl. des XIII. Internat. Orientalisten-Kongresses in Hamburg 1902 S. 133.

S. 167 unten, 168 oben. Keilinschrift von Elar. Erste Veröffentlichung nach Mesrop Sembathanths 1863, Sayce Nr. 36, Nikolski S. 101—105.

S. 168ff. Eine Kanalinschrift Argistis' I. Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1896 S. 309—315.

S. 169f. Große Inschrift von Taschburun, Nikolski Nr. 1 S. 22ff., kleinere (S. 170 oben) ebenda Nr. 2 S. 27ff., dritte (S. 170 Abs. 1) von Bulaqbasch-Pharakot ebenda Nr. 3 S. 29f.

S. 170ff. W. Belck über Vorkommen chaldischer Bauten bei Moses von Chorene, Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1895 S. 605ff.; ferner speziell über Tsolakert und Pharakot und die Auffindung des letzteren in Bulaqbasch s. Belck, „Parakata", Beiträge zur alten Geographie und Geschichte Vorderasiens, Heft 2 1901 S. 83—92.

S. 172 Abs. 1. Zu den persischen Bauten von Erivan vgl. F. Sarre, Denkmäler persischer Baukunst, S. 52f.

S. 174. Daß bei Artaxata Veränderungen der Flußläufe in Betracht kommen, bezeugt ausdrücklich die auf Moses von Chorni gestellte armenische Geographie; vgl. Hübschmann, „Die altarmenischen Ortsnamen" S. 362. Freilich handelt es sich hier nicht um den Araxes selbst, sondern um seinen als Metsaur bezeichneten Nebenfluß.

S. 174. Agathangelus über die Lage des Verlieses, Agathangelus Kap. V, § 55 der Bearbeitung von Langlois, Fragm. Hist. Graec V p. 133 m. Anm. 1.

S. 175. Die Lage von Sanora. W. Belck, Beiträge zur alten Geographie und Geschichte I, 1901 S. 34—40. In diesem und dem Aufsatz über Parakata setzt Belck die Lage von Artaxata, über die er sich nicht näher äußert, als bekannt voraus. Da aber diese gerade das Problem bildet, so mußte oben im Texte gerade umgekehrt verfahren werden.

S. 176 Abs. 1. Hübschmann über Artaxata s. „Die altarmenischen Ortsnamen“ S. 362; 408.

S. 178ff. Eduard Jacobsthal, „Mittelalterliche Backsteinbauten zu Nachtschewân im Araxestale“ mit einer Bearbeitung der Inschriften von Martin Hartmann, Sonderabdruck aus der Deutschen Bau-Zeitung, Berlin 1899, ferner F. Sarre, Denkmäler persischer Baukunst, S. 8—14.

Zu S. 178 Abs. 2 s. Hübschmann, „Naxčavan: ἀποβατήριον?“, Armeniaca Nr. 5, Straßburger Festschrift zur 46. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmännner 1901 Straßburg, S. 73—79.

S. 182—183. Zu Atropatene. In den assyrischen Inschriften wird unter den Gebieten um den Urmia-See eine Landschaft Antirpattianu genannt und eine Stadt Anṭarpati. Der Versuch von Knudton, „Assyrische Gebete an den Sonnengott“, S. 127, dem Rost, „Untersuchungen zur altorientalischen Geschichte“, S. 114, beipflichtet, diese Landschaft mit Atropatene zu identifizieren und entweder die wohlbezeugte Ableitung von Atropates gänzlich auszuschalten oder anzunehmen, daß vielmehr der Name Atropates von der Landschaft auf die Person übertragen sei und dann gleichsam in erneuter Ableitung von dem Personennamen wieder zu ihrer ersten Bedeutung zurückgelangt sei, kann bis auf weiteres nicht als gelungen anerkannt werden. Siehe darüber M. Streck, „Das Gebiet der heutigen Landschaften Armeniens, Kurdestan und Westpersien nach den babylonisch-assyrischen Keilinschriften“, III. (Schluß-)Abschnitt, Ztschr. f. Assyr. XV S. 185ff.

S. 185 Abs. 4. S. G. Wilson, Persian Life and customs, p. 50, bemerkt: The first night we halted at Galin Kaiya, where a colony from Talish were settled in Nadir Shah's time, who still speak the Talish dialect of the Persian tongue.

S. 186 Abs. 4. Walodja, hypokoristische Abkürzung von Woldemar.

S. 193 Abs. 4. Zur blauen Moschee vgl. außer unserer auf O. Manns Aufnahme (S. X) beruhenden Wiedergabe die Abbildungen 24—30 bei F. Sarre a. a. O. Tafel XX ff. sowie die Ausführungen S. 23—32, dort auch die ältere Literatur.

S. 196 Abs. 5. Kronprinz war damals Muhammad Ali, der als Schah vom Januar 1907 bis zum Sommer des Jahres 1909, wo er abgesetzt wurde, seinem Vater Muzaffer ed-Dîn, der am 8. Juni 1896 den Thron bestiegen hatte, folgte.

S. 204ff. Über die marmorbildenden Quellen s. James Morier, A secound journey through Persia Armenia and Asia Minor 1818 p. 284. Er spricht in seiner sonst zutreffenden Schilderung mißverständlicherweise von „indolent waters“. Neuerdings vgl. Curzon, „Persia and the Persian Question“, vol. I. p. 534.

S. 211 Abs. 3. B. Meißner, Falkenjagden bei den Babyloniern und Assyrern. Beiträge zur Assyriologie, herausgegeben von F. Delitzsch und P. Haupt, IV, S. 418—422.

S. 212. Die Schilderung und kunstgeschichtliche Würdigung der mongolischen Denkmäler Marâġas verdanke ich den freundlichen Mitteilungen F. Sarres, s. jetzt dessen „Persische Backsteinbauten“ S. 14f., wo auch die bisherige Literatur angeführt ist.

S. 220f. Über die Mannäer und die Inschrift von Taš-täpä s. W. Belck, „Das Reich der Mannäer“, Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1894 S. 479—487.

S. 223. Hinderkasch, Z. 1 der Inhaltsangabe, hörten wir sprechen, Ändirkasch ist die richtige Aussprache nach Oscar Mann.

S. 225ff. Über Faḫrîqah s. auch H. C. Rawlinson, p. 37 der auf S. 534 zu S. 243ff. genannten Abhandlung. Houtum-Schindler, „Reisen in N.-W.-Persien“ (Ztschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde XVIII. 1883 p. 343) I.; de Morgan, Mission Scientifique en Perse, Série IV.: Recherches archéologiques I, Paris 1896 p. 296 Fig. 173—175.

S. 227 letzter Abs. Westkleinasiatische Felsenbauten: Georg Hirschfeld, Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. d. Wissensch. 1882, S. 1089ff. R. Leonhard, Paphlagonische Denkmäler, 80. Jahr.-Ber. d. Schles. Gesellsch. f. vaterländ. Kultur, Sitzung vom 28. Februar 1902; Die paphlagonischen Felsengräber usw., 84. Jahr.-Ber. d. Schles. Gesellsch. f. vaterländ. Kultur, Sitzung vom 11. Januar 1906.

S. 229 Abs. 3. Kurdische Epen. Oskar Mann, Kurdisch-Persische Forschungen, Abteil. IV. Die Mundart der Mukri-Kurden Bd. III. Teil II: Deutsche Übersetzung der Texte mit einer Einleitung über Inhalt und Form der ostkurdischen Volksepik. Berlin 1909.

S. 240. Dreschen. Eine Dreschmaschine schildert Sir Robert Ker Porter Travels in Georgia, Persia, Armenia, Ancient Babylonia during the years 1817—1820. Bd. 2, London 1822 pag. 89. Ihm wie mir offenbarte sich dabei der eigentliche tiefere Sinn des biblischen „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden".

S. 242ff. Zur Entdeckungsgeschichte der K(j)el-â-schîn-Stele sind zu vergleichen meine Ausführungen „Über die Kelischin-Stelen", Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1893 und S. 396ff., und die meines Reisegefährten, ebenda S. 394—396, und mein Artikel „Die Kelischin-Stele", Sonntagsbeilage Nr. 3 (20. Januar) der Vossischen Zeitung 1895 zu Nr. 33.

S. 242. J. B. Fraser, Travels in Koordistan p. 91 (vgl. Ritter, Erdkunde 9, S. 930—934).

S. 243ff. H. Rawlinson, Notes on a Journey from Tabríz, through Persian Kurdistan, to the Ruins of Takhti-Soleïmán and from thence by Zenján and Tárom, to Gilán, in October and November 1838 with Memoir on the Site of the Atropatenian Ecbatana", Journal of the Royal Geographical Society of London X. 1841 p. 11—64 (158).

S. 245 Abs. 4. Ermordung des Dr. Rosch, W. Belck, „Anatole", Ztschr. f. Orientforschung, in zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. Waldemar Belck und Ernst Lohmann, Freienwalde a. O. und Leipzig 1904, Heft 1. Inhalt: W. Belck, „Die Kelischin-Stele und ihre chaldisch-assyrischen Keilinschriften", Spalte 7 u. 8.

S. 245 Abs. 5. J. Perkins an Fleischer (d. d. Urmia, 12.—17. Oktober 1853) Ztschr. d. Deutschen Morgenländ. Gesellsch. LVIII S. 601ff.

S. 246 Abs. 2 u. 3. La stèle de Kelichin par J. de Morgan, Directeur Géneral des Fouilles d'Égypte, et V. Fr. Scheil, O. P., Membre de la Mission du Caire im „Recueil des Travaux relatifs à la philologie et l'archéologie égyptiennes et assyriennes", Vol. XIV 153—160. Ferner vgl. J. de Morgan, Mission Scientifique en Perse VI, Recherches archéologiques. I. Partie, Kap. 7, La stèle de Kelichin, p. 216—283.

S. 248ff. Mein Bericht über unsere Erlebnisse auf dem Kelischin weist gegenüber dem ausführlichen von W. Belck in der „Anatole" (s. zu S. 245 Abs. 4) Spalte 13—38 mehrere bewußte und berichtigende Abweichungen auf.

S. 255. Die Gespräche auf weite Entfernungen sachgemäß, wenn auch mit sprachlichen Irrtümern geschildert, „Anatole" a. a. O. Sp. 34.

S. 257 Abs. 2. Ximenez, Vossische Zeitung 14. November 1894.

S. 273. Gefäße aus Urmia, behandelt und veröffentlicht von R. Virchow. Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1900 S. 609ff. und Tafel IX mit fünf Abbildungen, darunter zwei farbigen. — Zum Zylinder aus Gök-täpä (jetzt im Metropolitan Museum in New York) s. meine Materialien zur älteren Geschichte Armeniens. und Mesopotamiens, S. 8—12. Erst nachträglich ist mir bekannt geworden, daß der Zylinder von Rev. Hayes Ward im American Journal of Archeology V 1890, plate XVII und p. 286—291 veröffentlicht worden war.

S. 275f. Die in Urmia umgehenden Gerüchte über den Ẓilleṣ-Sulṭân scheinen zum Teil gefärbt und übertrieben gewesen zu sein. Wenigstens bedeutete jener Lur-Chef — ein eigentlicher Kurde war es nicht — nach Oscar Manns Mitteilungen für die persische Regierung tatsächlich eine wirkliche politische Gefahr.

S. 279 Abs. 5. Felsrelief von Zohab am Felsen Hazar-geri bei Seripul an einem Nebenfluß des Diâla, de Morgan und Scheil, Recueil (o. zu S. 246) XIV 1893, p. 100ff. Mission scientifique en Perse IV 1, 1896, p. 161ff. Ed. Meyer, Sumerier und Semiten in Babylonien S. 24ff. Siegesstele Narâm-Sins: Délégation en Perse, Mémoires. Tome I: Recherches Archéologiques, première série, pl. X; s. u. a. meine Schrift „Babyloniens Kulturmission einst und jetzt", Leipzig 1903/4, S. 19 Fig. 4.

S. 280. Über Totennägel s. R. Wünsch, Antikes Zaubergerät aus Pergamon (6. Ergänzungsheft zum Jahrbuch des Kais. Deutsch. Archäol. Instituts) S. 43f.

S. 283 Abs. 3. Die Goldornamente, meines Wissens unveröffentlicht, die Beschreibung nach ausführlichen Mitteilungen der Missionsmitglieder.

S. 283 Abs. 4. Über die Chalder als Meister der Eisenbearbeitung vgl. vorderhand (Näheres Bd. II) meine Materialien S. 100ff. und meinen Vortrag „Archäologisches aus Armenien", Sitz.-Ber. d. Archäol. Gesellsch., Nov. 1907,

S. 73, 80ff.; Archäologischer Anzeiger 1908 Sp. 55, 61f.; Wochenschrift f. klass. Philologie 1907 Sp. 525f, p. 530.

S. 285. Die größeren und kleineren Bronzeringe der geschilderten Art gehören zum typischen Inventar der ältesten Bronzezeit. Vgl. Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit, Braunschweig 1900. Die größeren, vielfach mit ösenartigen Enden versehenen, werden nach Hubert Schmids Mitteilung als Halsringe, die kleineren als Armringe bezeichnet; besonders die ersteren hat man mehrfach im Einklang mit meiner Vermutung „analog den Flachäxten" als Umlaufsform für das Metall erklären wollen. Die fraglichen Ringe sind sehr verbreitet im Kaukasus, wie in europäischen Depotfunden. Zahlreiche derartige Ringe enthält u. a. der Depotfund von Rossenthin, Kr. Kolberg, Berl. Museum für Völkerkunde. Ein einzelner derartiger Ring ist auch in Ägypten in den Ruinen von Kalnin, einer Ortschaft, die während der 12. Dynastie (ca. 2000—1800 v. Chr.) in Blüte war, gefunden worden.

S. 285 Abs. 3. Wenn ich hier Jonân schreibe, dagegen den Namen des Bischofs von Superghan mit *u* statt *o*, so gebe ich Verschiedenheiten der Aussprache, die zum Teil in dialektischen Schattierungen (S. 310 Abs. 3) ihren Grund haben werden, wieder: *o* und *u*, *e* und *i* scheinen im Neusyrischen vielfach zu schwanken; man hört, und nicht bios im Munde der Europäer oder Amerikaner, Schemôn neben Schimôn, Djelo neben Djilu usw.

S. 287—288. Maclean und Browne, The Katholikos of the East and his people. London 1892. Über die Nestorianer s. ferner Badger, The Nestorians and their Rituals (2 Bde., London 1852) und die betreffenden Artikel in der Encyclopedia Britannica.

S. 290 Abs. 4—5. S. G. Wilson, Persian Life and Customs (Chicago 1896) p. 299.

S. 293 Abs. 1. Zum Übertritt zahlreicher Nestorianer zur russischen Kirche bemerkt mir Oskar Mann, daß dabei auch der „rollende Rubel" wesentlich mitgewirkt habe.

S. 296ff. Über Mr. Labarees Ermordung und deren Vorgeschichte habe ich schon früher in dem Aufsatze „Von der persisch-türkischen Grenze" (Tägl. Rundschau, Unterhaltungsbeilage 1905 Nr. 29 S. 114, Nr. 30 S. 117f., Nr. 32 S. 25f.) gehandelt.

S. 312f. Ker Porter handelt über Guerčin-qal'ah Bd. II p. 593 seines Reisewerkes (s. o.). Daß hier Hulaqu Chans Schätze verborgen gewesen sein sollen (S. 313 Abs. 3), erwähnt auch Wilson, Persian Life and Customs, p. 91.

S. 314 Abs. 1. Bei unseren Reisen auf persischem Gebiete wirkte die aus ältesten babylonischen Zeiten herrschende verwirrende Tatsache, daß es offenbar zwei gleichbenannte Wegemaße gab, von denen das eine die doppelte Länge des anderen hat, vielfach äußerst störend, da man nie sicher war, ob der große oder der kleine Ağač (Meile = Stundenweg) gemeint war.

S. 316ff. Das Felsrelief (arab. ṣurâṭ) von Salmâs geben in mehr oder weniger ungenügenden Abbildungen wieder: Ker Porter, Travels II p. 527; Flandin et Coste, Voyage en Perse IV pl. 104; A. Williams Jackson, Persia past and present p. 60. Während die Abbildung auf S. 317 (vgl. S. X) nur eine Skizze sein will, beruht meine Schilderung auf den genauen Notizen und Messungen, die an Ort und Stelle von mir vorgenommen und aufgezeichnet worden sind. — In der rechten oberen Ecke der Gesamtnische (hinter dem Kopf des rechten Reiters) ist eine kleine viereckige Tafel gesondert ausgemeißelt, vielleicht hat sie eine Inschrift tragen sollen oder wirklich getragen. Unbestimmte Spuren von Inschriften glaube ich auch auf dem ersten Stehenden links zu bemerken, — doch ist gerade bei der wenig ausgesprochenen Form der Pehlewi-Buchstaben und bei dem mangelhaften Erhaltungszustand auf einen solchen Eindruck kein Gewicht zu legen. — Wären wir weniger eilig gewesen, aus Persien herauszukommen, so wäre uns eine benachbarte Felsanlage nicht entgangen, die nach der Beschreibung bei Ker Porter (II p. 600ff.) mit hoher Wahrscheinlichkeit als ein Zeugnis für die Anwesenheit der Chalder in der heutigen Ebene von Salmas anzusprechen ist. Ker Porter erreichte das sassanidische Relief von dem anscheinend nördlich gelegenen Dorfe Tamar aus. Zwei englische Meilen von diesem entfernt, an der Westseite eines in die Ebene von

Salmas einlaufenden Seitentales steht der pyramidenförmige, schwer zugängliche Felskegel Zingir-qal'ah. In $^3/_4$ Höhe fand Ker Porter dort eine aus kyklopischem Gemäuer errichtete Terrasse, von der aus eine Felsentreppe aufwärts zu einer sorgsam gearbeiteten Felsenkammer führt, die von Rauch geschwärzt, ja geradezu lackiert erschiene. Von hier führt eine weitere Felsentreppe auf die Höhe, auf der sich eine in den Felsen gehauene Zisterne befand, deren Aufnahmefähigkeit durch Aufmauerung des Randes erhöht war. Von diesem Reservoir führt auf dem Kamm entlang ein roher Felsenpfad zu einem nach Südosten blickenden Vorsprung, in den eine enge Öffnung gehauen worden ist, durch welche man den steilsten und höchsten Abfall des Hügels überblickt. Trotz seiner Abgelegenheit und Unerreichbarkeit konnte dieser Luginsland doch durch eine Tür verschlossen werden; die für die Drehung dienende Öffnung im Boden sowohl wie die beiderseitigen Vertiefungen für einen Querbalken waren deutlich sichtbar. Ker Porter nahm an, daß diese Anlage dem zoroastrischen Feuerkult gedient habe. Das ist nicht ausgeschlossen. Aber ihre ursprüngliche Bestimmung ist damit schwerlich getroffen. Die Unzugänglichkeit, die Felsentreppen und -kammern, das kyklopische Gemäuer sind ebenso viele sichere Anzeichen einer von Haus aus chaldischen Anlage, eines Forts, das für die Ebene von Salmas dieselbe Bedeutung hatte, wie die Burg von Taschtäpä für das Mannäerland. Der durch eine Öffnung im Felsen gewonnene Ausblick findet sich u. a. auch an der Feste bei Izoly (Kap. XV), die die westlichste aller chaldischen Keilinschriften trägt (S. 7).

S. 319ff. Über das Mausoleum von Köni-šähr handelt von Berchem in dem von ihm verfaßten Abschnitt III („Die arabischen Inschriften") meiner „Materialien" S. 158—160. In der chronologischen Zuweisung auf Grund der kunstgeschichtlichen Merkmale trifft er (vgl. a. a. O. S. 160 Anm. 4) mit F. Sarres mir gemachten Mitteilungen zusammen.

S. 328. Das „Semiramistor" ist abgebildet bei Lynch II p. 156 Fig. 148.

S. 354. Über Söört (ursprünglich Si'ird, daraus zunächst Sö'örd) bringen meine Routiers (Bd. II) noch einige weitere statistische Mitteilungen.

S. 334 Abs. 4. Martin Hartmann, Bohtân. Eine topographisch-historische Studie, Mitteil. d. Vorderasiat. Gesellsch. 1896 Nr. 2 S. 85 (1)—144 (60) und 1897 Nr. 1 S. 1 (61)—103 (163).

S. 341 Abs. 3. Die Landschaft, in der Amid und seine Umgebung lagen, hieß in assyrischer Zeit Zamanu. Zu ihr gehörte auch Till, und die Bezeichnung Thillazamana — Tila Zamani — findet sich noch in der aus dem Anfang des fünften nachchristlichen Jahrhunderts stammenden Notitia dignitatum des Oströmischen Reiches (S. 76 Zeile 21 der Ausgabe von Seeck). M. Streck, der hierauf in der „Orientalistischen Literaturzeitung" (IX 206 S. 345 f.) hingewiesen hat, zieht hierher auch das Telzimâ der syrischen Chronik des Josua Stylites Kap. 87. Das Zama bei Ptol. Buch V Kap. 18 (17) 12 hatte schon Seeck zum Vergleich herangezogen.

S. 343 Abs. 5 Über das attische und das babylonisch-persische Längenmaß s. C. F. Lehmann (-Haupt) „Das altbabylonische Maß- und Gewichtssystem als Grundlage der antiken Gewichts-, Münz- und Maß-Systeme" (Actes du 8e Congrès International des Orientalistes, tenu en 1889 à Stockholm et à Christiania. Section sémitique b) S. 229 (65) ff. und die Tabelle bei S. 244 (18).

S. 356 Abs. 3 Die Durchgangsstelle der Griechen durch den Kentrites hatte, soweit es ohne den eigenen Augenschein im Gelände möglich war, richtig auch bestimmt H. Karbe in seiner Schrift „Der Marsch der Zehntausend vom Zapates zum Phasis-Araxes (nach Xenophons Anabasis III, 3, 6—IV, 6, 4). Historisch geographisch erörtert", (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königstädtischen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1898). In dieser Untersuchung, die unmittelbar vor unserer Abreise erschien, aber mir erst nach meiner Rückkehr bekannt und alsdann im Literarischen Zentralblatt 1900 von mir besprochen wurde, heißt es S. 26 „Der Übergang über den Bohtan-Kentrites wird in seinem unteren Teil angenommen, von Koch etwas unterhalb Sert, vor der Vereinigung des Flusses von Sert oder Bohtan mit dem Fluß von Bitlis, von Layard und Ainsworth unterhalb dieser Vereinigung nicht weit von Till, wo der aus Vereinigung des Bohtan- und Bitlis-Tschai entstandene Fluß in den Tigris fällt. Wir glauben, daß der Übergangsort dort anzunehmen ist, wo unterhalb des Zusammenflusses des Bohtan-

und Bitlis-Tschai von Osten her die Bergstraße (s. Kieperts gr. Karte) durch das Karduchenland (Bohtangebirge auf Kieperts Karte), im Westen das Plateau zwischen Bohtan-Tschai und dem nächsten Tigriszufluß (Yezidkhane-Sou) an den Bohtan herantritt, weil nur hier die Griechen unmittelbar vom Flußübergang in eine Plateaulandschaft gelangten, wie sie IV, 4, 1 beschrieben wird, durch welche sie einen Marsch von fünf Parasangen vom Flusse weg machten. Dort ungefähr wird eine Furt durch den Bohtan-Tschai bezeugt von Col. Shiel (Ritter XI, p. 115), der diese Stelle für die einzig mögliche des Übergangs der Zehntausend erklärt.“ — (Vgl. auch meine Bemerkung Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1899. S. 667, Abs. 2.)

Zu S. 358 Abs. 2 ist mit Rücksicht auf die S. 194 f. aufgeworfene Frage nach einer etwaigen näheren Verwandtschaft zwischen den Georgiern und den Karduchen zu bemerken, daß die Trinklieder der Georgier (S. 109) — nur von diesen kenne ich einige — mit den kurdischen Gesängen keine Verwandtschaft zeigen. Ob sie in musikalischer Hinsicht etwas den Georgiern Eigentümliches sind oder von slawischer Seite beeinflußt sind, entzieht sich meiner Beurteilung. Doch s. Leist a. a. O. S. 319: „An die Stelle der altgeorgischen Musik ist nun schon längst die europäsche Tonkunst getreten.“

S. 360/361. A. H. Layard über Fyndyk, bei ihm „Funduk“: siehe Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon pag. 51. Ed. Nolde über sein Lager beim Dorfe „Zewé“: Reise nach Innerarabien, Kurdistan und Armenien 1892, S. 218.

S. 361 Abs. 2 Oleander für die Pferde und Maultiere gefährlich. Nolde a. a. O. S. 219 Anm. 1.

S. 361 Abs. 2. Layard berichtet über die Felsskulptur bei Finnik, (bei ihm „Fynnyk“), die er in einer kleinen Abbildung wiedergiebt, a. a. O. pag. 54.

S. 365 Abs. 1. Der Löwe mit dem Schwert in der einen Vordertatze, auf dessen Rücken die Sonne ruht, bildet jetzt das persische Reichswappen. Der Löwe unter der Sonne kommt jedoch schon auf Münzen der Seldjukiden-Sultane in Kleinasien im 13. Jahrhundert v. Chr. vor und scheint u. a. das persönliche Wappen des Sultans Kachusrau II. gewesen zu sein. (Siehe Max von Berchem in dem von ihm herrührenden dritten Abschnitt meiner „Materialien“ S. 135 mit Anm. 5, S. 136 mit Anm. 1).

S. 365 ff. Über die Stele Assurnaṣirabals III. von Babil s. Näheres Abschnitt 1 meiner „Materialien“ sub 8 S. 19 ff. Unsere Abbildung S. 367 (vgl. S. XI) bildet einen Fortschritt gegenüber der dort in Tafel 1 gegebenen. Über die Fragmente der anderen Stelen s. „Materialien“ S. 56 No. 36—38.

S. 368 ff. Ṭûr-ʿAbdîn wäre die wissenschaftlich genaue Umschreibung (vgl. S. 525).

S. 370 Abs. 1. Der neu-aramäische Dialekt des Ṭûr-ʾAbdîn von E. Prym und A. Socin. 2 Teile Göttingen 1881.

S. 371. Vom Kaza Midjâd behauptete ein unterer Beamter, es enthalte 360 Dörfer und Städte — einer von mehreren Belegen, s. Bd. II, für das Fortleben der uralten babylonischen Rundzahl 360 im Orient.

S. 374 Abs. 3 Prokop über *Κίφας*: De aedificiis II 44 (ed. Bonn. p. 222, 16).

S. 374 f. Kipani und die Hekatäischen Nachrichten über die Kephenen: siehe Zeitschrift für Assyriologie VII (1892) S. 88 Anm.

S. 376 Mitte. Über Höhlenwohnungen vom Typus Hassan-Kêf und chaldische Felsenbauten s. meine Bemerkungen, Verhandl. Berl. Anthrop. Gesellsch. 1899 S. 598.

S. 377. H. Thiersch über die Ruinen von Hyrkanos' Felsenschloß. Sitz.-Ber. d. Berl. Arch. Gesellsch. Dezember. 1903 S. 49 = Wochenschr. f. klass. Philologie 1904 Sp. 83.

S. 381 ff. Hauptsächliche neuere Literatur über die Lage von Tigranokerta: H. v. Moltke, Briefe aus der Türkei, unter dem 20. Juli 1838 (S. 287 der Original-Ausgabe 1841); H. Kiepert, Über die Lage der armenischen Hauptstadt Tigranokerta, Monatsberichte der Königl. Preuß. Akad. d. Wissensch. S. 164—210 nebst Karte. Mit zwei Exkursen; I. Die Landschaftgrenzen des südlichen Armeniens nach einheimischen Quellen (S. 192—202); II. Über die

ptolemäische Karte des südlichen Armeniens (S. 202—210). — Theodor Mommsen (an H. Kiepert) und H. Kiepert (an Theodor Mommsen) „Die Lage von Trigranokerta" Hermes IX (1875) (S. 129—138 und 139—149). — Eduard Sachau „Über die Lage von Tigranokerta", Abhandl. d. Berl. Akad. d. Wissensch. 1881. — C. F. Lehmann (-Haupt) Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. Mai 1899 S. 488 sub 4. I.; Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. d. Wissensch, Sitzung vom 27. Juli Anm. 3; „Maiafarkin und Tigranokerta", Verhandl. Berl. Anthrop. Gesellsch., Sitzung vom 21. Okt. 1899 S. 600—608, 1900, S. 438f. Anm. 4 und S. 623f. Anm. 2 und besonders: Über Tigranokerta, Verhandl. der 46. Versammlung deutscher Philologen und Schulmännern Straßburg (1901) S. 25—34. — W. Belck, Majafarkin und Tigranokerta (Bericht, datiert Majafarkin 17. Oktober 1899), Ztschr. f. Ethnologie 1899 S. 263—275. — Vgl. ferner C. F. Lehmann-Haupt „Eine griechische Inschrift aus der Spätzeit Tigranokertas", Klio VIII 1909 S. 497ff., sowie Kurt Eckhardt „Die armenischen Feldzüge des Lucullus" Abschnitt I Klio IX (1909) Heft 4 S. 400ff. Abschnitt II, der (ebenso wie III) später in der Klio erscheinen wird, liegt bisher als Berliner Doktordissertation (20. März 1909) unter dem gleichen Titel vor.

S. 382 Abs. 3. Mazaka Strabo XII 2, 7 und 9, C. 537—539, Solinus 45, 4.

S. 383 letzter Absatz. Ptolemäus setzt Tigranokerta auf 76° 45' Länge und 39° 40' Breite (Ptolemäus V, 13, 22). Über die Tabula Peutingeriana s. besonders Sachau a. a. O. S. 51ff.

S. 385 Abs. 2. Auf den Nicephorius und seine Bedeutung für die Lage von Tigranokerta nördlich des West-Tigris hatte, wie ich nachträglich sah, schon Kiepert, Hermes a. a. O. S. 141 hingewiesen, sich aber trotzdem gegenüber Mommsens Autorität schließlich für die südlichere Lage entschieden, obgleich er Mommsens ausweichender Deutung der den Nicephorius betreffenden Pliniusstelle a. a. O. S. 141ff. Anm. 4 seine Beistimmung versagen mußte.

S. 385 Abs. 3—4. Taylor über Arzen: Journal of the Royal Geographical Society in London 35 pag. 26 (mit Plan der Ruinen). W. Belck desgl.: Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1899 S. 414 sub c).

S. 389 Abs. 1. Verschleierung des Hinterhaupts bei der Göttin Kommagene an den Denkmälern Antiochus' I. vom Nemrud-Dagh s. Humann und Puchstein „Reisen in Kleinasien und Nordsyrien", S. 259 und 396.

S. 391 Abs. 4. Die syrischen Namensformen sind: Maiferqaṭ, Maiferqiṭ, Maifurqaṭ, Maiferaqṭa und Maiferqin nach Eugen Mittwochs Mitteilung. Neben der vollen arabischen Namensform wird auch Mufarkin erwähnt. Hübschmann, Die altarmenischen Ortsnamen, S. 308f. unter Nr. 18: Npʿrkert. Dieses war auch die eigentliche Aussprache, die mir neben der Abkürzung Farkin begegnete. Wenn der Stadtnamen, wie auch Hübschmann und Marquardt annehmen (s. unten S. 542 zu S. 504) aus dem Namen des Gaus Nphrkert entstanden ist, so ist diese Form offenbar die ursprünglichere, und die längeren Formen, sowohl die syrischen, wie die arabischen, verdanken ihre Entstehung der volksetymologischen Umdeutung und Anspielung auf die „geteilten Wasser".

S. 392 Abs. 2. Daß der Nymphius der Batman-su, der Nicephorius der Farkin-su sei, was nicht anerkannt werden kann, nimmt Kurt Eckhardt, S. 32 seiner Dissertation, an.

S. 392 Abs. 3 (und 405 Abs. 2). Zum Namen Nymphius, vgl. unten zu S. 405 Abs. 2.

S. 401ff. Zur Schlacht bei Tigranokerta: meine Auffassung der Schlacht (Verhandl. des 46. Philologentages a. a. O.) stimmt in allem Wesentlichen, — eine Abweichungsmöglichkeit ist S. 404 Abs. 3 angedeutet — mit Kurt Eckhardts Anschauungen überein, weshalb auch der von ihm gezeichnete Plan S. 403 übernommen werden konnte (S. XI). Auf die ausführlichen Darlegungen (Abschnitt II Kap. 2—3) seiner Abhandlung sei als Ergänzung zum Obigen hingewiesen. Mit Recht bezeichnet er § 6 den auf Sallust zurückgehenden Bericht des Plutarch als wesentlich besser als den des Appian (Mithr. c. 85) und betont, daß Memnon Kap. 57 und Frontin (Strategemata II 24, vgl. II 114) sich gut zu dem Hauptberichte Plutarchs fügen. Daß Sachaus Vorstellungen von dem Gange der Schlacht im Gelände von Tell Ermen sich mit den antiken Berichten unmöglich vereinigen lassen, und daß so — von allem andern abgesehen — der topographische Befund strategisch und taktisch die Verlegung von Tigranokerta nach Tell Ermen

verbietet, zeigt Eckhardt in § 7 und verdeutlicht es an einem Plane (S. 39 der Dissertation), der die „Schlacht bei Tigranokerta nach Sachau“ darstellt.

S. 404 Abs. 2. Zu den Quellen Plutarchs vgl. noch S. 517f.; 520.

S. 405 Abs. 2. Ob der spätere Name Nymphius mit der Bezeichnung Nymphaeun für den Ausgang des Tigristunnels (S. 461) zusammenhängt? Da der Batman-su noch heute vielfach als der Hauptstrom des Westtigris von den Anwohnern betrachtet wird, so daß der Fluß von Arghana-Diarbekir mehr als ein Nebenfluß oder Nebenarm gilt, so ist es bei der Unklarheit der Vorstellungen über die Flußläufe keineswegs ausgeschlossen, daß man im Altertum annahm, der Batman-su stelle eben denselben Wasserlauf dar, der den Tigristunnel durchfließe und beim Nymphaeum zutage trete.

S. 406 Abs. 2—3. Über die Vorstellung, daß Farkin als Sommerresidenz des Tigranes zu betrachten sei, habe ich zuerst berichtet, Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1899 S 606.

S. 406 Abs. 4. Taylor über Farkin a. a. O. S. 23--25. Gründung durch Nuphar S. 24 Abs. 2.

S. 407 letzter Absatz bis 408 Abs. 2. H. Hübschmann zu Tigranakert, Die armenischen Ortsnamen S. 73ff.: „Den armenischen Berichten wird nur Lehmann (Verhandl. des 46. Philologentages S. 32) gerecht.“

S. 408ff. Für die Wirren nach dem jovianischen Frieden und die griechische Inschrift von Tigranokerta ist zu verweisen auf meine eingehenderen Ausführungen in der bereits angeführten Untersuchung „Eine griechische Inschrift aus der Spätzeit Tigranokertas“ mit Beiträgen zur Textherstellung von U. v. Wilamowitz-Moellendorff und F. Hiller von Gaertringen. Dort findet man auch die Begründung für die S. 416ff. in [ ] geschlossenen Ergänzungen des Textes (Klio VIII S. 503—511) und ebenso für die Zuweisung der Inschrift an König Pap (ebenda S. 511—520). Für die Folge der Quadern und Schichten S. 417 vgl. die (im wesentlichen übereinstimmende) Tafel Klio VIII bei S. 520.

S. 410 Abs. 6. Wie in alter Zeit der Aufgang zum Nordtor der Obermauer bewirkt wurde (geschützte Treppe oder schräger bewehrter Damm?), ist, eben wegen des in islamischer Zeit erfolgten Tor-Durchbruchs in der Untermauer, nicht mehr ersichtlich.

S. 418 letzter Absatz. Die Form Orroene *'Ὀρρωηνή* für Osroene *'Ὀσρωηνή* war bereits bekannt. Die Formen *Κομμαγία*, *Ματία*, *Μελιτία* Kommagia, Matia und Melitia gegenüber den üblichen griechischen Formen Kommag*ene*, Melit*ene*, Mati*ene* legen die Annahme nahe, daß die Endung *-ene* zum Teil noch als das empfunden wurde, was sie wahrscheinlich war, ein in den einheimischen, weder semitischen noch indogermanischen Sprachen Kleinasiens (S. 7) offenbar weitverbreitetes Suffix lokaler Bedeutung. In der Sprache der vorarmenischen Chalder (Urartäer) bildet es speziell Städtenamen, daher auch das griechisch bezeugte *Χαλδίνη* Chaldine genau entsprechend dem Chaldi-na, „Chaldis-Stadt“, der chaldischen Inschriften, d. i. die Hauptstadt des Chalderreiches (mit ihrem eigentlichen Namen Tuspa-na oder Tuspa-patari), das heutige Van.

In den übrigen Sprachen Kleinasiens scheint *-na* vorzugsweise zur Bildung von Ländernamen gedient zu haben, während im Chaldischen diese letztere Funktion dem Suffix *-a* zukommt: *Χαλδία* Chaldie entspricht genau dem Chaldia der chaldischen Inschriften, als einheimischer Bezeichnung des Reiches Urartu. In Kommagia und Malatia tritt uns der ursprüngliche Name des Volkes der Kummuḫ, wie er aus den assyrischen Inschriften seit Tiglatpileser I. (vor 1000 v. Chr.) bekannt ist und die Landschaft, die assyrisch Meliddu, chaldisch Meliṭa genannt wird, in stammhafter Deutlichkeit unmittelbar entgegen (Klio VIII S. 507); vgl. das (oben S. 515) zu Sophanene gegenüber Supani-Sophene Bemerkte.

S. 419ff. Skulptur von Boschat. Erste Nachricht in den Verhandl. Berl. Anthrop. Gesellsch. 1899 S. 488, sub 4. II. Mein Gedanke, daß Corbulo, den Tiridates in Armenien einführend, dargestellt sei (Verhandl. des 46. Philologentages S. 30), mußte — von anderen Bedenken abgesehen — angesichts des kunstgeschichtlichen Befundes, der nach Herzfeld deutlich in die sassanidische, nicht in die arsakidische Zeit weist, aufgegeben werden.

S. 421 Abs. 3. Über den Bischof Marutha und die Gründung der Märtyrerkirche durch ihn s. Hübschmann, „Ortsnamen“, S. 308.

S. 422 Abs. 3. Tenreiro in seinem Itinerario über Farkin. S. Ritter, Erdkunde Bd. 10 S. 95; Bd. 11 S. 68.

S. 422 letzter Abs. Über die Eroberung von Farkin durch die Araber siehe Wâqidi, Apokryphe Geschichte der Eroberung Mesopotamiens, übersetzt von Niebuhr, herausgegeben von Mordtmann, Hamburg 1847 S. 99ff.

S. 422ff. Die arabischen Inschriften und die auf sie gegründeten Schlußfolgerungen für die Geschichte Farkins nach Max van Berchems Bearbeitung der arabischen Inschriften im dritten Abschnitt meiner „Materialien" S. 125—160, Tafel 9—14. Vgl. dort mein Register zum dritten Abschnitt S. 170—177.

S. 424 Abs. 1. Nâṣiri Chusrau über Farkin S. 25ff. der Übersetzung in Schefers Ausgabe. Vgl. M. van Berchem in meinen „Materialien" S. 131 Anm. 4 und S. 133 Anm. 4.

S. 431ff. Kap. 14. Über den Tigristunnel und seine Inschriften s. in erster Linie meine Abhandlung „Der Tigristunnel" in den Verhandl. Berl. Anthrop. Gesellsch. 1901 S. 226—244 und meine „Materialien" Abschn. 1 S. 16—18 und S. 31—44, nebst Fig. 7a, 7b. Vorher vgl. Verhandl. Berl. Anthrop. Gesellsch. 1898 S. 489 (vgl. 488); Berl. Sitz.-Ber. d. Akad. 1899 S. 748; Ztschr. f. Ethnologie 31 (1899) S. 284ff.; Mitteil. d. Geograph. Gesellsch. zu Hamburg XVI (1899) S. 48ff.; Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1899 S. 608ff.; Wiener Ztschr. f. d. Kunde des Morgenlandes XIV (1907) S. 35ff.; Ztschr. f. Ass. XIV (1900) S. 370f.; Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1900 S. 37f.; Berl. Sitz.-Ber. 1900 S. 626, vgl. oben S. 22 mit Anm. 2. Ältere Literatur: Eb. Schrader, Die Keilinschriften am Eingange der Quellgrotte des Sebeneh-su, Abh. Berl. Akad. d. Wissensch. 1885.

S. 436 Z. 2 und passim. Die richtige Schreibung des Flußnamens und der Ortschaft, von dem er den Namen erhält, scheint Zibene und Zibeneh-su zu sein (vgl. u. S. 513 Z. 1). Da aber die Verwechselung mit der Subnatquelle sich an die Schreibung Sebeneh knüpft, so habe ich diese im Text fast durchweg beibehalten.

S. 437. Inschrift C Salmanassars II. am Tigristunnel: „Materialien" Abschnitt I Nr. 21, S. 36ff. mit Fig. 18a und 18b.

S. 441f. Große Inschrift B Salmanassars II: „Materalien" Abschnitt 1 Nr. 20 S. 31—35 nebst Tafeln 2 und 3.

S. 451. Über die Gestaltung des Geländes vor dem Durchbruch des Tigristunnels habe ich zuerst gehandelt Mitteil. d. Geograph. Gesellsch. zu Hamburg, XVI S. 48 Abs. 5.

S. 453 Abs. 3 Die Annalen Salmanassars II., die aus den Inschriften verschiedener Monumente einschließlich der Torbeschläge von Balawat zusammenzustellen waren, bieten A. Amiaud und V. Scheil, Les Inscriptions de Salmanasar II., roi d'Assyrie, Paris 1890.

S. 457 letzter Abs. Die Palasttore Salmanassars II. von Balawat, von Adolf Billerbeck und Friedrich Delitzsch, Beiträge zur Assyriologie und semitischen Sprachwissenschaft S. 1—155, nebst 4 Tafeln.

S. 458 Abs. 2. Taylor, Über eine Keilinschrift im Arghanagebiet, Journal of the Geographical Society 35 p. 36; Huntington über Skulptur und Inschrift beim Dorfe Hilar im Quellgebiet des Arghana-su, Verhandl. Berl. Anthrop. Gesellschaft 1900 S. 141ff.

S. 458ff. Huntingtons Erörterungen über die geologischen Veränderungen in dem Gebiete von Charput und dessen weiterer Umgebung, Verhandl. Berl. Anthrop. Gesellsch. 1900 S. 149f. Während ich oben nur aus seinen Ausführungen dasjenige entnommen habe, was für die historische Zeit unmittelbar von Bedeutung ist, sei hier gleichmäßig auf die sehr wichtigen und interessanten, auf ältere geologische Perioden bezüglichen Darlegungen hingewiesen.

S. 463 Abs. 2. Über den weiteren Verlauf des Byl käleïn-su und seinen Übergang in den Zibeneh-su herrschen nach den vorliegenden Karten höchst unklare Vorstellungen. Ob diese auf Grund meiner Aufzeichnungen und der Beobachtungen anderer Reisender, die dem Flusse weiter gefolgt sein mögen, klargestellt werden können, so daß auf unserer Hauptkarte zu Bd. II der Flußlauf richtig verzeichnet werden kann, muß sich erst zeigen.

S. 464 Abs. 1. Die κλεισοῦραι und Ἰλλύριοις Procop. de aed. 250, 17ff. (ed. Bonn). Vgl. Belcks Hinweis, Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1900, S. 463.

S. 465ff. Befund der Inschrift von Palu. Sitz.-Ber. Berl. Akad. 1900. S. 62 unter Nr. 34.

S. 467 Abs. 3. Inschrift Rusas' II. von Qal'ah bei Mazgerd ebenda S. 625 Nr. 134. — Inschrift von Bağin (altarm. Palin). Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1900, S 572ff.; Abbildung derselben: E. Huntington, Ztschr. f. Ethnologie 33 (1901) S. 176 Fig. 3 Für die Folgerungen, die sich aus beiden Inschriften für die Wanderungen ergeben, vgl. einstweilen den kurzen Auszug aus meinem Vortrag „Die Einwanderung der Armenier im Zusammenhang mit den Wanderungen der Thraker und Iranier", der in den Verhandlungen des in Hamburg 1902 abgehaltenen 13. Intern. Orientalisten-Kongresses (Leyden 1904) veröffentlicht ist.

S. 468 Abs. 2. Über die Rundbogen an Eingängen zu Felsenbauten habe ich gehandelt in meinem Vortrage „Kleinasiatische und griechische Felsenbauten". Sitz.-Ber. Berl. Archäol. Gesellsch. April 1905 S. 26f., s. Archäol. Jahrbuch 1905 S. 115 u. Wochenschr f. klassische Philologie 1905 Sp. 586f.

S 470 Abs. 2. Felsstufen für Anpflanzung; René du Bois-Reymond's Vermutung ist von mir zuerst in den Verhandl. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1900, S. 39 Anm. 2 wiedergegeben worden.

S. 475ff. Über das in Charput erworbene Skulpturfragment vgl. meine „Materialien" S. 60 Nr. 44 und Fig. 36.

S. 476 letzter Abs. Terrassen am Burgfelsen von Charput, nach meiner Aufnahme wiedergegeben Ztschr. f. Ethnologie 33 (1901) S. 207 Fig 34.

S. 477 Abs. 1. Die syrische Inschrift, die ich abklatschte, ist nach Brockelmann die Grabschrift einer türkischen Frau aus dem Jahre 1635 seleucidischer Ära, gleich 1323 nach Chr.

S. 477 Abs. 2. Die arabische Inschrift nach van Berchems Übersetzung und Bearbeitung im dritten Abschnitt meiner „Materialien" Nr. IX, S. 142—146 und Tafel 11.

S. 478. Zur Nero-Corbulo-Inschrift s. Corpus Inscriptionum Latinarum III no. 6741/2 und Nachtrag dazu p. 2328[80].

S. 479ff. Befund der Sardur-Inschrift von Izoli: Sitz.-Ber. Berl. Akad. 1900 S. 624 Nr. 121.

Zu S. 483 s. Ztschr. d. Deutschen Morgenländ. Gesellsch. 58 S. 182—183, aber auch dazu mein Schlußwort (s. o. S. 26) ebenda S. 359—863.

S. 485. Inschrift des Grabmals des Avidius Antiochus, nach E. Huntington von mir herausgegeben in der Festschrift zu Otto Hirschfelds 60. Geburtstag 1903 unter Nr. 2 meines Artikels „Zwei griechische Inschriften römischer Zeit aus Kleinarmenien und Kommagene" S. 402—407. — Hetitische Funde vom Arslantäpä: Messerschmidt Corp. inscr. hetiticarum, Mitteil. d. Vorderasiat. Gesellsch. 5 (1900) Tafel XVI A. B S. 125, Nachtrag ebenda 11 [1900] T. XLVII u. S. 323.

S. 486. Über den römischen Meilenstein CIL. III 6853 und 13642 s. meine Bemerkung Hirschfeld-Festschrift S. 392 Anm. 3.

S. 488. Brücke über den Arabkîrfluß: Taylor Journal of the Geographical Society 35 S. 314, die Inschrift bei Lebas-Waddington Nr. 1814c.

S. 488ff. Über die Qal'ah und die griechische Inschrift von Wank s. meinen Artikel in der Hirschfeld-Festschrift a. a. O. Nr. 1 S. 391—399.

S. 496. Moltke über die Lage von Egin Nr. 59 der Briefe aus der Türkei, d. d. Malatia d. 8. April 1889.

S. 496f. Lage der Feste von Kjemaḫ. Mitteil. d. Geograph. Gesellsch. zu Hamburg XVI (1899) S. 61.

S. 496ff. Die Belege für die Bezeichnung Kamach(a) des älteren Ani s. bei Hübschmann, „Die altarmenischen Ortsnamen", S. 284. Hübschmanns Annahme: „jetzt von den Armeniern vermutlich Gamach gesprochen" trifft, wie im Text gezeigt, nicht zu. Der spätere Beiname, belegbar zuerst zu Ende des 7. Jahrhunderts, wird, wenn die oben gegebene Erklärung richtig ist, aus der Zeit herstammen, wo Ani nicht mehr als eine Residenz, sondern nur noch als Begräbnisstätte der armenischen Könige in Betracht kam. Als solche nennt die Stadt Agathangelos CIX § 133. s. dazu die Anm. auf S. 167 der Übersetzung des Agathangelos von Langois in Bd. 5 von C. Müllers Fragmenta historicorum Graecorum. S. ferner Indjidjean, Storagruthiun Hayastaneaiths (Geographische



Beschreibung des alten Armeniens) S. 7; Ritters Erdkunde, Teil X S. 782ff. Zur Etymologie s. Brockelmann, Ztschr. f. Ass. 13 (1898) S 327f.

S. 499f. Der Chronist Olympius und die Archive von Ani werden genannt bei Moses von Chorni II, Kap. XIV; als Zufluchtsort in den persisch-armenischen Wirren zur Zeit des Probus wird Ani ebenda genannt, Buch II Kap. 70. Kamacha (*Κάμαχα*) als Garnison in byzantinischer Zeit, besonders bei Constantinus Porphyrogennetos, De administratione Imperii, cap. 50 (ed. Bonn 226, 8 u. 22). S. ferner Ritters Erdkunde, Teil IX S. 788ff.

S. 501ff. Für die Belege zu Kapitel 16 ist besonders zu verweisen auf H. Gelzers Einleitung zu seiner Ausgabe des Georgius Cyprius (1900) und auf Hübschmanns natürlich auch Gelzers Ergebnisse verwertende Abhandlung über die altarmenischen Ortsnamen, an den verschiedenen Stellen (s. sein Register), wo er über Sophene, Sophanene usw. handelt. Auch K. Güterbock, Das römische Armenien (S. 20; 527) enthält viel Wertvolles, namentlich auch über die Fälle, wo die Bezeichnungen Sophene und Sophanene jede mißbräuchlicherweise für das beide Provinzen umfassende Gebiet verwendet worden sind. Dagegen irrte Güterbock, wenn er Sophanene dem Tsophkh Šahunvoths, Sophene dem Tsophkh mets der Armenier gleich setzte statt umgekehrt.

S. 502. Die zwiefache Bedeutung der Namen Preußen und Bayern einmal als Bezeichnung von engeren geographischen Begriffen und Provinzen, andererseits von größeren Reichen bietet bis zu einem gewissen Grade eine erläuternde Parallele zu den in Kap. XVI besprochenen grundsätzlichen Schwierigkeiten.

S. 504 letzter Abs. Über die Verwaltungsordnung des Kaisers Mauritius s. H. Gelzer, „Georgius Cyprius“ p. Lff. und Hübschmann, Armenische Ortsnamen, S. 228ff.; 308ff. Marquardts Vermutung („Ērānšahr nach der Geographie des Ps. Moses Xorenacʿi“ S. 161f.), daß der Name Nphrkert, aus dem die Benennung der Stadt Mufarqin, Maiâfâriqîn nach ihm und Hübschmann (S. 538 zu S. 391 Abs. 4) entstanden ist, ursprünglich dem Flusse zukomme, der die Mauern von Tigranokerta bespült, und daß an ihn sich wiederum die Bezeichnung Nikephorius anlehne, trifft schwerlich zu, vgl. dazu oben S. 392 Abs. 3.

S. 505 Abs. 1. Über Kaiser Leo's Anordnungen s. Constantinus Porphyrogennetos de Adm. Imp. c. 50 (ed. Bonn. 226f.): der Anzitene entspricht *Χανζίτ*.

S. 505 Abs. 2a. A. E. Strabo folgt in seiner Abgrenzung Armeniens besonders dem Theophanes von Mytilene, der den mithridatischen Krieg des Pompeius mitgemacht und beschrieben hat (Hübschmann, Ortsnamen S. 217).

S. 508 Abs. 4. Die Gruppen des Taurus nach Sachau, Über die Lage von Tigranokerta, S. 11ff.

S. 511 Abs. 1. Hübschmann setzt Masius = Taurus, Ortsnamen, S. 216f., 295.

S. 512 unten, 513 oben, S. 514 letzter Abs. Über Ṣupâni = Sophene, und den Zusammenhang von (Tsophkh) Šahunvoths mit dem Saḫu(s) der Inschrift von Izoli s. W. Belck, „Zur Geographie Armeniens I, Tzoph,“ Beiträge zur alten Geographie und Geschichte Vorderasiens I, 1901. Zur Sophene im weiteren Sinne gehören in späterer Zeit nach der Ende des sechsten Jahrhunderts entstandenen armenischen Geographie des „Moses von Chorene“ und nach Schriftstellern des zehnten Jahrhunderts das nördlich vom Murad-su belegene Gebiet Ḫozan, in dem die heute Mazgerd, Chozat und Čimišgesek genannten Orte belegen sind. Diese Abweichungen von der Sophene Strabos und dem Königtum des Zariadres beruhen darauf, daß im „Laufe der Zeit sich die Grenzen der Kantone verschoben und neue Grenzen an Stelle der alten traten“. (Indjidean S. 7.) Nur muß man nicht mit Hübschmann, S. 304—305, annehmen, daß das Gebiet von Chozan von der älteren Sophene abgetrennt worden sei, sondern es stellt vielmehr einen Zuwachs gegenüber dem ursprünglichen Begriff der Landschaft Tsopkh Šahunvoths dar. Das wird auch dadurch bestätigt, daß ein Land Ḫuzanu = Ḫozan neben und getrennt von Ṣupâni in der Inschrift von Palu genannt wird; beide Gebietsbezeichnungen gehen also wie so viele andere Ortsnamen in Armenien (Hübschmann, S. 233f) in die vorarmenische Zeit zurück und waren von Haus nicht miteinander verbunden.

S. 516 Abs. 2. Kurt Eckhardt über Lucullს Tigris-Überscheitung: S. 15ff. seiner Dissertation, vgl. dort besonders auch S. 15 Anm. 3. Zu Lucullს Marsch

durch die Sophene sind auch Huntingtons Beobachtungen über die Veränderungen des Geländes (oben S. 459) zu beachten.

S. 518 letzter Abs. Sophene und Ingilene gelten im Jovianischen Frieden beide im weiteren Sinne, s. Hübschmann „Ortsnamen" S. 219 Anm. 4: „Unter Sophene ist hier die westliche Landschaft Thsophkh Šahunvoths am Euphrat, unter Ingilene sowohl Angel-Tun wie Groß-Thsophkh-Sophanene zu verstehen. Kiepert Monatsber. d. Berl. Ak. d. Wissensch. 1873 S. 200; Marquardt Eran. 171 In Sophene war aber auch Anzitene einbegriffen."

S. 519ff. Über die drei großen persisch-römischen Kriege des sechsten Jahrhunderts nach Chr. s. H. Güterbock, „Byzanz und Persien in ihren diplomatisch-völkerrechtlichen Beziehungen im Zeitalter Justinians. Ein Beitrag zur Geschichte des Völkerrechts". Berlin 1903. Über Daras und Marzyropolis s. dort S. 32, vgl. S. 44.

S. 522 Abs. 2. Corbulos Rückmarsch durch andere Pässe, als durch die er gekommen war. Daß der im Text angegebene Weg unter acht möglichen der einzige, ernstlich in Betracht kommende ist, wird von Kurt Eckhardt zu Ende des dritten Abschnitts seiner Abhandlung über „Die armenischen Feldzüge des Lucullus" unter Verwertung meiner und der Expeditionsbeobachtungen, die ich ihm zur Verfügung gestellt hatte, eingehend dargelegt.

S. 522 Abs. 4 Corbulo marschiert durch die regio Tauraunitium: Tacitus Ann. 14, 24. — Eroberung des praesidium Legerda ebenda 14, 25. — Elegerda *Ἠλέγερδα* Ptolemaeus V, 13, 19. Es folgen Mazara und Anzeta = Anzitene (S. 437 Abs. 2, S. 455 Abs. 2, S. 505 Abs. 1).

---

# Berichtigungen.

S. X zur Abbildung auf „S. 187" füge hinzu: es sind „Tatarinnen", richtiger Azärî Türkinnen, aus dem Dorfe Dizäkhälil, nördlich von Täbrîz.
S. 13 passim lies: Assurnaßirabal.
S. 19, Abs. 2, Z. 6 v. u. lies: Arzanene.
S. 53, Abs. 3, Z. 2 statt „XL" lies: XI (vgl. schon S. 528).
S. 61, Z. 10 v. o. statt „südwestlich" lies: südlich.
S. 78, letzter Abs., Z. 1 lies: „Jacobsthal".
S. 104, Z. 6 v. u. statt „Kapitel X" lies: Kapitel XI.
S. 105, Abs. 1, Z. 9 v. u. statt „Kapitel XI" lies: Kapitel XIII und XVI; ebenda Z. 5 v. u. statt „Kapitel X" lies: Kapitel XI.
S. 139, Z. 4 v. u. lies: Mesrop Sembatianths, vgl. die Anm. zu S. 159.
S. 146, Abs. 3, Z. 8 v. o. lies: Lalajanths.
S. 172, Z. 2 v. u. lies: Kimmerier.
S. 184, Z. 6 v. u. lies: Parska-Haikh.
S. 212, Z. 3 v. o. lies: eigene.
S. 314, Z. 7, S. 318, Abs. 4, Z. 1 v. o. lies: Ker Porter.
S. 385, Abs. 3 v. o., Z. 8, 12, 14 lies: Arzen; Abs. 4, Z. 1: Arzen-su.
S. 390, Abs. 4, Z. 4 v. o. lies: zum Westtigris hin abfällt.
S. 409, Abs. 3, Z. 6 lies: Kapitel XX.
S. 410, Abs. 3 v. u. Z. 2 lies: islamischer.
S. 500, Z. 2 des Haupttextes statt „von Farkin" lies: von Armenien

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

